



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



END

Kent





Die
Marschen und Inseln

der Herzogthümer
Schleswig und Holstein.

Nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer,
die zwischen Belgien und Jütland liegen.

Von

J. G. Kohl.

in tenui labor.

Erster Band.

Mit eingedruckten Holzschnitten.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1846.

W^cN^r

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Vorwort.

*Non dubitu, fore plerumque, qui hoc
genus scriptarum levo judicant.*

Aus vielen Vorgängen läßt sich schließen, daß das große Publicum des mittleren Europas, d. h. unseres deutschen Vaterlandes, seine Aufmerksamkeit jetzt mehr als sonst der Meeresküste zuwendet.

Es giebt bereits zwei Punkte am Meere, mit denen unsere Binnenländer durch Eisenbahnen verknüpft sind, nämlich Stettin und Ostende, und die Bahnen zu drei anderen solchen Punkten, Hamburg, Bremen und Triest, werden ebenfalls bald vollendet sein.

Wir Deutschen besitzen vier Seehandelsplätze vom ersten und zweiten Range, die sich größtentheils erst in neuerer Zeit zu dieser Höhe emporgeschwungen haben, und deren Schifffahrt und Verkehr in Folge

der sich jährlich günstiger gestaltenden Verhältnisse in blühendem Wachsthum und steter Ausdehnung begriffen ist. Es sind die genannten Orte Triest, Stettin, Bremen und Hamburg.

Während der letzten 30 Friedensjahre hat sich die Anzahl unserer Handelsschiffe mehr als verdoppelt, und schon reden wir viel von einer deutschen Kriegsflotte, für die wir, was allerdings jedem Dänen, Engländer oder Russen sehr räthselhaft sein muß, bisher beinahe nichts gethan haben.

Meerluft weht nach Deutschland von vier Seiten herein, nämlich vom adriatischen Meere her, wo wir durch die Genossin unseres Bundes, Triest, die Erben Venedigs geworden sind, — vom schwarzen Meere, wohin unser größter Strom sich wendet, dessen Mündungen wir gern in anderen Händen sähen, — von der Ostsee, auf der wir einst zur Zeit der Hanse herrschten, und wo Preußen, der Nachfolger der Hanse, unser Interesse vertritt, — und endlich von der Nordsee, die uns unmittelbar mit dem großen Ocean und den großen Weltinteressen in Verbindung setzt.

Da die Donaumündung uns ziemlich fern liegt, da wir das adriatische Meer, so zu sagen, nur mit einem Zipfel berühren, da die Ostsee ein Binnenmeer ist, in die Nordsee dagegen unsere drei gro-

fen Ströme, der Rhein, die Weser und die Elbe, gehen, so ist es keine Frage, daß die Leute, welche in unseren Bergen und an den Quellen dieser Ströme wohnen, auf jenen Theil unserer Gewässer ihre Blicke vorzugsweise gerichtet haben, weshalb sie auch jenes Meer das deutsche nennen.

Zur Zeit Napoleon's und seiner Continentalsperrre waren wir binnenländischer als je. Sowie die ganze Welt, so sind auch wir seitdem, so zu sagen, immer oceanischer geworden, und jene unsere Nordostküsten sind eben diejenigen, von denen aus unsere Blicke in die oceanische Welt hinaussehnen. Jenseits jenes Meeres wohnen die Beherrscher der Meere, die Briten, und weiterhin die nordamerikanischen Republikaner. Viele Tausende unserer Landsleute wenden sich jährlich diesem Meere zu, um von da aus in der oceanischen Welt sich ein neues Vaterland zu suchen. Unsere Historiker, z. B. Lappenberg, der die alte, durch die Angelsachsen vermittelte Verbindung unseres Vaterlandes mit England behandelte, — Sartorius, der die Geschichte des Hansabundes schrieb, — unsere Naturforscher und Geographen, z. B. v. Humboldt, der über die zu jenen Meeren herabsteigenden nordgermanischen Ebenen viel Neues offenbarte, — Berghaus, welcher

Karten von der alten Küstengestaltung jener Gegenden entworfen hat, sind vielleicht auch jenem oceanischen Impulse gefolgt und haben die öffentliche Aufmerksamkeit noch mehr auf die bezeichnete Gegend gelenkt. Auch unsere Dichter sind nicht zurückgeblieben, und seitdem Heine seine „Lieder an der Nordsee“ sang, sind nicht wenige „Schiffersagen“ und „Eenovellen“ aus jenem Meereswinkel hervorgetaucht und haben das deutsche Publicum wie Sirenengesang erfreut. Unsere Zeitungen (z. B. die Augsburger) sind jetzt mehr als je mit Nachrichten und Correspondenzen von den Mündungen der Elbe und Weser wohl versehen, und es sind in jenen Gegenden selber neue Zeitungen, z. B. die Weser- und Bremer Zeitung begründet worden, welche an der innigern Verschmelzung des nordseelischen Deutschlands mit dem binnenländischen arbeiten. Ja selbst unsere Aerzte zeigen sich den kalten Meereswellen freundlicher und weisen ihre Patienten mehr als sonst an die frische Meeresküste zur Genesung. Nie sah man so viele Bewohner des Thüringer und Schwarzwaldes, des Erzgebirges u. s. w., in den Meeresbrandungen bei Ostende, Scheveningen, Norderney, Helgoland und den anderen zahlreichen Badeplätzen der Nordsee untertauchen, wie jetzt.

Wenn die öffentliche Aufmerksamkeit etwmal erst im Großen im Gange ist und sich nach einer Seite gerichtet hat, so pflegt dann selbst die unbedeutendste Kunde von daher willig aufgenommen zu werden, und so mag denn auch die folgende ethnographische Skizze von der Nordsee einige Hoffnung haben, nicht als völlig überflüssig zu erscheinen.

Der Verfasser schildert darin freilich nur einen kleinen Theil der von Deutschen bewohnten Länder an der Nordsee; indes ist es gerade der Theil, der bisher am meisten vernachlässigt wurde, und dann hängt auch das einzelne Kleine selbst so innig mit dem großen Ganzen zusammen, daß man, diesen Zusammenhang immer im Auge behaltend, im Einzelnen das Ganze schildert.

Zwar enthalten diese Skizzen nichts weniger als eine umfassende Darstellung der auf dem Titel angezeigten Landstriche, es sind vielmehr nur einzelne Bemerkungen, wie sie sich gelegentlich auf der Reise und auf kleinen Meerfahrten darbieten. Aber selbst solche Fahrten bieten des Charakteristischen so viel, daß man, wäre dies nur Alles aufzufassen und in's rechte Licht zu stellen, schon etwas Nützliches gethan hätte.

Da das Wesen der Länder, oder eine Reise,

ja nur ein Schritt in ihnen, nicht verstanden werden kann ohne mancherlei Vorkenntnisse, und da auch ein Schriftsteller sie nicht zu schildern vermag, ohne eine gewisse Vorliebe für sie zu empfinden, so gehört selbst eine so unbedeutende Sache, wie es die Schilderung von Durchflügen solcher Länder zu sein scheint, zu den schwierigen Aufgaben.

Man muß die Sprache des Landes verstehen, man sollte die damit zusammenhängenden Nachbarländer wenigstens einigermaßen kennen. Man darf sich nicht damit begnügen, bloß zu erzählen, was man selbst im Lande gesehen oder gehört hat, vielmehr um dieses richtig deuten und an seinen rechten Platz stellen zu können, kann man eines weitgehenden Studiums und einer umsichtigen Lectüre der Resultate der Forschungen Anderer nicht entbehren. Man muß eine Art Beruf zu seiner Arbeit haben, sowohl einen allgemeinen Beruf zu dem Genre von Arbeiten, dem man sich widmet, als auch einen speciellen zu der eben vorliegenden Arbeit.

Obwohl nun die allgemeine und specielle Befähigung des Verfassers zur Schilderung eines Landes erst aus dem Buche selbst hervorgehen kann, so mag es doch gut sein, wenn er selbst gleich im Voraus seinem Leser etwas darüber sagt.

Ich will mir in dieser Beziehung so viel zu sagen erlauben, daß ich erstlich mitten in jenem großen Länderstriche, von dem die hier beschriebenen Marschen und Inseln einen Theil ausmachen, nämlich an der Mündung der Weser, meine Jugend verlebte, daher schon frühzeitig mehre Striche jener Erdgegend zu sehen bekam und ein großes Interesse für sie gewann, daß ich später zwei Mal die belgischen und ein Mal die holländischen Niederlande bereist, sowie auch die Mündungen der Elbe mehrfach besucht habe, daß ich einige der in jenen Gegenden gesprochenen Sprachen einigermaßen verstehe, und daß ich außerdem durch Studien und Lectüre stets bemüht war, meine Kunde von den hier berührten Ländern so viel als möglich zu erweitern, um das auf den kleinen Reisen, die ich machen und die ich beschreiben wollte, sich mir Darbietende besser zu verstehen.

Dies Alles ist freilich nur wenig im Verhältniß zu dem, was ein Schilderer der schleswigschen und holsteinischen Marschen und Inseln wissen sollte. Allein jedenfalls kann ich mich dessen getrösten, daß ich von jenen Ländern mehr erfahren habe als mancher andere meiner Landsleute, der stets in seinen Bergen blieb. Alle Schriftsteller entwerfen ja ihre Werke nur für Die,

welche von den darin beschriebenen Ländern noch weniger wissen als sie selbst.

Diejenigen nun, welche wenig oder gar nichts von fremden Ländern wissen, thum gut, still zu schweigen und nichts über sie zu publiciren; Diejenigen aber, welche durch Studien und Forschungen tief in die Kenntniß der Länder und Völker einzudringen vermochten, sind die beneidenswerthen Lehrer der Menschheit. Zwischen Beiden stehen in der Mitte Diejenigen, welche etwas mehr verkünden können als Andere, und auch diese dürfen sich etnige Hoffnung machen, ein Publicum zu gewinnen und ihren Platz in der Reihe Derer, welche sich nützlich gemacht haben, angewiesen zu erhalten.

Wagen, bei Dresden,
am 1. April 1846.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Auf der Seeft	1—17
Der Name Marsch. — Das Geschenk der See. — Entstehung der Marschen. — Delta, Länder. — Nordseemarschen. — Marsch und Seeft. — Marsch und Seeftbewohner. — Oppositionen. — Seeftfürsten und Marschvölker. — Holländer und Italiener. — Nordfriesen. — Friesisch und Plattdeutsch. — Holländisch und Hochdeutsch. — Friesenthämmer und Friesensprache. — Der Gräbelsessel. — Der Wappenspruch.	
II. In der Marsch	18—43
Der erste Friesen. — Gränze zwischen Marsch und Seeft. — Marschwege. — Anblick der Marschen. — Watten. — Die Häuser der Marsch. — Hansflammer. — Friesen. — Deiche. — Gräben und Canäle. — Beständen der Deiche. — Der Deichwarter. — Lehnungen und Höfster. — Marschbildung. — Gräberfolge. — Eindeichung. — Schwierigkeit derselben. — Rüge, Volter, Groden. — Einvoogungen. — Koog, Interessenschaften. — Detvooprie Rüge. — Deichkosten. — Gestalt der Deiche. — Die Kappe.	

— Vor- und hinterliegende Rde. — Deichlasten. —
Deichverband. — Die Dagebüller Deiche. — Zu-
sammenhängendes Netz.

III. Uebergang zu den Inseln 44—60

Alluvionen. — Verlorene Landschaften. — Die
Schrecken des Meeres. — Wasserfluthen. — Randrän-
kelse. — Große Fluth. — Wasser- und Feuerrathe.
— Winterfluthen. — Friesische Heimathsliebe. —
Inselkranz. — Die Halligen. — Friesische Inseln. —
Ueberfahrt. — Reisegesellschaft. — Der feste Ball.
— Inselnriesen. — „Sie haben 2700 erschlagen.“ —
Abnehmen der friesischen Schifffahrt.

IV. Die Insel Föhr 61—70

Wyl. — Das Seebad. — Keine Thürschlöffer. —
Eittenparadies. — Reinlichkeit und Ordnung. —
Ofenlack. — Die Brücke. — Gedämpfter Enthusias-
mus. — Eigene Erfahrungen. — Ungarische Sicherheit.

V. Ein Schiffervolk 71—82

Die Inselriesen, ausgezeichnete Schiffer. — Schles-
wolg'sche oder friesische Matrosen. — Schifffahrt-
schulen. — „Kletze“ und „große Fahrt.“ — Anzahl der
Ordnungsfahrer. — Abnahme derselben. — Schifff-
fahrt und Ackerbau. — Abnahme der Schifffahrt.
— Die Windrose auf dem Föhrlande. — Seemanns-
sche Anbrüche.

VI. Die Dörfer im Inneren 83—111

Die Marsch- und die Geesthälfte der Inseln. —
Inselverkettung. — Vorliegende Inseln. — Vorpos-
ten im Meer. — Inseln „treiben“ lassen. — Geest-

dörfer. — Entstehung der Inseln. — Der Westen der Insel Idhr. — Osts- und Westland. — Das friesische „um.“ — Individuelle Anschauungen der Reisenden. — Die Dörfer des Westens. — Bäume im Sturme. — Nord- und Weststürme. — Baumstumpfe. — Schutz im Winde. — Künstlicher Schutz. — Inselgarten. — Holzarmuth und Holzverrogate. — Norwegische Holzzufuhr. — Kollsteine. — Wallfischknochen; Ballfaden. — Salzger Torf. — Mist als Feuerungsmaterial. — „Denbras.“ — Matrosenkleidung. — Schiffer als Hirten. — Hochdeutsche Phrasen. — Stufenfolge der Kenntniß des Hochdeutschen. — Hochdeutsche Bibeln und Gesangbücher. — Das Hochdeutsche, die heilige Sprache der Friesen.

VII. Die Schiffscapitaine 112—122

Lebensgeschichten. — Der alte Capitain und seine Wohnung. — Die beiden Hauptzimmer. — Rococomöbeln. — Urtheil eines alten Capitains über die Neuzeit. — Neptun's Edhne als Priester der Ceres. — Seeabenteuer. — Fahrt um das Nordeap. — Eiseisen. — Belebendes Thauwetter.

VIII. Die Wallfischfänger 123—147

Das Schilderhaus des Schiffsjungen. — Die Beräthter des Wallfisches. — Das Festigen der Harpune. — Der harpunte Wallfisch und seine Mandver. — Die Flucht in die Kiese. — Erfordernisse einer guten Harpune. — Ingentlöse eckimo-englische Harpune. — Schwimmkraft und Ethode des Wallfisches. — Flucht unter das Eis. — Aufsuchtstätten des Wallfisches im Wiser. — Wallfischlauf. — Ver-

lorene Bente. — Der Lob und Lobesdampf des Wallfisches. — Aufschreiben' des Speckes. — Die Erben des Fisches. — Das Wallfischjunge. — Wallfischmutterliebe. — Jagd eines Mutterwallfisches. — Das Junge als Rbber für die Mutter. — Wallfischmilch. — Schwimmbildung der Wallfische. — Rrischer Fang. — Der tätowirte Wallfisch. — Das Reisen des Fisches.

IX. Die bedmirte Bevölkerung und ihre Kirchhöbe 148—170

Unglückliche Wallfischjagden. — Zerrißene Familienkreise. — Die Witter des Schiffers. — Schifferswittwen. — Schwarze Tracht der Frauen. — Krausernde Weiber. — Abschiedscene. — Ein Thema für einen Maler. — Matrosenbräute. — Der Petritag. — Gute und schlechte Schiffsnachrichten. — Eine Matrosenmutter. — Drei verlorene Söhne. — Reputun's Dreijack. — Grabmonumente. — Der Stimmelschafen. — Das Schiff auf den Grabsteinen. — Gräber für friefische Ehepaare. — Die vom Wasser Abgeforderten. — Das bestellte Haus. — Das Heirathen der Wittwen. — Wehklagen bei den Leichen. — Die „Sörgewüffe.“

X. Ein Gerhard Dow 171—179

Portralt der Frau Z. — Die Alte und ihr Better. — Keulichkeit des Hauswesens. — Die Friedenspfefse. — Ein Koffer als Andenken. — Eine Hommel. — Sonntagnachmittagspsalm. — Blumenpflege.

XI. Die Jüten und der Ackerbau 180—196

Rationalbewußtsein. — Ein Dalmatier. — Einwanbernde Jüten. — Deutsche und jütische Bewegung.

— Jüdische Ansiedler. — Urtheile über die Jähen. — Vernachlässigung des Ackerbaues. — Schafracen. Schafwilde. — „Seidbente“ Schafe. — Die Schafmelker. — Die Schafe im Winter. — Die Westküstenfels und die Färder. — Marschenten. — Die Entenzucht. — Wette Verbreitung der friesischen Entenzucht.

XII. Der Entenfang 197—207

Die Stationenplätze der Jugenten. — Bogelsojen. — Die Pfaffen. — Lockvögel. — Die Enten auf dem qui vivo. — Die Conliffen. — Die überliffeten Enten. — Das Ldbien der Enten. — Dauer der Fangzeit. — Verbreitung der Rojen. — Herbst- und Frühlingseenten. — Entenwächter. — Inblantische Entenjäger.

XIII. Tauf- und Familiennamen 208—224

Uraite deutsche Namen. — Alte friesische Namen. — Zurücktreten der alten Namen. — Namenssystem. — Patronymica. — Jürgen Folquerts und Folquert Jürgens. — Leitende Principien. — Folquert Arvs senior, Jung Folquert Arvs, Folquert Arvs junior. — Friesische Stammbäume. — Umänderung der Namen. — Die drei Namen der Friesen. — Gesetz und Sitte. — Mette Letensen, geb. Jensen. — Familiennamen des Adels. — Gesellige Vorschriften. — Däfrisische Namen. — Stallenische Abbreviationen.

XIV. Das Westerland 225—267

Coast und Jekt. — Westerland: Jähr. — Schleswig und Dänisch. — Inselpolizei. — Dänische Verordnungen. — Statistische Unterlassungshände.

Alte Kirche. — Der Glockenthurm. — Das „Karrinhut.“ — Das „Koresäkershut.“ — Ein Zweiglein am Baume der Eittengeschichte. — Dorfkirchen im Norden und Süden. — Kirchenschmuck. — Die friesische Normalelle. — Altenglische Kirchen. — „Du“ und „Sie“. — Aristokratie des Alters. — Der Prediger und die Gemeinde. — Kiefengrab. — Waldeemar Ritterdag's Lagerhüt. — Parteilung der Alterthumsforscher. — Burg oder Viehtränke? — Claus Limbeck's Burg. — Die einzelnen Theile des Baues. — Die Sage von Claus Limbeck. — Pro und Contra. — Kreisrunde Wälle. — Mangel an Steintrümmern. — Widerlegung der militärischen Hypothese. — Friedliche Natur des Werkes. — Widerspruch der Localität. — Die Burg eine Thingstätte. — Erdarbeiten als älteste Monumente.

XV. Das Fensteru. 258—275

Nachtbesuche. — Fensterbarricade. — Die Pollzet und Amor. — Interessante Situation. — Die halbgeöffnete Thür. — Vermummte Halbdunkelgänger. — Begegnung. — Strichweises Vorkommen des Fensters. — Friesische Männer und Frauen. — Der Gang der Friesinnen. — Conservirung des Leinte. — Der Schleiter der Friesinnen. — Nationale Frauentracht. — Veraltete Tracht. — Der königliche Besuch. — Einfahrt in den Hafen. — Dänisches Nationallied.

XVI. Friesen und Engländer. 276—290

Der friesische Gruß. — Alte Privilegien und Eitten. — Gentlemanly. — Eine Feuerbrunst. — Angelsächsische Forschungen. — Das Mutterland

der Engländer. — Friesische Elemente in Englands Blut. — Die Völkerwanderung und die Friesen. — Unterdrückung der Friesen. — Colonisten und ihre Mutterländer. — Stillschweigen der Sage. — Der Hengst und Horsa. — Schuleramen über Hengst und Horsa. — Der Riesenbaum Englands und seine Wurzeln.

XVII. Schulbesuch. 291—300

Estellung der holsteinischen Schullehrer.. — Mathematische und historische Kenntnisse. — Das Völkermagazin. — Schulaufgaben. — Unterricht im Hochdeutschen. — Das Plattdeutsche als Vorläufer des Hochdeutschen. — Geschichte der hochdeutschen Schriftsprache. — Sprachproceffe. — Dorfbibliotheken. — Das „Schapkästlein.“

XVIII. Die Halligen 301—367

Die Phantasie und der Wallfisch. — Poetische Blüten von den Halligen. — Windstille. — Seehunde. — Blick auf die Seefarte. — Untergegangene Orte. — Glockengeläute unter dem Meere. — Das Brennen der See. — Luftspiegelungen. — Das aufstauende Helgoland. — Flucht ins Boot. — Wolkenphänomene. — Bild der Halligen. — Die Schloten. — Brückenbau auf den Halligen. — Bildung der Schloten. — Die Halligmänner. — Verödung der Halligen. — Heimathliebe. — Heuernte. — Pferdeeingführung. — Sommerfuthen. — Ebbe und Fluth. — Unterbrochener Gottesdienst. — Irrige Vorstellungen. — Wurthügel. — Ein Wurdorf. — Doppelte Wassernoth. — Regenwassermagazine. — Henschaber als letztes Rettungsmittel. — Trägheit der

Galligriesen. — Galligschafe. — Ueber Mäßigkeit. — Thee- und Kaffeeunsch. — Eine Stättenreform. — Mangel an Industrie. — Branntweinverbrauch. — Der Mäßigkeitsverein. — Lob dem Branntwein! — Die jhitschen Knechte und der Branntwein. — Traurige Zukunft der Insel Hoge. — Adsterliches Inselleben. — Ein Galligprediger. — Zahlungweise der Kirchensteuer. — Avancement der Prediger. — Empfang des Predigers. — Freundlichkeit der Insulaner. — Liebesdienste der Gemeinden. — Ein Galliggärtchen. — Die Inselkirche. — Die Schule. — Predigerchroniken. — Schwierige Inselcommunication. — Wiesenwirthschaft. — Verloosung des Düngers. — Tierernte. — Der Wirtskirchhof. — Der Genius der Fortsdrung. — Der Knochenberg. — Abschied von Oland. — Frisches und mattes Leben. — Rückfahrt nach Wyl.	
---	--

Auf der Grest.

Gegen Mittag hatte ich endlich den inneren heiderreichen Kern des nordalbingischen Landes, welches man das Herzogthum Schleswig nennt, durchbrochen und erreichte bei dem Flecken Bredstedt das schmale, niedrige, fruchtbare Küstenland auf der Westseite — die nordfriesischen Marschen*).

*) Der Name Marsch hängt wohl mit dem Wort „Meer“ zusammen und bedeutet „meerisches Land.“ Auch das französische Wort „marais“, das deutsche „Morast“ und das italienische „maremma“ mögen gleiche Verwandtschaft und gleiche Etymologie haben.

So wie die Marschen im Allgemeinen, so hat auch der Name fast jedes einzelnen der Marschländer und Marschdörfer irgend eine Beziehung zu der Eigenthümlichkeit der Marschen, als niedriger, aus dem Wasser hervorgegangener Länder, obwohl auf den ersten Anblick diese Namen ganz verschieden und fremdartig klingen. Holland z. B. ist ohne Zweifel abzuleiten von „hohles Land.“ Das Wort „hohl“ wird hier sehr oft bloß für „niedrig“ genommen; so sagt man z. B. auch bei sehr tiefer Ebbe, die See sei „sehr hohl.“

Kohl, Marschen u. Inseln Schleswig-Holsteins. I. 1

Diese Marschen sind ein Geschenk der See, das sie aus dem feinen Material, welches die Elber, die Elbe und andere Flüsse aus dem Inneren des Landes heranzuführen, gebildet hat, indem sie dasselbe an die Küste warf und dort zu Inseln und fetten Schlammhängen aufhäufte, die nachher der Mensch durch Bedelung sicherte und durch Bebauung benützte.

Etwas Ähnliches wie diese Marschbildung findet sich an den Mündungen fast aller großen Ströme. So haben die Mündungen der preussischen Flüsse ihre fetten Niederungen, die Danziger, die Memeler, die Elfter Niederung; so haben der Po, der Nil, der Ganges, der Rhein ihre Delta-Länder. Die großartigsten Marschen und Nussniederungen der Welt giebt es wohl an den Mündungen und längs den Ufern der großen Flüs-

Friesland, von „Frese“ oder „Fries,“ d. i. schmale Rante, worin die Beziehung der Marsch zu der Geest als einem schmalen Hochlande angedeutet ist.

Land Wurten, d. i. das Land der Wurtsteden, d. h. der Leute, die auf hohen Wurtten (Marschhügeln) in flachem Lande wohnen.

Land Rodingen oder Rajedingen, von „Raje,“ was gleichbedeutend mit „Roog,“ der Geest, ist. Rajedingen, d. h. ein gedecktes Land, also so viel als das Roogland.

Dithmarschen, d. i. die dänischen Marschen. Stormarschen, d. i. die Marschen der Stör.

Das Ohland (fälschlich das Ohle oder Alte Land genannt) von D. s. v. als Insel. Ohland also Inselnd, was alle Marschländer ursprünglich waren.

Übersiebt, d. h. die Stätte an der Elber. Es ist darin also angedeutet, daß das Land aus der Elber hervorgegangen sei.

amerikanischen Ströme, des Marañon, Orinoko. Diese Marschen beschreibt Humboldt. In ihren fetten Schlamm verkrüppeln sich eifswellen noch die Krokodile und andere Lathiere. Der Himmel weiß, ob hier dereinst eben solche blühende Marschlandschaften erstehen werden.

In Nordamerika sind sie und da, z. B. am Mississippi, Marschstriche in Angriff und Abau genommen worden, z. B. ein sehr großer im Staats Illinois, der den fettesten Schlammboden haben soll. — Die Amerikaner nennen diese fetten Gründe „Bottomgrounds“ (Bodengründe oder Niederungen). Wie interessant wäre eine Vergleichung der bebauten Marschen der großen chinesischen Ströme mit unseren Nordsee-Marschen.

Doch giebt es Flüsse, die kaum eine Spur von Marsch- oder Delta-Bildung an ihrer Mündung zeigen. Dies kann von zwei Ursachen herrühren, entweder davon, daß der Fluß wenig oder gar kein feines Material mit sich führt, oder davon, daß die Küstenbildung zum Ansehen dieses Materials nicht günstig war.

Die Newa z. B. ist ein sehr klarer, schlammloser Fluß, der einem großen See entquillt, — die schwedischen Flüsse fließen meistens durch sehr feste Granitbetten, und diese Ströme zeigen daher kaum einen Anfsatz zur Bildung von Marschen. Es giebt andere Flüsse, die das Meer an einer sehr hohen gelegigen Küste erreichen, wo das Wasser gleich von vorn herzu sehr tief ist, und wo daher eine Anhäufung von Material, so viel dessen auch herbeigeführt werden mag, nicht leicht über die Oberfläche des Meeres hervorwächst. Bei den Flüssen Ori-

Chenlands und Spaniens mag dieser Fall eingetreten sein.

Wenn der Fluß viel feines fruchtbares Material mit sich führt und zu gleicher Zeit in seinem unterem Gebiete ein flaches Land erreicht, das sich allmählig unter dem Meere verläuft, so wird die Marschbildung am leichtesten sein. Dies ist bei der Eider, der Elbe, der Weser, der Ems und dem Rhein der Fall. Daher überall an ihren Mündungen der Ansatz so reicher und schöner Marschländer.

Da, wo der Fluß in ein verhältnißmäßig ruhiges Meer gelangt, wird er sein Material größtentheils in der Nähe seiner Mündung, wo er zu strömen aufhört, niedersetzen, und es werden sich daher große zusammenhängende Marschländer, sogenannte Fluß-Deltas bilden.

Der Nil fällt in die südliche Ecke des mittelländischen Meeres, das weder so stürmisch ist, wie die Nordsee, noch auch Ebbe und Fluth und die dadurch veranlaßten mächtigen Strömungen kennt. Seine Marschen bilden daher ein breites, mehr oder weniger zusammenhängendes Delta-Land.

Die genannten norddeutschen Ströme dagegen fallen in: eins der bewegtesten Meere der Welt, dessen Gewässer sowohl durch ursprüngliche Strömungen, als auch durch eine starke Ebbe und Fluth beständig in Aufregung erhalten werden. Auch sind die herrschenden Winde dieses Meeres gerade der Richtung der Ströme entgegen. Die Elbe und die Weser kommen aus Südosten, die herrschenden

Stürme aus Westen und Nordwesten. Sie verschlagen das herangebrachte Material beständig zur Rechten und Linken. — Daher kommt es, daß wir kein compactes Elb- und Weser-Delta besitzen, und daß wir den fetten Flußschlamm weit und breit zerstreut und gleichsam an das Land verspritzt finden.

Ein fetter, vielfach zerrissener Marschstrich zieht sich wie ein grüner Saum überall an den Küsten der Mündungsgebiete dieser Ströme hin, und setzt sich weit nach Norden hinauf hier und dort an Inseln, Halbinseln und Sandbänken an.

Die westlichen und nördlichen Küsten der Länder Schleswig, Holstein, Hannover, Oldenburg, Ostfriesland und Holland sind sämmtlich von diesem grünen Marschsaume umzogen. In den Ländern, die unter dänischem Scepter stehen, erstreckt er sich, von Hamburg an gerechnet, fast 30 Meilen weit. Da kommen zuerst die Marschen zwischen Hamburg und Glückstadt, dann die berühmten Marschen von Krempe und Billker, weiter nordwärts die Dithmarschen, das Land Eiderstedt und endlich die nordfriesischen Marschen, die bis in die Nähe von Ripen in Jütland hinaufgehen. Nordwärts von Ripen wird kein Schlamm mehr angespült, und die jütische Westküste zeigt daher nichts als einen bärren Saum von Sandbänken und Dünen.

Diese Marschen bilden eine besondere Welt für sich. Schon dem äußeren Auge stellen sie sich als eine solche dar. Da die Marsch ein Niederschlag aus dem Wasser ist, und keine von unten wirkenden vulcanischen Kräfte

ihre Niveau zerrissen und gestört haben, so ist sie vollkommen flach und scheidet sich daher scharf von dem ursprünglichen, von Vulcan und Neptun im Voraus gebildeten hügeligen Festlande, das ihr, wie dem Helstsch die Klippe, als Anhaltspunct diente.

Die Marschbewohner, sowohl die in Schleswig und Holstein, als die in Hannover, Oldenburg und Ostfriesland, nennen dieses Hügeland „die Geest“ oder „Gaft.“

Die hohe, hügelige unfruchtbare Geest tritt natürlich in buntgestalteten Vorgebirgen und Landzungen in die flache Marsch hinein, und da das Klastmaterial sich zuweilen auch an schon früher durch vulcanische Kräfte aus dem Meere gehobene Inseln ansetzte, so giebt es auch Inseln, die halb Geest und halb Marsch sind.

Der Gegensatz zwischen Geest und Marsch wird daher hier zu Lande immer besprochen und beschäftigt alle Leute. Einem rechten Marschbewohner gerfällt: fast die ganze Welt in Geest und Marsch. Mir erzählte Jemand, ein Marschbewohner hätte ihn gefragt, „ob Sachsen ein Geest- oder ein Marschland sei.“

Die Marsch ist niedrig, flach und eben, die Geest hoch, uneben und minder fruchtbar. Die Marsch ist kahl und völlig baumlos, die Geest stellenweise bewaldet; die Marsch zeigt nirgends Sand und Felde, sondern ist ein ununterbrochener fetter, höchst fruchtbarer Erdkriech; Acker an Acker, Wiese an Wiese; die Geest ist heidig, sandig und nur stellenweise bebaut. Die Marsch ist von Dämmen und schmergeraden Canälen durchzogen, ohne Quellen und Flüsse, die Geest hat Quellen, Bäche und Ströme.

Ich ſage, alſo ſchon dem künſtlichen Auge ſtellt ſich die Marſch in ihrem ſchneidenden Contraſte mit der Meerfluth als eine eigenthümliche Welt für ſich dar. Mehr noch tritt dieſes hervor, wenn man die moralifchen Verhältniſſe der Bewohner unterſucht.

Die eigenthümliche Beſchaffenheit des Landes macht einen eigenthümlichen Ackerbau nöthig, und dieſer bedingt, ſo wie die Art zu wohnen, ſo überhaupt die Sitten vielfach. Ganz eigenthümliche Kunſt und Kenntniß erfordert die Eindämmung und Vertheidigung des Landes gegen die Angriffe des Meeres, die Errichtung und Erhaltung der Deiche. Dieſe Deichbauten, die dabei vorkommenden Arbeiten, die Schleufenanlagen und die Canalgrabungen zur Ableitung der ſüßen Gewäſſer, erfordern ſo mancherlei Uebung, daß nur ein Volk, das ſeit langer Zeit in einer ſolchen Gegend wohnt, alles dabei Nöthige leiſten kann. Der Reichthum, den die Route in den Marſchen erlangten, machte ſie stolz und freiheitsliebend.

Die Abgültigkeit, ihr Land und ihre Freiheit durch künſtlich veranlaßte Ueberſchwemmungen vor feindlichen Einbrüchen zu ſichern, that dieſer Freiheitsliebe noch mehr Vorſchub, und ſo bildete ſich denn von Holland und den Mündungen der Maas an: bis in die Mitte der cimbrifchen Halbinſel (Dänland): hinauf eine ganze Reihe kleiner, mehr oder weniger unabhängiger Marſch-
Demokratieen, die ſelbſt noch heutiges Tages, obgleich ſie allmählig ihre Souveränität verloren haben, als mit beſonderen Privilegien und Communalrechten begabte Landchen er-

stren. Solche Länder sind in Hannover und Oldenburg: das Land Habeln, das Alte Land, das Land Rebingen, das Land Stebingen, die Landschaft Tever und viele andere, und auf den cimbriischen Halbinseln sind es die oben genannten und einige andere.

In der ganzen Welt pflegen die Bewohner zweier von Natur sehr verschiedener Landstriche mit einander in Opposition zu treten und in einer langen Reihe von Kriegen sich zu bekämpfen.

So stehen in Syrien und Arabien die Bewohner der Sandwüste und die der reichen phönizischen Küste und der fruchtbaren Nil- und Euphrat-Niederungen im Laufe der ganzen Geschichte einander gegenüber. So stritten die griechischen Inselbewohner lange mit denen vom Festlande. So kämpften die armen Schweizer-Alpenhirten mit den großen Herren, die aus dem reichen ebenen Burgund heranzogen. Kurz, wo man hinblickt, ist Wüste und Fruchtländ, Insel und Continent, Berg und Ebene mit einander in Opposition, und so sind es an der Nordsee Marsch und Meer stets gewesen. Doch kamen hier, in umgekehrtem Verhältniß mit der Schweiz, die großen Herren immer von den Höhen, und die Freiheit wurzelte in den Ebenen.

Die Grafen von Holland, die Grafen von Oldenburg, die Fürsten in Lüneburg und Hannover, die Erzbischöfe von Bremen; die Grafen von Holstein, die Herzöge von Schleswig, die Könige von Dänemark und noch Andere haben unzählige Feldzüge in die Marschen gemacht und mit den freien Bewohnern derselben blutige

Kriege geführt, die erst nach langen Jahrhunderten mit Unterbrechung, wo nicht der Freiheit, doch der souveränen Unabhängigkeit derselben eben so endigten, wie die Kriege der Fürsten mit den kleinen unabhängigen Reichsrittern und mit den freien Reichsstädten.

Gewöhnlich pflegt ein besonders gestaltetes Land nicht nur besondere Sitten hervorzubringen, sondern auch schon von Haus aus einem ganz besonderen Volke zum Anhaltspuncte zu dienen. So haben in Böhmen und Mähren deutsche Stämme die Gebirge besetzt, während die Ebenen von Slaven eingenommen werden. So findet man in Corsika im wilden Inneren einen anderen Volksstamm als auf den bebauten Küsten. So giebt es in der ägyptischen Wüste den freien Araber, während in dem ägyptischen Delta der Kopte wohnt.

Dasselbe zeigt sich in der Marsch und der Geest.

Keine Nation hat sich in allen den bezeichneten Marschdistricten wichtiger und größer gezeigt als die der Friesen, und der ihnen verbündeten Holländer. Sie haben einst, wie es scheint, den ganzen großen, weit über 100 Meilen langen, fast ununterbrochenen Marschsaum bewohnt, der sich von der Mitte der cimbriischen Halbinsel bis an die Gränzen von Belgien erstreckt. Ihre Nachbarn im Süden und Westen sind fast auf dieser ganzen Strecke die Deutschen niederländischen Stammes gewesen.

So wie die obersächsischen Deutschen ein wahres Bergmannsvolk sind, so wie sie überall, im Harzgebirge, im Wendlande, im Erzgebirge, in Ungarn und

auch in anderen Ländern, wo es Arbeit für den Bergmann gab, sich colonisirend ausgebreitet haben, so sind die Holländer und die Friesen ein wahres Marschvolk, das man überall zu Hilfe rief, wo es Marschen einzudeichen, wo es Wasserbauten auszuführen gab, und das sich daher in dem ganzen bezeichneten Gebiete verbreitete.

Nach den Holländern und Friesen sind wohl die Italiener als die vornehmsten Marschbewohner und Wasserbaumeister Europas zu nennen. Sie haben ihr Venedig wie die Holländer ihr Amsterdam. Sie haben ihre Maremmen, wie jene ihre Marschen. Sie haben ihr canalisirtes und bedecktes Po-Delta, wie jene ihr canalisirtes und bedecktes Rhein-Delta.

Auch haben die Italiener nach den Holländer-Friesen am meisten über Deich- und Wasserbau geschrieben. Doch in einem Punkte sind sie schwächer als die Holländer. Sie wissen nämlich nichts von Ebbe und Fluth und von allen den complicirten Werken, die dieses Phänomen nöthig macht.

Es scheint mir, als ob die Italiener und Holländer-Friesen sich in den Wasserbau Europas so theilten, daß die Holländer bei allen Wasserbauten des Nordens, die Italiener bei den mehrsten des Südens am meisten thätig sind. Die Hafengebauten in Petersburg, in Kopenhagen und anderen nordischen Städten sind nicht ohne die ersteren zu Stande gebracht, selbst die Bremer Hafengebauten sind noch neuerdings durch sie bewerkstelligt worden. Auch deichten, canalisirten, gruben und schanzten die Holländer fast in allen Zonen der außereuropäischen Welt. —

Italiener findet man dagegen z. B. fast bei allen Wasserbauten in den österreichischen Staaten beschäftigt.

Die Tendenz zur Zerstückelung, welche durch die Beschaffenheit ihres in kleine Parzellen vertheilten und überall angelegten Vaterlandes gegeben war, war indeß der Existenz der friesischen Nationalität schädlich, und als sich große Staaten innerhalb des Gebietes des niedersächsischen Stammes bildeten, unterlag dieselbe der andrängenden Uebermacht der Fremden. Fast überall wurde die friesische Nationalität vernichtet, die Friesen lernten Plattdeutsch und verschmolzen mehr oder weniger völlig mit den Niedersachsen.

Dies geschah in den Marschen der Elbe, Weser und Ems, im Bremischen, Stadtschen und Oldenburgischen, ebenso in Ost- und Westfriesland, wo es nur noch wenige Striche giebt, in denen Friesisch gesprochen wird. Doch mag sich wohl auch hier noch in dem kräftigen freiheitsliebenden Sinn, so wie in manchen anderen Eigenthümlichkeiten der Marschbewohner, friesische Abstammung verrathen.

Am meisten hat sich bisher die friesische Nationalität in denjenigen Marschen bewahrt, denen ich jetzt zureiste, in den schleswig'schen Marschen, und auf den vielen kleinen Inseln, die an ihrer Küste liegen; doch weicht sie auch hier mehr und mehr dem niedersächsischen Uebergewichte.

Im Gegensatz zu West- und Ostfriesland nennt man den bezeichneten, von Friesen bewohnten Landstrich Nordfriesland. Es ist ein kleines Ländchen von etwa 10 Meilen Länge und begrenzt im Süden vor den Thoren

der Stadt Esum und endet im Norden vor den Thoren der Stadt Lönbern.

Der Flecken Bredstedt liegt ungefähr in der Mitte des bezeichneten Strichs und zwar, wie die meisten Flecken und Städte dieser Gegenden, auf der Gränze der Geest und der Marsch, auf einem Vorsprunge oder einer Landzunge, welche von der Geest in die Marsch hinaussetzt. — Er ist eine Art Centralpunct für die Nordfriesen, die daher auch vor einiger Zeit hier ihr Nationalfest gefeiert haben. Nichtsdestoweniger sprechen die Bewohner des Fleckens nicht Friesisch, sondern Plattdeutsch, wie dieß in allen den wenigen Flecken, die es in Friesland giebt, der Fall ist.

Die plattdeutsche Sprache ist mehr ausgebreitet und mächtiger und daher vornehmer als die friesische, die nie Schriftsprache wurde und nur von wenigen Menschen verstanden wird. Die plattdeutsche Sprache ist hier überall die Sprache der Schiffer und des Marktverkehrs, und sie setzt sich daher in den Städten und Marktflecken zuerst fest, um von da aus das platte Land zu erobern. Nur in den entlegenen Dörfern, Bauerhöfen und Inseln wird noch rein Friesisch gesprochen.

Die Sprachverhältnisse in Nordfriesland sind so bunt und interessant, wie nur immer möglich, und ich will gleich im Voraus hierüber so viel bemerken, als nöthig ist, um das Folgende zu verstehen.

Die Grund- und Muttersprache des Volks ist die friesische. Sie weicht so sehr von dem Plattdeutschen, Hochdeutschen und Holländischen ab, daß man sie durchaus

keiner dieser Sprachen als Dialekt zählen kann, sondern das Recht eines eigenen deutschen Hauptdialekts für sie vindiciren muß. Sie weicht von jedem anderen deutschen Dialekt mehr ab als das Holländische und ist einem Ober- oder Niederdeutschen fast eben so unverständlich, wie das Dänische.

Uebrigens fiel es mir gleich bei meinem Eintritt in Friesland auf, daß, bei aller Eigenthümlichkeit ihrer Sprache, die Friesen doch wenigstens ein Wort mit uns gemein haben, welches ich höchst wunderbarer Weise bei allen deutschen Volksstämmen, die ich kennen lernte, ohne Ausnahme gefunden habe. Und zwar ist dieß allen Deutschen gemeinsame Wort nicht ein deutsches, sondern ein französisches. Ich meine das Abschiedswort „Adieu“. Auch die Friesen sprechen beim Abschiede „Atjo“ oder „Atje“ oder „Atjes.“

Wie wunderbar ist es, einen ganzen Haufen sonst so vielstimmig und verschieden denkender Völkerstämme ganz einstimmig auf ein einheimisches vaterländisches „Lebwohl“ verzichten und für eine so alltägliche und gewöhnliche Sache ein Wort aus der Fremde herüber holen zu sehen. Wunderbar und unerklärlich!

Das Christenthum wurde den Friesen von den Deutschen aufgedrungen, die ihnen anfänglich plattdeutsch predigten und lehrten, und danach, als das Plattdeutsche vom Hochdeutschen unterdrückt wurde, hochdeutsch. Gepredigt, gelehrt und geschrieben wird jetzt überall in Friesland in der hochdeutschen Sprache. Und alle Friesen haben daher, aus der Schule wenigstens,

so viel Kenntniß des Hochdeutschen, daß sie den Prediger, die Bibel und das Gesangbuch verstehen.

Das Plattdeutsche verstehen alle die, welche als Schiffer zur See fahren, so wie auch nach dem, was ich sagte, die meisten Bewohner der Marktflecken.

Von Norden her bringt endlich auch die dänische Sprache in Friesland ein. Es kommen von dort in die friesischen Marschen und Inseln viele Einwanderer, die sich dann hier niederlassen und ihrer Sprache etwas Eingang verschaffen.

In dieser Zeit der Eisenbahnen, der Dampfschiffe und der immer weiter um sich greifenden und Alles egalisirenden Cultur, in dieser merkwürdigen Zeit, in welcher man ein Zusammenstürzen aller nationalen Vorurtheile und Verschiedenheiten als nahe bevorstehend ankündigt, und in welcher daher zur Gegenwirkung gegen diese Tendenz alle kleinen und großen Nationen sich erheben und mehr als je hinter den Eigenheiten ihrer Nationalität sich zu verschansen suchen, haben denn auch die Nordfriesen ihr Haupt erhoben und thun ihr Möglichstes, um das ersterbende Nationalgefühl in ihren Stammgenossen anzuregen und zu erwärmen.

Es sind in den letzten Jahren viele kleine und große Broschüren erschienen, um diese Tendenz zu fördern, z. B. „Fünf Worte an die Nordfriesen“ von diesem, „die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen“ von einem anderen Friesen und andere solche Büchlein, bei deren Lectüre man mehr Rührung und Mitleiden empfindet, als Befriedigung und Belehrung gewinnt.

Man sammelt die Volksfagen der Friesen, man arbeitet an einem friesischen Lexikon, man hat sogar angefangen, hie und da einige Bücher in friesischer Sprache herauszugeben. — Kurz man verfährt in den friesischen Marschen ganz so, wie in den kroatischen, kyrilischen und slavonischen Gränzgebirgen, wie in Wales, wie in den schottischen Hochlanden, wie in dem irischen Westen und anderen Ländern.

Endlich hat man auch seit einigen Jahren angefangen, friesische Nationalfeste zu feiern. — Das erste fand, glaube ich, vor drei Jahren statt, und das zweite einige Wochen vor meiner Ankunft in Bredstedt.

Es waren dazu viele Friesen aus allen Kirchspielen des Landes und von allen friesischen Inseln (es sind deren etwa zwanzig) zusammengelommen, Männer, Frauen, ganze Familien. Sogar aus dem entfernten Helgoland waren Deputirte erschienen. Der Ort war mit Blumen und Laub geschmückt, man hielt lange Reden unter freiem Himmel, man sang Lieder, tanzte am Abend und erfreute sich an der Idee, ein Friesen und ein Deutscher zu sein.

Die Reden mußten indeß in hochdeutscher Sprache gehalten werden, so wie dieß auch die allgemeine Conversations-sprache war, — weil die friesische Sprache wahrscheinlich in Folge dessen, daß sie nie Schriftsprache geworden ist*),

*) Nur die alten Geseze der Friesen sind in friesischer Sprache geschrieben, z. B. die berühmten sogenannten „Wittären der Brockmänner.“

keinen Dialekt zum allein herrschenden und allgemein verständlichen erhoben hat.

Ich kenne keine Sprache, die Sprachen der kaukasischen Gebirgsvölker vielleicht ausgenommen, welche so viele ganz verschiedene Dialekte hätte, wie das Friesische. Fast auf jeder Insel und fast in jedem Kirchspiele herrscht ein anderer Dialekt, der nicht nur einen verschiedenen Accent, sondern zum Theil auch ganz andere Ausdrücke und Worte hat. — Der Unterschied ist so groß, daß die Leute zuweilen Mühe haben, sich unter einander zu verstehen, und daß sie sich oft mit Nachfragen über die Bedeutung einzelner Wörter unterbrechen müssen. — Hätte daher bei jenem Feste Jeder seinen Dialekt sprechen wollen, so wäre die Verwirrung in Bredstedt fast so groß geworden, wie einst in Babylon.

Das Wappen der Friesen ist ein Grützkessel über dem Feuer. Dieß scheint mir, besonders für eine kleine Nation, ein viel vernünftigeres Wappen als Löwen, Adler oder dergleichen. Denn in der That, um den Herd und um das, was darauf gekocht wird, dreht sich doch am Ende der größte Theil aller Nationalbestrebungen und Kämpfe. Um unseren Herd herumstehend, wollen wir unsere Grütze ungestört für uns essen, dachten die Friesen, indem sie hinter dem, auf der Fahne flatternden Grützkessel herzogen.

Es ist darin auch, scheint mir, angedeutet, daß sie nur Vertheidigungskriege führen wollen, die einzigen rechtmäßigen Kriege, die es giebt.

Uebrigens könnte man geneigt sein, aus jenem be-

sagten Kessel einen Grund für die Ansicht der Gelehrten herzunehmen, welche behaupten, daß der Name der Friesen oder Fresen von „Fressen“ abzuleiten sei, was sonst schwer zu glauben ist.

Das Motto aber, welches die Friesen unter ihr Wappen geschrieben, ist noch bedeutungsvoller, als der Kessel selbst. Es ist energisch, lakonisch und drückt mit zwei Worten den Hauptgedanken, der allen kräftigen Nationen in der Seele steht, aus. Es lautet: „Lieber daed is Slaw“ (lieber todt als Sklave).

Noch jetzt ist dieser Spruch nicht ohne Bedeutung, obwohl die Friesen ihre Souveränität verloren haben. Die Souveränität ist nur ein Theil der Unabhängigkeitsrechte einer Nation, und man kann dieselbe einem Andern abgetreten und sich doch den Rechts- und Freiheitskern in Bezug auf viele andere Gerechtigkeiten erhalten haben.

Die Friesen genießen noch jetzt bei allen ihren Nachbarn den Ruf, daß sie mit großer Eifersucht auf ihre alten Communalrechte und Privilegien halten, und daß sie sich nicht so leicht eins derselben entziehen lassen.

Auch rühmen sich die Friesen selbst gern ihres freiheitsliebenden demokratischen Sinnes. „Wir Friesen sind alle unter einander gleich, und wir haben keine Aristokratie unter uns gebildet,“ war das Erste, was sie mir sagten, als ich zum ersten Mal mit ihnen zusammentraf. Es ist jedoch ein Satz, der noch mancher näheren Beleuchtung fähig wäre.

In der Marsch.

Lactius, Plinius und Ptolemäus hatten mich von Jugend auf so unglücklich auf die Friesen gemacht, die Lactius geradezu für die kräftigste und mächtigste Nation im Norden von Deutschland erklärt, daß ich recht gespannt war, den ersten ächten Friesen aus der Marsch zu erblicken. Ich nahm den Postillon, der sich von Dredstedt aus auf den Vordermeines Wagens setzte, für einen solchen, denn er entsprach ganz der Idee, die ich mir von einem Friesen gebildet hatte.

Er war sehr breitschulterig und großköpfig, hatte blaue Augen, blonde Haare, dicke Backen, frischen Teint und grobe Knochen. Ich redete ihn erst plattdeutsch, dann hochdeutsch an. Aber er verstand mich nicht. Endlich kam ich auf das Dänische. Da verklärte sich sein Gesicht, und es fand sich, daß ich einen ächten Cimbrer, einen Nordjüten vor mir hatte. Diese Leute kommen hier als Knechte, Handlanger, Postillone viel in's Land.

Kaum hatten wir das Städtchen Dredstedt verlassen, so rollten wir von dem hohen Ufer des Geestlandes in die tiefe Marsch hinab. Das Marschland theilt sich von der Geest so scharf ab, daß man die Gränze meistens mit einem Stocke angeben kann. Ich sagte meinem Rutscher, er solle da anhalten, wo wir an die Marsch kämen.

Er that es, und es fand sich, daß die Pferde mit den Füßen schon in dem klebrigen Marschboden steckten, während die Hinterräder unseres Wagens noch auf dem sandigen trockenen Geestwege standen.

Nach anhaltendem Regenwetter sind die Marschwege fast unpassirbar. Sie gleichen dann frappant dem Bogen im ungarischen Banate und in Sibirienland. Ihre Oberfläche wird dann zu einem so tiefen, klebrigen, dickflüssigen Schlamm, daß im Herbst zuweilen geradezu aller Verkehr in den Marschen aufhört. Daß man reifen, so ist man zufrieden, wenn man zwei Stationen an einem Tage zurücklegt.

Auch bei trockenem Wetter fährt sich's auf den wenig befahrenen Wegen nicht sehr bequem; denn der dicke Brei erstarrt zu einer sehr unebenen compacten Masse, und man fährt darauf wie auf gefrorenem Schmutz. Auf den vielbefahrenen Wegen aber, wo sich diese Unebenheiten bald wegschleifen, geht es herrlich.

Ganz so steht es mit den Wegen in allen Nordseemarschen, ganz so mit den Wegen in Sibirienland, im Banat und auch in der Panna, dem fetten Flußmarschlandchen in der Mitte von Währen.

Obwohl ich die Marschen schon oft gesehen hatte, so überraschte mich doch auch hier wieder der Anblick dieser eigenthümlichen Bodengestaltung.

Vor mir, zur Rechten und zur Linken, lagen unerschöpfbare Wiesenfluren, in der Nähe und Ferne mit Heerden weidender Rinder bedeckt, selbst von den entlegensten Weiden schmutzten noch wie Wiesenblümchen die bunten Rücken der Ochsen und Kühe.

Wie die Hüder, so sind auch die Wohnungen der Leute weit und breit verstreut. Sie liegen auf künstlich errichteten Säulen von 10 bis 15 Fuß Höhe, die „Burten“*) genannt werden, und die den Leuten und allen ihren Gabselgkeiten als Zufluchtsorte bei großen Ueberschwemmungen dienen.

Auf solchen Burten wohnen nicht nur die Friesen, sondern überhaupt alle Leute an der ganzen Küste von Schleswig und Holstein bis nach Hamburg hin, an allen Ufern der unteren Elbe und Weser, der Zehde, der Ems und in einem großen Theile der Niederlande. Natürlich haben aber diese Burten in den verschiedenen Gegenden verschiedene Höhe. Und in manchen Gegenden, welche durch gute Eindeichung jetzt gegen Ueberschwemmung geschützt sind, sind sie zwar überflüssig, aber doch noch in Gebrauch, weil sie einmal da sind und, vielleicht auch, weil es Sitte wurde, so zu wohnen.

Die ganze Landschaft sieht aus, als wenn hier das wahre Geburtslaud des englischen Sprüchworts: „my house is my castle“ sein müßte, und gewiß steckt viel von dem Geiste, der in diesem Sprüchwort angedeutet ist, in den Friesen. Die Burgen ragen die Hügelwohnungen aus dem Grasmeere hervor, und man sieht bis weit an die Gränze des Horizonts noch viele dieser Burgen auftauchen.

Auf die genannten Burten wird noch Alles mit

*) In anderen Marschgegenden heißen sie „Marsen“ oder „Werfen“ oder „Warten.“

hinaufgezogen, was die Feuchtigkeit der Wiesengründe nicht verträgt, namentlich der Gemüsegarten. Kohl und Rüben wurden überall an den Abhängen dieser Hügel gebaut. — Eben jetzt waren die Warten alle von dem in der Nähe stehenden Senffarnen gelb gefärbt. Auch steht hier und da ein Baum auf dem Gipfel neben dem Hause.

Sonst ist in der Marsch selbst nirgends ein Busch oder Baum zu erblicken. Auch diese Baumlosigkeit hat sie mit der Hanna in Währen, mit dem Banat in Ungarn und mit einigen anderen von mir bezeichneten Landstrichen gemein.

Die Häuser sind hier in einem ganz anderen Stile gebaut als auf der Seeft. Sie sind nur eckig, lang, von Ziegeln, ohne vielen Holzaufwand wie in Holland. Und über den niedrigen Thüren ist immer ein kleiner schmaler Bogen, der schneeweis angekalkt ist; der einzige übertünchte Streifen am ganzen Hause. Ich muß diesen weißen Bogen für national friesisch halten, da ich ihn sonst nirgends, hier aber überall gesehen habe.

Neben den Thüren findet man immer zwei eiserne Ringe eingeschlagen, um, wie man mir sagte, Reitpferde daran anzubinden; denn bei der argen Weglosigkeit der Marsch im Herbst und Winter reiten die Bewohner lieber zu einander; selbst die Weiber, die von ihren Männern hinten auf das Kreuz des Pferdes genommen werden, wie man dies auch in Holland und in allen Weser- und Emständern, nie aber im Inneren und Süden von Deutschland sieht.

Um den Ziegelwänden der Häuser mehr Festigkeit zu geben, manern ihre Architekten häufig große Eisen-

haben ein, die auswärts zwei lange Arme, Anker ober Kammern haben. Auch an den alten Häusern in Hamburg, Bremen und in den benachbarten Städten sieht man eine Menge solcher Anker ober Kammern verschwendet.

Wenn in die Mauern der Kirchthürme ein Riß kommt, oder sonst etwas heufällig wird, so bohren sie gleich ein paar immense, oft centnerschwere Kammern ein, welche die schadhafte Stelle zusammenhalten. Alle Kirchthürme, die oft solchen Reparaturen unterworfen werden müssen, erscheinen dann oft ganz mit solchen eisernen Kammern gepanzert. Häufig giebt man diesen Kammern statt der Armsform auch die Gestalt von Buchstaben oder Zahlen, die das Jahr der Erbauung des Hauses oder den Namen des Besitzers andeuten. So fand ich z. B. ein Haus, an dem sich die großen eisernen Buchstaben „I. B.“ ein paar Dugend Male niederhalten und in einem langen Buchstabenfranze um die Mauern herumlaufen.

Auch in alten holsteinischen und schleswigschen Städten findet man diese eisernen Jahreszahlen und Namenszüge an den Häusern.

Ich besah gleich unterwegs das Innere einiger dieser Häuser und fand es ungemein reinlich und nett. Wie in Holland waren die Wände der Stuben mit Fliesen ausgelegt. Diese Fliesen sind im Inneren von Deutschland gar nicht bekannt. Es sind kleine dünne platte viereckige Fayencestücke von 6 Zoll im Quadrat. Auf der Oberfläche ist jede Fliese weiß glazirt und mit irgend einer kleinen flüchtigen Zeichnung, z. B. von einem Schiffe,

einem Schutchen, einem Wandersmann, einem Reiter oder dergleichen gegiert.

Die Zimmerwände werden damit vom oben bis unten ausgefegt und nehmen sich daher wie große Schaafstrater aus. Es giebt natürlich nichts Keimlicheres als diese Kiesenzimmer, denn es haftet keinerlei Schmutz daran; man braucht sie nur zuweilen mit einem starken Luche abzureiben. So weit die Marschländer gehen, so weit gehen auch diese Kiesen. Die Friesen sagten mir, sie bekämen sie aus Holland.

Einen sehr charakteristischen Zug bilden in der Landschaft die Deiche, die sich in langen Linien durch die Wiesen strecken. Man unterscheidet sie in Binnen- und Haf- oder Seebeiche. Mit dem letzteren Namen wird der äußere Deich, der gegen die See schlägt und unmittelbar an der Küste hinkläuft, bezeichnet.

Wenn das Land nach dem Meere zu anwächst und dann durch seine Einbeugung ein neuer Hafbeich entsteht, so wird der alte Hafbeich dadurch ein Binnenbeich. Man läßt diese Binnenbeiche bestehen, weil ihre Wegschaffung sehr kostspielig sein würde, und weil sie auch beim Durchbruch des Hafbeichs noch schätzen können.

Weil die Deiche meistens erhaben und daher trocken sind als die tiefliegenden Marschen, so fährt man gern auf ihren Rücken hin, und es bilden sich daher namentlich auf den Binnenbeichen Wege aus. Auf den Hafbeichen zu fahren, erlaubt man aber nicht in allen Marschländern, weil die Wagen dem Deiche schaden. Man sperrt sie daher mit Wegebämmen. Doch kann

man hie und da im Nothfall Schlüffel zu diesen Thümen erhalten und dann auch die Haspelche benutzen.

Die auf den hohen Deichen sich bewegenden Wagen, Fußgänger und Reiter gewähren in der Ferne, wenn sich ihre dunkeln Gestalten gegen den hellen Horizont groß und hoch profiliren, einen eigenthümlichen Anblick: Sie sehen gespenstisch aus, und man begreift, warum die Marschbewohner so oft Gespenster auf den Deichen wandern sehen.

Als letzten Charakterzug muß man noch der tiefen Gräben erwähnen, die um alle Marschwiesen und Marschhader gezogen sind, um sie trocken zu legen, und dann der Canäle und Schleusen, um die süßen Landgewässer in's Meer abzuführen: Die Gräben waren jetzt zum Theil trocken und voll Stroh, das darin graste.

Die Kühe schienen mir alle außerordentlich zahm, sanft und flug. Denn eine jede, bei der wir vorüberfahren, hob ihren Kopf aus dem Grase empor, blätte uns neugierig an und brüllte, als wollte sie uns begrüßen. Einem Ochsen, der eben das ganze Maul voll Gras hatte, wollte dieser Gruß aber nicht völlig gelingen. Er mochte seinen fetten Bissen nicht fahren, doch aber uns auch nicht unbegrüßt lassen; er brüllte also, verlor aber dabei etwas Gras aus dem Maule, fing schnell wieder an zu kauen, brüllte wieder und verschluckte sich dabei dergleichen, daß er bemitleidenswürdig zu husten anfing und fast unsere Hilfe nöthig hatte. Ich halte diese Bemerkungen nicht für maßig, weil ich finde, daß sie mit Beobachtungen anderer Marschreisender überein-

hinnen, die ebenfalls oft die Bemerkung machen, daß sie die Marschländer zahmer und klüger fanden als die Seefahrer, und weil der Zustand der Thiere überall ihre Herren, die Marschen, charakterisirt.

Wir fuhrern 6 Stunden weit durch die Marsch. Als wir am Ostdeiche und am Meere ankamen, fanden wir dort mehrer Hundert Leute mit der Ausbesserung des Deiches beschäftigt. Sie waren bemüht, ihn mit Stroh anzustopfen, und nannten diese Arbeit das „Bestiden des Deichs.“ Einige machten aus Stroh (ich glaube, es war Schilfstroh) eine Art kurzer dünner Bündel oder Seile. Andere hatten sich mit eisernen Spitzen an hölzernen Griffen bewaffnet, bohrten damit Löcher in die Böschung des Deiches und stopften das kurze Strohseil mit dem einem Ende fest hinein. Eben so stopften sie dann auch das andere Ende in die Erde, so daß das Stroh nun mit einem fest angespannten Bogen etwas darüber herausguckte. Auf diese Weise setzten sie ein Strohbindel dicht neben das andere, so daß der ganze Deich wie mit einem Stroh-Canevas bedeckt erschien.

Dieses Strohbestiden findet nur bei den vom salzigen Seewasser bespülten Deichen, nicht bei den Flußdeichen statt. Denn das Meer läßt, so weit es bei den gewöhnlichen alltäglichen Fluthen hinaussteigt, kein Gras am Deiche aufkommen, und gerade diese Grasnarbe ist zur Schützung des Deichs ein mächtiger Wanzel. Die bloße, leicht aufzuweichende Erde wird von den Wellen und den noch gefährlicheren Eisschollen bald an-

genagt und zerstört. Um dieß Unagen nun zu verhindern, tritt an die Stelle des Grases der Strohbefick, und ist so weit nöthig, als das Meer die Grasnarbe am Deiche zerstört hat.

Die Leute sagen mir, die Befickung geschehe zuweilen zwei Mal im Jahre, einmal im Frühling, wo die Utschollen in der Regel schon alle Strohmaschen mürbe gemacht und oft ganz abgesägt und wegwastrt hätten, und dann im Herbst, um den Deich für den Winter mit einem neuen solchen Panzer zu versehen. Es ist das sehr mühselige und, weil viele Hände dazu erforderlich sind, auch kostspielige Arbeit.

An der Elbe, Weser, Ems und anderen Flüssen unternimmt man die Deiche wohl mit Anpflanzungen von Weidenbüschen. Diese gedeihen aber hier, wo sie vom Seewasser bespült werden, nicht. In Holland hat man die Deiche auf langen Strichen mit einem Panzer von großen Steinen versehen, der zwar schwerer herzustellen, aber auch dauernder und daher weit zweckmäßiger und im Ganzen billiger ist. In Schleswig-Holstein findet man solche Steindämme nur erst stellenweise, wahrscheinlich weil den Leuten die Kosten der ersten Anlage zu bedeutend erschienen sind. Doch soll man die Absicht haben, die Steindämme mehr und mehr einzuführen, um das Strohbeficken, das nur ein schlechter Nothbehelf ist, überflüssig zu machen.

Der Ueberfahrtsort nach Föhr heißt Dagebüll. Das Fährhaus liegt auf der Spitze einer kleinen Halbinsel, die früher eine Insel war, allmählig aber durch An-

schwemmungen, wie der Kunstausdruck lautet, „Landfest“ geworden ist. Als hervorragende Spitze ist dieser Punkt natürlich den Wellen, Strömungen und Fluthen besonders ausgesetzt, und die Deicharbeiten sind daher hier auf der Spitze besonders wichtig und interessant, aber auch sehr kostspielig. — Die Deiche sind hier bedeutend hoch, breit und stark und mit vielfachen Vorbauten wie eine Festung mit Borwerken gewappnet.

Diese Vorbauten bestehen in langen Erdschanzen oder Armen, die in die See hinauslaufen und theils das Vorland besetzen, theils zur Verbesserung des Ansehens neuen Erdreichs dienen. Man nennt diese Schanzen „Lahnungen“ oder „Hölzer.“ Sie sind zum Theil aber und über mit Wechwerk, das von einer Masse dicht neben einander eingeschlagener Pfähle unterstützt wird, geschickt und gewappnet. Hier im Norden sind diese Lahnungen verhältnißmäßig nur kleine Werke, aber es giebt in Holland welche, bei denen Baumstämme von 70 bis 80, ja 100 Fuß Länge in den Sandboden eingerammt werden.

Die Errichtung einer einzigen solchen Lahnung, deren man hier alle 200 Schritt eine findet, kostet mehre Tausend Thaler. Wie die Lahnungen am zweckmäßigsten zu gestalten und in welcher Linie sie anzulegen sind, ist natürlich ein Gegenstand vielfacher kunstgemäßer Berechnung, und es bestimmt sich dies nach der Richtung, in welcher die vorherrschenden Meeresströmungen die zu schützende Deichstelle treffen.

Hinter diesen Lahnungen, in den inneren Winkeln

entsteht ein stilles Wasser, in welchem sich der Schlamm ruhig absetzen kann. Man nennt hier diesen vom Meere abgesetzten fetten Schlamm „Slick“ oder „Schlick“ und das Absetzen desselben „anslicken.“

Zuerst fallen aus dem Meere gröbere Theile, Sand und Steinchen nieder, und so lange das Wasser noch tief und sehr unruhig ist, werden die feineren Schlicktheile immer wieder mit fortgeführt. Erst wenn die unfruchtbare Sandunterlage sehr hoch und in Folge dessen das Wasser darüber seichter wird, tritt so viel Ruhe ein, daß die fetten feinen Theilchen auch niedergeschlagen werden können; diese legen sich dann in einem ein, zwei bis drei Fuß dicken Lager auf jener Basis an und wachsen höher, je öfter das Meer über die etwas hervorragenden Bänke hinspült.

Schon auf dem Sande indess, sobald er so hoch geworden ist, daß er wenigstens nicht immer von der salzigen Woge bedeckt wird, beginnen einige Pflanzen zu wachsen, und es zeigt sich dabei eine regelmäßige, höchst merkwürdige Folge von Gewächsen. Zuerst erscheinen einige salzige Pflanzen, die man hier „Queller“ nennt. Diese im Sande wurzelnden Pflanzen sind von der Natur wunderbar dazu vorgerichtet, sowohl die Ueberfluthungen der Salzwogen zu ertragen, als auch den neuen Schlickanwuchs zu befördern. Sie haben nach unten eine Menge feiner Wurzeln, mit denen sie im Sandboden klammern, und nach oben zersplittern sie sich in eben so viele feine Nestchen, an und hinter denen sich der feine Schlamm leicht ansetzt, so daß die abfließenden

Bogen ihn nicht so leicht wieder zurücknehmen können.

Wenn der Boden an Fruchtbarkeit gewinnt, so erscheint eine neue Pflanze, die von den hiesigen Marschbewohnern „Drückdal“ (Drückaleder) genannt wird. Diese Pflanze, eine Art grobes Gras, wuchert nun in Menge hervor und tritt mit dem früheren Besitzer des Bodens, dem Queller, in Kampf. Um sich greifend, verdrängt sie ihn endlich gänzlich und bedeckt stellenweise die angeschwemmten Vorlande weit und breit. Daher auch ihr bezeichnender Name „Drückdal.“

Ber bessert und erhöht sich im Laufe der Jahre der Boden noch mehr, so erscheinen allmählig an der Stelle des Drückdals feinere Grasarten, und das Vorland gestaltet sich theilweise zu einer guten Weide um.

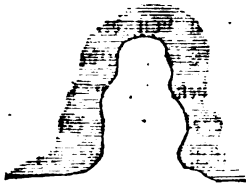
Wenn nun das Land auch so hoch ist, daß die täglichen gewöhnlichen Fluthen nicht mehr darüber hinweggehen, so wird es doch noch von den Springfluthen und von außerordentlichen Sturmfluthen überschwemmt, und diese, wenn sie abziehen, haben sich eine Menge Minnen und Flußbetten ausgehöhlt, in denen sie zur See zurückfließen. Auch haben sich eine Menge kleiner Lünepel und Seen gebildet, in denen sich beständig Wasser erhält, sei es Regen-, sei es Seewasser. Ein solches aus dem Meere emporgetauchtes Vorland sieht daher sehr wüste, wild und zerrissen aus.

Sobald gute, feine Gräser auf dem Vorlande erscheinen, fängt die Benutzung desselben an, und

die benachbarten Festlandbewohner treiben ihre Heerden über die Deiche auf die neugewonnenen Meerweiden hinaus.

Natürlich geht das Vieh häufig auf diesen, dem großen Fluthen ausgesetzten Ländereien zu Grunde, wenn die Fluth plötzlich kommt und man nicht Zeit hat, die Heerden rasch genug hinter die Deiche zurückzuziehen. Solche Vorlandweiden indeß gleich durch Deiche zu schützen, würde nicht thunlich sein, weil die letzteren sehr viel kosten, und das neue Land erst eine gewisse Weile erlangt haben muß, um so rentabel zu werden, daß es die Kosten eines Deiches tragen kann.

Zuweilen ist auch bei äußere Umriss oder die Gestalt des Vorlandes Schuld daran, daß eine Eindeichung noch nicht ausführbar ist. Wenn z. B. ein Vorland in Form einer länglichen Bank oder Halbinsel

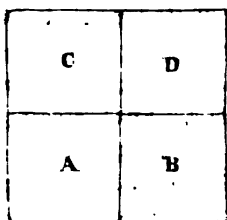


in's Meer hinaus gewachsen wäre, wie dieß die nebenstehende Figur darstellt, so würden die Deiche, die herumgehen sollten, sehr ausgedehnt, das eingedeicherte Land aber sehr schmal werden. In einem

solchen Falle müßte man denn warten, bis die Halbinsel mehr in die Breite gewachsen wäre, damit man so mit einem möglichst kurzen Deiche eine möglichst große Quantität Landes einzudämmen könnte.

Auch jedes neu aufgeschwemmte kleine Stückchen

Land sofort einzudeichen, würde nicht thunlich sein, weil ebenfalls der Aufwand an Deichkosten zu groß sein würde, wie man leicht aus folgendem Beispiele sehen kann.

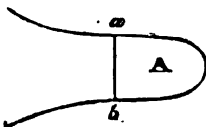


Gesetzt, es wäre ein kleines fettes Stück Land von 1000 Fuß im Quadrat (A) angeschwemmt worden, und man wollte sofort dasselbe eindeichen, so wäre dazu ein Deich von 3000 Fuß Länge erforderlich. Würde dann das kleine Stück B angeschwemmt, und wollte man es sofort wieder eindeichen, so wären dazu 2000 Fuß neuer Deiche erforderlich. Zu den neuen Stücken C und D, wenn man sie gleich bei ihrem Anwachsen eindeichen wollte, würden 5000 Fuß Deiche nötig, und zu den einzelnen Stücken A, B, C und D hätte man daher 10,000 Fuß Deiche nötig gehabt. Ließe man dagegen die kleinen Theile erst unbedeicht und wartete, bis das ganze Stück ABCD fertig wäre, so hätte man dies mit einem einzigen großen Deiche von 6000 Fuß Länge einfangen und also viel Deichkosten sparen können.

Je doch wäre es auch schade, mit dem Eindeichen zu lange zu warten. Das Anschwemmen macht sich nur langsam im Laufe von Jahrhunderten; wäre man daher

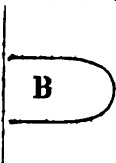
Iniderig und habfichtig und wollte man immer fo lange warten, bis man noch mehr fangen könnte, fo würde die ganze vollftändige Benutzung des bereits reifen Landes unterdeß verloren gehen. Es giebt also eine gewiffe mittlere Größe des Vorlandes, die daffelbe zur Eindeichung befähigt.

Natürlich können indes Umftände diese mittlere Größe bald kleiner, bald größer erscheinen lassen



Wäre z. B. die Spitze eines Meerbusens A vollgeschlickt, so wäre hier nur der kurze Deich a b zu ziehen, um das neue Land sicher

zu stellen, und bei einem so kurzen Deiche lohnte es sich schon, selbst ein kleines Gebiet einzudeichen.



Setzen wir aber zweitens den Fall, es wäre das neue Land als Landzunge B aufgeworfen. Dieses hätte man alsdann durch einen sehr langen Deich von den Seiten zu schützen, und man würde mit

einer solchen Arbeit erst dann einschreiten, wenn das Land sehr groß geworden wäre.

In der Regel sind es Länderstrecken von 500 bis 1000, ja von mehreren Tausend Morgen Landes, welche man eindeicht. — Man nennt hier im Norden der Elbe eine solche neu eingedeichte Landstrecke einen „Roog“ (Pluralis: Kdge), so wie man sie in Holland und Ostfriesland „Volber“ oder „Groben“ nennt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß ein solcher Roog nicht alle Jahre entsteht. Es dauert oft Jahre

hunderte, ehe ein Vorland zum Einkoogen reif wird; Jahr aus, Jahr ein schlagen sich die wilden Wogen auf den Matten und Außendeichen herum, setzen bald viel, bald wenig Schlamm an, reißen auch bei besonders hohen Fluthen in einem Tage wieder ein, was sie in langen Jahren zum Frommen der Menschen banten, bilden neue Ströme und Arinnen, bis endlich einmal alle Umstände so sind und alle Würfel so liegen, daß eine Einkoogung möglich und vortheilhaft ist.

Wie die Wogen draußen, so zanken sich drinnen, hinter den Deichen, auch die Menschen noch lange über das neu zu bildende Land herum. Es dauert oft sehr lange, ehe sie darüber einig werden, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen sie die Einkoogung vornehmen wollen. Die Verhandlungen über diesen Punkt werden oft aufgenommen, bleiben wieder liegen, werden wieder aufgenommen und ziehen sich zuweilen durch 20 bis 30 Jahre hin.

Commissionen werden ernannt, um die Lage der einzudeichenden Meerländerlein zu untersuchen. Eine Commission entscheidet sich für, eine andere gegen die Eindeichung. Es entsteht die Frage, ob die Regierung, der das neue Land gehört, die Eindeichung auf ihre Kosten vornehmen, oder ob sie dieselbe, gegen Zugeständnisse gewisser Privilegien und Vorthelle, Privatleuten überlassen soll. Es treten Gesellschaften zusammen, um der Regierung das Land abzukaufen, die eine überbietet die andere, und ihre Vorschläge sind alle zu

prüfen. Da vielleicht entsteht zuvor noch ein weitläufiger Proceß über das zu gewinnende Land, denn es kann sein, daß ein Theil der Anwohner behauptet, die Regierung habe, wie sie dies zuweilen gethan hat, den neuen Zuwachs ihnen im Voraus zugesichert, während dieselbe dies vielleicht läugnet.

Unter solchen physischen und moralischen Stürmen, sage ich, sind alle diese kleinen fetten Ländchen, welche man Røge oder Polder nennt, dem Meere entrungen und dem Festlande der Friesen zugeführt worden, welches aus lauter Røgen besteht, wie ein Schachbret aus lauter Mauten.

Gewöhnlich hat die Regierung das Eindeichen einer zu diesem Zwecke zusammentretenden Gesellschaft oder, wie man hier sagt, „Interessenschaft“, überlassen, die auf ihre Kosten den Deich baute, und deren Theilnehmer sich nachher entweder selbst in dem Rooge ansiedelten oder ihn an andere Bebauer parcellirten. Es ist natürlich immer etwas Mißco dabei, denn es kann sein, daß das neue Land bei wirklicher Anbauung sich nicht so gut erweist, als man berechnet hatte. Auch ist es möglich, daß beim Deichbau noch viele unerwartete Hindernisse und Kosten sich ergeben.

Jeder neue Deich ist natürlich den Bogen und Strömungen ein neues Hinderniß und verändert daher die Richtung dieser Strömungen, die doch immer irgendwohin sich Lust zu machen streben. Vielleicht werden sie durch den neuen Deich auf einen alten, schon bestehenden Deich geworfen, der nunmehr gefährdet ist

und einer Verstärkung bedarf. Hatte man diese zuvor nicht gehörig berechnet, so können daraus, wie gesagt, unerwartete Kosten entspringen.

Natürlich erfordert auch die ganze Organisation eines so rohen Landes zu einer völlig nutzbaren Landschaft eine große Capitalanlage für die Errichtung von Häusern, die Anlegung von Wegen, Caudlen, den Bau von Brücken, Schleusen, Kirchen u.

Um die Leute nun zur Uebernahme aller dieser Kosten und Auslagen zu vermögen, versprach die Regierung ihnen im Voraus allerlei Privilegien und Vortheile, als da sind: zwanzig- oder dreißigjährige Abgabefreiheit, das Recht zur beständigen oder provisorischen Benutzung und Bewelbung der Außenbeide, eine unabhängige und selbstständige Gemeindeverwaltung, den Bierbrau und die Branntweimbrennerei, und andere solche Vorrechte, wie sie adelige Rittergüter zu besitzen pflegen.

Man pflegte einen solchen Vertrag zwischen der Regierung und den Mitgliedern einer solchen Gesellschaft eine „Octroy“ zu nennen, und die Rüge selbst wurden daher „octroyirte,“ d. h. privilegirte „Rüge“ genannt. Diese Octroyen oder Privilegien der Rüge waren aber so verschiedenartig als möglich, jenachdem die Koog-Interessenten mehr oder minder geschickt mit der Regierung zu unterhandeln verstanden, je nach den Schwierigkeiten, welche das Unternehmen darbot, und je nach der Lebhaftigkeit des Interesses, welches die Regierung an der Einkoogung hatte. Zuweilen gestand die Regierung gar keine Vortheile zu oder übernahm die Ein-

Erzögunq selbst, und daher giebt es auch einige weniges nicht octroyirte Røde. — Die Regierung hatte bei der Einkögunq natürlích weiter keine Ansícht als die auf neuen Gebietszuwachs und auf neue, später etnmal Abgaben zahlende Untertthanen.

In dem einsamen Kästenwtrithshause von Dagebüll fand ich einen Zollcofficienten und einen Landbesízer aus dem Inneren, die sích dort, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, die Nacht aufspalten wollten. Sie führten mich auf den Rücken des Deichs hinaus, um mir die Künstlichkeit seiner Bauart zu zeigen. Sie sagten mir, die Dagebüller Deiche verschlingen jährlích viele Tausend Thaler, noch vor Kurzem seien für 10,000 Thaler Reparaturen daran vorgenommen worden, und Einer, der nicht das Auge dafür hätte, würde kaum eine Spur von den Erfolgen etnes solchen Kostenaufwandes bemerken. Vor einigen Jahren wären etnmal ein paar mit dem Deichwesen unbekante Herren von Kopenhagen hergesandt worden, die sích nach der Lage der Dinge hätten umsehen sollen, um sích zu überzeugen, ob es möglich sei, daß die Deiche so viel Geld kosteten. (wahrscheinlich hatte man die Regierung mit Klagen um Unterstützung angegangen). Nachdem man diese Herren hinausgeführt, und sie sích weit und breit umgesehen, hätten sie gefragt, wo denn die Deiche wären, diese „formidablen Schutzwehren gegen die Angriffe des Oceans,“ und sie hätten ihre Verwunderung nicht bergen können, als man ihnen zur Antwort gegeben, sie ständen schon oben darauf. Man wäre kaum im Stande gewesen, ihnen begreiflich zu machen, auf welche Weise hier die

großen Summen Geldes darauf gingen und verwendet wurden.

Die mächtige Böschung, mit der die Deiche aus dem Meere aufsteigen, macht es, daß man sie von der See-seite kaum bemerkt. Auf der Rückseite gegen das Land hin fallen sie schroff ab.

In alten unkundigen Zeiten machte man dieselben auch gegen die See hin viel steiler, sowie man sonst auch die Festungswerke steiler machte. Als auf die neuere Zeit herab ist aber der Böschungswinkel immer kleiner geworden, und stellenweise holen die Deiche so weit im Meere aus, daß man das Ansteigen kaum bemerkt. Dadurch wird natürlich sehr zweckmäßig die Gewalt der heranrollenden Wellen auf der ganzen Fläche vertheilt. Die Wogen werden so zu sagen immer mehr zugespitzt und kommen am Ende oben am Deiche in ganz dünnen, abgeflachten, sich verlaufenden Wassermassen an.

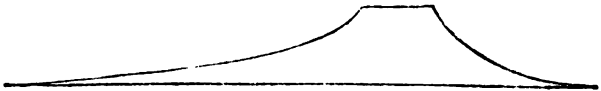
Auch der Stoß der Eisschollen wird dadurch vermindert, indem sie oft gar nicht zum wirklichen Anstoßen gegen das Erdreich kommen, sondern nur auf den Abhang leise hinaufgeschoben werden. Je heftiger an einer Stelle die Strömungen und der Wellenschlag sind, desto sanfter muß die Böschung aufsteigen. Wo aber, wie z. B. im Inneren geschützter Meerbusen, die Gewässer ruhiger sind, und es mehr darauf ankommt, ihr Ueberspülen zu vermeiden, als ihre Bewegung auszuhalten, da können die Deiche auch steiler sein.

Aus demselben Grunde muß auch jeder Deich zunächst am Meere, wo die Wirkung des Wassers am heftigsten

ist, am gemächtesten bergan steigen. Je mehr er nach oben und innen geht, je mehr die Gewalt der rollenden Wellen der Hauptsache nach bereits gebrochen ist, desto steiler kann der Deich ansteigen. Er schwingt sich daher eigent-
lich in einem gekrümmten Bogen empor.

Die letzten 3 oder 4 Fuß seiner Höhe sind fast ganz steil, weil hier die Einwirkung der Bewegung des Wassers als bereits völlig neutralisirt angenommen wird, und weil diese letzte Erdschicht nur noch aufgesetzt wird, um das Ueberspülen oder Ueberspritzen des Wassers zu verhindern. Man nennt diesen letzten Aufwurf auf dem Deiche: „die Kappe.“

Der verticale Durchschnitt eines solchen Deiches sieht demnach ungefähr so aus:



Doch, wie gesagt, ändert sich das Profil je nach den Umständen, ja sogar auch die Höhe. Denn an einigen sehr exponirten Stellen drängen die Fluthen und Wellen viel höher hinauf als an anderen Stellen. Im Durchschnitt kann man die Höhe der Deiche hier am Meere 15 bis 20 Fuß über der gewöhnlichen Fluth annehmen. Doch sind die Seedeiche, obgleich die breitesten, großartigsten und kostspieligsten Werke, nicht zugleich die höchsten und am meisten in die Augen fallenden. Vielmehr giebt es an der Elbe bei Hamburg Flußdeiche, die noch viel höher sind, weil dort der eingeengte Fluß durch die Zu-

Ermungen von oben oft höher über sein gewöhnliches Niveau hinausgetrieben wird als am Meere durch Ebbe und Fluth.

Die ganze hinter dem Seebeich liegende Marsch bis an die hohen Ufer der Seeff wird durch ihn mehr oder weniger geschtzt, zunächst und insbesondere aber ist dieß mit denjenigen Rdigen der Fall, welche unmittelbar am Meere liegen, und die man daher wohl die „vorliegenden Rdige“ nennt. Die hinten liegenden Rdige haben zwar noch ihre alten Deiche behalten und könnten daher zu den vorliegenden sprechen: „Baut und reparirt ihr den Hafbeich auf euere Kosten, wir wollen uns schon mit unserem alten Deiche, der jetzt Binnenbeich geworden ist, begnügen und uns hinter ihm verschanzen. Jeder habe seinen Deich und seine Kosten für sich.“

Hierauf antworten aber die vorliegenden Rdige: „Wir arbeiten und schanzen hier am äuſseren Rande des Meeres nicht bloß für uns, sondern auch für euch. Denn unser Verdienst ist es, wenn euch die gewöhnlichen Fluthen gar nicht erreichen, sondern nur die äußerst seltenen und ungewöhnlichen, die schon zuvor auch uns verschlungen haben müßten. Ihr könnt daher die Hände ruhig in den Schooß legen und euere Deiche, die ohnedieß nie vom Meere angegriffen und beschädigt werden, verfallen lassen. Wenn wir nicht deichten und schanzen, so würdet ihr deichen und schanzen müssen. Es ist daher billig, daß ihr uns etwas zahlt, da wir euch viele Kosten ersparen.“

Dieser Streit ist nun durch Gesetz und Sitte hier

zuwelfen so entschieden worden, daß die vorliegenden Rüge alle gewöhnlichen und alltäglichen Reparaturen an Deichen auf ihre Kosten bestreiten, zu allen außerordentlichen aber die Blinnenrüge zugezogen werden. Demgemäß ist jeder Demath Landes*) in den vorliegenden Rügen mit einer Contribution von 2 Mark jährlich besteuert. Man nennt dieß 2 Mark Prägravation. Die Summe, welche durch diese Contribution jährlich herauskommt, „die Prägravations-Summe,“ wird nun auf den Deich verwandt, ohne daß die Hinterrüge etwas beizutragen hätten. Sind die Beschädigungen aber so groß, daß eine größere Summe erfordert wird, so müssen dann auch diese je nach ihrem Landbesitz sich besteuern lassen**).

*) Ein Demath ist ein friesisches Landmaß. Ich denke mir, das Wort sei abzuleiten von dem friesischen day = Tag, und von „mähen.“ Demath ist also eines Tages-Mähe-Arbeit, ein Stück Land, das Einer in einem Tage abmähen kann. — Vielleicht kommt es auch von dem Wort Maat = Maß. Demath also = Tages-Maß. Die Demaths sind in Friesland natürlich überall verschieden, wie die Morgen in Deutschland. Ein Londern'scher Demath enthält 10 Ammerfaat, 1 Ammerfaat = 18 Quadratruthen, 1 Ruthe = 9 Ellen. Dieß gäbe also 180 Quadratruthen für 1 Demath. Aber bei Wiesengrund gelten oft andere Demaths als bei Ackerboden. Ein Demath hat 5 Lestell Epler Wiesengrund, auf der Insel Sylt 1 Lestell 45 Quadratruthen und demnach 1 Demath 225 Quadratruthen. In Eibersiedt hat 1 Demath 6 Scheffel Saat à 36 Quadratruthen oder 216 Quadratruthen.

***) Ich führe dieß hier nur beispieldweise an, denn natürlich giebt es eine Menge äußerst verschiedener Bestimmungen darüber, wie die Deichlast auf die Marschbewohner zu vertheilen sei.

In dieser Bestimmung liegt für die Küstendörfer eine Aufforderung, die Reparaturen der Deiche auf die lange Bank zu schieben und sie, bevor sie Hand an's Werk legen, erst soweit anwachsen zu lassen, bis die Kosten in einem Jahre jene Contributionen bei weitem übersteigen, damit sie ein paar Jahre hindurch dieselben sparen und dann die Hinterläge heranziehen können.

Damit diese nun nicht auf die besagte Weise von jeuren übervorthellt werden können, und damit überhaupt alle Arbeiten in gehöriger Weise verrichtet werden, sind die Bewohner der vorliegenden Striche mit denen der hinten liegenden in eine wohl organisirte Gemeinschaft getreten, welche man „Deichverband“ nennt.

Dieser Deichverband stellt seine von allen Interessenten gewählten Deichbeamten (Deichgrafen und Deichinspectoren u.) an, die darauf sehen, daß die Deiche immer in guter Ordnung bleiben und Keiner den Anderen übervorthelle, und die zu diesem Behufe jährlich bestimmten Deichumlagen halten.

Solcher Deichverbände giebt es im Herzogthume Schleswig mehre, den ersten, zweiten, dritten schleswigschen Deichverband. Eben so giebt es auch mehre holsteinische Deichverbände. Und in Holland, so wie überhaupt in allen anderen eingedeichten Marschländern, ist die Bevölkerung zu ganz ähnlichen Gesellschaften zusammengetreten.

Meine Freunde sagten mir, und Andere haben es mir später bekräftigt, daß die Dagebüller Deiche weit und breit die wichtigsten im Lande wären. Durch sie würde

das Meer vor einer großen Straße Landes abgehalten, die sogleich in die größte Gefahr gerathen würde, wenn man hier aufhören wollte zu graben, zu schangen, zu flößen, zu bestücken, Lahnungen zu werfen und Klappen aufzusetzen.

Ich hätte dies freilich nur dann ganz begreifen können, wenn man mir eine Specialkarte der Gegend und der Hauptmeeresströmungen vorgelegt hätte. Doch kann ich mir wohl denken, daß, wenn eine solche hervorragende Halbinsel mit ihren Deichen eine Hauptströmung des Meeres abhält, sie dadurch wie eine Mauer die übrigen Küstenländer schützt, die sogleich von der ganzen Wuth der Wogen angefallen werden würden, sobald man die Deiche der Halbinsel wegfallen lassen oder schlecht conserviren wollte. Man habe, sagte man mir, schon oft davon gesprochen, die Vertheidigung der ganzen Dogobüller-Halbinsel wegen ihrer großen Kostspieligkeit aufzugeben; allein man habe dies noch immer nicht zu thun gewagt, weil man sich nicht getraue, die Folgen davon genau zu berechnen.

Die ganze Marsch mit ihren Außen- und Binnen-deichen, und alle Theile, aus denen sie besteht, sind wie ein vielfach zusammenhängendes Netz anzusehen; man kann darin an dem einen Ende nichts verschieben und verziehen, ohne zu gleicher Zeit die anderen Enden zu be-theiligen.

Alle Bewohner der Marsch, Vor- und Hintersassen, entfernte und nahe, sie streiten gegen das Meer; alle für sich sowohl als für alle Andern. Die Deiche sind

die langgestreckten Bande, die ihre Interessen zusammenhalten und gemeinsam machen.

Diese Verhältnisse sind gewiß zum Theil die Basis des republicanischen Associations- und Gemeingeistes, der in allen Marschländern herrscht, und unter Anderem auch desjenigen Gemeinfinns, den wir in den Batavern seit Tacitus Zeiten bewundern. Gemeinsame Gefahr, gemeinsame Kämpfe schrieben die Menschen mehr als alles Andere zusammen.

Uebergang zu den Inseln.

Das Meer hat in diesen Gegenden indeß nicht bloß neues Erdreich durch Alluvion angeschlemmt, es hat weit mehr altes Erdreich bei seinen gewaltigen Aufregungen hinweggerissen. Besonders war dieß in alten Zeiten der Fall, in welchen man entweder nur schlecht oder gar nicht zu deichen verstand. Die ganze Deichbaukunst in ihrer jetzigen Vollkommenheit ist ein Product vielfacher Erfahrungen und Jahrhunderte alter Bemühungen. Die alten heidnischen Friesen wohnten bloß auf ihren hohen Hügeln oder Burten, indem sie nur sich und ihre Häuser darauf zu retten wußten. Das Land umher benutzten sie als Wiese, wenn das Meer es ihnen frei ließ, oder ließen es untergehen, wenn Neptun es so wollte.

Die Folge davon war, daß bei den wüthenden Weststürmen, welche beständig die Wogen und Fluthen gegen die Küste warfen, ganze weite Landstriche mit Allem, was darauf lebte, zu Grunde gingen. Erst in neueren Zeiten hat man angefangen, diese großen Landstriche Koog bei Koog

wieder aus dem Meere zu fischen und sie so sicher zu stellen, wie es die Menschen vermögen.

Es giebt ein großes, hier zu Lande sehr berühmtes Werk, welches die Historie und Geographie Schleswigs und Holsteins schildert, die Chronik von Dankwerth. Es stammt dieses Werk aus dem 17ten Jahrhundert und enthält unter Anderem auch Karten von Nordfriesland, wie es ehemals war, die vielcitirten und vielbesprochenen Meyer'schen Karten. Ein gewisser Meyer entwarf sie. Derselbe segelte in Friesland von Insel zu Insel und von Küste zu Küste, sammelte die Sagen des Volks von untergegangenen Dörfern, Kirchspielen und Landstrichen und entwarf danach das besagte Bild des ehemaligen Zustandes des Landes.

Man hat dieses Bild freilich vielfach kritizirt und zum Theil für phantastisch und übertrieben gehalten. Allein gewiß ist es, daß jener Meyer ein eifriger Forscher war und daß er zugleich als alter, jener Zeit näher stehender Forscher beachtet zu werden verdient. Nach ihm soll das bewohnte friesische Festland an der ganzen schleswig'schen Küste ungefähr so weit gegangen sein, als jetzt dort die Inseln, Sandbänke und Untiefen gehen, d. h. ungefähr 4 bis 5 Meilen weiter als die jetzige Küste. Alle die jetzt dort liegenden Inseln sollen mit einander verwachsen und nur hier und da durch Meeresarme, Flüsse und Binnenseen von einander getrennt, ein schönes, fruchtbares, menschenreiches Land gewesen sein.

„Aber man mußte hier,“ wie Heimreich, ein anderer altar

Chronist, sagt, „mehrere Male erfahren, daß Gott der Herr durch Anblaffung der Wasser ein Land Thone gänzlich umkehren“, eben so wie dieß auch alle die an der ganzen Westsee bis nach Holland hin liegenden Marschlande häufig erfahren mußten. Diese Länder scheint Nothert im Auge gehabt zu haben, wenn er sagt:

Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach,

x.

Und abermals nach fünfhundert Jahren
Kam ich des Weges gefahren.
Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug.
Ein Schiffer warf die Netze frei.

Die Alpen haben ihre Schneelawinen, welche die Karawanen der Wanderleute begraben, ihre Fels- und Gerbstürze, welche ganze Dorfschaften vernichten. Aber wie klein ist der Schrecken dieser Ereignisse gegen die Zerstörungen, welche die Westsee in den bezeichneten Landschaften angerichtet hat, und mit denen nur das in Parallele gestellt werden kann, was sich in den afrikanischen Wüsten zutrug, wo ein persischer König mit seinem Heere von 50,000 Mann unterging, und wo ein Pharaon mit seinem ganzen Hofe und Volke ertrank.

„Anno 1216,“ schreiben die friesischen Chroniken, „ist eine erschrecklich hohe Fluth ergangen, und bei 10,000 Menschen (Andero schreiben 39,000) seyn ertrunken“.

„Anno 1230, zur Zeit des Kaisers Friderici Secundi, da Gregorius IX. Pappst gewesen, hat das Meer ganz Friesland überschwemmt und mehr als 100,000 Menschen ersäufet.“

„Auch 1800, am Tage Marcelli Pontificis (ist. der 16. Januar), seyn wieder 7600 Menschen ertrunken.“

„Anno 1334, am Tage Clementis im Weinmonat, hat sich nach vorher unerhörten Sturmwinden, Donnern und Blitzen das Meer abermals über seine Gränzen erhoben, daß man ihn mit keinen Bohren, Schützen und Dämmen hat steuern können, und seyn davon unzählige Dörfer mit Menschen in Friesland, Holland und Flandern erfäuft, und unter anderen auch eine Stadt Scharphout, welches man Blankenberg genannt, mit Wasser sogar überschwommt und erfäuft, daß man keine rechte Vestigia oder Werkzeichen spüren mag, daß da etwa ein Städtlein oder Kirche gestanden.“

„Auch 1338 ist eine überaus große Wasserfluth gewesen. Das Wasser war während 3 Jahren nicht von den Heedern wegzubringen, so daß viele Tausend Menschen Hungers gestorben. Dazu ist ein solcher Mangel an Salz gewesen, daß den Leuten lebendige Würmer aus dem Munde getrocken seyn, also daß damals wenige der friesschen Sprache Kundige seyn erhalten worden.“

„Anno 1354 ist abermals in der letzten Jahresnacht eine grausame Wasserfluth entstanden, darin nicht allein in diesen Marschländern mehre Tausend Menschen im Wasser seyn umgekommen, sondern auch alle Deiche also zerklagen, daß sie den Schaden bei Menschenleben (andere seyn in 80 Jahren) nicht haben vermindern können.“

„Anno 1362 nach dem Feste der Geburt Mariae ist in Witternacht die allergrößte Fluth ergangen, so nachher

die „Manbräutels“ (die Männer-Erfäufung) ist genannt worden, und ist der mehrere Theil des Volkes, so von der Pest übrig geblieben, erfäufet.“

Wahrlich, es ist ein Wunder, daß in diesen von Gott so oft heimgesuchten Landen keine Propheten, wie Hiel, David und Moses, erstanden sind. Wie diese könnten die Friesen mit Recht singen: „Gerr, du bist erschrecklich in deinem Zorne.“

Eine der berühmtesten und noch jetzt vielfach besprochenen „verderblichen Sündfluthen“ hat im Jahre 1634 stattgefunden. Von diesem Jahre hörte man die Leute hier noch so viel sprechen, wie in Böhmen vom Jahre 1632, wo das österreichische Ungewitter, Ferdinand II. und sein contrerevolutionirendes Heer, über dieses arme Land hereinbrach. Es ist nicht möglich, diese Fluth origineller und zugleich ergreifender zu beschreiben, als es der alte Chronist Heimreich thut. „Diese entseßliche Fluth,“ sagt er, „habe sich erhoben, gerade, wie man am sichersten gewesen, und wie die Deiche so wohl gestanden, daß man sich habe vernehmen lassen, man besitze nun einen eisernen Deich, hinter dem man sicher schlafen könne. Ja man habe wohl auch auf denselben getrozet, wie ein gewisser Deichgraf, der nach beendigter Arbeit den Spaten auf den Deich gesetzt und vermessentlich gesagt habe: „Troß nun, blank Hans!“ (Troß sei dir nun geboten, du blanke See!).

„Gestaltfam den 11. October des besagten Jahres hat sich ein ungeheurer Sturm aus dem Südwesten erhoben, so sich in folgender Nacht nach dem Nordwesten gewendet

und dergestalt gehauet, daß er die Häuser auf- und abgedrückt, in den Wäldern und Holzungen stank und dicke Bäume bei Haufen niedergeschlagen, und das Wasser in der Westsee dormalen betwogen und aufgetrieben, daß es in denen an der Elbe und der Westsee belegenen Ländern Stormarn, Dithmarschen, Eiderstedt, Friesland, Jütland eingebracht, Deiche und Dämme zerrissen, und dahin gekommen, wo man zuvor niemals keine Fluth vernommen, und solchen Schaden gethan, daß es nicht zu beschreiben."

„Da denn die finstere Nacht nicht allein die abhandene große Gefahr bei vielen hat verborgen, sondern auch alle Mittel, derselben zu entkommen beraubt hat. Derselben viele, indem sie gesehen, daß alle Mittel vergebens, und sie zweifelsfrei mit ihren Hausgenossen von den Wellen würden weggeführt werden, sich und ihre Weiber und Kinder mit Stricken haben an einander gebunden, daß, wie sie alle die Natur und Liebe vereinigt, also auch die grausamen Wellen nicht möchten trennen."

„Und hat es allenthalben ein jämmerliches Ansehn gehabt, mißsen man gesehen, wie unzählig viele todte und lebende Menschen auf den Wellen herumgetrieben; auf dem einen Stück der Vater, auf dem anderen die Mutter, auf einem anderen die zarten Kindlein, Rippen und Schuppen, Betten und Bettgewand, Laden und allerhand häßlicher Häusrath, und wie alle vergebens Gott und Menschen um Hüffe und Errettung angeflehen haben."

„Demnach: man von dieser Fluth mit Willigkeit mag
Kohl, Marschen u. Inseln Schleswig-Holsteins. I. 3

schreiben, was der Poet von der, Anno 1199 nach Erschaffung der Welt im 72ten Jahre nach der Sündfluth singet:

„Da war Alles Meer und konnten Schiffe gehen,
Wo man zuvor gepflügt, da brach das Wasser in,
Nahm Menschen, Vieh und Korn, nahm Haus und Scheuern hin,
Man konnte keinen Strand für hohen Wellen sehen!“

„Expatiata ruunt per apertos flumina campos
Cumque satis arduata simul pecudesque virosque,
Tectaque cumque suis rapiunt penetralia sacris,
Omnia pontus erat, deerant quoque littora ponto.“

„Dazu hat auch Gott der Herr viele daneben mit der Feuerruthe gestrafet, indem aus Ungestümigkeit der Winde das Feuer die Häuser, darauf die Leute gefessen, hat eingeschert, also daß sie einen zwiefachen Tod vor ihren Augen haben sehen müssen, und aus Furcht vor dem Feuer selbst in's Wasser gesprungen sind.“

„Wie viele sahen wohl des Abends ohne Sorgen,
So diese Wasserfluth hinwegnahm vor dem Morgen.“

„Veniens calamitas involvit eos in mediis fluctibus.“

„An unzähligen Stellen sind große Deichbrüche oder Wöble befunden, dadurch das salze Wasser mit der Ebbe und Fluth täglich ins Land hinein und wiederum hinausgestürzt, und sind nicht allein ganze Acker weggetrieben, sondern auch alles übrige Land jämmerlich von einander gerissen und verderbet.“

„Der Verlust an Vieh ist ein Jammer anzusehen gewesen, und man erachtet, daß derselben bloß an der Insel Nordstrand über 50,000 Stück verloren. Auf dieser Insel allein seyn bei 6408 Personen ertrunken, unter

welchen 9 Prediger und 12 Schulmeister. Und aller in den Marschländern Ertrunkener, so viel aus dem Berichte zu collegiren, sehn zusammen viele tausend Menschen gewesen.“

Die schlimmsten Fluthen fallen gewöhnlich in den Winter, in die Monate Januar, Februar und März, wo die Stürme ohnebief schon beschwergen am gefährlichsten sind, weil sie dann Eisschollen gegen die Deiche treiben. Am ärgsten ist es, wenn eine Springfluth, Eis und Nordwestwind zusammentreffen. Die Leute glauben hier, daß die großen Fluthen ihre regelmäßigen Perioden haben, und daß alle 50 Jahre eine solche große Fluth wiederkehre. Ich weiß nicht, mit welchem Rechte man dieß behauptet.

Die schrecklichste Fluth aus diesem Jahrhundert ist die von 1825 gewesen, von der mir später noch genug erzählt wurde. Meine Begleiter deuteten auf eine Stelle im Meere im Norden von Dagebüll und sagten mir, daß da noch vor jenem Jahre ein Dorf gestanden habe. Der Eine bemerkte, daß sein Vater da gewesen wäre, der das letzte Haus in diesem Inseldorfe besessen. Er habe es abgebrochen und ans Festland herüber gebracht. Dieß Abbrechen und Forttransportiren der Häuser von einem bedrohten Orte nach einem sicherern ist hier sehr gewöhnlich, wie denn überhaupt jene Fluthen immer vielfache Auswanderungen und Verfehrungen der Leute zur Folge haben.

Sie hatten zwar mit unglaublicher Liebe an ihrem vielbedrohten Heimathshoben fest, aber zuweilen wird er

ihnen völlig entrisfen, und dann bleibt ihnen nichts Anderes als die Fremde übrig. Einen Theil der Bevölkerung erschrockt dann auch ein so fürchterliches Ereigniß, wie das Aufsteigen des Oceans ist, dermaßen, daß sie Alles im Stich lassen und in die Ferne fliehen. Ich sprach ausgewanderte Friesen, welche die Fluth von 1625 vertrieben hatte, und die noch mit Entsetzen davon erzählten und keine Sehnsucht nach ihrer Heimath zu empfinden schienen.

Im Jahre 1634, sagt Gettelich, wanderten mehre Tausende von Friesen nach Holland und anderen Ländern, und wahrscheinlich haben diese Fluthen auch wesentlich dazu beigetragen, die Friesen auf ein so weit ausgebehntes Terrain und in so viele kleine zerstückelte Colonien zu zersprengen.

Auch möchte man nach dem, was man hier sieht und hört, zu glauben geneigt sein, daß es wahr sei, was die Cimbrer und Teutonen den Römern erzählten, daß sie aus ihrem Vaterlande durch eine Wasserfluth vertrieben nach Italien gekommen seien.

Ich kann mir denken, daß eine ganze Bevölkerung durch so gewaltige Fluthen, wie sie dem Angeführten nach hier vorkommen, plötzlich vom Schreck ergriffen, alles Heimathstriebes sich entäußernd, zur Wanderung in die Ferne aufbrechen kann.

Die Sturmfluthen hätten demnach Anlaß zu einem der merkwürdigsten Völker- und Kriegszüge gegeben, die in der Weltgeschichte vorkommen. Vielleicht spielten sie auch keine geringe Rolle bei den andern noch mehr

würdigeren Stügen der Friesen, Angeln und Sachsen nach England. — Die in aller Welt zerstreuten Colonien der Flamländer und Holländer hängen ebenfalls mit den Stützen zusammen, welche diese Leute ihres Grundes und Bodens beraubten.

Die besagten Inseln also, in deren Archipel ich jetzt hineinblatte, sind nur die traurigen Trümmer oder Ueberreste eines ehemals zusammenhängenden Landes. Es giebt ihrer ungefähr zwei Duzend an der Küste des nördlichen Theiles der cimbrischen Halbinsel. Man faßt diese Inseln in Dänemark gewöhnlich unter dem gemeinsamen Namen der Westsee-Inseln zusammen. Fanoë ist die nördlichste von ihnen, und von da an giebt es an der ganzen Küste des nördlichen Jütland keine einzige Insel mehr.

Ein eben solcher Kranz von Inseln geht um die Küste von Hannover, Oldenburg und Holland herum und endigt bei der Mündung der Schelde, von wo an weiter nach Süden hin es an der belgischen und französischen Küste keine solchen Inseln, die zum Theil Producte des Meeres, zum Theil Ueberreste eines untergegangenen Landes sind, mehr giebt.

Die größten der Westseeinseln sind: Fanoë, Romoë, Sylt, Hühr, Aurum, Polworm und Nordstrand. Die beiden ersten sind von Dänen bevölkert, die übrigen größtentheils von Friesen, und sie ziehen wir daher besonders in Betracht.

Man theilt diese Inseln zunächst in zwei Hauptklassen, in solche, die gegen die Ueberschwemmungen des

Meeres auf irgend eine Weise geschützt sind, und in solche, die dies nicht sind. Die letzteren nennt man nicht Inseln, sondern „Halligen.“

Diese Halligen bestehen aus einer Menge kleiner Landbrocken und Landbröckchen, deren Boden nur einige Fuß über dem Wasser hervorragt, weil es alter, von dem Meere ehemals angeschwemmter Marschboden ist.

Jede einigermaßen hohe Fluth geht über diesen Boden hin, und die Bewohner der Halligen leben in einer beständigen Noth und einem unausgesetzten Ringen mit dem Meere auf ihren hohen Häuserhügeln. Ackerbau wird wegen der völligen Schutzlosigkeit ihres Landes bei ihnen nicht getrieben, da sie oft Wochen lang im Wasser stecken und Noth genug haben, ihre Schafe, welche die Insel beweidet, und ihr Viehheu, das sie mähen, zur rechten Zeit in Sicherheit zu bringen.

Die Halligen sind zu klein oder zu unvorthellhaft gestaltet und ihre Bewohner zu arm, um eine Erreichung des Landes möglich zu machen. Die Wellen nehmen daher jährlich immer mehr von demselben weg, und sie selbst wie ihre Inseln sind einem gewissen Untergange geweiht.

Die anderen Inseln sind entweder von Natur oder durch Kunst geschützt. Letzterer Art sind z. B. Pelworm und Nordstrand, diese durch ihre fetten Marschen und ihre schönen Ochsen in Hamburg und auch an anderen Orten so berühmten Inseln. Jede dieser Inseln ist etwa eine Quadratmeile groß und dabei vom Meere ziemlich rund gestaltet. Man wird daraus nach dem Vorhergesagten

begreifen, warum ihre neue Umbelchung nach der großen Fluth von 1684, die gerade diesen Theil des Landes vorzugsweise angriff, möglich war.

Belworm und Nordstrand find zwei im Wasser schwimmende Marschftriche, zwei Blätter der großen Lotospflanze, mit welcher die Inder die Welt vergleichen, die bei Fluthzeit niedriger als das Meer liegen, und die fich mit ihren Deichen jeden Tag zweimal vom Untergange retten.

Die von Natur gefchützten Infeln beftohen zum Theil aus hohem Seeplande, das also nicht vom Meere angefleumt, sondern urfprünglich von vulcanifchen Kräften emporgehoben wurde, und außerdem find fie wohl noch durch einen Wall von Sanddünen gegen die hohe See hin gefchützt. Meiftens haben fie aber noch eine kleine Beigabe von Marsch, die fich allmählig auf der inneren Seite an fie angefezt hat und die zum Theil eingebeicht, zum Theil aber Halligland (d. h. uneingebeichtes Land) ift. Solche Infeln find Splt und Kurum. Sühr ift halb Seeft, halb Marsch, ohne Dünen. Die nördlichften Infeln, Romoe, Manos und Fanoe, find mit Dünen umzingelte Sandbänke.

Mich verlangte längft, zu diesen Seeft-, Dünen- und Marschinfeln hindberzukommen, und ich eilte zu dem hinter dem Deiche liegenden Fährhause zurüd, um unsere Abfahrt zu befchleunigen. Alsia gegen Sonnenuntergang hieß es, der Fährmann fei noch nicht da, — um 9 Uhr fagte man, die Fluth wäre noch nicht hoch genug, — um 10 Uhr, wenn ich allein hinüber wollte, fo wählte ich, ich

weiß nicht wie viel Thaler bezahlet, — um 11 Uhr, man müsse den Postillon noch abwarten, um den Briefsack für Föhr mit hinüberzunehmen. Kurz, es wurde Mitternacht und Nachmitternacht, ehe wir unter Segel gingen.

Endlich gegen 1 Uhr Nachts kam es dazu. In der Kajüte des Schiffs fanden sich mit mir zusammen zwei junge Mädchen, eins vom Festlande, und eins von Föhr, von denen das eine das andere besucht hatte, worauf nun dieses wieder jenes besuchen wollte, und außerdem noch ein paar friesische Männer und eine Frau, die zum ersten Male zur See war, und deren Benehmen ich während der Ueberfahrt studirte, weil mir selten ein so einfältiges Wesen vorgekommen war. Ihre stets vor Verwunderung stierenden Augen wurden jedes Mal noch um ein paar Linien größer, wenn das Schiff etwas zu schaukeln anfing und sie sich an der Banklehne anklammerte.

Zu ihrem stereotypen Wunderblick paßte ein stereotypes Lächeln, das ihren Mund umschwebte und ein Reflex ihrer Verlegenheit und Dummheit war. Es war wenig aus ihr herauszubringen, weil sie jede Frage bloß mit einem freundlichen Lächeln beantwortete. — Als ich ihr am Morgen bei der Ankunft auf Föhr am Ufer Lebewohl wünschte, blickte sie sich, ohne zu antworten, rasch um und sah in's Meer, um nachzusehen, wem mein Gruß gelte. Sie konnte sich nicht einbilden, daß man einer so dummen Gans, wie sie es war, Lebewohl wünschen könne.

Ich fragte sie, ob sie Hochdeutsch verstehe; da lachte sie und sagte: „Ne, Gott bewahre!“ Als ich ihr aber meine Bibel in die Hand gab, konnte sie Alles ziemlich gut lesen. Sie wußte nur nicht, daß man dieß Hochdeutsch nenne, und meinte, was eine so unbedeutende Person wie sie spreche und verstehe, könnte unter allen Umständen nur Platt- und Niederdeutsch sein.

Man hat hier bei der Fährre die wunderliche Mode, daß, je mehr Passagiere kommen, desto billiger für jeden der Preis wird. Es muß eine gewisse Summe herauskommen, und diese haben die Passagiere unter einander zu vertheilen; ist nur einer da, so muß dieser das Ganze bezahlen, oder das Fährschiff geht gar nicht. Wollte man dieß System auf die Eisenbahnen anwenden, so könnte einem eine Eisenbahnfahrt unter Umständen sehr theuer zu stehen kommen.

Wenn man keine Segel verliert, wenn die Wlige nicht in die Masten schlagen und die Klppen des Schiffs nicht brechen, so ist das muntere Geschaufel auf der See recht angenehm. Das Schiff ist eine Wiege, die zugleich sich weiter bewegt. Die Ruhe rings umher, das Plätschern der Wogen, der lustig säuselnde Wind, dieß Alles sind liebliche Genüsse, die hier freilich nicht lange dauerten.

Das feste Land der Friesen, welches ich jetzt verließ, nennen die auf der Insel Wohnenden „de feste Ball“, und die Bewohner dieses „festen Balles“ heißen sie „Festewallinger“, so wie deren Sprache: „Festewallingsch.“

— Umgekehrt werden auf dem Festlande die Bewohner

der Inseln mit dem Collectivnamen „Inselfriesen“ benannt, da sie in manchen Punkten mit den FasteWallingern in Gegensatz treten.

Im Ganzen genommen haben natürlich die Inselfriesen mehr Nationales als jene.

Wie alle Inselbewohner, haben sie ihren Stamm und ihre Sitte reinert erhalten, und dieß gilt von ihnen um so mehr, je weiter ihre Inseln vom Festlande abliegen. So wurde mir von den entferntesten Bewohnern von Silt schon auf dem Festlande ein hoher Begriff beigebracht.

„O!“ sagte mir ein FasteWallinger, „die Sylter sind Menschen, auf die kann man bauen, redlich, ernst, kräftig, unverdorben, wahre Goldmenschchen. Die müssen Sie kennen lernen, Herr!“ Er sprach dieß fast mit einiger Rührung.

Um 6 Uhr Morgens kamen wir auf Föhr an. Beim Aussteigen fand ich einen kleinen Bernhardinerkrebß, welcher nach Art seiner Gattung wie ein zweiter Kalk eine Schnecke aus ihrer Muschel vertrieben und sich mit seinem eigenen, von Natur nackten Leibe hinein versteckt hatte. Er war in einem kleinen Wassertümpel, der so groß wie ein Waschbecken war, zurückgeblieben und saß, Schere und Beine weit hervorgestreckt, wie ein Käpchen, welches ein Mäuschen beschleicht, auf der Lauer. In dem ganzen Waschbecken war nicht ein einziges Thierchen geblieben, das er hätte fangen können. Es saßen ihn aber nicht im Geringsten zu ängstigen, daß in diesem Tümpel der Kaiser sein Recht ebensowohl verloren hatte, wie

der Bernharbinerkrabb. Als ich ihn berührte, huschte er sofort in seine Muschel zurück.

Am Ufer erwartete uns eine vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidete Inulanerin, die sich den Briefsack für das Innere der Insel ausbat und zugleich auch die Passagiere befragte, ob nicht neue Nachrichten von den Wallfischfängern aus Hensburg eingelaufen seien.

Es war die Postfrau, die den Schwestern und Müttern der Schiffer, die jährlich von hier aus auf den Wallfischfang ausgehen, gute Neuigkeiten bringen wollte. Bringt sie solche gute Nachrichten in die Dörfer, so bekommt sie ein kleines Geschenk.

„Ja,“ sagte der Fährmann, „von der Louise sind Nachrichten da. Sie haben 2700 erschlagen“ (nämlich 2700 Robben, was sich stillschweigends versteht), „und zwei Fische“ (nämlich Wallfische, andere Fische berücksichtigt der Grönlandsfahrer nicht). Mit dieser Botschaft trollte die Postfrau ins Innere der Insel ab, und die Nachricht, wie viele Tausende jedes Schiff gefangen habe, läuft nun gleich von Mund zu Mund in dem Dorfe herum, so wie dieselbe Nachricht schon unter den Kaufleuten auf der Hamburger Börse eben so von Mund zu Mund herumging.

Man findet immer in der Hamburger Börsehalle Ausweise über jedes Schiff, das ankam oder von dem, als es noch in Grönland lag, Kunde einlief, und dabei angegeben, wie viele Robben und Fische es zur Zeit des Abgangs der Nachricht hatte. Man sieht da ganze Listen wie diese:

Schiff Neptun hatte den 17. Juni 1 Fisch,	2000 Robben
Die Amphitrite	4 Fische, 800 Robben
ic.	ic.
	ic.

Sonst war nicht nur der Seehunds- und Wallfischfang, der von diesen Inseln aus betrieben wurde, sondern auch die ganze Schifffahrt, die von hier ausging, viel bedeutender.

Nach Holland wurden die Seeleute von hier zu 50 bis 60 in einem Schiffe geholt, und zwar nicht bloß von den Inseln, sondern auch von dem festen Lande. Der Verfall des holländischen Handels, bei dem sich die Friesen besonders gern beteiligten, die Abnahme der nordischen Wallfischfängeret, und dann der neuere Militärdienst, sind, wie man meint, die Hauptursachen des Abnehmens der friesschen Schifffahrt.

„Um sich an die See zu gewöhnen,“ sagten sie, „und um für sie tauglich zu werden, muß man schon jung anfangen. Die jetzige Verpflichtung zum Militärdienst fesselt aber bis zum 25ten Jahre an das feste Land.“

Die Insel Föhr.

Der kleine freundliche Ort, in welchem man auf Föhr landet, heißt Wyk. Es ist nicht nur der Hauptort der Insel, sondern auch in commerceller und mancher andern Beziehung eine Art von Mittelpunct für alle nordfriesischen Inseln. Es ist der einzige Flecken und der beste Hafen dieser Inseln.

Von hier aus versorgt sich ein großer Theil der umwohnenden Insulaner mit den Waaren, die sie vom Festlande nöthig haben, mit Zucker, Kaffee, Thee, Holz; hierher werden die Schiffe gebracht, die auf der See Gavarie erlitten haben.

Es giebt hier eine kleine Schiffswerft, ein paar Fabriken und eine Art Markt für manche Inselproducte. Auch ist Wyk die Residenz für mehre auf andern Inseln Reichgewordene, und es wohnt hier ein Consul, der die Handelsinteressen englischer und Hamburger Affecuranz-Compagnieen vertritt.

Ich sage jedoch nur eine Art von Mittelpunct, denn im Grunde genömmen verkehren die friesischen Inseln unter einander weniger als mit dem gegenüberliegenden

Festlande, wo ihnen die beiden Städte Husum im Süden und Londern im Norden viel wichtiger sind.

Endlich ist Byt auch seit 30 oder 40 Jahren, seitdem die Menschen angefangen haben sich, mehr als je aus ihren engen Binnenlandstädten hervorzuwagen und für die frischen Seewellen Liebe zu gewinnen, ein Seebadeort geworden und gewährt als solcher manche Vortheile, nämlich eine so salzige kräftige See, wie sie fast kein anderes Seebad hat, dann eine ehrliche, ordnungsliebende Bevölkerung und reinliche Wohnungen, jedenfalls aber mehr Raum und Freiheit als Helgoland, und mehr Annehmlichkeiten als Wangeroog und Nordhorn.

Bekanntlich hat auch in den letzten Jahren ein hoher Gast diesen friedlichen Ort zu seiner Sommerresidenz erkoren, der König von Dänemark, der sich hier in der Mitte des stillen Insulanervolks eine kurze vierwöchige Erholung gönnt und seine, vielen Tausenden so kostbare Gesundheit stärkt.

Da das Bad noch nicht sehr überfüllt war, so fand ich bald eine mich ansprechende Wohnung. Die meisten Gäste bestreben sich, an dem sogenannten „Sandwege“ eine, wenn auch nur kleine Wohnung zu erhalten. Dieser Sandweg ist eine von Bäumen beschattete Promenade am hohen Rande des Meeresufers, an welcher sich die vornehmsten Gebäude des Orts aufgereiht finden, und von wo aus man das Meer und die Spaziergänger sieht. Ich zog aber eine geräumige Wohnung in der Mitte des Orts vor, wo ich von einem hübschen Blumengarten, einer von Schafen beweideten Wiese und einer zahl-

reichen Dienentolonie umgeben war, und wo mir mein Wirth neben meinen Zimmern noch ein lustiges Arbeitscabinet mittels eines ausgespannten Segels errichtete.

Worüber wir Habegäste zuerst in bewunderndes Erstaunen geriethen, das waren die moralischen Qualitäten, die wir an der Bevölkerung unseres Ortes zu entdecken glaubten. Und diese Entdeckungen singen bei unseren Studenthären an, die fast alle sammt und sonders keine Riegel und Schlösser hatten.

Welche Einfalt, sagten wir, welche Ehrlichkeit mag unter diesen Leuten wohnen, bei denen nicht einmal Studenthüreschlösser eingeführt sind.

Welch angenehmes, welch beseligendes Gefühl ist es doch, daß man nicht nöthig hat, immer vor seinem Umgebungen auf der Hut zu sein und in jedem Diener, Hauswirth oder Fremden möglicher Weise einen Dieb zu erblicken, daß man kein Bund von Haus-, Zimmer-, Commoden-, Schrank-, Bureau- und Schatullen-Schlösseln mit sich zu führen braucht. Welche Wonne, daß hier die Angst um das Irdische, die auf dem Festlande immer unsere Brust unklammert hält und unsere Sinne zum beständigen Schildwachstehen scharft, uns endlich losläßt.

Wir hörten von allen Seiten, daß nie ein Insulaner einen Diebstahl vollführt habe, und in unserem Enthusiasmus über diese Erscheinung überließen wir alle unsere irdische Selbstsorglosigkeit der Selbstbewachung und bauten Häuser auf den Felsen der Ehrlichkeit unserer Insulaner.

Ebensoviel bauten wir auf die Reinheit der Sitten der Insulaner; denn man sagte uns, Verführungen der Unschuld, Verrath und Untreue seien hier unerhört, und die Liebe und Treue, die sie einander geschworen, hielten sie und besiegelten sie unweigerlich mit einem Bündniß für's ganze Leben.

„Zwar stürmt und regnet es, wie es scheint, häufig auf diesen Inseln,“ sagte ich eines Tages zu einem Fremden, der mit mir den Enthusiasmus für diese Insulaner theilte, „zwar blühen hier keine Orangen, Myrthen und Pinien, zwar ist die ganze Landschaft so flach wie ein Tisch, und oft sehne ich mich nach einer lieblichen Atmosphäre, nach einem heiteren Himmel, wie man ihn auf einer anderen Seebadinsel, die mir hier als Contrast zu dem Ländchen, das wir jetzt bewohnen, immer vorschwebt, ich meine auf Ischia, findet. Allein was ist am Ende alle diese äußere Herrlichkeit gegen das Wohlthuende dieser reinen frischen moralischen Atmosphäre, die uns hier umgiebt, gegen die Klarheit dieses schönen geistigen Himmels, der über dieses Ländchen ausgespannt ist. Ich müßte mich für mehr Körper als Geist halten, wenn ich nicht entschieden ein unsichtbares moralisches Paradies unter dem Nordpol, dem Boreas zum Troß, allen anderen Arten von Paradiesen vorzöge.“

„Ach ja,“ sagte mein Freund, „so etwas thut dem Herzen ungemeyn wohl. Aber lassen Sie uns hineingehen, denn mich friert hier in diesem argen Juli-sturme.“

Die äußere Haltung eines Volks und die Ordnung und Reinlichkeit, die es in seiner Umgebung zu schaffen weiß, sind ein sehr bedeutungsvoller Reflex seiner ganzen inneren moralischen Haltung und Ordnung. Schon Horaz bemerkt irgendwo, daß unser Hausgeräth, unsere Schränke, Bänke und Tische uns selbst wieder spiegeln, und Faust, wenn er in Gretchen's Zimmer tritt, spricht:

Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit,
In dieser Armuth, welche Fülle!
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln.
O liebe Hand! so göttengleich,
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.

Mit Recht sprechen die Völkerbeobachter und Reisenden daher immer soviel von der Reinlichkeit und Ordnungsliebe, die sie bei den von ihnen besuchten Nationen treffen.

Bei dem Eintritt in eine der Wohnungen dieser Insulaner möchte man immer die Worte Faust's wiederholen.

Ich muß gestehen, ich bin nicht der einzige Wadogast, der sich seiner selbst schämte, diesen Insulanern gegenüber, und der sich gestehen mußte, er mache ihnen mehr zu wünschen, zu fegen, zu scheuern und zu härsten als sie, die Bäuerischen, sich selbst.

Man kann sie den Holländern an die Seite setzen, und mit Recht andeuten die friesischen Schriftsteller, bei

dessen Man immer viel von den „reintlichen Fliesen“ zu lesen bekommt, für ihre Nation das Attribut „reintlich“ als ein stehendes Epitheton. Und das will viel sagen.

Ihre Küchen glitzern ganz wie die holländischen Küchen von einer Menge blankgeputzter Hausgeräthe, messingener Kessel und Schüsseln, deren makellosen Glanz die holländischen Maler naturgetreu wiederzugeben vergeblich sich abmühten. Auf dem Herde glimmt den ganzen Tag ein sorgsam in der Asche zusammengehaltenes Torffeuer, das die Löcher oder Mutter des Hauses jedesmal, wenn gekocht oder eine Pfote angezündet werden soll, also wohl ein Duzend Mal täglich, ansuchen und wieder einschüren muß, indem sie beständig jedes kleine Aschenstückchen mit dem Wedel verfolgt.

Die Wände der Zimmer bestehen fast immer entweder aus überglazten Fliesen oder aus Holz, das mit blanker Oelfarbe überzogen wurde. Prädominirend ist dabei die himmelblaue Farbe, die wahrscheinlich aus Holland herübergekommen ist. Ich fand sie nicht nur überall in holländischen Häusern und Schiffscapitänen, sondern auch in allen Gegenden einheimisch, wo einmal Holländer sich angesiedelt haben sollten.

Die Ofen sind durchweg aus Eisen, wie in ganz Norddeutschland. Allein die Fliesen überziehen dieses Eisen, wie nicht überall in Norddeutschland, mit einem blanken, dauerhaften, schwarzen Firniß, der den schwarzen Ofen in Bezug auf Reinlichkeit ganz unschädlich macht.

Selbst in wohlhabenden Häusern der reichen Städte

Hamburg und Bremen und an anderen Orten findet man diese Ofen nur zu häufig mit einer gewissen Bleiglanzfarbe überzogen, die jeden Finger und jedes Kleid, das sich dem Ofen nähert, in Gefahr bringt, und die denselben im zeitlichen Zimmer zu einem wahren Schmutzpopanz macht.

Es wäre der Mühe werth, daß sich alle Norddeutschen, die noch keine weißen Berliner Kachelöfen haben, das Recept zu einem solchen daderhaften friesischen Glanzofen kommen lassen.

Der Zimmerboden ist stets auf das Keilichste gesetzt, und wenn ich einmal von einem Spaziergange früher als gewöhnlich nach Hause kam, so fand ich immer meine ganze Hausgenossenschaft mit Besen, Eule, Bürste, Lappen und Wedel eifrig beschäftigt; und gegen jeden Fleck und jedes Stäubchen ward zu Felde gezogen. In ihrem Wohnzimmer sah es trotzdem immer erfreulicher aus als bei mir.

Nach vor dem Hause sind die Leutchen beständig mit Ordnen und Aufräumen beschäftigt. Das Steinpflaster vor dem Fenster der Wohnung nennen sie die „Brücke.“ Ich glaube es ist dieß ein schlecht verdentsches friesisches Wort. Diese Brücke putzt und fegt die Magd oder Tochter vom Hause täglich, indem sie den Schmutz und die Unkräuter und Gräser mit einem Messer herandrückt.

Wer die Wasch- und Reinigungsfeste, welche die Hausfrauen in Bremen, in Oldenburg, in den holländischen Städten und in anderen der Keilichkeit besitzenden Orten Nord-Weßdeutschlands kennt, ihre täglichen

Abputzungen, ihre unbegreiflichen Fensterebstrichungen, ihre vierteljährigen General-Saunabwäsungen, der wird hier in den Friesen seine Leute wiedererkennen.

Zwar entdeckten wir nachher auch einige unpropere frischfische Hauswirthschaften, — zwar hörten wir hier und da später von einzelnen Frauen und Mädchen, die ihren Ruf nicht völlig fledenlos erhalten hatten, — zwar mußten wir es erleben, daß während unserer Anwesenheit auf der Insel sogar eine Art von Einbruch geschah, — zwar vernahm ich, daß vor mehreren Jahren einer Frau wegen Kindermordes der Proceß gemacht worden sei, — zwar wurde uns auch eine Erhöhung gezeigt, wo ein Galgen gestanden habe, — zwar sagten uns die Leute, die Hauswirths wären klug genug, recht scharf aufzupassen, damit den Babogästen ja nichts entwendet würde, weil sie sehr wesentlich dabei theilhaftig wären, ihren guten Ruf zu erhalten und die Babogäste an sich zu locken, — zwar wurde dadurch das Bild eines völlig makellosen moralischen Paradieses, das sich in uns zu gestalten angefangen hatte, weil der Mensch von Natur sein Ohr gern dem Außerordentlichen, sei es Schlechtes oder Gutes, hinneigt und sich eben so gern Ideale von paradiesischen wie von höllischen Zuständen macht, etwas getrübt, — indeß muß ich doch bemerken, daß jene schmutzigen Hauswirthschaften und Frauen eine große Seltenheit sind, daß der Fall von jenem Kindermorde nicht ganz klar und schon lange her war, daß an jenem Galgen vor mehreren Jahrhunderten bloß Roballen aufgehängt worden;

daß der besagte Einbruch endlich, wie sich bald auswies, von einigen armen hungrigen Isländern verübt worden war, die vom Festlande herübergekommen und, nachdem sie sich lange vergebens nach einem Dienste umgesehen hatten, endlich in eine Speisekammer eingebrochen waren, um sich mit Schinken und Würsten zu versehen.

Wie gesagt, der Mensch ist immer geneigt, diejenigen Zustände, die er gerade gesehen, die er kennen zu lernen Gelegenheit hatte, für ganz außerordentlich zu halten und sie vor anderen hervorzustreichen.

Jedem sind seine eigenen Bekannten, seine eigenen Erfahrungen besonders werth. Und dann ist Jeder doch auch nicht überall gewesen. Daher giebt es Leute, die sich für die ganz einzige und unvergleichliche moralische Haltung der Friesen auf Leben und Tod streiten.

Ich will zwar den Friesen nichts von ihrem Werthe nehmen, aber ich kann mich auch nicht entschließen, der übrigen Menschheit den Friesen zu Liebe etwas von dem ihrigen nehmen zu lassen.

Solche primitive Ehrlichkeit und Unschuld kommt noch heutiges Tages an vielen Erdstellen, besonders auf Inseln vor. Ich hörte von mehreren kleinen dänischen und schwedischen Inseln ganz dieselben Dinge erzählen, die ich jetzt hier bei den Friesen sah. Auch in Nordjütland und in Norwegen soll es Striche geben, wo die Leute keine Stubenschlösser kennen.

Die Italiener auf Ischia und anderen kleinen Inseln sind ein simples, harmloses Fischervolk, und selbst in dem räuberischen Ungarn wohnte ich einst auf einem

Schlösser, dessen Pforten die ganze Nacht offen blieben, obgleich der Eingang zu manchem reizenden Silberschatz durch sie hindurch führte. In der ganzen Nachbarschaft des Schlosses, sagte man mir, würde nie geraubt und gestohlen, und Niemand bekümmere sich hier um Schlüssel und Riegel.

Ein Schiffervolk.

Ich kann indeß weder über die Sittlichkeit, noch über die Reinlichkeitsliebe, noch über irgend eine andere Eigenthümlichkeit der Inselfriesen sprechen, wenn ich es nicht gleich von vornherein ausspreche, daß sie ein wahres Schiffervolk sind. Denn aus diesem Umstande erklärt sich bei ihnen eben so Vieles, wie bei den Engländern aus dem Umstande, daß sie eine Kaufmannsnation sind. Und dieser Umstand ist auch in anderer Beziehung nicht unwichtig; denn die Inselfriesen sind in so hohem Grade und auf so ausgezeichnete Weise Schiffer, daß sie sich als solche in der ganzen Handelswelt einen außerordentlichen Ruhm erworben haben.

In Hamburg, Amsterdam, England, Kopenhagen und Flensburg sind die Schiffer und Matrosen von den schleswig'schen Westsee-Inseln als die besten ihres Faches bekannt und sehr gesucht.

Man nennt sie im Auslande, so viel ich bemerkt

habe, meistens nur dänische Matrosen, man sollte sie aber richtiger schleswig'sche oder friesische Matrosen nennen.

Die Friesen stehen durchweg nur mit einem Fuße auf dem Rande des Festlandes; den anderen haben sie immer in der See. In ihre Inseln und selbst das Festland, das sie bewohnen, haben früher in der See geschwommen und sind nur zusammengespülte Marschen oder vom Sturme zusammengewehte Dünen, die eben so leicht, als sie landfest wurden, wieder flott werden können.

Ihre Häuser sind gewissermaßen nur zeitweilig auf dem Boden gesetzte Schiffe, und jeder Frieze hat sein Boot beim Hause, um sofort, wenn der Festlandboden wankt, sich auf das Wasser zu begeben, das ihm unter Umständen noch mehr Sicherheit giebt als das Land.

Zum Theil gilt dies von allen den vielen mit Ueberschwemmungen bedrohten und canalisirten Landstrichen, die von hier bis nach Amsterdam hin an den Flussmündungen und Küsten liegen.

In der Umgegend von Bremen hat z. B. fast jeder Bauer auf den Canälen, die das Land durchziehen, eben so gut sein Boot wie seinen Ackerwagen, und er weiß sein Schiff eben so gut zu steuern wie seinen Pflug. Nach Hamburg und Bremen wird der größere Theil der Marktwaaren von den Bauern selbst zu Schiffe herangebracht.

Die Inseln, welche die Friesen innehaben, sind zum Theil so klein, daß sie nur wenige Familien als

Bewohner haben können, und die Leute müssen daher um jedes Fuder Hen's willen, das sie verkaufen, oder wegen jeder Last Feuerung, die sie einkaufen wollen, sogleich zu See gehen. Sie werden daher sämmtlich wie die Wasserdogel von einem ganz natürlichen Bedürfnis nach Nahrung vom Festlande auf's Meer gelockt.

Die See, welche sie umgiebt, ist außerdem ein sehr gefährliches Wasser, sehr stürmisch, voll Strömungen und Untiefen, und übt daher frühzeitig ihre Gewaltthat und Vorsicht. Außerdem reizte sie diese See von jeher mit der Aussicht auf schönen Gewinn, denn theils giebt es eben hier die von alten Zeiten berühmten Austerbänke, welche nach Petersburg, Berlin und vielen andern Städten die beliebtesten sogenannten holländischen Auster liefern, theils sind ihre Inseln mit so schlimmen Sandbänken umgeben, daß an ihnen immer mehr Schiffe scheitern, als sonst weit und breit umher.

So wie in den Verhältnissen der geographischen Lage, so mag auch Manches in den ursprünglichen Anlagen der Nation liegen. Man hat bemerkt, und alle Schullehrer, die ich sprach, bestätigten es mir, daß die Friesen ein natürliches Talent für die Arithmetik und Geometrie haben, Wissenschaften, die dem Schiffer besonders unentbehrlich sind.

Von jeher haben sich daher einige erfahrene Steuerleute, wenn Alter oder andere Verhältnisse sie für's Meer untauglich machten, in ihre Geburtsdörfer zurückgezogen, dort Schulen für Schiffahrt und Steuermannskunst errichtet und die Bauerjungen in den dazu

nöthigen Kenntnissen unterrichtet. Auch noch jetzt trifft man in mehren Dörfern solche Lehrer der Seefahrtskunde.

Wie alle, selbst die kleinsten Nationen die Welt immer in zwei Theile theilen, in das In- und das Ausland, von denen ihnen nur der kleinere Theil der wichtigere ist, so machen es auch die Inselriesen mit dem Meere und seiner Beschißung. Ihren kleinen, 15 Meilen langen und 5 Meilen breiten Archipelagus sehen sie dem ganzen übrigen Ocean gegenüber und nennen seine Beschißung die „Binnenfahrt“ oder die „Kleine Fahrt“, so wie die Beschißung des letzteren die „Außenfahrt“ oder die „große Fahrt“ heißt.

Die kleine Fahrt von Insel zu Insel, von Föhr nach Hufum, von Sylt nach Londern u., betreiben sie meistens mit eigenen Schiffen, bei der großen Fahrt aber dienen sie auf fremden Schiffen.

Von dieser „großen Fahrt“ wird eigentlich wieder die Ostindienfahrt als eine besondere Branche der Schifffahrt geschieden, und vorzugsweise nennen sie große Fahrt nur diejenige Schifffahrt, welche Westindien zum Ziele hat.

Die Holländer waren bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus die vornehmsten und fast ausschließlichen Haring- und Wallfischfänger, und da sie ihre Schiffe besonders gern mit Indesen bemannten, so war jene Zeit die Blüthezeit hiesiger Schifffahrt.

Damals gingen oft zwölf und mehr Schiffe mit Passagieren, die sich in Holland „verheuern“ wollen

ten, im Frühlinge von Föhr ab. Gewöhnlich thaten dieß alle zu gleicher Zeit, und der Abschied so vieler Männer auf ein Mal zu einem so gefährvollen Unternehmen veranlaßte dann eine Feier auf der Insel, an welcher alle Angehörigen Theil nahmen. Diese Feier und die Abreise fand gewöhnlich an dem Freitag statt, der daher noch jetzt in diesen Gegenden einer der wichtigsten Tage des Jahres ist.

Viele von den Vätern, Söhnen und Brüdern kehrten im Herbst nicht zurück. Andere dagegen kamen mit wohlgespicktem Beweß ober, wenn sie als einfache Matrosen ausgegangen waren, als Steuerleute oder Schiffsführer wieder.

Es ist manches Eigenthümliche bei der Grönlandfahrt, unter Anderem auch dieß, daß der Schiffsführer nicht Capitain, sondern Commandant genannt wird. Viele Leute werden mitgenommen, die nur körperhaft zu sein brauchen und gar keine weitere Geschicklichkeit nöthig haben, da man sie bloß zum Erschlagen der Robben und zum Zerhacken des Wallfischspecks gebraucht. Nur bei dem sogenannten „Garpunter“, der den Wallfisch erlegt, wird auf besondere Kenntniß und Gewandtheit gerechnet.

Ein Beamter der Insel gab mir aus einem alten geschriebenen Register über die Anzahl der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Föhr ausgegangenen Schiffer folgende Notiz. Anno 1760 waren von Föhr nach Holland abgereiset 1415 Schifferpassagiere, darunter 64 Commandanten und Capitaine, 29 Steuer-

leute und Harpuniere und circa 1100 gemeine Matrosen.

Föhr ist freilich die volkreichste aller nordfriesischen Inseln und lieferte von jeher die meisten Subjecte zur Schifffahrt. Allein man kann wohl ohne Uebertreibung annehmen, daß die übrigen Inseln und das friesische Festland wenigstens eben so viel Leute zur See schicken.

Und bedenkt man nun, daß in jener Zahl nur die in dem benannten Jahre ausgegangenen Schiffe begriffen sind, nicht aber auch die, welche im Laufe dieses Jahres gar nicht nach Hause kamen und ohnedies schon auf den Meeren schwammen, so ist es wahrscheinlich, daß damals dieses kleine Land der Friesen Jahr aus, Jahr ein mindestens eine Armee von 4000 Schiffern auf der See erhielt.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts auch die Amerikaner, Engländer und andere Nationen lebhafteren Antheil an dem Wallfischfange nahmen, und als die Anzahl dieser Thiere mit der Zunahme der Jäger immer mehr abnahm, sank auch die Thätigkeit der Friesen in dieser Geschäftsbranche. Anno 1796 gingen bloß 650 Schiffer, darunter 30 Commandeurs und 63 Steuerleute und Harpuniere, von Föhr aus.

Ein Beamter der Insel, der ungefähr gerade die Hälfte derselben unter seiner polizeilichen Inspection hatte, sagte mir, er habe im vorigen Jahre etwas über 300 Pässe an in's Ausland gehende Matrosen ausgestellt. Dieß würde für die ganze Insel etwa 600 Pässe geben. Herr von Wamstedt, der über diese Insel geschrie-

ben hat, sagt, in günstigen Jahren könne diese Zahl bis auf 800 steigen. Legt man diese Zahlen zu Grunde und bedenkt man, daß bei der lebhaftesten Westindienfahrt, welche in neueren Zeiten von Hamburg und Bremen und auch von Flensburg aus getrieben wird, wahrscheinlich viele Schiffer, die nicht wie die Grönlandsfahrer jährlich zurückkehren, ihre Pässe gleich für eine Reihe von Jahren nehmen, so mögen immer noch mehr als 2000 Nordfriesen im Dienste des Handels beschäftigt sein.

Ich sagte oben etwas von den Ursachen der Abnahme der Lebhaftigkeit der friesischen Schiffahrt. Als eine solche wurde mir hier ferner noch die Verbesserung des Ackerbaues und anderer Künste und Gewerke angeführt.

Der Ackerbau wurde auf diesen Inseln sonst sehr nachlässig getrieben und von den auf die See hinaus-eilenden Männern meistens den Frauen überlassen*). Diese mußten pflügen und säen, und höchstens bei der Ernte half der Mann, wenn er zeitig genug aus Grönland zurückkehrte.

In neuerer Zeit nun, wo der Ackerbau in allen Ländern rationeller betrieben wird, hat er sich auch auf diesen Inseln gehoben, und die Leute ziehen daher oft den ge-

*) Ich entnehme aus anderweltigen Reiseberichten, daß auch in anderen Theilen Friesland's Dasselbe der Fall war. So wird z. B. in einem Werke über das Eaterland gesagt, daß die friesischen Männer bloß der Schiffahrt und dem Handel oblägen und den Ackerbau ihren Weibern überließen.

Abputzungen, ihre unbegreiflichen Fensterbepflanzungen, ihre vierteljährigen General-Hausabwaschungen, der wird hier in den Friesen seine Leute wiedererkennen.

.. Zwar entdeckten wir nachher auch einige unproptt frische Hauswirthschaften, — zwar hörten wir hier und da später von einzelnen Frauen und Mädchen, die ihren Ruf nicht völlig fleckenlos erhalten hatten, — zwar mußten wir es erleben, daß während unserer Anwesenheit auf der Insel sogar eine Art von Einbruch geschah, — zwar vernahm ich, daß vor mehreren Jahren einer Frau wegen Kindermorde der Proceß gemacht worden sei, — zwar wurde uns auch eine Erhöhung gezeigt, wo ein Galgen gestanden habe, — zwar sagten uns die Leute, die Hauswirths wären klug genug, recht scharf aufzupassen, damit den Babegästen ja nichts entwendet würde, weil sie sehr wesentlich dabei theilhaftig wären, ihren guten Ruf zu erhalten und die Babegäste an sich zu locken, — zwar wurde dadurch das Bild eines völlig makellosen moralischen Paradieses, das sich in uns zu gestalten angefangen hatte, weil der Mensch von Natur sein Ohr gern dem Außerordentlichen, sei es Schlechtes oder Gutes, hinneigt und sich eben so gern Ideale von paradiesischen wie von höllischen Zuständen macht, etwas getrübt, — indeß muß ich doch bemerken, daß jene schmutzigen Hauswirthschaften und Frauen eine große Seltenheit sind, daß der Fall von jenem Kindermorde nicht ganz klar und schon lange her war, daß an jenem Galgen vor mehreren Jahrhunderten bloß Robben aufgetupft worden;

daß der besagte Einbruch endlich, wie sich bald auswies, von einigen armen hungrigen Italiänern verübt worden war, die vom Festlande herübergekommen und, nachdem sie sich lange vergebens nach einem Dienste umgethan hatten, endlich in eine Speisekammer eingebrochen waren, um sich mit Schinken und Würsten zu versehen.

Wie gesagt, der Mensch ist immer geneigt, diejenigen Zustände, die er gerade gesehen, die er kennen zu lernen Gelegenheit hatte, für ganz außerordentlich zu halten und sie vor anderen hervorzustreichen.

Jedem sind seine eigenen Bekannten, seine eigenen Erfahrungen besonders werth. Und dann ist Jeder doch auch nicht überall gewesen. Daher giebt es Leute, die sich für die ganz einzige und unvergleichliche moralische Haltung der Friesen auf Leben und Tod streiten.

Ich will zwar den Friesen nichts von ihrem Werthe nehmen, aber ich kann mich auch nicht entschließen, der übrigen Menschheit den Friesen zu Liebe etwas von dem ihrigen nehmen zu lassen.

Solche primitive Ehrlichkeit und Unschuld kommt noch heutiges Tages an vielen Erdstellen, besonders auf Inseln vor. Ich hörte von mehren kleinen dänischen und schwedischen Inseln ganz dieselben Dinge erzählen, die ich jetzt hier bei den Friesen sah. Auch in Nordjütland und in Norwegen soll es Striche geben, wo die Leute keine Stubenschlösser kennen.

Die Italiener auf Ischia und anderen kleinen Inseln sind ein simples, harmloses Fischervolk, und selbst in dem räuberischen Ungarn wohnte ich einst auf einem

Schlösse, dessen Pforten die ganze Nacht offen blieben, obgleich der Eingang zu manchem reizenden Silberschatz durch sie hindurch führte. In der ganzen Nachbarschaft des Schlosses, sagte man mir, würde nie geraubt und gestohlen, und Niemand bekümmere sich hier um Schlüssel und Riegel.

Ein Schiffervolk.

Ich kann indeß weder über die Sittlichkeit, noch über die Reinlichkeitsliebe, noch über irgend eine andere Eigenthümlichkeit der Inselfriesen sprechen, wenn ich es nicht gleich von vornherein ausspreche, daß sie ein wahres Schiffervolk sind. Denn aus diesem Umstande erklärt sich bei ihnen eben so Vieles, wie bei den Engländern aus dem Umstande, daß sie eine Kaufmannsnation sind. Und dieser Umstand ist auch in anderer Beziehung nicht unwichtig; denn die Inselfriesen sind in so hohem Grade und auf so ausgezeichnete Weise Schiffer, daß sie sich als solche in der ganzen Handelswelt einen außerordentlichen Ruhm erworben haben.

In Hamburg, Amsterdam, England, Kopenhagen und Flensburg sind die Schiffer und Matrosen von den schleswig'schen Westsee-Inseln als die besten ihres Faches bekannt und sehr gesucht.

Man nennt sie im Auslande, so viel ich bemerkt

habe, meistens nur dänische Matrosen, man sollte sie aber richtiger schleswig'sche oder friesische Matrosen nennen.

Die Friesen stehen durchweg nur mit einem Fuße auf dem Rande des Festlandes; den anderen haben sie immer in der See. Ja ihre Inseln und selbst das Festland, das sie bewohnen, haben früher in der See geschwommen und sind nur zusammengespülte Marschen oder vom Sturme zusammengewehte Dünen, die eben so leicht, als sie landfest wurden, wieder flott werden können.

Ihre Häuser sind gewissermaßen nur zeltwellig auf den Boden gesetzte Schiffe, und jeder Fries hat sein Boot beim Hause, um sofort, wenn der Festlandboden wankt, sich auf das Wasser zu begeben, das ihm unter Umständen noch mehr Sicherheit giebt als das Land.

Zum Theil gilt dies von allen den vielen mit Ueberschwemmungen bedrohten und canallirten Landstrichen, die von hier bis nach Amsterdam hin an den Flußmündungen und Küsten liegen.

In der Umgegend von Bremen hat z. B. fast jeder Bauer auf den Canälen, die das Land durchziehen, eben so gut sein Boot wie seinen Ackerwagen, und er weiß sein Schiff eben so gut zu steuern wie seinen Pflug. Nach Hamburg und Bremen wird der größere Theil der Marktwaaren von den Bauern selbst zu Schiffe herangebracht.

Die Inseln, welche die Friesen innehaben, sind zum Theil so klein, daß sie nur wenige Familien als

Bewohner haben können, und die Leute müssen daher um jedes Fuder Sen's willen, das sie verkaufen, oder wegen jeder Last Feuerung, die sie einkaufen wollen, sogleich zu See gehen. Sie werden daher sämmtlich wie die Wasserdogel von einem ganz natürlichen Bedürfnis nach Nahrung vom Festlande auf's Meer gelockt.

Die See, welche sie umgibt, ist außerdem ein sehr gefährliches Wasser, sehr stürmisch, voll Strömungen und Untiefen, und übt daher frühzeitig ihre Gewandtheit und Vorsicht. Außerdem reizte sie diese See von jeher mit der Aussicht auf schönen Gewinn, denn theils giebt es eben hier die von alten Zeiten berühmten Austerbänke, welche nach Petersburg, Berlin und vielen andern Städten die beliebtesten sogenannten holländischen Auster liefern, theils sind ihre Inseln mit so schlimmen Sandbänken umgeben, daß an ihnen immer mehr Schiffe scheitern, als sonst weit und breit umher.

So wie in den Verhältnissen der geographischen Lage, so mag auch Manches in den ursprünglichen Anlagen der Nation liegen. Man hat bemerkt, und alle Schullehrer, die ich sprach, bestätigten es mir, daß die Friesen ein natürliches Talent für die Arithmetik und Geometrie haben, Wissenschaften, die dem Schiffer besonders unentbehrlich sind.

Von jeher haben sich daher einige erfahrene Steuerleute, wenn Alter oder andere Verhältnisse sie für's Meer untauglich machten, in ihre Geburtsdörfer zurückgezogen, dort Schulen für Schiffahrt und Steuermannskunst errichtet und die Bauernjungen in den dazu

ndthigen Kenntnissen unterrichtet. Auch noch jetzt trifft man in mehren Dörfern solche Lehrer der Seefahrtskunde.

Wie alle, selbst die kleinste Nationen die Welt immer in zwei Theile theilen, in das In- und das Ausland, von denen ihnen nur der kleinere Theil der wichtigere ist, so machen: es auch die Inselriesen mit dem Meere und seiner Beschiffung. Ihren kleinen, 15 Meilen langen und 5 Meilen breiten Archipelagus setzen sie dem ganzen übrigen Ocean gegenüber und nennen seine Beschiffung die „Innensfahrt“ oder die „Kleine Fahrt“, so wie die Beschiffung des letzteren die „Außensfahrt“ oder die „große Fahrt“ heißt.

Die kleine Fahrt von Insel zu Insel, von Föhr nach Hufum, von Splt nach Londern u., betreiben sie meistens mit eigenen Schiffen, bei der großen Fahrt aber dienen sie auf fremden Schiffen.

Von dieser „großen Fahrt“ wird eigentlich wieder die Orbnlandsfahrt als eine besondere Branche der Schifffahrt geschieden, und vorzugsweise nennen sie große Fahrt nur diejenige Schifffahrt, welche Westindien zum Ziele hat.

Die Holländer waren bis über die Mitte des vorrigen Jahrhunderts hinaus die vornehmsten und fast ausschließlichen Härtungs- und Wallfischfänger, und da sie ihre Schiffe besonders getu mit Friesen bemannten, so war jene Zeit die Blüthezeit hiesiger Schifffahrt.

Damals gingen oft zwölf und mehr Schiffe mit Passagieren, die sich in Holland „verheuern“ wollten

ten, im Frühlinge von Föhr ab. Gewöhnlich thaten dieß alle zu gleicher Zeit, und der Abschied so vieler Männer auf ein Mal zu einem so gefährvollen Unternehmen veranlaßte dann eine Feier auf der Insel, an welcher alle Angehörigen Theil nahmen. Diese Feier und die Abreise fand gewöhnlich an dem Freitag statt, der daher noch jetzt in diesen Gegenden einer der wichtigsten Tage des Jahres ist.

Viele von den Vätern, Söhnen und Brüdern kehren im Herbst nicht zurück. Andere dagegen kamen mit wohlgepacktem Beutel ober, wenn sie als einfache Matrosen ausgegangen waren, als Steuerleute oder Schiffsführer wieder.

Es ist manches Eigenthümliche bei der Grönländereise, unter Anderem auch dieß, daß der Schiffsführer nicht Capitain, sondern Commandant genannt wird. Viele Leute werden mitgenommen, die nur körperstark zu sein brauchen und gar keine weitere Geschicklichkeit nöthig haben, da man sie bloß zum Erschlagen der Robben und zum Zerhacken des Wallfischspecks gebraucht. Nur bei dem sogenannten „Garpunier“, der den Wallfisch erlegt, wird auf besondere Kenntniß und Gewandtheit gerechnet.

Ein Beamter der Insel gab mir aus einem alten geschriebenen Register über die Anzahl der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Föhr ausgegangenen Schiffer folgende Notiz. Anno 1760 waren von Föhr nach Holland abgereiset 1415 Schifferpassagiere, darunter 64 Commandanten und Capitains, 229 Steuer-

leute und Harpuniere und circa 1100 gemeine Matrosen.

Föhr ist freilich die volkreichste aller nordfriesischen Inseln und lieferte von jeher die meisten Subjecte zur Schifffahrt. Allein man kann wohl ohne Uebertreibung annehmen, daß die übrigen Inseln und das friesische Festland wenigstens eben so viel Leute zur See schickten.

Und bedenkt man nun, daß in jener Zahl nur die in dem benannten Jahre ausgegangenen Schiffer begriffen sind, nicht aber auch die, welche im Laufe dieses Jahres gar nicht nach Hause kamen und ohnedies schon auf den Meeren schwammen, so ist es wahrscheinlich, daß damals dieses kleine Land der Friesen Jahr aus Jahr ein mindestens eine Armee von 4000 Schiffern auf der See erhielt.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts auch die Amerikaner, Engländer und andere Nationen lebhafteren Antheil an dem Wallfischfange nahmen, und als die Anzahl dieser Thiere mit der Zunahme der Jäger immer mehr abnahm, sank auch die Thätigkeit der Friesen in dieser Geschäftsbranche. Anno 1796 gingen bloß 650 Schiffer, darunter 30 Commandeurs und 63 Steuerleute und Harpuniere, von Föhr aus.

Ein Beamter der Insel, der ungefähr gerade die Hälfte derselben unter seiner polizeilichen Inspection hatte, sagte mir, er habe im vorigen Jahre etwas über 300 Pässe an in's Ausland gehende Matrosen ausgestellt. Dieß würde für die ganze Insel etwa 600 Pässe geben. Herr von Warnstedt, der über diese Insel geschrie-

ben hat, sagt, in günstigen Jahren könne diese Zahl bis auf 800 steigen. Legt man diese Zahlen zu Grunde und bedenkt man, daß bei der lebhaftesten Westindienfahrt, welche in neueren Zeiten von Hamburg und Bremen und auch von Flensburg aus getrieben wird, wahrscheinlich viele Schiffer, die nicht wie die Ordnlandsfahrer jährlich zurückkehren, ihre Pässe gleich für eine Reihe von Jahren nehmen, so mögen immer noch mehr als 2000 Nordfriesen im Dienste des Handels beschäftigt sein.

Ich sagte oben etwas von den Ursachen der Abnahme der Lebhaftigkeit der friesischen Schiffahrt. Als eine solche wurde mir hier ferner noch die Verbesserung des Ackerbaues und anderer Künste und Gewerbe angeführt.

Der Ackerbau wurde auf diesen Inseln sonst sehr nachlässig getrieben und von den auf die See hinaus-eilenden Männern meistens den Frauen überlassen*). Diese mußten pflügen und säen, und höchstens bei der Ernte half der Mann, wenn er zeitig genug aus Ordnland zurückkehrte.

In neuerer Zeit nun, wo der Ackerbau in allen Ländern rationeller betrieben wird, hat er sich auch auf diesen Inseln gehoben, und die Leute ziehen daher oft den ge-

*) Ich entnehme aus anderweitigen Reiseberichten, daß auch in anderen Theilen Frieslands Dasselbe der Fall war. So wird z. B. in einem Werke über das Eaterland gesagt, daß die friesischen Männer bloß der Schiffahrt und dem Handel oblagen und den Ackerbau ihren Weibern überließen.

wisseren Drobertwerb auf dem Lande dem ungewissen auf der See vor. Indesß ist hier Ursache und Wirkung schwer von einander zu unterscheiden, und es mag umgekehrt eben auch der Ackerbau durch die Abnahme der Schifffahrt Vortheil gezogen haben*).

Es ist indesß wohl eine ganz allgemeingiltige Bemerkung, daß unsere Zeit die Tendenz hat, wie alle Gilben und privilegierten Gesellschaften, so auch alle besondern Befähigungen mehr und mehr aufzulösen. Alles Wissen und Können wird mehr und mehr ein Gemeingut. Die Friesen waren sonst hier eine gewissermaßen für den Wallfischfang und andere Schifffahrts-

*) Um das bebauernswerthe Abnehmen der Schifffahrt auf diesen Inseln ferner in ein näheres Licht zu setzen, will ich hier einige Nachrichten zusammenstellen, die man mir in dieser Beziehung an verschiedenen Orten gegeben hat.

Auf der Insel Amrum waren 1787 6 Schiffcapitains, und jetzt (1845) bleibt es dort keinen einzigen mehr.

Es ist Sitte bei den Schiffern, daß sie bei glücklich beendeter Fahrt den Prediger bitten, von der Kanzel herab Dankgebete zu sprechen. Ein Capitain zahlt dafür gegen 2 Thlr., ein Steuermann 1 Thlr. u. s. w. Ein Prediger von einer kleinen friesischen Insel, mit dem ich von der Abnahme der Schifffahrt sprach, sagte mir, sein Vorgänger habe von den Geldern, welche hierfür eingenommen, jährlich wohl 70—80 Thlr. eingenommen, und jetzt sammelt er kaum 5 Thlr.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gingen nahe an 100 Leute von der Insel Googe auf Seefahrt aus, und außerdem zuweilen 25 Capitaine und Commandeure. Jetzt sind von dieser Insel nur 11 Schiffer und 2 Capitains in See.

branchen privilegirte Gilde. Da jetzt an verschiedenen Stellen des Festlandes Seefahrtsschulen errichtet sind, und da überhaupt auch die Wege nach dem Meere zugänglicher werden, so mögen auch die Binnenlandsdörfer jetzt häufiger als sonst sich für die See Vorbilden. Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß die besagten Friesen nicht in ihrer geographischen Lage einen außerordentlichen Vorzug besäßen.

Daß die Friesen ein echtes Seemannsvolk sind, zeigt sich auch vielfältig in ihrer alltäglichen Rede- und Ausdrucksweise. Sie bringen eine Menge Seemannsausdrücke mit auf's Festland und wenden sie auf continentale Verhältnisse an. So bezeichnen sie z. B. fast alle Richtungen oder Situationen, selbst die gewöhnlichsten, die wir, von unserem Körper ausgehend, nach der rechten und linken Hand bezeichnen, nach den Angaben der Windrose.

Wenn man hier einen der Leute auf der Straße nach dem Wege fragt, so heißt es nicht wie bei uns: „Gehen Sie erst gerade aus, dann links, dann rechts“, sondern vielmehr so: „Gehen Sie erst nach Norden, wenden Sie sich dann nach Osten und halten Sie sich dann stets nach Südwesten.“

Ein Haus liegt hier nicht vis à vis oder dos à dos mit dem anderen, oder zur rechten oder linken Seite von ihm, sondern im Osten, Süden oder Westen von dem anderen. Ja man wohnt sogar nicht etwa auf der Sonnen- oder Schattenseite, auf der Wind- oder Regenseite des Hauses, sondern im Süden oder Norden, im westlichen oder östlichen Zimmer des Hauses.

Es kommt uns sehr komisch vor, wenn wir einen Maßstab, von dem wir sonst nur bei großen Verhältnissen, auf Landkarten bei der Situation von Welttheilen und Adalgrächen, wo im Osten von Deutschland Frankreich, im Norden Dänemark liegt, Gebrauch zu machen gewohnt sind, nun auf ganz kleine Verhältnisse angewandt sehen und z. B. sagen hören: „Gans Claus wohnt im Westen von Claus Hans, und mein Kuhstall liegt im Osten von meiner Küche.“

Weil ihnen die Schiffe auf diese Weise immer im Kopfe stecken, so sprechen sie auch, wenn sie auf einem Wagen sitzen, von der „See-Seite“ des Wagens, womit sie bei ihren Schiffen die Seite bezeichnen, wohin der Wind weht.

Die friesischen Badediener, die unsere Baderutschen besorgten, und welche immer am hohen Ufer saßen, um auszuschauen, ob dieser oder jener Badergast herankäme, hörte ich eines Tages sagen: „Der Präsident ist schon in Sicht.“ Meine Augen irrten dabei unwillkürlich über's Meer hin, um das große Schiff dieses Namens zu suchen, das in diesem Augenblicke am Rande des Horizontes auftauchen möchte, aber die Leute bezeichneten mit diesen Worten einen unserer geehrten Badergäste.

Wie die Inseln in der Regel ihre Bewohner, ihre Pflanzen, ihre Thiere von den benachbarten Festländern empfangen, so bekommen sie von daher auch meistens ihre Krankheiten.

Vom Meere her erwarten die Insulaner ihre Gesundheit; der Westwind, der aus dem Meere aufsteigt, thut ihnen

wohl. Ja sie halten es für unmöglich, daß man sich bei Westwind erkälten könne. Der Wind vom Festlande dagegen schadet der Brust, schafft Schnupfen, Husten, Brustbeklemmung, Sicht.

Die aus dem Meere aufsteigende Fluth führt eine Menge heilsamer Kräfte mit sich. Die Leute gehen daher bei Flußzeit an's Wasser, waschen sich die Augen mit Fluthwasser und setzen sich der Luftströmung, welche die Fluth mit heranzführt, aus, weil sie dieselbe den kranken Augen für besonders heilsam halten. Die vom Lande wegfluthende Ebbe dagegen ist kraftlos und sogar schädlich. Selbst die Badegäste glauben dieß und stürzen sich mit größerem Vertrauen in die schwellende Fluth und oft mit Furcht in die abziehende Ebbe. Jene, glauben sie, bringt neues Heil und frisch von den Neereiden fabricirte Kräfte, diese erscheint ihnen abgebraucht und schaal.

Wenn am Festlande das Nervenfieber, die Masern und das Scharlachfieber grassiren, so hat man Furcht auf den Inseln, daß diese Krankheiten auch auf ihnen bald ausbrechen möchten. Von den Inseln gehen nie solche epidemische Krankheiten aus. Der Gesundheitszustand ist hier weit besser als in den Districten des Festlandes. Einen Beweis dafür giebt auch die kleine Apotheke unserer Insel, die nicht nur für sie, sondern auch für alle anderen umliegenden Inseln die einzige ist, welche es giebt.

Die Dörfer im Innern.

Die Insel Föhr hat beinahe 5 deutsche Meilen im Umfange und umfaßt innerhalb dieser Linie etwa anderthalb Duzend Dörfer mit ungefähr 5000 Einwohnern. In physikalischer Hinsicht theilt sich das Land in eine Marsch- und in eine Seesthälfte. Die Marsch hat sich nach innen zu auf der nordöstlichen Seite angelegt; nach Westen und Süden, dagegen, wo das Meer offener ist, hat sich nichts von Marsch gebildet, und hier zeigt sich das schroffe hohe, vom Meere angenagte Seestufer.

Dies ist natürlich, denn die schmutzigen, mit Schlammengeschwängerten Gewässer stürzten rechts und links vorbei, und erst hinter der Insel kamen sie so zur Ruhe, daß sie die Schlammtheilchen fallen lassen konnten. Auch bei den anderen Inseln, z. B. bei Amrum und Sylt, zeigt sich dasselbe.

Auch sie haben einen kleinen Flicken von Marschland hinter ihren Dünen nach innen zu, d. h. nach Osten angelegt. Die halbe Insel ist demnach mit einem Saßdeich umschänzt.

Sjöhj ist die wichtigste aller friesschen Inseln und wird es auch wohl immer bleiben, denn sie ist die am besten geschützte. Sie befindet sich gerade in der Mitte des friesschen Archipels. Gegen Südwesten und gegen Nordwesten liegen ihr die langen Dünen der Inseln Sylt und Amrum vor, welche den ersten Anlauf der Nordseepluthen abhalten, gegen Süden die Halligen und gegen Norden und Osten wiederum Sylt und das Festland.

Auf Sylt und Amrum wälzen sich beständig die Sanddünen mehr landeinwärts, über die ungeschützten Halligen gehen stets die Pluthen hinweg und reißen ein Stück nach dem anderen ab, und die Bewohner von Pelworm und Nordstrand haben fortwährend zu dämmen und zu weichen, um ihre niedrigen Inseln nur über Wasser zu erhalten.

Es ist höchst interessant, zu bemerken, daß alle diese Inseln eben so, wie nach dem, was ich oben sagte, die einzelnen Theile des Festlandes, mit einander in inniger Verkettung und Beziehung stehen. Es ist ein System von Schutz und Trutz gegen das Meer.

Es kann sich die Gestalt der einen oder anderen Insel nicht ändern, ohne daß dadurch auch die anderen Inseln in eine andere Lage kommen. Verschwindet eine Insel ganz oder zum Theil, so verändern sich auch gleich die durch Ebbe und Pluth im Meere veranlaßten Strömungen, und es wird dadurch sofort der Strom mit vereinter Gewalt entweder auf eine andere Insel hingeleitet oder von ihr abgewart, und ein

solcher Impuls wirkt natürlich fort bis in die entferntesten Theile des kleinen Inselmeeres, so daß es hier hergeht wie in einem Gebäude, wo, wenn ein Balken bricht, sofort auch die anderen Balken zusammenstürzen oder doch anders gestellt und angespannt werden als früher.

Man kann sich hiernach einen Begriff davon machen, welche genaue Kenntniß aller Ufergestaltungen sowohl als auch aller Sandbänke, Stromverzweigungen und unterseeischen Wasserbewegungen dazu gehört, um richtig zu beurtheilen, ob es zweckmäßig sei, diese oder jene Veränderung in der Bezeichnung eines Landes vorzunehmen.

So war es mir interessant, bei Gelegenheit einer Petition der Bewohner von Pelworm an den König von Dänemark den Oberinspector aller dieser Deichangelegenheiten die Lage und die Beziehungen der besagten Insel beurtheilen und auseinanderlegen zu hören.

Diese Insel liegt viel weiter als Nordstrand und Föhr und andere Inseln ins Meer hinaus oder, wie die Holsteiner sich ausdrücken würden, sehr weit „außen vor.“

Sie hat keine andere Insel als Damm vor sich und besitzt auch selbst keine Spur von einem natürlichen Dünendamme. Es ist ein Stück fette niedrige Marsch mitten im Meere, das hier mit seiner ganzen ungebrochenen Gewalt gegen die künstlichen Circumvallationen der Menschen in einem unausgesetzten Kriege anstürmt.

Die Pelwormer sind als in einem perpetuirlichen Belagerungszustande befindlich zu betrachten. Ihr mäch-

tiger Feind ist stets wach und wagt im Laufe jedes Jahres wenigstens ein Paar Hauptstürme. Die Bedienung dieser Insel ist demnach kostspieliger als die irgend eines anderen Theiles von Friesland, und im Laufe der Jahre und der beständig sich wiederholenden Reparaturen haben die Belwormer eine drückende Schuldenlast und ihren Aeltern eine enorm große jährliche Contribution aufgeladen; Niemand hilft ihnen nun diese Last tragen denn die Inseln sind von den Deichverbänden des Festlandes ausgeschlossen.

Auf dem Festlande sagt man: „Was gehen uns die Inseln im Meere an? Wir würden auch ohne sie von der Fluth bedrängt werden. Es ist nicht unsere Schuld, daß sie mehr als wir bedroht und angegriffen sind. Mögen sie sich selber schützen.“

Dies scheint richtig, doch es ist nicht ganz redlich gesprochen, und die Belwormer erwidern: „Zwar ist es nicht eure Schuld, daß wir mehr bedrängt und angegriffen werden; aber es ist euer Vortheil, daß dies geschieht und daß wir uns so tapfer und klug dagegen vertheidigen.“

„Wir liegen hier „außenvor“ im Meere, gleichsam wie eure Avantgarde, und haben die heftigsten Angriffe des Feindes auszuhalten. Wir arbeiten und bauen mit ungeheurerem Aufwande von Mähe und Geld und führen Dämme auf, die zwar zunächst uns schützen, die aber auch euch im Hintergliede zu Nuze kommen.“

„Wären wir laß und träge auf unserem Posten, ließen wir unsere Dämme verfallen, gäben wir uns gar

dem Feinde völlig preis, so würdet ihr die Folgen davon bald spüren, die Wogen würden dann in eben dem Grade euch bedrängen, wie sie es jetzt mit uns thun.“

„Es ist daher euer Pflicht, uns Succurs zu schicken und uns auf unserem Posten zu erhalten. Es ist dieß aber sogar auch euer eigener Vortheil, denn ihr erlangt dadurch ein Recht, euch in unsere Angelegenheiten zu mischen und durch Inspectoren nachsehen zu lassen, ob wir unsere Pflicht auch wirklich thun und im Kampfe nicht ermatten.“

Die Westwormer haben, wie es scheint, nicht ganz Unrecht, aber während sie schon seit lange um Aufnahme in den Reichverband des Festlandes petitionirt haben, hat umgekehrt das Festland immer sich dawider gestraußt und eben so eifrig dagegen petitionirt.

Dieß dauerte sehr lange, und erst jetzt fand man den Ausweg, daß sich die Regierung entschloß, sich der Westwormer anzunehmen, ohne das Festland zu belasten, und ihnen einen bedeutenden Zuschuß zur Deckung ihrer Deichkosten zu gewähren.

Zum Theil wurde man auch wohl durch den Hinblick auf die Verhältnisse des Husumer Hafens dazu bewogen. Denn es entstand die Befürchtung, daß, wenn die Westwormer genöthigt würden, Banquerot zu machen, ihre Deiche und ihre Inseln aufzugeben*) und sie, wie der Kunstausdruck lautet, „treiben“ zu lassen, d. h. sie

*) Solches Aufgeben ganzer, von der Meeresfluth ruinirter Landstriche ist schon mehre Male vorgekommen, namentlich 1634.

ohne Bedeckung, wie Halligland, dem Spiele der Bogen preiszugeben, dann die tiefen Zugänge zu dem hinterwärts liegenden Hafen von Husum verschlemmt werden möchten.

So wie Belworm jetzt ist, wirkt es auch, wie ein Damm oder Molo, zur Austiefung des Wassers. Seine Deiche weisen die Gewässer zu beiden Seiten zurück, drängen sie durch die bestehenden Canäle oder Fahr- gewässer und zwingen sie, dieselben mittels des täglich aus- und einbringenden Fluth- und Ebbestroms rein zu erhalten.

Belworm arbeitet also auch für den Hafen von Husum, und es sähien billig, daß man ihm im Namen dieses Hafens zu Hilfe komme.

Aus diesem Beispiele, sage ich, kann man sehen, wie complicirt hier Alles ist und wie die Interessen jedes Einzelnen mit denen des Ganzen zusammenhängen.

Die besugte pbyssische Abtheilung in Marsch- und Seefland ist zunächst von größter Einwirkung in Bezug auf die Bewauungsweise der Insel gewesen. Sämmtliche Dörfer der Inseln liegen der Reihe nach gerade auf der Gränze zwischen der Marsch und Seeft, und zwar auf dem Rande der letzteren.

Es erklärt sich diese Erscheinung daraus, daß die Leute in der, Ueberschwemmungen ausgesetzten Marsch nicht gerne wohnten. Weil sie aber sowohl Acker auf der Seeft als Wiesen in der Marsch besaßen und weil sie beiden gern so nahe als möglich sein wollten, so siedelten sie sich hart auf dem Rande der Seeft an.

Selbst der Flecken Wyl liegt auf dieser Gränze, gleich vor seinem nördlichen Thore fängt die Marsch an.

Es ist ein solcher mit Dörfern, Flecken und Städten besäeter Geestrand eine allgemeine Erscheinung in allen Marschländern. Alle Hauptorte Dithmarschens, z. B. Lunden, Heide, Mehlhof, liegen auf Vorsprüngen der Geest. Eben so findet man alle die kleinen Küstenstädte im nördlichen Hannover und Oldenburg, z. B. Stade, Neuhaus, Otterndorf, Varel, Jever, Eßens, Norden, auf dem Rande der Geest. Auch in Holland läßt sich etwas Aehnliches bemerken.

Der Flecken Wyl schält sich fast ganz aus dem Lebensorganismus der Insel heraus und steht für sich da. Er hat seine eigenen Rechte und Sitten, ja auch seine eigene Bevölkerung und Sprache, denn er wurde hauptsächlich von Anstiedlern aus den benachbarten Inseln bevölkert, die sich zu verschiedenen Zeiten, vor den Meeresfluthen fliehend, auf dieser sicheren hohen Stelle niederließen.

Diese Entstehungsweise von Wyl wiederholt sich bei mehren anderen Städten und Flecken der Marschländer. So wie anderswo die feindlichen Menschen, so brachten hier zuweilen die feindlichen Fluthen die Bewohner auf einen Fleck zusammen.

Die fremden Anstiedler haben zum Theil ihren friesischen Dialekt erhalten und außerdem noch viel Plattdeutsch bei sich eingeführt, das sie fast Alle verstehen. Die Bewohner des Hauptortes von Föhr gelten daher eigentlich gar nicht für Föhringer, und nur die Bewohner

des Binnenlandes nennen sich Föhringer, kleiden sich Föhringisch und sprechen die föhringische Sprache.

Auf Wyl, wo wir nach dem, was ich eben sagte, ein kleines moralisches Parabels zu entdecken glaubten, sehen die Binnenländer, wenn auch nicht gerade wie auf ein Sodom und Gomorrha, doch nicht ohne etwas Mißtrauen herab, und die Prediger der Dörfer des Inneren ziehen oft gegen Wyl, wo gespielt und getrunken wird, wo Schiffer und fremde Badegäste die Einfachheit der Sitten verderben, und wo die jungen Mädchen in Verachtung der alten Sitten der Mütter sich mehr und mehr deutsch kleiden, zu Felde.

Dasselbe, was ich oben von der Stamm- und Sitteneinheit der Friesen im Allgemeinen sagte, daß sie, je entfernter vom Meere, je mehr nach Westen zu, um so größer sei, das gilt auch wieder von jeder Insel insbesondere.

Wenn ich mich nach einem alten Gebrauche oder Ausdrücke erkundigte, so wurde ich immer nach dem westlichen, dem Meere zugewandten Theile der Insel verwiesen, mit der Bemerkung, dort sei die alte Sprache, da finde man alte Sitten, alte Kleidung und schöne alte Sagen. Ich war begierig, diesen originellen Westen etwas näher kennen zu lernen, und machte mich daher eines Tages auf, um ihn zu besuchen und dabei zu gleicher Zeit eine Uebersicht der ganzen Insel zu gewinnen.

Da allem Gesagten nach der Gegensatz von Osten und Westen für die Insel weit wichtiger sein muß als der von Norden und Süden, — im Osten liegt der

saße Wall, im Westen die stürmische See, von Osten kommen die Cultur, die Verberbniß und die Krankheiten des Festlandes. von Westen drängen die Stürme und Plüthen, die auf Klima, Menschen und Vegetation einen so merkwürdigen Einfluß üben, — so ist es natürlich, daß sie nicht in ein Nord- und Südländ, sondern in ein West- und Ostland zerfällt, von denen jedes ungefähr die Hälfte der Insel einnimmt.

Diese Eintheilung ist nicht nur eine physische, sondern auch eine politische; denn das Westland gehört in politischer Beziehung zum Königreiche Dänemark, das Ostland aber zum Herzogthume Schleswig.

Die Chroniken berichten, daß der schleswigsche Ritter Claus Rimbeck den besagten Theil der Insel an die Königin Margaretha für 500 Mark Silber verkauft habe. Auch die Inseln Sylt und Romoe sind zum Theil dänisch, zum Theil schleswig'sch.

Das Ostland hat daher einen deutlichen, das Westland einen dänischen Beamten, dort gelten schleswig'sche, hier dänische Gesetze, Justiz- und Kirchenverfassung; auch sind die Interessen beider Theile ganz verschieden. Die Deutschen in Deutschland werden diesen Unterschied nicht sogleich begreifen, denn sie nennen ja auch Altona schon eine dänische Stadt und bezeichnen ganz Schleswig als dänisch. Allein er ist ungefähr eben so groß und eben so weitgreifend, als wenn z. B. die eine Hälfte von Rügen mecklenburgisch und die andere preussisch wäre.

Das erste der Dörfer, die an der Westküste wie Perlen auf eine Schnur aufgereiht sind, heißt Boldixum,

das zweite Wixum, das dritte Wbblum, und geht man alle Namen durch, so findet sich, daß die Namen sämtlicher schelling'schen Dörfer mit Ausnahme von zweien oder dreien sich auf „um“ endigen.

Diese Endsilbe ist überhaupt den meisten Dorfnamen in ganz Friesland eigen, und natürlich existirt unter den Gelehrten ein Streit darüber, woher dieselbe abzuleiten sei und was sie zu bedeuten habe.

Auch wir zerbrachen uns in Wyl vielfach den Kopf darüber. Einer meinte, die dummen Wäpche hätten im Mittelalter, wo man Alles habe latinisiren wollen, die lateinische Endung „um“ statt einer verloren gegangenen deutschen angehängt. Die Meisten beruhigten sich bei der Voraussetzung, daß dieß „um“ eine Verdrehung des germanischen „heim“, „hem“, „home“ wäre, das in so vielen deutschen, holländischen und englischen Ortsnamen zu finden ist, und daß die Namen Woldixum, Allersum u. s. w. also eigentlich Aller's Heim, Woldix's Heim u. s. w. zu schreiben und als das Heim ihres ersten Ansiedlers, eines gewissen Woldix, Aller u. s. w. zu deuten seien.

Uebrigens gehen diese Namen auf „um“ durch das ganze deutsche oder friesische Nordseeküstenland von den Busums und Wusums in Schleswig-Holstein, bis zu den Bokums und Lesums in Hannover, den Dornums und Doktums in Holland. Und wir mögen dieß auch für die Kur- und Vörländer bemerkt haben, die von Niedersachsen aus auch solche „ums“ erhalten haben, und die sich auch, wie ich schon vor 8 Jahren wahrzunehmen Gelegenheit hatte, den Kopf darüber zerbrechen, woher

z. B. ihre Stadt „Luttum“ die sonderbare letzte Etappe haben möge.

Es ist immer ein angenehmes Gefühl, wenn man sich beim Studium kleiner Dinge und Verhältnisse bewußt ist, daß man dabei die Phantasie rechts und links weit hinausschwelfen lassen kann. Im Grunde kann man dies aber fast bei jedem Gegenstande der Untersuchung; denn es hängt in dieser Welt Alles so erstaunlich eng zusammen wie in einem Knäuel. Daher ist es mir eigentlich auch ganz einerlei, ob ich in Bolidurum und Wrixum unter den Föhrsingern, oder am Nil, oder am Araxes reise. Weiß man recht zu combiniren, so ist ja Alles gleich interessant und auch Alles neu und unerhört genug. Denn da alle Verhältnisse so unendlich viele Seiten haben, so wird es leicht sein, irgend eine neue Seite aufzudecken, die früher noch Niemand berührte.

Jeder bringt andere Augen und andere Brillen, der Eine ein perspectiv, der Andere ein Mikroskop mit sich, Jeder auch andere Neigungen, Stimmungen und Kenntnisse. Und wie er nun die Dinge aus diesem oder jenem Gesichtspuncte betrachtet und mit diesen oder jenen Gefühls- oder Verstandeskraften ansaßt und mit diesen oder jenen Kenntnissen in Berührung setzt, so müssen sie immer neue Eigenheiten zeigen, wie in einem chemischen Laboratorium ein und derselbe Stoff, den man unzählige Verbindungen mit anderen Stoffen eingehen läßt. Man kann daher in alle Ewigkeit hinein experimentiren,

und auch in den bekanntesten Ländern noch eben so gut Entdeckungstreifen machen, wie in den unbesuchtesten.

In diesem Vertrauen traten wir nun die bezeichnete Inselreise zu jenen Dörfern an.

Der Anblick derselben ist ganz eigenthümlich. Sie ziehen sich aus leicht begreiflichen Gründen sehr langgestreckt auf dem Oestufer hin, weil nur so jeder Einwohner seinen Aekern auf beiden Seiten gleich nahe sein konnte.

Auf beiden Seiten fährt ein Weg, auf der einen ein fetter, in der Regenzeit ungangbarer Marschweg und auf der anderen ein sandiger, stets trockener Oestweg. Von einem Wege zum anderen läuft eine Menge kurzer Quergassen, die das Dorf abtheilen, wie die Furchen einen Aker.

Die Häuser sind unter einer Menge von Blumen und Gebüschen begraben, und man geht in dem ganzen Dorfe herum wie in einer großen schattigen Laube mit vielen Sängen.

Außerhalb der Dörfer findet man weder Baum noch Busch, denn die starken West- und Nordwestwinde, die beständig über die Fluren dahinbrausen, lassen hier kein hohes Gewächs aufkommen. Nur hinter den Häusern, wo sie Schutz finden, können sie zu einiger Höhe gedeihen. Man kann daher die hiesigen Dörfer auch kleine Wäldchen nennen, die angefüllt sind mit Häusern, Höfen und Gärten.

Die Wirkung des Westwindes ist hier höchst wunderbar. Die Bäume können nicht höher wachsen, als die Häuser, ihre Schutzwehr, ragen, und in der Regel ist ihre

Krone mit der Linde der Dächer ganz genau in gleicher Höhe niedergehalten, wie abgeschnitten. Der Sturm bricht die überragenden Blätter und Zweige nicht eigentlich ab, sondern läßt sie gar nicht heraufkommen.

Man sagt, es seien zweierlei schädliche Wirkungsweisen, die der Westwind auf die Blätter habe. Erstlich führe er von der See her eine Menge Salzhellchen mit sich heran, welche die Blätter und Krossenheile zerstören; und dann schüttele er die Blätter und reißt sie der Art hin und her, daß sie, welche diese starke Bewegung nicht aushalten könnten, darüber verbörren und abfielen.

Dem ersteren Umstande würde ich indess nicht viel Schuld beimessen können; denn wären es die Salzhellchen, welche die Blätter ruinirten, so müßten, scheint es mir, die niedrigsten Blätter am meisten leiden und auch die, welche vor dem Sturme geschädigt waren, dieser Einwirkung ausgesetzt sein.

Denn die meisten Salzhellchen wird der Wind doch nicht sehr hoch führen, und wie der meiste Schlamm hinter den Inseln, wo sich der Strom beruhigt, abgesetzt wird, so werden gewiß auch die meisten Salzhellchen hinter den Häusern und Mauern, wo der Wind sich beruhigt, niederfallen.

Man bemerkt dagegen, daß alle niedrigen Blätter und alle hinter den Mauern sprossenden sehr gut gedeihen. Auch erstreckt sich die schädliche Wirkung des bösen, — die Leute sagen „giftigen“ — Westwindes bis weit in's Innere des Landes, weit über Jütland, Schleswig und Holstein, ja über ganz Dänemark hinaus, während es doch gewiß

ist, daß so weit hin keine Salztheilchen mehr geföhrt werden.

Daß indefs ganz nahe an der See die Wirkung des Windes stärker ist als im Inneren des Landes, ließe sich auch wohl daraus erklären, daß er dort am heftigsten weht. Je weiter nach Osten, desto mehr Gegenstände findet er auf seinem Wege, die seine Gewalt hemmen, und desto mehr Schutz ist vor ihm vorhanden.

Man sieht dieß deutlich, wenn man die lange Straße von etwa 10 Dörfern prüft, die sich mitten durch die Insel Jähr von Osten nach Westen hinziehen. Die äußersten Dörfer an der Westsee können fast gar keinen Baum aufbringen, weil der Sturm ihre Wohnungen und Gassen so heftig in allen Richtungen durchbraust, daß kein Ast seiner Gewalt zu widerstehen vermag. Dort steht man nur hier und da einen arg mitgenommenen traurigen Baumstumpf, mit ein paar Dutzend Blättern dürftig bekleidet, zwischen den Mauern stehen.

Ja es soll auch der Sturm diesen Leuten häufig ihre Getreibeernte verderben und immer die Entwicklung der Aehren hemmen. In den mittleren Dörfern werden die Bäume schon etwas zahlreicher und größer; in den östlichen giebt es die meisten und größten Bäume, und am Ende des östlichsten steht eine ganze Partie schön entwickelter Kastanien, Linden, Pappeln und anderer Bäume.

Es ist höchst interessant, die Wirkung des Sturmes an den einzelnen Bäumen zu beobachten. Jeder hat sich

so zu sagen auf seine Weise nach der Decke gestreckt und hat sich mit seinen Nestern und Zweigen vielfach gedreht und gewunden, um sich den heftigen Luftströmungen zu entziehen.

Hier findet man einen an der Ecke eines Hauses stehen, wo ihn der Wind traf. Er hat auf der Windseite keinen einzigen Zweig mehr und sich mit seiner ganzen Blätterfülle hinter das Haus gebrängt, um dort Rettung zu suchen. Man empfindet eine Regung von Mitleiden, wenn man dergleichen halbe Bäume mit solchen furchtsam nach der einen Seite hin ausgestreckten Armen sieht, und glaubt fast, es sei Vernunft und Leben in ihnen.

Zuweilen genießt einer hinter einem Hause sehr wohl, die Nester kräftig in die Breite treibend und voll im Blätterwerke. Sobald er aber die Höhe des Daches erreichte, schauerte es ihm vor dem dort stets brausenden Luftströme, er bog seine Zweige um und kroch damit an dem Dachrüden, der Gränze der Unruhe und des Schutzes, hin. Dort streckt einer, der sich unvorsichtig ohne allen benachbarten Schutz in die Luftströmung begab, vergebens die nackten Nester zum Himmel empor. Der grausame Westwind heraubte sie ihres Blättergewandes, und das Gewächs ist ohne Zweifel dem Untergange geweiht.

Uebrigens ist es bemerkenswerth, und Manchem möchte dieß auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß die Bäume nicht gerade hinter der Mauer zu stehen brauchen, um sich zu erhalten; sie können auch geradezu vor die Mauer gesetzt werden und dann dem Sturme auf diese Weise das Angesicht bieten. Sie

dürfen nur nicht über die Mauer hervor und zu den Seiten mit ihren Nestern über sie hinauswachsen.

Bei einigem Nachdenken wird man dieß jedoch mit der Natur übereinstimmend finden.

Wenn nämlich ein starker Sturm direct in perpendicularer Richtung gegen eine Mauer fährt, so prallt er von dieser Mauer natürlich in derselben Richtung zurück, in welcher er kam, und dieß neutralisirt seine Wirkung in der Nähe der Mauer vollkommen.

Jeder kann sich davon überzeugen, daß im stärksten Sturm vor einer Mauer, welche die Richtung des Sturmes rechtwinkelig schneidet, vollkommene Ruhe herrscht. Natürlich kann dieß hier nur bei Mauern der Fall sein, die gegen den Westwind Front machen.

Die Mauern der Häuser reichen jedoch begreiflich nur für die ihnen zunächst stehenden Bäume hin. Will man weiter gehende Baumpflanzungen und Gartenanlagen machen, so muß man noch besonderen künstlichen Schutz schaffen, und der Westwind hat daher auf diesen Westseeinseln sowohl, als auch auf der ganzen Westküste von Sücland, die auf dieselbe Weise den Stürmen ausgesetzt ist, eine ganz eigenthümliche Art von Gartenanlagen bedingt.

Es wird vor allen Dingen ein hoher, vieredriger Dammbau aus Erde oder Steinen aufgeworfen, so groß, als der Garten werden soll, der ohnedieß natürlich immer sehr klein bleiben muß. Da es nun gewisse Bäume oder Büsche giebt, welche den Sturm vertragen oder wenigstens sich besser dagegen halten als andere,

so wird der Damm mit dergleichen Pflanzen besetzt. Diese Büsche werden ganz dicht darauf gepflanzt und bilden, nachdem sie Wurzel gefaßt, allmählig eine dem Sturme undurchdringliche Hecke.

Eine solche, 20 bis 25 Fuß hohe Circumballation steht ganz eigenthümlich aus. Meistens ist sie nach außen hin, woher der Wind kommt, schräg abgedacht, als hätte sie der Wind abgeschoren. Wie die Deiche aus der See, so steigt diese Gemächsmauer aus dem Luftströme allmählig heran, nach dem Inneren des Gartens zu setzt sie aber schroff ab.

Hinter dieser Schutzmauer nun kann man es erst wagen, Obstbäume, Blumen und andere Gewächse zu pflanzen.

Um ihnen noch mehr Schutz zu gewähren, wird auch das Innere des Gartens hier und da mit lebendigen Hecken durchzogen, die man den Binnendeichen der Marschen vergleichen könnte. Auch werden alle Pflanzen und Bäume möglichst nahe zusammengestellt, so daß in der ganzen Masse ein Gewächs das andere schützt. Hat man erst eine ziemlich compacte Masse von Bäumen geschaffen, so wird es leicht, noch mehrere hinzuzufügen.

Man glaubt nicht, wie wunderlich ein solcher kleiner friesischer oder jütischer Westseegarten ausieht. Da ist keine Aussicht aus dem kleinen Raume in's Freie, denn Alles ist mit Wällen und Hecken hoch umzäunt; die kleinen Bäume haben ein altes knorriges und verkrüppeltes Aussehen und drängen sich im Garten wie Schafe in einem Stalle.

Licht fällt natürlich wenig hinein, und man wandelt in dunkeln Baumgängen, die sehr niedrig und schmal sind. Der Rasenplatz in der Mitte ist aber immer sehr frisch, sauber und hübsch unterhalten.

Später werde ich Gelegenheit haben, mehrere einzelne Gärten dieser Art noch näher zu beschreiben, und auch Veranlassung nehmen zu Bemerkungen. Aber die höchst auffallenden Einwirkungen des Westwindes auf den Acker- und Waldbau in Schleswig-Holstein.

Bei dem Mangel an Holz, der in Folge der besagten Umstände in diesen Insel- und Marschgegenden herrscht *), ersetzen die Bewohner das Holz auf man-

*) In manchen Gegenden der Marschen ist der Holz-mangel so groß, daß die Leute nicht einmal Erbsen bauen können, weil sie keine Sträucher haben, an denen die Erbsen emporranken könnten.

Daher ist auch die Holzdieberei wahrhaft epidemisch in den Marschen. Kein Hageborn, kein Busch ist sicher. Ja die Bauern müssen hier und da sogar die Thorpfosten ihrer Aecker und die Thore und Schlagbäume jeden Herbst ausgraben und in's Haus nehmen, weil sie sonst während des Winters von Unberufenen ausgegraben werden würden. Dieß steht gerade so aus, wie eine von denjenigen kleinen Wundergeschichten, mit denen man zuweilen Reisende zu unterhalten pflegt. Ich bemerke daher, daß ich den berichteten Umstand einer Marschzeitung entnommen habe, die für Marschbewohner von Marschbewohnern geschrieben ist. Daher bleiben auch wohl alle Wege in den Marschen nicht bloß der Westwinde wegen so ohne allen Baumbesatz.

Alle neuen Baumanlagen sind, wegen der Holzzerstörung, sucht, die in den Marschen so allgemein ist, ungemein schwierig. Diesem Uebel ist also schwer abzuhelfen, nicht bloß sel-

nigfaltige Weise durch andere Substanzen, beim Bauen durch Steine und beim Heizen und Brennen durch Torf und getrockneten Mist.

Das Bauholz, welches die Insulaner zu ihren Schiffen und Häusern nöthig haben, bekommen sie aus Norwegen, wohin sie von hier aus in wenigen Tagen gelangen können. Es geht an der ganzen windreichen und holzarmen Küste von Jütland aus Norwegen ein nicht unbedeutender Holzhandel herunter, der alle diese Gegenden mit jenem wichtigen Artikel versorgt*).

Die Leute verschwenden zwar nicht allzuviel Holz an ihren Gebäuden, sondern bauen sie vielmehr meistens von Ziegeln, indeß brauchen sie doch zu jedem Hause wenigstens einige starke tüchtige Stämme, die sie nicht etwa in die Mauern hineinsetzen, sondern hinter denselben wie Säulen anbringen.

Diese starken Stämme, die das Gerippe des Hauses bilden, werden von den Wellen bei Ueberfluthungen nicht so leicht wie Ziegelmauern eingestossen und tra-

ner selber, sondern eines anderen Uebels wegen, das dadurch erzeugt wird. Hätte man genug Holz, so würde wohl die epidemische Holzdieberei aufhören, oder vermöchte man dieser Dieberei zu steuern, so würde man vielleicht bald mehr Holz haben. Aber so zieht ein Uebel aus dem anderen Nahrung, und beide halten sich gegenseitig.

*) Daher glebt es auch das Sprüchwort: Breter nach Norwegen schiffen, welches auf den friesischen Inseln so viel bedeutet, wie auf den griechischen ehemals das ähnliche Sprüchwort: eine Gale nach Athen bringen.

gen daher das Dach noch, wenn die Mauern selbst schon zusammenstürzten. Am besten wäre es vielleicht, wenn die Leute ihre Häuser ganz von Holzstämmen zimmern könnten, wie die russischen Bauern die ihrigen. Indeß, wie gesagt, dazu ist der Artikel zu kostbar.

Die Marschen haben natürlich weder Felsen, noch liefern sie ein einziges Steinbröckel. Sie wurden später gebildet, als die Ausstreunung derjenigen Steintrümmer, welche man hier Kollsteine (erratische Blöcke) nennt, stattfand. Das ganze Seeiland von Schleswig-Holstein und Jütland ist aber damit bedeckt, und natürlich haben auch diejenigen kleinen Inseln, welche, wie Föhr, zum Theil aus Seeft bestehen, solche Kollsteine.

Man findet sie daher beim Häusermauern und Zaunbau in diesen Dörfern überall ebenso verwendet, wie man dieß auf dem Festlande sieht. Neben ihnen giebt es aber noch ein Baumaterial ganz eigenthümlicher Art, das einem Thiere unter dem Eispole aus dem Leibe gebrochen wird, nämlich die Backenknochen und Rippen vom Wallfisch.

Ich erinnere mich wohl, daß ich früher oft mit Verwunderung sah, wie die Grönländer ihre Säune und Wälle und oft auch ihre Wohnungen aus Fischknochen zusammensetzten. Allein hier erfuhr ich, daß man nicht nach Grönland zu reisen brauche, um dergleichen zu sehen.

Ein Bewohner von Wyß hatte sich einen Entenstall aus Wallfischknochen zusammengebaut. Die Pfosten seiner Feld- und Gartenthüren bestanden ebenfalls aus Wall-

schknochen, in welche die eisernen Thürangeln eingefügt waren.

Sie und da fand ich einen Obstgarten ganz mit einer Reihe von Wallfischknochen verpalissadirt*), und es giebt fast keinen Bauer, der nicht auf irgend eine Weise Wallfischknochen in seinem Gehöfte verwendet und angebracht hätte.

Ich sah mehre solche Wallfischknochenpalissaden, die vielleicht schon 50 Jahre dagestanden hatten und in diesem wunderlichen Dienste halb verwittert und, wie alte Bäume, dick mit Moos überzogen waren. Auch fand ich viele dieser Knochen von den vorübergehenden Kühen angeknagt, die spielertisch, wie alle Thiere, sie gern bekneipern.

Man könnte viele Orte in Norddeutschland nennen, die ihrem Mangel an Holz durch solche Rippen, die viel dauerhafter sind als dieses, abhelfen. Selbst in den Straßen der freien Reichsstadt Bremen fand man sonst viele Wallfischknochen als Hauspfähle in den Straßen stehen.

Man sägte diese Knochen oben glatt ab, beschlug ihnen den Kopf mit Blech und überstrich das Ganze so, daß Niemand ahnen konnte, daß um eines solchen Straßenpfahls willen ein Wallfisch geblutet habe. — Auf allen Nordseeinseln, bis zum Texel bei Holland hin, sind die Wallfischknochen eben so stark in Gebrauch.

*) Auch setzen, wie ich mehre Male bemerkte, diese Leute die Bienentröbe auf kleine Wallfischknochenstumpfe, die sie absägen und in die Erde stecken.

Zum Brennen bedienen sie sich, wie ich sagte, des Torfs und des Düngers. Den Torf bekommen die Inseln aus Susum, wohin er von der See gebracht wird. Das Verschiffen dieses Torfes ist ein Hauptartikel ihres kleinen Handels von Insel zu Insel.

Es giebt freilich auch auf Söhr etwas Torf, allein er ist ganz salzig. Sehen die Leute auf ein solches salziges Feuer den Kessel, so bekommt dieser, wie sie sagen, Löcher und wird schnell unbrauchbar.

Ein Däne erzählte mir, er habe einmal eine Reise in die Schweizeralpen gemacht und dort einen jungen Menschen gefunden, mit dem er sich in eine Unterhaltung eingelassen; als sie nun auf Dänemark zu sprechen gekommen, habe der junge Alpenbewohner ihn gefragt, ob es denn wahr wäre, was er von diesem Lande vernommen, daß die Menschen dort den Dünger statt des Holzes im Ofen brennten. Er habe dieß in einem Buche seines Schulmeisters gelesen.

So weit kommen zuweilen kleine unbedeutende Kenntnisse in der Welt herum, und so weit sind auch selbst unter uns manche Sitten verbreitet, die wir sonst nur bei entfernten Völkern, bei Arabern in der Wüste und bei Nomaden in den Steppen, suchen. Der Mist ist ein Hauptbrennmaterial in dem ganzen holzarmen und viehreichen Westen der cimbrischen Halbinsel, und selbst in allen Nordseemarschen, ja zum Theil auch noch in Holland.

Ich sah die Düngerfladen, welche in den friesischen Dörfern überall auf den Zäunen, Pfählen und Wall-

steinen zum Trocknen aufgelegt sind, mit besonderem Interesse an, da ich sie ganz eben so schon in Südrussland gesehen hatte. — Die Leute hier sammeln nicht nur den Dünger, so wie ihn das Vieh auf der Wiese ablegt, sondern sie bringen ihn auch mit den Händen in eigene Formen, wie in den südrussischen Steppen. Sie haben auch wie die Bewohner der Steppen verschiedene Namen für die verschiedenen Arten von Kuchen, die sie aus dem Kiste bereiten. Die runden nennen sie „Stolen,“ die viereckigen aber „Ditten.“ Auf den Geestinseln brennen sie auch, wie überall in den Heidestrichen, die mit Helbewurzeln durchbrungene getrocknete Erde. Sie nennen die Erdstücke, welche sie mit großen Säcken losschlagen und dann trocknen, „Flagen“ oder „Lorwer.“ Auch dieß thun sie schon seit der Römer Zeiten, denn schon Plinius hat jene Gewohnheit an ihnen beobachtet. Natürlich ist dieser Gebrauch eine Gewohnheit, die erst jetzt bei den überall aufgehellten Ansichten über den Ackerbau als Unfug erkannt worden und im Sinken begriffen ist. In der That ist es wohl der größte Unfinn, den ein Volk begehen konnte, 2000 Jahre hindurch die oberste schönste und ergiebigste Bodenschicht in den Ofen zu stecken.

Das Hauptgericht, das sie bei dieser spärlichen Feuerung bereiten, ist der bei ihnen beliebte „Densbras“ (Ofenbrot). Es ist eine Art Brei, der aus Milch und Mehl mit eingemischtem Fett und Speckstücken bereitet wird.

Man ißt ihn vornehmlich am Sonntage. Und wenn an diesem Tage Alle das Haus verlassen und

in die Kirche gehen, so rühren sie den D'enbras in einen Topf ein, stellen ein paar getrocknete Dängerstaben oder langsam brennende Torfstücker, die ein sehr gelindes Feuer geben, um ihn herum, und kommen sie dann aus der Kirche zurück, so finden sie ihre Mahlzeit von selbst fertig gekocht, heiß, schmackhaft und gar.

Die Dörfer von Föhr sind natürlich voll von Schiffen, Matrosen, Commandeuren, Robbenschlägern und Wallfischfängern, theils von solchen, die dieß noch sind, theils von solchen, die es gewesen, theils endlich von solchen, die es noch werden wollen.

Selbst die jungen Burschen, die noch nie in See waren, sehen aus wie Matrosen. Ihre gewöhnliche Sonntagstracht ist die Matrosenkleidung, die kurze blaue Jacke, die bequemen Bantalon, die runde Mütze.

Ich fand des Sonntags eine Menge Schulknaben in dieser Kleidung, die mir sagten, sie hätten dieselbe nur deshalb, weil sie doch auch einmal Matrosen werden wollten. Ihre älteren Brüder und Vettern kommen alle in solchen hübschen blauen, zuweilen mit silbernen Knöpfen besetzten Jacken an's Land zurück, tragen buntes seidene Halbtücher und haben viel Geld in der Tasche, mit dem sie gern etwas prahlen.

Dieß gefällt den Jüngeren, und sie wünschen daher nichts mehr, als auch zur See zu gehen, um nicht hinter dem Wfluge zu verkommen, so wie die Gymnasten bei uns zu den Studenten aufblicken und nichts sehnlicher wünschen, als die Universität beziehen zu können.

Ich hielt mich gerade zu der Zeit hier auf, als

die Wallfischfänger zurückkehrten, und war daher Zeuge von mancher interessanten Scene. Die Leute betreiben hier die Grönlandsfahrten wie etwas, das mit zu ihren gewöhnlichen, jährlich wiederkehrenden Geschäften gehört. Es scheint Einem, als läge Grönland ganz nahe bei Friesland.

Die Schiffer gehen im Frühjahr dahin, schlagen ein paar Hundert Robben und einige Wallfische todt und kommen dann wieder zu ihren Inseln zurück, melken ihre Schafe und führen ihre Kühe auf die Weiden. Auch sprechen sie bald von Boldirum und Brixum, bald von Spitzbergen, von der Jahn - Mahnen - Insel und „Stradavid“ (der Strafe David), als hinge das Alles eng zusammen.

Ich traf einmal einen Bauer, der sich mit einer Kuh herumzerrte, die er, ich weiß nicht wohin, führen wollte. Er sagte mir, erst gestern sei er von Grönland zurückgekommen. Er hatte dort Abenteuer und Dinge erlebt, die einem Anderen für zwei Monate dem Geist aufgeregert und die Junge bewegt hätten. Allein ich mußte diese Dinge mit vielen Fragen aus ihm herausholen; denn er hatte sich seine Wallfische und Seeälber schon längst aus dem Kopfe geschlagen und dachte an nichts weiter, als daran, wie er sein Kuhkalb zum besten Preise verkaufen möchte.

In der Unterhaltung mit diesem Menschen fiel es mir besonders auf, welch reines Hochdeutsch er rebete. Er sprach nicht nur alle Vocale und Consonanten sehr richtig aus, gab jedem Worte seinen rechten Ton und ver-

schluckte keine Sylbe, sondern bediente sich auch sehr gewählter Ausdrücke.

Als ich z. B. von den Verhältnissen seiner Heimathinsel zu reden anfing, sagte er: „Ach ja, Herr, dieß ist ja nur ein kleines Eiland, und Alles, was es hervorbringt, ist geringfügig.“

Er erwähnte eines Sohnes, den er gehabt habe, und als ich ihn fragte, wo derselbe geblieben sei, antwortete er: „Er ist in Amsterdam mit Lobe abgegangen im Monate November des Jahres achtzehnhundert vier und dreißig“. — Als wir dann von der Ernte dieses Jahres zu reden anfingen, sagte er: „Der Herr sei gelobt, das liebe Korn ist geborgen.“

Die Worte „etwas“, „einige“, „wenige“, „etliche“, sind mir manchmal in der Unterhaltung mit Friesen vorgekommen; so sagte z. B. einmal einer zu mir: „Ich habe einige wenige Eier vom Markte heimgebracht, auch etwas Butter und etliche Käse.“

Solche Phrasen und solche Redeweise ist man bei unseren niedersächsischen Bauern und Schiffern gar nicht gewohnt, die das Hochdeutsche oft sehr verunstalten, viele Consonanten hinten wegschleifen, ganze Sylben verschlucken und immer plattdeutsche Worte mit hochdeutschen vermischen.

Diese Erscheinung erklärt sich wohl daher, daß die niedersächsische Sprache mit der hochdeutschen Schriftsprache noch mehr Aehnlichkeit hat als das Friesische und daher leichter sich mit ihr amalgamirt als dieses, welches eine ganz eigene Sprache zu sein scheint.

Die Friesen lernen ihr Hochdeutsch bloß in den Schulen, aus der Bibel und aus ihrem Gesangbuche, sie üben es später nur mit dem Prediger und einigen wenigen Fremden, mit denen sie zu Zeiten verkehren. Sie componiren daher ihr ganzes Leben hindurch solche schulgerechte Phrasen, wie der Schullehrer sie ihnen in der Jugend lehrte. Man kann über ihr Deutsch dieselben Bemerkungen machen, wie sie die Engländer über das Englische der geschulten Hochstotten machen.

Die Friesen sprechen, sage ich, fast alle ein solches polirtes Hochdeutsch. Oft ist es nur gar zu polirt, und zuweilen kommen die Phrasen, welche sie dreheln, ganz komisch heraus. Sie sprechen langsam, bedächtig, mit einiger Anstrengung. Man sieht, daß sie sich besinnen, auch wiederholen und corrigiren sie sich nicht selten hastig, gleichsam als wenn der Schulmeister noch mit dem Stocke drohte.

Uebrigens sprechen natürlich bei weitem nicht Alle gleich gut hochdeutsch, und es machte mir ein nicht geringes Vergnügen, die verschiedenen Stufen ihrer Kenntniß vom Hochdeutschen zu verfolgen und zu studiren.

Von denen, welche perfect Hochdeutsch verstehen, sprechen und schreiben, geht es zunächst herab zu denen, welche dasselbe wohl gut lesen, schreiben und verstehen, aber es unvollkommen reden. Hier hat man oft die Ueerraschung, den Einen auf eine an ihn gerichtete Phrase eine sehr gelungene Antwort geben zu hören. Man glaubt schon, bei ihm eine perfecte Kenntniß des Deutschen voraussetzen zu dürfen, allein es war nur eine Schul-

reminiscenz, und man geräth bald in der Unterhaltung auf bedeutende Untiefen.

Danach kommen die, welche sich gar nicht aufs Neben des Hochdeutschen einlassen, die es aber dennoch sowohl lesen als schreiben. Ich traf einen Bauer, der seine Briefe hochdeutsch schrieb, aber nicht hochdeutsch mit mir sprechen konnte.

Den Beschluß machen diejenigen, welche nicht einmal das Hochdeutsch, welches man mit ihnen spricht, oder die hochdeutschen Bücher, die man ihnen vorlegt, sondern bloß ihr hochdeutsches Gesangbuch, ihre hochdeutsche Bibel und ihre hochdeutsche Predigt verstehen und lesen können. Ich traf eine Frau, der ich trotz allem Aufwande von Mühe nicht begreiflich machen konnte, was ich von ihr wünschte, und die auch, als ich ihr in einem deutschen Buche das Wort zeigte, welches ich ihr auf Friesisch nicht sagen konnte, den Kopf schüttelte und zu verstehen gab, sie könne dieß Deutsch nicht lesen.

Nichtsdestoweniger hatte sie ihr Gesangbuch unter dem Arme und kam aus der Kirche, wo sie aus jenem Gesangbuche gelesen und den Prediger verstanden hatte. Sie hatte alles Hochdeutsch aus der Schule vergessen, bis auf das in der Bibel und dem Gesangbuch; auf dieses aber und auf die Phrasen des Predigers war sie eingeübt und wußte es zum Theil auswendig.

Die Zahl derjenigen Friesen, bei denen sich die hochdeutsche Sprache einzig und allein auf die Kirche und das, was damit zusammenhängt, beschränkt, ist nicht un-

bedeutend. Die hochdeutsche Sprache ist daher diesen Leuten eine besonders achtungswerthe, eine heilige Sprache, gleichsam wie das Altflavische den Russen, wie die heilige Sprache der Wedas den Indern. Dieselben Bemerkungen passen nicht nur auf die Friesen, sondern auch auf diejenigen Dänen im mittleren Schleswig, welche hochdeutsche Kirchen- und Schulsprache haben.

Die Schiffscapitaine.

Die interessantesten unter den Dorfbewohnern der friesischen Inseln sind diejenigen alten Leute, welche sich hierher nach einem vielfach stürmischen Leben zurückgezogen haben und nun entweder den Acker ihrer Väter bauen oder von ihren Capitalien leben.

Sie haben das Meiste erlebt und erfahren, und da sie mehr Ruhe haben als die Andern, so erzählen sie gern davon, und zwar um so lieber, da nun die Erinnerung das Vergangene vergoldet und sie gern ihrer Abenteuer und Heldenthaten gedenken.

Die größeren Dörfer auf allen diesen Inseln sind voll von solchen zurückgezogenen Schiffscapitainen und Commandeuren, die ihr Schicksal auf's Trockne brachten und nun im Schoße ihrer Familien, in ungemein sauberen und netten Wohnungen das Ende ihres Lebens erwarten.

Damit man deutlicher sehe, was für Leute hier leben und wie sie leben, will ich die Besuche schildern, die ich bei einigen von ihnen machte. Die Sache wird nicht ganz ohne Interesse sein, da der Leser zu gleicher

Zeit daraus wahrnehmen kann, wie die Leute in vielen kleinen Orten bei Hamburg, Bremen, Emden, Amsterdam und anderen norddeutschen Handelsstädten lebten. Denn ich kann ihm zum Theil aus eigenen Erfahrungen versichern, daß es auf diesen weltlichen Handelsgebieten ebenso hergeht wie hier.

Mein Schicksal führte mich zunächst zu einem alten Capitain in einem der entlegenen Dörfer, bei dem ich durch einen Bekannten introducirt wurde. Er that seinen Mund auf und erzählte uns die Geschichte seiner Jugend. Sie lautete fast ebenso, wie die eines gewissen Störversen, der in seinem Buche: „Eines Seemanns Übungen in gottseligen Gedanken“ so anfängt: „Ich bin 1716 den 3. October auf dieser Insel geboren. Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Gott rief ihn in seinem Seebetrieb zu sich, als ich etwa 1½ Jahr alt war. Meine Mutter hinterließ mit 3 Kindern in höchst dürftigen Umständen.“

„Als die Nachricht von meines Vaters Tode einging, hat meine Mutter, die mich gerade auf dem Arme trug, Gott gebeten, daß es ihm gefallen möchte, mich zu sich zu nehmen, weil sie mir keine Nahrung zu geben wisse. Indeß ich blieb am Leben und führte als Knabe sechs Jahre den Hirtenstab, in welcher Zeit ich die Schafe und Gänse eines Nachbarn hütete.“

„Mein Seelieben begann in meinem ersten Jahre, und ich mußte 8 Jahre als Schiffsjunge dienen, ehe ich mich zum Matrosen emporschwang und sich mir eine größere Laufbahn eröffnete, an deren Ende ich

Schiffscapitain wurde, als welcher ich mich auf meine Geburtsinsel zurückgezogen habe."

„Es ist dies in ein paar Worten die Geschichte vieler Tausende unter uns," sagte mein alter Capitain. „Was mich betrifft, so habe ich dreißig Jahre lang zur See geblent und mich zum Capitain aufgeschwungen. Mit meiner Frau erheirathete ich ein kleines Landgut, auf dem ich nun seit 30 Jahren ruhig lebe."

„Ich bin jetzt 76 Jahre alt, und da mit der Zeit meine Mährigkeit abgenommen, der Preis des Landes aber zugenommen hat, so haben wir allmählig den größten Theil unseres Landes verkauft und besitzen bloß noch unseren Garten, soviel Acker, als wir zu eigenem Brode brauchen, und soviel Wiesenland, als für unsere beiden Kühe nöthig ist. Ich halte bloß ein Pferd und einen kleinen Wagen, um damit jeden Sonntag mit meiner Frau zur Kirche zu fahren. — Und ist es Ihnen recht, diesen meinen Kirchenwagen und meine übrige Handlarichtung zu besichtigen, so bitte ich Sie, mir zu folgen."

Das Haus des Alten war so proper und nett gehalten, wie eine Schiffscabine; Wände, Schränke, Tische, Kisten und Kasten, Alles war mit der erwähnten blauen Lackfarbe angestrichen, der Ofen glänzte wie polirtes Ebenholz, und messingene Thürgriffe, große messingene Schrankknöpfe, messingene Schüsseln und Geräthe warfen aus allen Winkeln und Ecken die hellen Sonnenstrahlen zurück.

In der Mitte seines Zimmers hingen an bunten

Schnuren zwei Glasugeln, die inwendig wie Spiegel mit Staniol überzogen waren und alle Gegenstände in einem Miniaturbilde zurückspiegelten. Solche Glasugeln, so groß wie Straußeneier, findet man hier fast in jedem wohl eingerichteten Zimmer. Ich weiß nicht, woher die Leute sie beziehen.

Gewöhnlich haben sie zwei Hauptzimmer im Hause. Das eine ist das gewöhnliche Wohnzimmer und heißt Dörrinsch (auch Dönze) und das andere, zu welchem vom Wohnzimmer hinauf einige Stufen führen, stellt den Salon oder das Gesellschaftszimmer vor und heißt der Pöfel (oder Befel).

Da dieses letztere nur selten benutzt wird, so ist es gewöhnlich ohne Ofen. In ihm hatte der Capitain die Abbildungen der Schiffe hängen, die er im Laufe seines Seelbens commandirt hatte, und dahinter war noch ein Raum mit einer Menge alter großer, buntbemalter Kisten oder Koffer, die wie Särge in einer Kapelle arrangirt waren und seine und seiner Frau Kleiderschätze und Leinwandvorräthe enthielten.

Seine bejahrte Frau war schon seit 30 Jahren contract. Seit 30 Jahren, sagte sie, habe sie keinen Schritt ohne Hilfe ihres Mannes gethan. Sie saß seit dieser Zeit in einem antiken altfränkischen Sessel, der mit Leder überzogen war.

Dieser Stuhl hatte einem reichen Engländer sehr gefallen, und er hatte dem Capitain eine häßliche Anzahl Schillinge dafür geboten. Allein dieser hatte ihn nicht

hergeben wollen, weil seine franke Frau gewohnt war, seit dreißig Jahren darauf zu sitzen.

Sie hätte sich zwar für das besagte Geld zwei andere, viel elegantere und bequemere Stühle kaufen können, allein sie war den alten steifen, ledernen Stuhl einmal gewohnt, und Gewohnheit macht uns selbst das Unbequeme bequem.

Diese Inseln, auf denen sich alte Roden und Mobilien noch unverfehrt aus dem vorigen Jahrhundert erhalten haben, werden jetzt, wo man Alles im Rococostyl haben will, wie alle entlegenen Winkel, alle alten Schlösser, Schloßböden und Polsterkammern Europas durchsucht und ausgebeutet. Reichs Hamburger und Engländer sind hier mehre Male von Insel zu Insel, auf alte Stühle, Schränke und Tische Jagd machend, herumgereist, um sie für ihre Villas und Cottages zu sammeln.

Man darf es nicht versäumen, zu beobachten, wie sich das jetzige Jahrhundert in den Augen solcher alter Männer aus dem vorigen Sáculo ausnimmt, und ich hörte daher meinem alten Capitain gern zu, als er mir von einer Reise nach Hamburg, die er vor Kurzem unternommen hatte, erzählte.

Er sagte mir, er habe seit Napoleon's Sturze, wie gesagt, 30 Jahre lang hier still auf einem Stieck gesessen, und von Allem, was geschehen sei, habe nichts seine Nengler in solchem Grade gereizt, daß es ihn von seiner Insel habe fortiloden können.

Da habe er aber von der wunderbaren Erfindung der Eisenbahnen vernommen, und als nun auch in Nordalbingien diese Eisenbahnwege sich ausgesponnen hätten, habe er sich nicht länger halten können und sich mit einigen Freunden nach Kiel aufgemacht, um noch vor seinem Tode von dieser außerordentlichen menschlichen Erfindung Notiz zu nehmen.

Es schien ihn zu beglücken, die Fahrt gemacht zu haben, denn er sagte mir, er habe Alles außerordentlich gefunden, die Wagen sowohl, als die Schnelligkeit und Sicherheit der Beförderung, die Pünctlichkeit des Abgehens und Ankommens, die prompte Beforgung seines kleinen Kielesbündels und die Behutsamkeit und Gemächlichkeit, mit der er seine eigenen alten Kleidmaßen dort verpackt und behandelt gesehen habe. Auch nach dem Daguerreotypen habe er sich gesehen und sich in Hamburg für seine alte Lebensgefährtin daguerreotypiren lassen.

In Hamburg habe ihn ein befreundeter Capitain an Bord seines Schiffs geladen, und er habe dort mit Bewunderung bemerkt, wie außerordentlich in unserer Zeit auch auf dem Meere der Luxus gestiegen sei. Die Schiffe seiner Zeit, meinte er, verhielten sich zu den jetzigen ganz so, wie die bescheidenen simplen Wohnungen seiner Jugend zu den luxuriösen, die er jetzt im Alter um sich herum entstehen sähe.

Noch einen anderen alten Capitain, der bereits nicht weniger als 82 Jahre zählte, besuchte ich zuweilen und wurde immer freundlich von ihm mit einem Gläschen Wein, — der Wein ist hier nicht schlecht

und außerdem billig, da die Schiffer immer aus allen Weltgegenden Probchen von allen Sorten griechischer, italienischer, spanischer und französischer Weine nach Hause zu bringen pflegen, — und mit interessanten Erzählungen — diese sind hier nicht schlechter als der Wein, da die Leute so viel Buntres erleben und erfahren, — bewirthen.

Auch an irdenen Pfeifen und guten Cigarren fehlte es nicht, und für wohlriechende Blumen auf dem Tische und zierende Gewächse am Fenster hatte stets seine Tochter, die ihm die Wirthschaft führte, gesorgt. In seinen Zimmern war Alles auf's Reinlichste gehalten, obgleich das Haus nur eine kleine ländliche Dorfwohnung war und im Stall ihm nicht mehr als zwei Kühe blühten.

Im Inneren von Deutschland giebt es gar keine solche eigenthümlichen Wirthschaften wie die dieser Neptun'söhne, die in ihrem Alter sich von Verehrern jenes tobenden Gottes zu Priestern der Ceres, des Erichthon, der Pomona, Flora und anderer friedlicher Gottheiten umwandeln.

Nein alter Freund hatte in seinem Seeleben der Reihe nach nicht weniger als 7 Schiffe commandirt, und diese hingen alle auf einem großen Blatte abgebildet in seinem Zimmer. Das erste war ein Grönländs-fahrer und das letzte ein großer Dreimaster, mit dem er in's mittelländische Meer gegangen war. Letzteres hatte er noch besonders ganz genau abfontert mit allen Segeln und seiner ganzen Takelage.

Die Friesen lernen ihr Hochdeutlich bloß in den Schulen, aus der Bibel und aus ihrem Gesangbuche, sie üben es später nur mit dem Prediger und einigen wenigen Fremden, mit denen sie zu Zeiten verkehren. Sie componiren daher ihr ganzes Leben hindurch solche schulgerechte Phrasen, wie der Schullehrer sie ihnen in der Jugend lehrte. Man kann über ihr Deutsch dieselben Bemerkungen machen, wie sie die Engländer über das Englische der geschulten Hochschotten machen.

Die Friesen sprechen, sage ich, fast alle ein solches polirtes Hochdeutlich. Oft ist es nur gar zu polirt, und zuweilen kommen die Phrasen, welche sie dreheln, ganz komisch heraus. Sie sprechen langsam, bedächtig, mit einiger Anstrengung. Man sieht, daß sie sich besinnen, auch wiederholen und corrigiren sie sich nicht selten hastig, gleichsam als wenn der Schulmeister noch mit dem Stocke drohte.

Uebrigens sprechen natürlich bei weitem nicht Alle gleich gut hochdeutlich, und es machte mir ein nicht geringes Vergnügen, die verschiedenen Stufen ihrer Kenntniß vom Hochdeutschen zu verfolgen und zu studiren.

Von denen, welche perfect Hochdeutlich verstehen, sprechen und schreiben, geht es zunächst herab zu denen, welche dasselbe wohl gut lesen, schreiben und verstehen, aber es unvollkommen reden. Hier hat man oft die Uebersetzung, den Einen auf eine an ihn gerichtete Phrase eine sehr gelungene Antwort geben zu hören. Man glaubt schon, bei ihm eine perfecte Kenntniß des Deutschen voraussetzen zu dürfen, allein es war nur eine Schul-

reminiscenz, und man geräth bald in der Unterhaltung auf bedeutende Urtiefen.

Danach kommen: die, welche sich gar nicht auf's Neben des Hochdeutschen einlassen, die es aber dennoch sowohl lesen als schreiben. Ich traf einen Bauer, der seine Briefe hochdeutsch schrieb, aber nicht hochdeutsch mit mir sprechen konnte.

Den Beschluß machen diejenigen, welche nicht einmal das Hochdeutsch, welches man mit ihnen spricht, oder die hochdeutschen Bücher, die man ihnen vorlegt, sondern bloß ihr hochdeutsches Gesangbuch, ihre hochdeutsche Bibel und ihre hochdeutsche Predigt verstehen und lesen können. Ich traf eine Frau, der ich trotz allem Aufwande von Mühe nicht begreiflich machen konnte, was ich von ihr wünschte, und die auch, als ich ihr in einem deutschen Buche das Wort zeigte, welches ich ihr auf Friesisch nicht sagen konnte, den Kopf schüttelte und zu verstehen gab, sie könne dieß Deutsch nicht lesen.

Nichtsdestoweniger hatte sie ihr Gesangbuch unter dem Arme und kam aus der Kirche, wo sie aus jenem Gesangbuche gelesen und den Prediger verstanden hatte. Sie hatte alles Hochdeutsch aus der Schule vergessen, bis auf das in der Bibel und dem Gesangbuch; auf dieses aber und auf die Phrasen des Predigers war sie eingeübt und wußte es zum Theil auswendig.

Die Zahl derjenigen Friesen, bei denen sich die hochdeutsche Sprache einzig und allein auf die Kirche und das, was damit zusammenhängt, beschränkt, ist nicht un-

bedeutend. Die hochdeutsche Sprache ist daher diesen Leuten eine besonders achtungswerthe, eine heilige Sprache, gleichsam wie das Altslawische den Russen, wie die heilige Sprache der Wedas den Indern. Dieselben Bemerkungen passen nicht nur auf die Friesen, sondern auch auf diejenigen Dänen im mittleren Schleswig, welche hochdeutsche Kirchen- und Schulsprache haben.

Die Schiffscapitaine.

Die interessantesten unter den Dorfbewohnern der friesischen Inseln sind diejenigen alten Leute, welche sich hierher nach einem vielfach stürmischen Leben zurückgezogen haben und nun entweder den Acker ihrer Wäster bauen oder von ihren Capitalien leben.

Sie haben das Meiste erlebt und erfahren, und da sie mehr Ruhe haben als die Andern, so erzählen sie gern davon, und zwar um so lieber, da nun die Erinnerung das Vergangene vergoldet und sie gern ihrer Abenteuer und Heldenthaten gedenken.

Die größeren Dörfer auf allen diesen Inseln sind voll von solchen zurückgezogenen Schiffscapitainen und Commandanten, die ihr Schicksal auf's Trockne brachten und nun im Schoße ihrer Familien, in ungemein sauberen und netten Wohnungen das Ende ihres Lebens erwarten.

Damit man deutlicher sehe, was für Leute hier leben und wie sie leben, will ich die Besuche schildern, die ich bei einigen von ihnen machte. Die Sache wird nicht ganz ohne Interesse sein, da der Leser zu gleicher

Zeit daraus wahrnehmen kann, wie die Leute in vielen kleinen Orten bei Hamburg, Bremen, Emden, Amsterdam und anderen norddeutschen Handelsstädten leben. Denn ich kann ihm zum Theil aus eigenen Erfahrungen versichern, daß es auf diesen weiten Handelsgebieten ebenso hergeht wie hier.

Mein Schicksal führte mich zunächst zu einem alten Capitain in einem der entlegenen Dörfer, bei dem ich durch einen Bekannten introducirt wurde. Er that seinen Mund auf und erzählte uns die Geschichte seiner Jugend. Sie lautete fast ebenso, wie die eines gewissen Sievertsen, der in seinem Buche: „Eines Seemanns Uebungen in gottseligen Gedanken“ so anfängt: „Ich bin 1716 den 3. October auf dieser Insel geboren. Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Gott rief ihn in seinem Seebemuf zu sich, als ich etwa 1½ Jahr alt war. Meine Mutter hinterließ mit 3 Kindern in höchst dürftigen Umständen.“

„Als die Nachricht von meines Vaters Tode einging, hat meine Mutter, die mich gerade auf dem Arme trug, Gott gebeten, daß es ihm gefallen möchte, mich zu sich zu nehmen, weil sie mir keine Nahrung zu geben wisse. Indesß ich blieb am Leben und führte als Knabe sechs Jahre den Hirtenstab, in welcher Zeit ich die Schafe und Gänse eines Nachbars hütete.“

„Mein Seelchen begann in meinem elften Jahre, und ich mußte 8 Jahre als Schiffsklinge dienen, ehe ich mich zum Matrosen emporschwang und sich mir eine größere Laufbahn eröffnete, an deren Ende ich

Schiffscapitain wurde, als welcher ich mich auf meine Geburtsinsel zurückgezogen habe."

„Es ist dies in ein paar Worten die Geschichte vieler Tausende unter uns," sagte mein alter Capitain. „Was mich betrifft, so habe ich dreißig Jahre lang zur See gedient und mich zum Capitain aufgeschwungen. Mit meiner Frau erheirathete ich ein kleines Landgut, auf dem ich nun seit 30 Jahren ruhig lebe."

„Ich bin jetzt 76 Jahre alt, und da mit der Zeit meine Nüchrigkeit abgenommen, der Preis des Landes aber zugenommen hat, so haben wir allmählig den größten Theil unseres Landes verkauft und bestellen bloß noch unseren Garten, soviel Acker, als wir zu eigenem Brode brauchen, und soviel Wiesenland, als für unsere beiden Kühe nöthig ist. Ich halte bloß ein Pferd und einen kleinen Wagen, um damit jeden Sonntag mit meiner Frau zur Kirche zu fahren. — Und ist es Ihnen recht, diesen meinen Kirchenwagen und meine übrige Hauselrichtung zu besichtigen, so bitte ich Sie, mir zu folgen."

Das Haus des Alten war so proper und nett gehalten, wie eine Schiffscapitain's Wohnung; Wände, Schränke, Tische, Kisten und Kasten, Alles war mit der erwähnten blauen Delfarbe angestrichen, der Ofen glänzte wie polirtes Ebenholz, und messingene Thürgriffe, große messingene Schrankknöpfe, messingene Schüsseln und Geräthe warfen aus allen Winkeln und Ecken die hellen Sonnenstrahlen zurück.

In der Mitte seines Zimmers hingen an bunten

Schnuren zwei Glasugeln, die inwendig wie Spiegel mit Staniol überzogen waren und alle Gegenstände in einem Miniaturbilde zurückspiegelten. Solche Glasugeln, so groß wie Straußeneier, findet man hier fast in jedem wohleingerichteten Zimmer. Ich weiß nicht, woher die Leute sie beziehen.

Gewöhnlich haben sie zwei Hauptzimmer im Hause. Das eine ist das gewöhnliche Wohnzimmer und heißt Dörrinsch (auch Dönze) und das andere, zu welchem vom Wohnzimmer hinauf einige Stufen führen, stellt den Salon oder das Gesellschaftszimmer vor und heißt der Äßel (oder Bessel).

Da dieses letztere nur selten benutzt wird, so ist es gewöhnlich ohne Ofen. In ihm hatte der Capitain die Abbildungen der Schiffe hängen, die er im Laufe seines Seelebens commandirt hatte, und dahinter war noch ein Raum mit einer Menge alter großer, huntbemaalter Kisten oder Koffer, die wie Särge in einer Kapelle arrangirt waren und seine und seiner Frau Kleiderschätze und Leinwandvorräthe enthalten.

Seine bejahrte Frau war schon seit 30 Jahren contract. Seit 30 Jahren, sagte sie, habe sie keinen Schritt ohne Hilfe ihres Mannes gethan. Sie saß seit dieser Zeit in einem antiken altfränkischen Sessel, der mit Leder überzogen war.

Dieser Stuhl hatte einem reichen Engländer sehr gefallen, und er hatte dem Capitain eine häßliche Anzahl Schillinge dafür geboten. Allein dieser hatte ihn nicht

hergeben wollen, weil seine kranke Frau gewohnt war, seit dreißig Jahren darauf zu sitzen.

Sie hätte sich zwar für das besagte Geld zwei andere, viel elegantere und bequemere Stühle kaufen können, allein sie war den alten steifen, ledernen Stuhl einmal gewohnt, und Gewohnheit macht uns selbst das Unbequeme bequem.

Diese Inseln, auf denen sich alte Roden und Mobillen noch unverfehrt aus dem vorigen Jahrhundert erhalten haben, werden jetzt, wo man Alles im Rococo-Styl haben will, wie alle entlegenen Winkel, alle alten Schlösser, Schloßböden und Bolsterkammern Europas durchsucht und ausgebeutet. Reiche Hamburger und Engländer sind hier mehre Male von Insel zu Insel, auf alte Stühle, Schränke und Tische Jagd machend, herumgerisft, um sie für ihre Villas und Cottages zu sammeln.

Man darf es nicht verschümen, zu beobachten, wie sich das jetzige Jahrhundert in den Augen solcher alter Männer aus dem vorigen Sæculo ausnimmt, und ich hörte daher meinem alten Captain gern zu, als er mir von einer Reise nach Hamburg, die er vor Kurzem unternommen hatte, erzählte.

Er sagte mir, er habe seit Napoleon's Sturze, wie gesagt, 30 Jahre lang hier still auf einem Flecke gesessen, und von Allem, was geschehen sei, habe nichts seine Reugler in solchem Grade gereizt, daß es ihn von seiner Insel habe fortloden können.

Da habe er aber von der wunderbaren Erfindung der Eisenbahnen vernommen, und als nun auch in Nordalbingien diese Eisenbahnwege sich ausgesponnen hätten, habe er sich nicht länger halten können und sich mit einigen Freunden nach Kiel aufgemacht, um noch vor seinem Tode von dieser außerordentlichen menschlichen Erfindung Notiz zu nehmen.

Es schien ihn zu beglücken, die Fahrt gemacht zu haben, denn er sagte mir, er habe Alles außerordentlich gefunden, die Wagen sowohl, als die Schnelligkeit und Sicherheit der Beförderung, die Pünctlichkeit des Abgehens und Ankommens, die prompte Beforgung seines kleinen Kleiderhandels und die Behutsamkeit und Gewächlichkeit, mit der er seine eigenen alten Kleidmaßen dort verpackt und behandelt gesehen habe. Auch nach dem Daguerreotyp habe er sich gesehen und sich in Hamburg für seine alte Lebensgefährtin daguerreotypiren lassen.

In Hamburg habe ihn ein befreundeter Capitain an Bord seines Schiffs geladen, und er habe dort mit Verwunderung bemerkt, wie außerordentlich in unserer Zeit auch auf dem Meere der Luxus gestiegen sei. Die Schiffe seiner Zeit, meinte er, verhielten sich zu den jetzigen ganz so, wie die beschriebenen simplen Wohnungen seiner Jugend zu den luxuriösen, die er jetzt im Alter um sich herum entstehen sähe.

Noch einen anderen alten Capitain, der bereits nicht weniger als 82 Jahre zählte, besuchte ich zuweilen und wurde immer freundlich von ihm mit einem Gläschen Wein, — der Wein ist hier nicht schlecht

und außerdem billig, da die Schiffer immer aus allen Weltgegenden Probchen von allen Sorten griechischer, italienischer, spanischer und französischer Weine nach Hause zu bringen pflegen, — und mit interessanten Erzählungen — diese sind hier nicht schlechter als der Wein, da die Leute so viel Buntres erleben und erfahren, — bewirthen.

Auch an irdenen Pfeifen und guten Cigarren fehlte es nicht, und für wohlriechende Blumen auf dem Tische und zierende Gewächse am Fenster hatte stets seine Tochter, die ihm die Wirthschaft führte, gesorgt. In seinen Zimmern war Alles auf's Reinlichste gehalten, obgleich das Haus nur eine kleine ländliche Dorfwohnung war und im Stall ihm nicht mehr als zwei Kühe blökten.

Im Inneren von Deutschland giebt es gar keine solche eigenthümlichen Wirthschaften wie die dieser Neptunsohne, die in ihrem Alter sich von Verehrern jenes tobenden Gottes zu Priestern der Ceres, des Triptolem, der Pomona, Flora und anderer friedlicher Gottheiten umwandeln.

Mein alter Freund hatte in seinem Seeleben der Reihe nach nicht weniger als 7 Schiffe commandirt, und diese hingen alle auf einem großen Blatte abgebildet in seinem Zimmer. Das erste war ein Océanlandsfahrer und das letzte ein großer Dreimaster, mit dem er in's mittelländische Meer gegangen war. Letzteres hatte er noch besonders ganz genau abkonterfelt mit allen Segeln und seiner ganzen Takelage.

Die Seecapitaine lieben bekanntlich ihr Schiff fast wie ein zweites Weib, obwohl sie mit ihm oft eine viel unglücklichere Ehe führen als mit ihren Frauen. Meines Freundes Ehen waren aber alle sieben glücklich gewesen, und er hatte von allen Fahrten nicht nur sich, sondern auch seine Schiffe gesund und wohl nach Hause gebracht.

Er stände aber auch, sagte er, im Kreise seiner Bekannten ziemlich einzig da, denn von allen seinen Jugendfreunden wisse er jetzt keinen mehr lebendig. Der eine sei als Schiffsjunge in Grönland über Bord gegangen, der andere als Matrose in Archangel geblieben, ein dritter als Captain im Mittelmeere umgekommen, ein vierter auf den Wüsten des atlantischen Oceans verschollen, und so habe er sie fast alle, die meisten in der Blüthe ihrer Jahre, verloren.

Es gehöre viel Selbstegegenwart dazu, sich mit heiler Haut aus allen den Klemmen zu retten, in welche Stürme, Wellen, Sandbänke, Felsen, Brandungen, Wallfische, Eischollen und Eisbären einen Menschen bringen könnten.

So habe er einmal, von Archangel kommend, im Norden vom weißen Meere mit 40 englischen und anderen Schiffen im Eise festgeeffen. Es sei im Anfange Novembers gewesen. Sie hätten Alle geglaubt, noch bei Zeiten um das Nordcap herumzukommen, aber es habe sie unerwartet ein so heftiges Glatteis überfallen, daß alle Segel und Tauen dicht damit überlast gewesen wären. Und dazu sei plötzlich eine so heftige Kälte

eingetreten, daß sich das Eis dicht um die Schiffe herum angelegt gehabt hätte und auch das Steuerruder fest gefroren gewesen wäre.

So hätten sie gar nichts am Schiffe mehr rühren können, die Seile wären wie Holz, die Segel wie Glas und das Ruder wie eingewurzelt gewesen. Alle 40 Schiffe hätten dasselbe Schicksal gehabt, und von Eis starrend und dem Zufall überlassen, wären sie neben einander hingetrieben.

Sie hätten freilich unermüßlich gegen das Eis gearbeitet und sich zuweilen auch wohl etwas losgemacht, allein da die Kälte 5 Wochen hindurch angehalten, so wären sie immer von Neuem festgebannt worden.

„Dies war eine gefährliche Position,“ sagte er. „Der Wind war beständig conträr, und wir trieben, wir wußten selbst nicht wohin. Der Himmel war Tag und Nacht finster, und nur einige Stunden des Tages zog ein graulicher Dämmerchein am Firmament herauf.“

„Keine Leute kamen mehre Wochen lang nicht in trockene Kleider und waren in den Kleidern wie in einem Panzer eingefroren, weil wir nicht Feuerung genug hatten, dieselben zu trocknen.“

„Wäre es nicht salziges Seewasser gewesen, so hätten sie dieß wahrscheinlich nicht ertragen können und wären zu Grunde gegangen. Allein so wie sich Niemand im starken Seesturm erkältet, so erkrankt auch Niemand in Folge von Seewasserdurchdringung.“

„Wir konnten nur ein ganz spärliches Feuer am Bord unterhalten, an dem wir uns zu Zeiten die Hände wärmten. Mehren erfroren ihre Gliedmaßen. Die Finger, Arme und Beine der Meisten rettete ich nur dadurch, daß ich sie dieselben in die Laxe des Wokelfleisches stecken ließ.“

„Das Schiff hatte sich, vom Eise gedrängt, etwas auf die eine Seite gelegt, und an den Spitzen der Masten und Segelstangen hingen ziemlich lange Eiszacken herunter. Es waren sogar Eischollen auf's Schiff selbst hinaufgeschoben worden, und zwar in solcher Menge, daß wir uns durch sie einen Weg hauen mußten, um vom Hintertheil des Schiffs auf's Vordertheil zu kommen.“

„Natürlich hatten wir auch bald bedeutende Lecke, und es mußte Tag und Nacht gepumpt werden, um das Wasser aus den oberen Räumen zu entfernen. Meine Mannschaft war zuletzt so ermattet, so erfroren und ausgehungert, daß sie eines Abends von der Pumpe weglief und mir erklärte, sie wollte und könnte nichts mehr thun, wir wären doch verloren, wozu solle sie sich noch vor dem ohnedieß sicheren Grunde zu Tode martern.“

„Ich ermahnte sie zum Gehorsam und überredete sie, nur diese Nacht noch zu pumpen, am anderen Tage, wenn es etwas Sonne gäbe, wollte ich genau untersuchen, auf welchem Flecke der Erde wir uns befänden, und wären wir dann in der Nähe des Nordpols oder sonst weit von allem Lande entfernt, so möchten sie in Gottes Namen thun, was sie wollten.“

„Es zeigte sich wirklich am andern Tage ein Sonnenblick, der mir Gelegenheit gab, mich zu vergewissern, daß wir wenigstens 60 Meilen von allem Festlande entfernt seien. Ich verbarg dieß niedererschlagende Resultat meinen Genossen; und indem ich meinen Kummer bezwang, verkündigte ich ihnen triumphirend, wir müßten entschieden das Festland ganz in der Nähe haben, und ich sähe, daß Strömung und Wind uns sammt unserem Eisberge gerade auf das Land zutrieben.“

„Es wäre doch Schade, sagte ich, wenn wir uns hier jetzt so feige den Elementen hingeben wollten, da es wahrscheinlich wäre, daß wir, wenn auch nicht das Schiff; doch wenigstens uns selbst über das Eis hin retten könnten. Ich habe sonst wenig die Wahrheit verdröhrt, aber diesmal galt es die Rettung von 10 Menschenleben.“

„Die Leute arbeiteten nun wieder, von neuer Hoffnung befeelt, fort, und am folgenden Tage wurde ihre Anstrengung und meine Beredsamkeit belohnt. Der Wind änderte sich, und die Kälte brach sich mit sturm gellenden Thauwetter. Unsere Eiszapfen schmolzen, die Segel erweichten, der Eisberg zertheilte sich, das Ruder fing an sich zu drehen, das Schiff richtete sich empor, und wir durchschnitten mit einem scharfen Nordostwinde die befreiten Fluthen.“

„Nie habe ich mit mehr Freude einen Frühling belebend in das starre Gebiet des Winters eintreten sehen, als diesen December-Thau in unser November-Eis. Wir arbeiteten uns in kurzer Zeit bis Bergen in Norwegen durch und hatten dort Gelegenheit, un-

feren Schaden zu repariren und uns selbst zu re-
stauriren."

„Von dem Schicksal der anderen 40. Segel. hier
mit uns von Archangel ausliefen, habe ich nie etwas
erfahren, mit Ausnahme zweier, von denen ich nachher mit
Bestimmtheit hörte, daß sie ebenso gut, mit wir, da-
von gekommen wären."

Wenn man nicht selbst überall hinkommen und
Alles mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Händen be-
rühren kann; so ist es doch wenigstens interessant, mit
Hülfe der Erzählungen Anderer auf den Flügeln der
Phantasie ihr entfernte Weltgegenden und zu unterschieden
Ereignissen zu fliegen. Dazu bieten eben diese fabelhaften
Schiffscapitaine Gelegenheit genug dar, und es wäre
wirklich nicht unwürdig, einmal alle ihre Zeugnisse abzu-
hören, zu sammeln, und sie zum Frommen der Klimato-
logie, Meteorologie, Geographie und Naturgeschichte zu
Nutz zu bringen, zu kritisiren und zu sichten. Diese
Leute kommen dem Wetter, dem Regen, den Gew-
ungehäusen, den Stürmen und den gesammten Naturphäno-
menen des Meeres auf eine ganz andere Weise nahe, als die
wissenden und beobachtenden Gelehrten, eben so wie die
Küchensirten, die Gemüthler, die Bergleute, die Forst-
männer u. s. w. allen Naturphänomenen unter uns
aber dem Festlande viel näher treten.

Wenn man mit kritischem Geiste nicht, was diese
Leute wissen und erfahren haben, so kann man durch
ihre Berichte für die Wissenschaft gewinnen.

Die Wallfischfänger.

Besonders lehrreich waren mir die Erzählungen des Grönlandsfahrers und Wallfischjägers, mit denen ich hier in Berührung zu kommen Gelegenheit hatte. Ich will versuchen, Einiges von dem Neuen, was ich aus Gesprächen mit ihnen über diese großartigsten aller menschlichen Jagden kennen lernte, hier wiedergzugeben.

Ich befragte etwa ein halbes Dutzend Commandante und ließ mir von ihnen so viele Wallfischjagden beschreiben, daß ich mir allerdings eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem ganzen Gergange gebildet habe. Ich will aber, wie gesagt, nicht diesen ganzen Gergang hier noch einmal schildern, sondern nur einige weniger häufig besprochene Umstände hervorheben.

Zuerst war mir das kleine Silberhaus neu, welches die Wallfischfänger den Schiffsjungen im oberen Theile des Mastes errichten, damit sie von dieser hohen Warte aus das Meer überschauen und die Richtung angeben, in welcher sie einen Fisch erblicken.

Gewöhnlich ist diese Silberhaus weiter nichts als eine Lunte, die an dem äußersten Ende des Mastes be-

festigt ist. Der Junge kriecht hinein, um sich darin etwas vor der grausamen Kälte eines Nordpolsturmes zu schützen. Die Wände der Lonne sind hier und da durchlöchert, und durch diese Löcher, die man mit den Oeffnungen vergleichen kann, welche die deutschen Jäger an den sogenannten Krähenhütten anbringen, sendet der Junge seine scharfen Blicke auf's Meer hinaus. Er erkennt die Wallfische aus der Ferne meistens bloß an den Wasserfontainen, die sie aus den Nasenlöchern hervorspritzen und die am Horizont wie aus Schornsteinen aufsteigende Rauchfäulen erscheinen.

Dieser von Cetaceen eigenthümliche Wasserfaug- und Spritzproceß wird also ihr Verräther, und zwar auf doppelte Weise; einmal auf die besagte und einmal auf eine andere, welche weit weniger bekannt zu sein scheint. Der Wallfisch spritzt nämlich mit dem Wasser auch eine große Quantität Luft aus; die mit dem Wasser vermischt aus seiner Nase herauströhet und, durch das Maul und die Nase des Wallfisches gehend, einen eigenthümlichen Geruch annimmt. Dieser Geruch verbreitet sich weit in der Luft. Die Fischer kennen ihn und vermögen daran zur Nachtzeit die Nähe eines Wallfisches zu spüren, wenn Finsterniß und die Bewegung der Wellen und des Windes sie verhindern sollten, das emporspritzende Wasser zu sehen oder zu hören.

Die Haut des Wallfisches, oder vielmehr seine Haut, denn er hat, wie die meisten Thiere, deren mehrere, ist, obgleich über einen Zoll dick, doch nicht sehr fest und zäh, wenn man sie mit der Haut einiger großen

Quadrupeden vergleicht, an welchen wohl Flintenkugeln abprallen, weshalb auch die kleine Garpune des Fischers sie verhältnißmäßig ziemlich leicht durchbringt.

Es hatte mich sonst gewundert, daß die Garpune in dieser Haut sich gehörig befestigen könne, und daß bei der Festigkeit, mit welcher der Fisch sich bewegt und sogar die ganze große Schaluppe hinter sich herzieht, ein solches Stückchen loser Haut, in welchem die Widerhaken der Garpune sich eingeklemmt, gehörigen Widerstand zu leisten vermöge und nicht bei der geringsten Bewegung des starken Thieres und der heftigen Anspannung des Seiles sich löse und an den Garpunen hängen bleibe. Ich sprach darüber mit einem meiner Commandeure, und dieser sagte mir, daß in der Regel auch keinesweges die Haut eine solche Spannung aushalten könne. Im Fall einer starken Anspannung des Garpunenseiles reiße gewöhnlich die Haut von dem Punkte, wo die Wunde gemacht würde, bis zum Schwanz des Fisches auf. Da hier aber starke Muskeln und Sehnen seien, so setze sich hier oder auch wohl bei einer der Flossen die Garpune fest und werde dort unablässig gehalten.

Obwohl die Flossen der Wallfische von der Natur mit einer der zu bewegenden Masse entsprechenden Kraft und Elasticität begabt sind, und obwohl sich diese ganze ungeheure Maschine daher mit einer bewundernswürdigen, verhältnißmäßig außerordentlichen Mäßigkeit bewegt, so dauert es natürlich doch immer einige Zeit, bis der Wallfisch alle die von ihm beabsichtigten Operationen aus-

fährt. Und diese seine Langsamkeit ist es, die den Jägern vielfach hilft und ihnen Gelegenheit giebt, sich selbst zu retten und ihren Zweck zu erreichen.

Um dem Thiere die Harpune beizubringen, müssen die Fischer leise und ganz nahe zu ihm herandrücken. Sie würden mit ihrem Schiffchen bei dem Lumlute, dem der Wallfisch bei seiner Verwundung erhebt, in die größte Gefahr gerathen; allein während wir zarten organisirten Wesen in dem Augenblicke, wo ein Stich unsere Haut trifft, sogleich vom Kopf bis zum Fuß zusammenfahren, dauert es bei dieser 80 Fuß langen Speckmasse einige Momente, ehe sie sich bewusst wird, daß sie verwundet worden ist, und nicht weniger Zeit erfordert es dann, bis sie ihre weiteren Rettungsveranstaltungen getroffen hat.

So wie der Wallfisch sich verwundet fühlt, macht er Anstalten zum Untertauchen. Wahrscheinlich könnte er dieses Manöver schon bloß mittels des großen compressibeln Luftballons bewirken, das sich bei ihm, wie bei allen Fischen, findet. Allein ohne alle weitere Beihilfe würde die große schwimmende Fettmasse doch nur allmählig hinabsinken, was ihm im Falle nahe drohender Gefahr nicht rathsam scheinen möchte. Er wünscht vielmehr mit einer gewissen Rapidität in die Tiefe zu gehen, und zu diesem Zwecke muß er wie die Springer einen gewissen Ansaß nehmen.

Er erhebt sich daher zunächst nach erhaltener Harpune mit dem Kopfe ein wenig aus dem Wasser; und

Kopf über einen Bogen schlagend, fährt er dann in's Meer hinab.

Dabei kommt sein Schwanz aus dem Wasser heraus, und vor Borne oder Schmerz schlägt das Thier mit ihm einige Male heftig auf die Oberfläche des Meeres.

Ich sage, dieses ganze Manöver dauert immer einige Secunden, und die Fischer haben daher Zeit, schnell rückwärts rudern, sich aus dem Bereiche dieser heftigen Bewegungen und der über und hinter dem Körper zusammenschlagenden Wellen und Wasserwirbel zu ziehen. Der Garpunier, der die Schaluppe anfährt, giebt den sich bereit haltenden Rudern durch ein besonderes Commandowort das Zeichen dazu.

Der Fisch schlägt mehr oder weniger heftig und mehr oder weniger perpendicular in die Tiefe hinab, je nach der Größe seines Schreckes und seiner Lebensenergie. Bei einem sehr heftigen und perpendicularen Hinabgehen ereignet es sich zuweilen, daß der Wallfisch mit dem Kopfe stark auf dem Boden des Meeres oder auf Felsen stößt, und daß er dabei das Genick bricht oder wenigstens sich so arg verwundet, daß er ganz betäubt und halb ohnmächtig wieder auf die Oberfläche des Meeres kommt. Die Schiffer sind alldann schnell bei der Hand und tödten ihn, ehe er zur Bestimmung zurückkehrt, völlig.

Der Zweck des Garpuntrens geht nur darauf hin, die Schaluppe der Art mit dem Wallfisch zu verbinden, daß man ihn nicht wieder verliere, und

daß er genöthigt sei, seine Verfolger auf allem seinem Wegen mit sich zu schleppen. Zu gleicher Zeit wünscht man ihn natürlich bei dieser Anstrengung zu ermüden und ihn auch möglichst viel Blut vergießen zu lassen, um ihm endlich die Todesstiche bequemer beibringen zu können. Diese werden bekanntlich nicht mit Harpunen, sondern mit großen langen Lanzen gegeben. Am besten, sagten mir die Leute, stäche man ihn hinter die Klossen, wo eine sehr verwundbare und aberreiche Stelle sei, und wo auch nur wenig Speck sitze, so daß man leichter die Adern durchschneiden könne.

Die friesischen Harpunen zu Föhr haben eine gewisse Berühmtheit gehabt und sind hier früher in großer Menge fabricirt worden, sowohl für die Holländer als auch für die Engländer. Noch vor 30 Jahren soll hier ein Schmied gewohnt haben, von dem man erzählt, daß er sie sehr gut gemacht und seine Waare nach England geschickt habe. Jetzt hat dieser Handel aufgehört, wahrscheinlich weil die Engländer die Harpunen jetzt selbst viel besser zu verfertigen verstehen.

Es kommt bei einer guten Harpune hauptsächlich darauf an, daß dem Eisen sowohl der gehörige Grad von Festigkeit als auch zugleich eine gewisse Biegsamkeit gegeben werde. Diese Biegsamkeit ist nöthig, damit der Stiel der Harpune bei den gewaltsamen Bewegungen des Fisches nicht broke, sondern sich eher krümme und umbiege. Sprödes Eisen würde zu diesem Zwecke gar nicht taugen. Zu gleicher Zeit aber darf diese Biegsamkeit doch auch nicht übertrieben werden, denn natürlich würde es sonst nicht möglich sein, die Harpune prompt und

und sicher in die dicke Haut eindringen zu lassen. Ich sah eine Harpune, die auf Föhre geschmiedet war. Sie hatte folgende, wahrscheinlich schon sehr alte und vielleicht von den ältesten Wallfischfängern Europas, den Basken in Spanien, herrührende Gestalt. Die kleinen, etwa 3 Zoll langen Widerhaken haben wiederum zwei in anderer Richtung gehende Widerhaken. Eine eiserne, etwas biegsame Stange sitzt auf einem hölzernen Schaft, der zum Anfassen und Schwingen des ganzen Instrumentes dient. Diese hölzerne Stange ist am Ende mit Blei ausgefüllt und beschwert. Und dieses Bleigewicht dient dazu, um durch seine Schwere den Schaft, nachdem die Harpune eingedrungen ist, herabzudrücken und dadurch den Pfell in der Wunde umzudrehen, so daß die Widerhaken fassen und nicht zu demselben Loch, durch welches sie eindrangen, wieder hinausfahren.

Man hat indeß bekanntlich eine Menge Gattungen von Harpunen, und die Engländer haben eine sehr ingenidse Art erfunden, die ich erwähnen will, weil ich in diesen nordischen Landen eine ganz ähnliche sah, welche die Eskimos konstruirt hatten. Diese eskimo-englische Harpune ist ein Stachel, der an dem Schaft in der Mitte durch ein Scharnier so befestigt ist, daß er sich daran bequem und lose herumdrehen kann. Wenn der Harpunier den Wallfisch damit anbohren will, so dreht er den Stachel so herum, daß das eine Ende gerade nach vorn steht, das andere aber an dem Schaft anliegt. Unter das Ende

und über den Schaft schiebt er einen Ring, der beide fest zusammenhält, so daß die äußerste Spitze steif wegsteht. Der Ring liegt jedoch so lose auf, daß er beim Eindringen von der Haut des Thieres zurückgeschoben wird. Dadurch wird nun auch das andere Ende des Stachels frei und dreht sich bei dem ersten Versuche des Thieres zum Entfliehen in den Spieß desselben, kommt dadurch quer zu stehen und verhindert auf diese Weise das Hinausgehen der Harpune. Diese Einrichtung gewährt, wie Jeder leicht sieht, zwei Vortheile; indem erstlich der spitze runde Stachel leichter eindringt als der obige, mit breiten Blätterhaken versehene, und zweitens die Wunde tiefer wird und daher auch das Herausziehen des Instrumentes nicht so leicht ist. Bei den Engländern ist natürlich die ganze Waffe von Eisen, bei den Eskimos dagegen vertritt den Stahl ein spitzer Knochen, das Scharnier ein sehr elastisches Stückchen Leder, und der Ring ebenfalls ein Knochen. Entweder haben die Eskimos diese Erfindung den Engländern nachgeahmt, oder die Engländer haben, was viel wahrscheinlicher ist, die beschriebene Einrichtung von den Grönländern gelernt und nur ein besseres Material an die Stelle des Knochenwerkes gesetzt.

Schönst wunderbar ist die Schnelligkeit und untödtliche Kraft, mit der sich der verwundete Walffisch flüchtet. Es giebt kleine Fischgattungen, die mit einer so großen Menge von Flossen besetzt sind, wie eine ver-

netianische Galeere mit Rudern, und man begreift daher wohl, daß sie schnell davon eilen können. Der Walfisch dagegen hat auf jeder Seite nur eine Flosse oder einen Arm, dessen Größe zu der seines ganzen Körpers in einem sehr unbedeutenden Verhältnisse steht. Diese beträgt 50 bis 60 Fuß, während die Flossen nur 6 bis 8 Fuß lang sind, und da diese neben den ungefähr eben so langen Schwanzflossen seine einzigen Instrumente zurLocomotion sind, so begreift man kaum, wie er seine ungeheure Masse damit auf jene so überwältigende Weise beschwungen kann. Die ausgespannten Flügel des Adlers sind zusammen 5 bis 9 Mal so lang als sein Körper. Sie stehen zu seiner ganzen Masse in einem noch viel geringeren Verhältnisse als die Räder unserer Dampfschiffe zu der Masse der Pyroscaphen. Die Walfische gehen unter dem Wasser noch 2 bis 3 Mal schneller als unsere Dampfschiffe über dem Wasser. Das ganze Gerippe eines solchen Thieres, sammt Fleisch und Speck wiegt oft wohl eben so viel als eines unserer Dampfschiffe. Es ist daher durchaus nothwendig, daß der Walfisch seine Flossen mittels des Organismus seiner Knochen und Muskeln, mit eben solcher Gewalt in Bewegung setze, wie unsere Dampfschiffe ihre Räder mittels der dicken eisernen Nerns, Walzen und Cylinder mit einer Kraft von 40, 50 oder 100 Pferden.

Es ist indeß wohl wahrscheinlich, daß dem Walfisch beim Schwimmen hauptsächlich auch die Bewegung seines ganzen Leibes und namentlich die des Schwanzstückes weiter hilft. Indem er damit ganze große Massen

Wassers nach oben und unten und zur Rechten und zur Linken schiebt, muß er schnell fortschleusen, wie eine Gondel, die ein Schiffer durch ein ähnliches Manöver mit einem Ruder am Hintertheil des Schiffs von der Stelle bringt.

Um mir einen Begriff von der Gewalt, mit welcher der Wallfisch davon braust, zu geben, erzählte mir einer meiner Commandeure Folgendes. Eine Jagdgesellschaft hatte einen großen Fisch harpunit, und zwar mit drei Harpunen aus drei verschiedenen Schaluppen. Der Wallfisch ging, als er sich verwundet fühlte, mit diesen drei Schiffen, deren jedes 12 Mann und außerdem ziemlich viel Ballast an Bord hatte, und zwar gegen einen heftig gehenden Wind der Art davon, daß alle drei hinter ihm hergeschleppten Schiffe, die Wellen durchschneidend, vorn 6 Fuß hoch aufgebäumt standen. Das Hintertheil war bis zum Niveau des Wassers herabgedrückt und die Wellen spielten hinein. — Dieß Aufbäumen des Vorbertheils eines Schiffes mag dem Unerfahrenen, besonders da der Wallfisch tief unter dem Wasser ist und nach unten zieht, auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, doch ist es ein ganz natürlicher Erfolg, wie Jeder sich leicht bei einer hinter einem Dampfschiff rasch hergeschleppten Jolle überzeugen kann.

Der Fisch kam mehre Male, um Luft zu schöpfen, nach oben und ging dann von Neuem mit der Schnelligkeit eines Pfeiles sammt den drei Schiffen weiter. Das ganze Spiel dauerte über eine halbe Stunde, und in dieser Zeit führte er sie über 4 Seemeilen weit von ihrem

Gaupschiffe weg. Sie hatten ihre Noth, zu verhüten, daß ihre Schaluppen an einander zer schlagen würden, hielten sich aber tapfer und schöpften auch das Wasser fleißig aus den Schiffen.

Der Fisch ging gerade auf ein großes Eislager zu und schloß sich unter dasselbe hinunter. Hier riskirten die Schiffer nun, von ihm mit unter das Eis gerissen zu werden. Sie ließen daher erst den letzten Rest ihrer Stricke, mit denen sie bisher noch immer sehr sparsam Hans gehalten hatten, von den Rollen los, um den Fisch noch zu halten, im Fall er zurückkehren möchte. Er brauste aber unter dem Eise fort, und es blieb nichts übrig, als die Stricke zu kappen. Dieß gelang jedoch nur zwei Booten, die Mannschaft des dritten kam nicht schnell genug damit zu Stande. Sie war genöthigt, eiligst auf die Kanten des Eises zu springen und so ihr Leben zu retten, und in demselben Augenblick verschwand ihr Boot, das der Wallfisch mit sich unter das Eis riß.

Da das Thier indes nicht lange unter dem Eise aushalten konnte und keinen anderen Ausweg fand, so kam es bald wieder hervor, und die Schiffer abtöteten es nun.

Esolche Scenen am Rande eines großen Eiseselbes sind überhaupt ein gewöhnliches Vorkommniß auf der Wallfischjagd. Die Schiffer sehen es gern, wenn der Fisch unter das Eis geht, denn gewöhnlich arbeitet er sich, vergebens nach Luft schnappend, darunter ab, kommt matt und erschöpft an die Eisküste zurück und liegt dann eine Zeit lang zur Erholung und zum Athemschöpfen

ruhig auf dem Wasser, wo ihm die Jäger anflauern und ihn erlegen.

Sehr häufig hat auch der Wallfisch innerhalb des Eises seine Zufluchtsstätten oder, wenn man will, seine Heimath. Es bleiben nämlich in jeder Eismasse einige offene Stellen, kleine unbedeckte Seen, so zu sagen, die der Wallfisch aufsucht, um sich dort vor den Menschen zu retten. Diese offenen Stellen sind die Sammelplätze der Wallfische, die dort mit ihres Gleichen spielen.

Die Jäger bringen daher auf ihren Jagden vor allen Dingen zu solchen Stellen vor und versichern, daß sie hier zu Zeiten in einem kleinen Raume mitten zwischen den Eisbergen die Rücken von 20 bis 30 Wallfischen entdecken.

Wenn diese offenen Stellen mitunter zufrieren, so schiebt der Wallfisch sie mit der Nase wieder auf. Die Fischer behaupten, daß er sehr gut wisse, welches Eis einem Menschen tragen könne und welches nicht, und daß er daher am liebsten solche Stellen aufsuche, wo das Eis noch jung und dünn sei. Dieses schwache Eis zerstoße er dann und lege sich blasend mitten hinein, und man könne dann weder zu Fuß, noch mit einem Boote zu ihm gelangen, mit dem letzteren wenigstens nicht, ohne viel Geräusch zu machen und ihn auf diese Weise von der Gefahr zu avertiren.

Die meisten Wallfische werden nicht auf offener See, sondern am und im Eise gefangen. Außer den angeführten Gründen giebt es noch einen Umstand, der den

Walfisch veranlaßt, sich in der Nähe des Eises aufzuhalten. Dieß sind nämlich die bekannten Läuse (Pou do baloine, Podiculus ceti), die ihm in der Haut sitzen und ihn beständig quälen. Diese Läuse, von denen einer meiner Bekannten eine mitgebracht hatte, sind mit einer Schale bedeckt und nähren sich vom Speck des Walfisches, in welchem sie herumtrischen, wie die so genannten Sinnen im Speck der Schwelne. Man sieht den Walfisch daher häufig am scharfen Rande des Eises liegen, um sich daselbst zu scheuern und sich vor ihrer Plage einige Erleichterung zu verschaffen, ganz wie unsere Schwelne dieß am Festlande thun.

Es dauert oft einen ganzen, im glücklichsten Falle aber einen halben Tag, bis man ein Thier genugsam abgemattet, getödtet und zum Schiff gebracht hat; zu Zeiten aber kommt der Fisch selbst mit vielen Wunden noch davon, und man stößt erst am zweiten oder dritten Tage wieder auf ihn. Zuweilen wird er von Stürmen und hoher See von der Seite des Schiffs weggeschlagen, wo man ihn schon befestigt hatte. Ja mitunter müssen bei einem solchen Sturmüberfalle die Jäger ihre Beute selbst wieder abschmeißen und fahren lassen, weil bei dem Spiels der Wellen das Zusammenschlagen des großen Abroves mit dem Körper des Schiffs diesem Gefahr bringen würde. Beruhigt sich der Sturm nach einiger Zeit, so suchen sie ihr Walfisch wieder auf und finden es dann wohl von Schwertfischen, Sägefischen, Seevögeln und andern Speckliebhabern umschwärmt, die fleißig da-

bei aufräumen. Vielleicht geräth das Thier auch an-
deren Fischern in die Hände, die sich den Fang als eine
res nullius zueignen.

Weber bei ganz stürmischem, noch bei ganz ruhigem
Wetter ist dem Thiere gut beizukommen. Bei dem er-
steren nicht, weil dann die Bewegungen der Schaluppe
und die Harpunenstöße zu unsicher werden, und bei dem
letzteren nicht, weil dann der Fisch jedes Geräusch auf
der Oberfläche des Meeres leicht hört und jeden Ge-
genstand wahrnimmt. Ein frischer Wind, der die See
kräufelt, ist den Jägern am liebsten.

Ich dachte mir sonst, der Wallfisch vertriebe sich
mit seinen Buxen unter das Wasser und sterbe da,
wie Cäsar unter seiner Loga. Allein jene Commandeure
sagten mir, dieß geschehe nie, der Wallfisch halte viel-
mehr im Gegentheil seinen Geist immer auf der Ober-
fläche des Wassers aus. Dieß käme wahrscheinlich von
zwei Ursachen her. Erstlich würde ihm in den letzten Mo-
menten des Ausbruchs das schnelle Aus- und Einziehen
der Luft immer mehr Bedürfnis, und zweitens halte
er sich nur mittels einer gewissen Anstrengung un-
ter dem Wasser, durch Comprimirung der besagten Luft-
blase und durch jenen Ansaß oder Schwung, den er
sich nach unten gebe. Von Natur und sich selbst
überlassen, schwimme sein Körper, der der Hauptsache
nach als eine ungeheuere und vom Wasser getragene
Fettmasse anzusehen sei, oben auf; in seinem letzten
Momente habe er aber nicht mehr die Geschicklichkeit und
Kraft, unter das Wasser hinunter zu gehen. Sein letztes Ver-

zuden sei indeß in der Regel sehr kümmerlich, heftige Krämpfe durchschauerten den ganzen Riesenkörper, sein Schwanz krümmte sich und schlage rechts und links auf dem Meere umher, hohe Wellenberge und heftige Wirbel erregend. Zuweilen bäumte sich sein Schwanz senkrecht empor, auch sprang wohl der ganze immense Fisch noch krampfhaft aus dem Wasser auf*). Aus seinem Nasen- oder Luftloche schleuderte er Massen von Wasser, Blut und stinkender Luft hervor, die das Meer weit und breit roth färben, bis endlich das Thier bewegungs- und leidenslos auf dem Meere ruhig dahin schwamm. Man nahe sich ihm aber auch dann noch mit Vorsicht, weil es Fälle gegeben, daß der Todtgeglaubte wieder zur Besinnung gekommen sei, und dann noch mancher Mensch Besinnung sammt Leben dabei verloren habe.

Ist er wirklich todt, so rudert man ihn an's Schiff heran, und hier wird er nun zum Behuf der Expedierung folgendermaßen befestigt. Man haut hinten im Rücken zwei längliche Löcher ein und zieht unter dem Haut- und Sehnenstück, welches zwischen den beiden Löchern sitzen bleibt und also eine Art Handhabe oder Schleife bildet, einen Strick durch, welcher an der Spitze eines Haares befestigt ist. Jenes Hautstück nennen die Fischer das „Renterstück“ (von „rentern“, d. h. drehen oder lehren). Es

*) Es ist bekannt, daß alle Cetaceen, so groß auch einige unter ihnen sind, zuweilen mit ihrem ganzen Leibe aus dem Wasser emporhüpfen.

wird nun zunächst von dem Speckschneidern, die bekanntlich unter dem Namen eiserne Stacheln haben, benutzt sie sich auf den schwierigen Höckern erhalten können, der Speck auf dem Rücken weggeschneitten. Das nach wird das Kenterstück, das wie ein Krug über eine Halskrause vollständig rund um den Rücken sitzen bleibt, etwas weiter gelöst, und der Stiel dann weiter unten befestigt und angezogen, so daß der Fisch ein wenig auf die Seite zu liegen kommt. Hat man auch hier den Speck weggeschneitten, so bringt man das Thier allmählig ganz herum, so daß nun der Bauch nach oben gerichtet ist, und schält so den Speck systematisch ungefähr auf dieselbe Weise ab, wie man Äpfel oder Birnen abschält.

Während der Zeit, daß der Wallfisch an der Seite des Schiffes liegt, quillt er, wenn die Arbeit nicht sehr rasch von Statten geht, wie ein Blimpudling auf. Zuweilen findet man auch getödtete oder sonst gestorbene Wallfische auf dem Wasser schwimmen, und diese ragen dann hoch wie Berge aus demselben hervor und gleichen riesigen Masten. Es entwickeln sich nämlich gleich nach dem Tode bei dem sofort beginnenden Verwesungsproceß unter der Haut und in den Intestinen dieses Thieres verschiedene Gase, die diese Aufreibung zu Wege bringen.

Indeß hindern, wie gesagt, oft Stürme und schlechtes Wetter ein solches völlig systematisches Verfahren, und mitunter geht wohl ein so halb abgeschälter Wallfischcadaver völlig wieder verloren. Oft kommt es nur darauf an, daß die Fischer mitten in den Strömungen

und dem Bogenspiel des Alarcs so viel Speck hinein zu bringen als möglich. Das Gerippe kommt dem Fleische und den Intestina überlassen. Sie nähert ihrem Schicksal und ihren Abhabern, von welchen letzteren gewöhnlich schon viele in der Nähe lauern. Bald kriechen Werrungsthiere allerlei Art in dem Gerippe herum und räumen da auf, wo der Mensch ihnen noch etwas übrig ließ.

Zuweilen kommen auch wohl die Eingeborenen von Sebiland und bringen ein solches Gerippe an's Land, um noch eine kleine Nachlese zu haben. Sie wissen noch Vieles davon zu sagen, was einem Europäer werthlos erscheint, und essen sogar das Fleisch, wenn sie es gegen die Wildbären, die sich ebenfalls zum Schmause einfinden, vertheidigen können.

Ich hätte von einem Augenzeugen gern auch noch etwas von dem Herzen, dem Magen und den übrigen Intestina des Wallfisches gehört, allein ich konnte keinen finden, der sie je gesehen hätte. „Wir schneiden nur“, sagten sie, „bis auf das rothe Fleisch, sperren dem Fische dann das Maul mit ein Paar Baumstämmen, die wir als Kelle benutzen, auf, reißen ihm die Zunge ab und brechen das Kieferbein heraus, und damit Runatum.“ — „Aber könnte nicht noch etwas Speck am Magen und an der Lober sitzen?“ — „Abgesehen! Aber lieber Schmeck! Sie dürfen nicht glauben, daß wir Zeit haben, einen solchen Wallfisch so genau abzulesen, wie Sie einem Gänsebratenknochen abknauern, da bleibt vielleicht noch mancher Centner Speck daran sitzen. Sie

währen einmal zu den Göttern reifen, um sie über das Herz und den Magen eines Walffisches zu besorgen; denn diese haben gewiß beides gesehen, weil sie die Walffische, die sie fangen, immer an's Land ziehen und dort Ruhe und Bequemlichkeit genug haben, jedes einzelne Stück hervorzuziehen, auszupressen und anzukochen."

Verkämmt ist die Liebe, welche die Walffische zu ihren Jungen hegen, und sie gleichen auch darin den warmblütigen Thieren des Festlandes und nicht den kaltem Fischen, die solche Liebe nicht kennen. Es war mir interessant, auch hierüber etwas Neues von meinen Augenzengen zu hören, die Alles (wie gesagt bis auf Herz und Magen) bei diesem Thiere selbst gesehen und beobachtet hatten, sein Versteck, seinen Tod, seine Spiele, seine Begattungswelse, ja sogar auch seine Entbindung. In Kopenhagen wird ein ganz kleiner Walffisch aufbewahrt, der während der Jagd auf seine Mutter vor den Augen der Schiffer zur Welt gekommen war und nachher sammt seiner Mutter gefangen wurde.

Das Kleine des Walffisches kann zwar sofort nach seiner Geburt schwimmen, und es schwimmt gewöhnlich dicht hinter seiner Mutter her, allein da diese zuweilen etwas große Schritte macht, und das junge Thier dann aus Mangel an Kraft nicht mitkommen kann, so nimmt sie es gewöhnlich auf ihren Rücken oder vielmehr auf ihren Schwanz, wo sein regelmäßiger Sitz ist.

Der Schwanz ist glatt, breit und sehr groß. Zu-

weilen liegt das Junge quer auf diesen breiten Schwanzflossen, gewöhnlich aber kriecht es über diese Flossen, welche die Mutter beim Schwimmen nicht entbehren kann, hinweg und legt sich der Länge nach auf das Schwanzstück des Rückens, auf dessen Kante es sitzt wie ein Reiter zu Pferde, indem es sich mit seinen beiden Flossen oder Armen anklammert und festhält. Wahrscheinlich ist dies der einzige Fall in den Seegethieren, daß Flossen wie Arme gebraucht werden. Wenn man die Scene nahe und genau genug sehen könnte, so müßte es ein wunderbarer Anblick sein, zu beobachten, wie das kleine, im Schranke sich drehende Ochsenauge der Walffischnatter voll Barmhertigkeit rückwärts blinzelt und das Thun und Treiben des geliebten kleinen Reiters wachsam betrachtet. Selbst in einer solchen unförmlichen Masse noch so feine Gefühle mitleidsvoller Mutterliebe! Ein Contrast zwischen der Leidenschaft selbst und ihrem Gefäß, wie er wohl nicht wieder in der Natur vorkommt. Das Gefäß rauh, plump, ungestalt und häßlich, — die Leidenschaft zart und innig!

Die Natur hat diesem Thiere das Auge, das ohnedies sich dadurch vom Fischauge unterscheidet und sich dem Menschenauge nähert, daß es Augenvimpern und Augenlider hat, gerade an die breiteste und hervorragendste Stelle seines Körpers, an den Hinterkopf gesetzt. Von dem Auge aus spitzt sich die ganze Masse sowohl nach hinten als nach vorn etwas zu, und von hier aus ist daher das große Terrain des eigenen Leibes am besten zu überwinden. Indessen müssen doch

die Gerüche von den Gegenständen, die gerade hinten ober vorn erscheinen, immer noch in einem sehr schiefen Winkel in das Auge des Thieres fallen, und es ist daher oft genöthigt, um besser zu sehen, sich ein wenig zu krümmen. Daher kommt es, daß der Wallfisch, wie meine Freunde mir bemerkten, beim Schwimmen mit dem Kopfe immer ein wenig sich hin und her biegt und gewissermaßen ins Wasser taucht. Dies thut er besonders dann, wenn er sein Junges hinter sich hat; wo er auch gewöhnlich in ganz kurzen Absätzen gleichsam hin und her labtet oder kreuzt.

Ich sprach mehrer Commandeure, die dem Tange eines Mutterwallfisches, der sein Kleines noch hinter sich hatte, beigewohnt hatten. Sie sagten mir, daß, wenn man einen solchen Wallfisch harpuniren wolle, man sich dabei besonders in Acht zu nehmen habe: Denn beim Empfangen der Harpune und also beim Entdecken der Gefahr sei der erste Gedanke, der ihn zu durchfahren scheint, nicht der an seine eigene Wunde, sondern der an sein Junges. Dieses halte sich zwar selbst bei drohender Gefahr auf eine ruhende Weise immer ganz nahe bei seiner Mutter, von der es Schutz und Rettung zu erwarten scheint, allein es könne doch vorkommen, daß in dem Tumulte, mit dem eine solche Jagd immer vor sich geht, das Junge von der Mutter getrennt werde. Vielleicht habe die Mutter selbst im ersten Schrecken einen thätigen Satz gemacht, in der Meinung, das Junge stehe ihm auf dem Rücken oder folge ihm nach, während dieses bei dem heftigen Sprunge entworfen vom Rücken

gefallen oder weit zurückgelassen ist. Die Mutter schreie dann auf der Stelle mit Erbause zurück und schreie fast wüthend, und als hätte sie den Kopf verloren, hin und her, um ihr Alibeh zu suchen. Findet sie es nicht, so rege sie die Wasse gewaltig auf, rose mit dem Kopfe hervor, schlage mit dem Schwanze, schloße ein wenig nach unten, komme aber rasch wieder hervor und setze harpunn, Gattin, Schwatze und Menschen vielfach in Gefahr; bis sie ihr Junges gefunden habe und damit in das Wette hinwegfliche. Sie hüdtet sich daher auch, in einem solchen Falle das Junges zu tödten, wohl die Mutter nur noch gefährlicher machen würde. Habe sie das Junges wieder, so beruhige sie sich wenigstens einen Augenblick und lasse ihnen, den Jägern, Zeit zum Aibeholen und zu neuen Anordnungen. Nur in dem Falle, wenn Gefahr wäre, daß beide, Mutter und Alibeh, anfahrbarit davon gehen könnten, und dann vollständig das Junges klappisch sich in die Nähe der Schiffe wagt, würde dieses schnell harpunnirt, jedoch nicht aus dem Wasser hervorgezogen, sondern am Gängelbunde gehalten und als Aiber für die Mutter gebraucht, bis es dann gewiß nicht verlaße und verzweiflungswill so lange darum herum, über und unter demselben weg schwimme, bis sie einmahl den Jägern eine Schwache Gatte verbiete und unversehn gleichfalls an's Gängelband genommen werde.

Die Schiffe glauben auch, daß der Ballast, wenn er ein Junges hat, schjurig, hochhaft und rathschäftig sei. Er komme dann oft aus der Ferne mit Gewalt auf

das Schiff losgeföhren und flohe mit seinem Schwanz dagegen, und es habe ganz das Ansehen, als ob er das nicht aus bloßer Unvorsichtigkeit, sondern wirklich mit Absicht thue. Am schlimmsten und raschästigsten, sagten sie, wären die Walfische der Sädsee, wo bekanntlich zum Theil auch ganz andere Arten von Cetaceen leben als im Nordmeere.

Ich traf auch einen Harpunier, der einmal Walfischmilch gekostet hatte. Er sagte, die beiden Zehen des Walfisches seien ganz in der Haut des Thieres verborgen, und man erkenne von außen nie den Stock, wo sie seien. Natürlich verbergen sich bei den See thieren alle solche Dinge und Anhängsel, die bei den Land thieren weit heraustreten, weil es dort der Natur darauf ankam, einen möglichst glatten Körper herzustellen. Das Walfischjunge drückte und zuckte mit dem Munde gegen diese Stelle und bringe so die Zehen hervor. Bei einem eben erlegten Mutterfische habe er einmal dasselbe gethan und mit den Fäusten und Knien die Zehen hervorgebracht. Es sei daraus ein bitterer Milchsaft hervorgequollen, den er aufgeschlürft und von einem süßlichen Geschmache gefunden habe.

Bekanntlich lieben die Walfische, wie die Cachelotz, Delphine und überhaupt alle Cetaceen, die Gesellschaft, und sie erscheinen daher nicht selten in großen Trupps. Sie beobachten dann folgende Schwimmordnung. Die erwachsenen schwimmen in einer Linie neben einander und zwar immer abwechselnd, erst ein Männchen, dann ein Weibchen, dann wieder ein Männchen und so fort. Die Jungen dagegen schwimmen

im Hintertreffen, jedes dicht hinter dem Schwanz seiner Mutter. Zwar sind solche zahlreiche Wallfischtrappß, die des Harpunirens Fang erfreuen, jetzt selten, namentlich in den nordischen Gewässern, wo die Race nahe daran scheint, ausgerottet zu werden. Aber es kommt ein solcher Fall doch mitunter noch vor.

Einer meiner Schiffer erzählte mir einmal von einer solchen Ungeheuer-Heerde und von einem ungewöhnlich reichen Fange, den er mit seiner Mannschaft gemacht habe. Sie hätten von ihnen so viele getödtet, daß ihr Schiff von einer Menge halb oder ganz von Speck entblößter Seetippe umgeben gewesen wäre. Dazu hätten sie das schönste Wetter von der Welt gehabt, so daß ihre Arbeit auf's Günstigste von Statten gegangen und das Ganze einem schönen Erntefeste gleich gewesen wäre. Außerdem hätten noch viele lebendige Wallfische um sie herumgespielt und mit ihren Luft- und Wasserfontänen aus der Ferne den Anblick von Dörfern mit rauchenden Schornsteinen gewährt. Ihr von Thran triefendes Schiff wäre bald übervoll gewesen, und wie eine überfüllte Suppenschüssel fast übergelaufen. Da sie deshalb die Jagd bald eingestellt hätten, so wären nun die übrigen noch lebenden Wallfische ganz dreist geworden, nahe herangekommen und hätten sich an dem Rumpfe des Schiffes den Rücken geschauert, so daß das Schiff dabei auf- und niebergelauert wäre.

Sie hätten sich dieser Bestien kaum erwehren können, bei denen kein Scheuchen und Schlagen etwas helte, wenn sie einmal dreist geworden. Einige von ihnen

seien sogar ganz ohne alle Scheu mitten unter die Leichname ihrer getödteten Kameraden geschwommen und hätten da Stunden lang gelegen, indem sie sich hin und her geschaukelt und an den Gerippen sich den Rücken gescheuert hätten.

Er, der Capitain, habe sich in seiner Schaluppe einem solchen behaglich sich scheuernden Unthiere genähert und von ihm für ewige Zeit Besitz ergriffen, indem er ihm mit seinem Messer den Namen des Schiffs mit großen Lettern, und zwar so tief auf den Rücken eingeschnitten habe, daß der gelbe Speck weit auseinander geklafft sei. Hiervon habe aber das Thier gar keine Notiz genommen, sondern gleichmüthig fortgefahren, sich zu schaukeln und zu scheuern. Einer von den Matrosen habe vorgeschlagen, man solle ihm eine Signalstange oder Schiffsflagge in den Speck stecken und es damit fortsegeln lassen, damit man es das nächste Jahr daran wieder erkennen könne. Endlich hätten sie, um Ruhe bei ihren Arbeiten zu haben, sich entschließen müssen, ihre Flinten abzuschließen und diese Salven von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Auf meine Frage, wie es komme, daß der Walffisch die Messerschnitte in den Speck nicht empfinde, wohl aber die Bisse der Käuse, die doch auch nur unter der Haut im Specke sitzen, konnte mir mein Freund keine gehörige Auskunft geben. Vielleicht ist der Grund der, daß diese Käuse, die am häufigsten an den geschützten Theilen des Thierkörpers, unter seinen Armgelenken oder Flossfedern, an gewissen Stellen seines Bauches u. s. w., sitzen, mit ihren Armen und Müffeln zu dem nervenreichen Fleische hinabreichen.

Die Grönlandsfahrer haben ein gewisses regelmäßiges Verhältniß zwischen der Größe der verschiedenen Theile des Wallfischkörpers entdeckt; namentlich zwischen seiner Fischbeinstange und seiner ganzen Länge, so wie auch zwischen seinem Schwanze und der Fischbeinstange. Der Wallfisch hat 300 bis 350 Fischbeinstangen in seinem Maule, die alle, je nach dem Orte, wo sie ansetzen, von verschiedener Länge sind. Die längsten unter ihnen haben immer den fünften Theil der ganzen Länge des Fisches. Da nun die ganze Ausmessung des Thieres immer etwas umständlich ist, so hat dies Veranlassung zu der Gewohnheit der Schiffer gegeben, die Größe eines Thieres nach der Länge seines Fischbeins zu bestimmen. Sie sagen nicht: wir fingen ein Thier von 60 Fuß Länge, sondern von 12 Fuß Fischbein. Die größte Länge des Fischbeins ist 14 bis 16 Fuß, und dies stimmt mit der oft auf 80 bis 85 Fuß angegebenen größten Länge eines Wallfisches überein.

Es gehört viel Umsicht, Geistesgegenwart, Vorkennniß und Uebersicht des Gegenstandes dazu, um von solchen an Erfahrung reichen Leuten sogleich das Nöthige zu lernen. Leider fallen mir jetzt erst noch unzählig viele Punkte ein, über welche ich von ihnen manches Neue, oder doch manche Bestätigung längst bekannter Dinge hätte erlangen können, und ich bedauere, daß ich dies versäumte.

Die decimirte Bevölkerung und ihre Kirchhöfe.

Zuweilen kommen die Grönlandsfahrer auch ganz leer zurück, fangen weder einen einzigen Fisch, noch einen Robben, und ich sprach einen Commandeur, dem dieß erst kürzlich so ergangen war. Er war gleich bei seiner Ankunft im Norden zwischen Treibeis gekommen, aus dem er sich nicht hatte heroorarbeiten können. Er wurde mit dem Eise ganz nach Süden verschlagen und konnte sich erst losmachen, als es schon zu spät war, nach dem Norden zurückzukehren. Wer da weiß, wie ärgertlich es ist, nur von einer Hasenjagd mit leeren Händen zurückzukehren, der wird ermessen können, welche Resignation dazu gehört, ein solches Mißgeschick bei einer fünf Monate dauernden Waldfischjagd zu ertragen.

Und doch mögen die Jäger selbst dieß noch verschmerzen, läßt sich doch ein solcher Verlust in einem guten Jahre wieder einbringen, wenn sie nur selbst immer glücklich zurückkehrten.

Natürlich aber kostet die Grönlandsfahrt der Menschheit eben so gut ihre Opfer, wie der Cetaceen-Race.

Einzelne muntere Gefellen gehen jährlich verloren, ja zu weilen ganze Schiffe mit Mann und Maus. Oft gehen sie schon zu Grunde, ehe sie die eigentlichen Orbnlandsfahrer bestiegen haben, auf dem Wege nach Holland auf der stürmischen Westsee, die zuweilen ganze mit Menschen gefüllte Passagierschiffe verschlingt.

Man kann sich daher denken, wie viele arme Wittwen und Waisen es auf diesen Inseln giebt.

Man kommt in der That in kein Haus in diesen Küstenbörfern, wo nicht irgend ein theueres Haupt im Familientreife fehlt, das in den Wogen untergegangen ist und man könnte sich in der That sehr gut den ernstau Charakter, der den Friesen eigen ist, so wie auch die schwarze Volkstracht ihrer Frauen aus diesem Umstande allein erklären. Ich sage, man könnte von Haus zu Haus gehen und nachfragen und sich auf diese Weise einen gehörigen Begriff von der Zerriffenheit der hiesigen Familien und von der Menge der Trauerfälle, die in ihnen vorkommen, verschaffen. Freilich sterben die Menschen in anderen Ländern auch, aber doch nicht so häufig mitten in der Kraft ihrer Jahre, wie diese Seeleute, die stets mit dem Neptun auf ähnliche Weise zu Felde liegen, wie die kaukasischen Bergvölker mit den Russen.

Der Zustand der Familien und Geschlechter der Friesen ähnelt ganz und gar dem Ansehen und Zustande ihres Landes. Alles ist von Wellen und Stürmen zerriffen, hier hat die See ein ganzes Stück Land verschlungen, dort hat sie ein anderes nur angenagt. Hier

ist ein ganzes Geschlecht auf einmal mit Stumpf und Stiel von ihr vernichtet worden, dort hat sie, launig wie sie ist, ein anderes Geschlecht völlig verschont und zu Alter und zahlreicher Mitgliedschaft gelangen lassen.

Ich kannte in meiner Jugend in einer großen Handels- und Seestadt Norddeutschlands, welche ich bewohnte, eine jetzt verstorbene gute alte Frau, deren Sohn Ludwig von Jugend auf eine unüberwindliche Neigung zur See gehabt hatte, und die ihren wilden Jungen, den sie nicht bändigen konnte, endlich auf die See hatte hinauslassen müssen. Es war ihr einziges Kind, ihre ganze Hoffnung, und sie mochte ihn daher mit eben so viel Angst auf's Wasser hinaus schwimmen lassen, wie eine Hünermutter ihr Entenküchlein.

Der junge Mann machte alle Jahre eine oder zwei Reisen und nahm in der Zwischenzeit einen kurzen Aufenthalt bei der Mutter. Wenn man sie während der Zeit besuchte, in der ihr Ludwig auf der See war, so war er ihr einziges Gespräch. Sie erzählte mir dann, woher sie die letzten Briefe von ihm empfangen habe, wann und von woher, ob von Lissabon, oder von Rio oder von Philadelphia, sie den nächsten Brief erwarten könne.

Sie las in der Hamburger Börsehalle und in der Bremer Zeitung fleißig die Schiffslisten durch, um nachzusehen, ob nicht Jemand das Schiff ihres Sohnes „auf See“ gesprochen habe, oder ob nicht sonst eine Nachricht von ihm eingelaufen sei. Jedes böse Wetter erschreckte und versetzte sie in traurige Stimmung, denn sie bildete sich ein, ein solches Wetter müsse über den ganzen Erdkreis

gehen, oder glaubte wenigstens, ihr Ludwig könne gerade jetzt vor der Mündung der Weser angekommen sein.

Sie sprach immer von ihrem Sohn, vom Sturm, von den Vorfällen auf der See, von den Handelsangelegenheiten in einem sehr ernsten, etwas feierlichen und zuweilen etwas weinerlichen Tone, indem sie oft: „Du Himmel sei uns gnädig“, „Gott gebe in seiner Güte“ und dergleichen fromme und fast wie Gebete klingende Phrasen in's Gespräch einmischte. Und da sie sich's einmal angewöhnt hatte, so sprach sie am Ende auch von allen mit der See gar nicht in Berührung stehenden Dingen auf dieselbe Weise.

Häufig wurde sie bis zum Weinen gerührt, und eine halb zurückgebrängte Thräne schien fast immer hinter ihren Augenwimpern zu lauern. Es schien, als wenn ihre Phantastie und ihr Gemüth beständig unter dem Drucke und Einflusse der Gefährlichkeit und Unsicherheit des stürmischen Oceans ständen.

Es gab und giebt natürlich in jener großen See- und Handelsstadt eine Menge solcher Wittwen und Mütter, und ich glaube, daß die Beobachtung solcher Frauen nicht unwichtig ist für den Ethnographen; denn gewiß erklären sich daraus zum Theil manche Eigenthümlichkeiten und Charakterzüge der Bevölkerung eines großen Theils von Norddeutschland, oder wenigstens mancher Classen dieser Bevölkerung, ihr Ernst, ihre religiöse Stimmung, ihre den Himmel stets segnende Rede-weise u. s. w.

Unter den Friesen giebt es eine Menge Wittwen, Mütter und Ehefrauen, die jener meiner Jugendfreundin auf ein Haar gleichen, und es ist davon Etwas in die Stimmung der ganzen Nation übergegangen.

Unter Anderem, sage ich, stellt sich dieß auch in der dunkelfarbigen Kleidung heraus, welche die Frauen und Töchter der fohringer Wallfischfänger das ganze Jahr hindurch tragen. Diese Tracht ist so gänzlich schwarz, daß es einem zuerst vorkommt, als wäre die ganze Insel nur von Nonnen und Klosterfrauen bevölkert.

Der Rock ist dunkel, das Nieder ist dunkel, das Tuch, das sie um den Hals, so wie das, welches sie um den Kopf winden, sind dunkel, und da sie sich noch dazu bei der Arbeit auf dem freien Felde Stirn, Mund, Nase und Wangen mit ihren dunklen Tüchern verhüllen und bloß die Augen herausgucken lassen, so erschrickt man oft vor diesen tiefverhüllten schwarzen Gestalten.

Diese dunkelfarbige Nationaltracht der Frauen, sage ich, steht ohne Zweifel mit den vielen Trauerfällen in ihren Familien, und bann mit der ganzen stets ernstern und stets gespannten Stimmung des Volks in Verbindung und ist als ein äußerer Widerschein ihres inneren Ernstes zu betrachten.

Daß der einen der Bräutigam, der zweiten der Bruder, der dritten der Vater, der vierten der Gemahl so eben entrissen worden, mußte natürlich die schwarze Farbe schon von vornherein sehr gäng und gäbe machen. Dazu kam der Gebrauch, daß die Wittwen oft ihr ganzes Leben hindurch trauern, so wie auch die Sitte, welche die be-

zeichnendste von allen ist, nämlich die, daß die Frauen und Töchter, so lange der Vater und Gemahl auf der See ist, zum Zeichen ihrer Betrübniß nichts als ganz schwarze Kleidung an ihrem Leibe dulden.

Der Umstand also, daß die Trauer bei ihnen so häufig ist, mag es bewirkt haben, daß die dunkle Kleidung durchweg bei ihnen national wurde. Was hätte es, Freudenkleider anzulegen, da man doch gleich wieder in Trauer versetzt werden würde.

Die, welche eben keine specielle Trauer haben, setzen daher nur, den dunkelen Grundton beibehaltend, hier und da eine etwas weniger trübe Farbe auf, legen große schöne silberne Knöpfe an, fanten den schwarzen Rock mit irgend einer anderen hellen Farbe ein, binden eine bunte Schürze vor und schlagen ein dunkelfarbiges Tuch mit sehr kleinen feinen eingestreuten Blümchen um den Kopf. Ich sage, mit sehr kleinen Blümchen; denn sie mögen sich nicht gern weit von der Grundfarbe entfernen.

Als man mir zuerst von der Sitte der fähringer Frauen, während der Abwesenheit ihrer Männer auf See sich strict schwarz zu kleiden, erzählte, frappirte mich die Sache, ich traute ihr indeß nicht recht und glaubte, es sei eine poetische Ausschmückung. Allein bei näherer Erkundigung bestätigte man mir den Umstand von verschiedenen Seiten.

Eine alte Frau sagte mir: „O Herr, die Nachbarn würden sehr über mich reden, wenn ich, während mein Mann auf See ist, mich in der Kirche anders als

in Trauerkleidung zeigen und ein geblühtes Tuch um den Kopf legen wollte.“

Auch habe ich wohl gehört, daß in manchen anderen kleinen Schifferorten etwas Aehnliches stattfinden soll. So hat mir z. B. eine Dame erzählt, daß auch in dem kleinen Schifferorte Blankenese, der bekanntlich eine zahlreichere*) Flotille besitzt als irgend ein anderer Ort im Königreich Dänemark, die schwarze Farbe bei den Frauen und aus demselben Grunde vorherrsche.

Erst wenn der Mann im Frühlinge zurückkehrt, legen die Föhringer ihre feingebühten dunkeln Schürzen und Tücher wieder vor.

Ein Kaufmannsladen, in welchem die Föhringer ihre Tollettengegenstände einkaufen, steht daher einem solchen Trauermagazine ähnlich, wie sie bei uns für die trauernde fashionable Welt jetzt Mode werden, und wie sie in England es schon lange waren.

Auf der Insel Föhr bei dem Dorfe Gøthling, das an ihrer süblichen Küste liegt, befindet sich auf der hohen Seeß ein Hügel. Es ist ein großer Grabhügel aus alten heidnischen Zeiten, von dessen Spitze aus man weit in's Meer hinausblicken kann. Auf diesem Berge, so erzählte man mir, pflegten sich zu der Zeit, als noch Flotten von 17 oder 18 Smacks, jede mit 50 bis

*) Blankenese hat nämlich 316 eigene Schiffe, Altona 138, Flensburg 142, Kopenhagen noch weniger. Die Blankeneser Schiffe halten zusammen 7000, die Altonaer 3180, die Flensburger 6250 Last. Die Kopenhagener Schiffe haben allerdings eine größere Tragkraft.

60 Mann besetzt, auf ein Mal nach Holland gingen, die Weiber der Insel zu versammeln, um von da aus ihren Männern an dem Vetricage, dem gewöhnlichen Tage der Abreise der Schiffer, das Geleit zu geben und ihnen von der Höhe des kleinen Fügels nachzuwinken.

Es müßte ein ganz eigenthümliches Bild geben, wenn ein Maler dies einmal darstellen wollte. Man denke sich nur einen alten heidnischen Linnulus, rund herum, wie auch auf seiner Spitze, mit diesen schwarzen Frauen, Mättern, Schwestern, Bräuten und Gattinnen besetzt; darunter bildschöne Gestalten und durchweg eine Weiße und Frische des Leints, die mit dem Schwarz der Kleidung in den interessantesten Contrast tritt.

Die Kleidung ist äußerst malerisch; die lockeren Tücher sind höchst geschmackvoll und nicht ohne Coquetterie um den Kopf geschlungen, und andere Tücher lose und mit vielen Falten um die Brust gelegt, so daß der zarte weiße Hals daraus wie ein Schwanenhals aus einem Nest hervorragt; — das schwarze, knapp anliegende Nieder ist reich mit großen silbernen Knöpfen von einer zierlichen Billgranarbeit besetzt; — die Taille ist nicht zu kurz, — Hände und Füße sind zierlich, und alle Gesichtszüge, wo nicht immer schön, doch meistens edel und fein.

Der Maler könnte sich denken, daß Viele ihres kleinen Kinder mitgebracht hätten, um den scheidenenden Vätern nachzuwinken zu helfen, und daß auch wohl mancher alte Invalide — solcher verstümmelten Invaliden, denen im Erdland Hände und Beine erfroren sind, aber die von

einem Raste herabstelen und zu bemitleidenswürdigen Krüppeln wurden, giebt es genug auf diesen Inseln — mit heran humpelte.

Auch müßte der Maler wissen, daß gerade jener Freitag ein Hauptgeschäfts- und Verkehrsstag bei diesen Inselanern war. und es zum Theil auch noch jetzt ist, daß an ihm eben noch kurz vor der Abreise allerlei Schulden berichtigt oder neue Anleihen gemacht wurden, und vor allen Dingen, daß es an ihm auch gewöhnlich zu Verträgen und Geschäften ansprechenderer Art kam, ich meine zu Liebeserklärungen und Ehebündnissen, und daß daher auch unter den versammelten Weibern manche Braut zurückblieb, die dieß so eben erst geworden war und schon an ihrem Verlobungstage wie eine Wittwe zu klagen Veranlassung bekam.

Es ist etwas sehr Gewöhnliches im Leben, daß in Liebesangelegenheiten ein bevorstehender Abschieds- und Trennungstag gerade der entscheidende wird. So lange man noch friedlich und täglich beisammen war, merkte man es kaum, daß sich die Herzen durch allerlei feine Fäden verbunden hatten, aber jetzt, da sie aus einander sollen, zeigen sich diese verkorgenen Fädchen.

Der scheidende Seemann möchte noch gern die beruhigende Ueberzeugung mitnehmen, daß die Geliebte wirklich und auf immer die seine geworden sei, und daß Niemand sie ihm unterdeß rauben könne. Es giebt nicht ungern nach, da sie ja nun einen Helden bekommt, der für sie mit den Stürmen und Wallfischen kämpft. Und die Aeltern sind auch nicht eigenfönnig, weil die Kinder

ihnen Hoffnung machen, der Bräutigam werde gewiß mit reicher Beute und mit einer hübschen Ersparniß zurückkehren. Die Wallfischjäger werden ja gut besoldet und haben auch außerdem, — dieß ist so von den Rhebern bestimmt, um der Energie und Thätigkeit dieser Leute einen Sporn zu geben, — einen Antheil an der Beute und an dem gewonnenen Thran, so daß sie sich, wenn sie geschickt und glücklich sind, wohl 40 bis 50 Thaler den Monat verdienen können.

Ich sage, dieß Alles müßte der Maler wissen, um sein Gemälde recht interessant zu machen. Wie eigenthümlich ist die Situation einer solchen jungen Braut, die ihren Bräutigam mit dem Verlobungsstuß auch den Abschiedstuß nehmen läßt, und die ihn vielleicht nie wieder zu sehen bekommt. Man bezeichnete mir eine Lehenbe, der dieß geschehen war, und es geschieht dieß hier so oft, daß man es etwas Gewöhnliches nennen kann. — Das Dorf Gothing gäbe zu jenem Bilde einen hübschen Vorbergrund und das Meer mit den sich entfernenden Smack's den Hintergrund.

Der Eindruck, den jener Freitag auf der Insel hinterläßt, muß in der That ein sehr niederdrückender sein. So mit einem Schlage die ganze männliche Bevölkerung der Insel entführt zu wissen! Es ist gerade das Umgekehrte von dem Raube der Sabinerinnen, wobei bloß die verzweifelnden Väter, Brüder und Gatten zurückblieben. Es hat sich mitunter zugetragen, daß in einem Sturme die ganze männliche Bevölkerung eines Dorfes unterging, 60 Mann in einem Schiffe.

Dazu denke man sich die Glücklichen, die Beweinenswerthen, die nun halb Angenehmes und Gutes meldende Briefe bekommen; die Armen, die Bedauernswertigen, die lange auf solche Briefe vergebens harrten, und die nun endlich mit Stuttern und Zagen einen nach vielen Monaten ankommenden Brief öffnen, auf dem die Adresse von einer fremden Hand geschrieben zu sein scheint, so wie dieß während meiner Anwesenheit einer armen 70jährigen Frau geschah, von der mir der Prediger eines Dorfes erzählte.

Sie hatte ihren Sohn „auf See“ und lange nichts von ihm gehört, da er doch sonst sehr fleißig zu schreiben pflegte. So oft der Pastor die Alte sah und sie fragte, ob sie noch keine Nachricht von ihrem Sohne hätte, schüttelte sie den Kopf und sagte stillseufzend: „Noch nicht, Herr Pastor!“ Endlich, endlich kam ein Brief an. Sie eilte damit zum Kaufmann, ihrem Nachbar, damit er ihn ihr vorlese, wie er zu thun gewohnt war.

Der Nachbar öffnete den Brief, las ihn ein wenig für sich, wurde still und sagte dann der Alten, er könne diesen Brief nicht recht lesen, es wäre eine ihm unbekannt und unbeutliche Handschrift, er wolle ihn aber bei sich behalten, noch einmal für sich studiren und ihn ihr dann morgen mittheilen.

Zu seinem Schrecken hatte er in dem Briefe, der vom Capitain des Schiffes herrührte, gesehen, daß der junge Mann in einer stürmischen Nacht von der Spitze des Mastes in die See hinabgefallen und verschwunden

fei, ohne daß man im Stande gewesen wäre, ihm Hilfe zu bringen, obgleich man ihn einige Male nach Rettung habe schreien hören.

Der Kaufmann wagte indeß nicht, der Mutter sogleich diese schreckliche Nachricht mitzutheilen, und schützte jene Ausrede vor. Die Alte ließ sich auch erst damit abfinden, dann aber wurde sie unruhig, und es gingen ihr allerlei Gedanken im Kopfe herum.

Sie wandte ihre Schritte zum Pastor, erzählte ihm von dem Briefe, den der Nachbar nicht gut lesen könne, und fragte ihn, ob er nicht einmal ihn zu lesen versuchen wollte. Der Pastor ging sogleich zum Kaufmann, holte den Brief und las ihn langsam und bedächtig zweimal durch. Die Alte saß harrend und in sich versunken daneben.

Darauf war der Prediger eine Zeit lang still und fing dann an, von dem Wege des Herrn zu reden und von dem Troste, den man im Unglück aus dem Gebete zu ihm schöpfen könne. Die Alte, der ihr ganzes Unglück schon vor der Seele schwebte, hörte ihn ruhig und vor sich hinblickend an und seufzte dann: „Also guter Herr Pastor, es ist wohl aus mit meinem Sohne?“

Der Pastor las ihr nun den Brief vor. Auch den hörte sie ruhig zu Ende. Als sie aber den Inhalt vollständig wußte, seufzte sie laut auf und ergoß ihren Schmerz in einer erschütternden Wehklage, die der Prediger nicht mehr zu beschwichtigen vermochte.

Es liegt, wie es mir scheint, in dem ganzen Ver-
gange dieser Begebenheit etwas sehr Bezeichnendes für

die Friesen. Sie scheinen mir alle in den ersten Momenten sehr gefaßt, aber nachher leiden sie zuweilen wie die Engländer an einem „broken heart.“

„Haben Sie auch schon Familienmitglieder auf der See verloren?“ fragte ich einen alten friesischen Landbewohner, mit dem ich in seine kleine ärmliche, aber saubere Hütte trat, und der mir dort einen Sessel anbot. „Ich besitze noch meine Frau, Herr, dieß ist sie.“ Er präsentirte mir dieselbe.

„Wir beiden hatten zusammen 4 Kinder, eine Tochter, die dort in der Küche wirthschaftet, und drei blühende rasche Söhne.“

Sie gingen alle Drei zur See. Der jüngste verlor sein Schiff und Leben auf einer Fahrt nach Marseille, und seine Gebeine ruhen auf dem Boden der mittelländischen See. Der zweitjüngste kam in der Straße David auf einer Wallfischjagd um, und der dritte, der älteste, der kenntnißreichste und strebsamste von allen, der es im holländischen Dienste zu meiner Freude bis zum Commandeur eines Schiffes gebracht hatte, — sehen Sie hier dieß Bild, das ist das Portrait seines Schiffes „de twee Gebröder,“ das er uns im vorigen Jahre schickte.“

„Belieben Sie es nur gefälligst herunterzunehmen. — Dieser dritte, unser Stolz und unsere Hoffnung, schrieb uns im Herbst des vorigen Jahres von Amsterdamb aus, daß er von Batavia zwar glücklich angekommen sei, daß er aber von dort ein böses Fieber mitgebracht habe, das ihn noch immer nicht verlassen wolle. Doch

grüße er uns freundlichst und hoffe, uns bald bessere Nachrichten geben zu können."

„Ich machte sogleich Anstalt, zu ihm zu reisen, um zu sehen, ob ich ihm von Nutzen sein könne. Aber schon nach 14 Tagen bekamen wir wieder einen Brief und darin die Nachricht, daß unser Sohn am Bataviasieber im Amsterdamer Hospital selig im Herrn entschlafen sei.“

„So, mein Herr, geht es hier manchem armen Vater mit seinen Söhnen. Sie wollen alle hinaus und in der Welt etwas werden, und dann kommen sie nicht wieder und lassen ihre alten trauernden Aeltern allein in ihrem Häuschen sitzen.“

Ich muß gestehen, ich hörte diese Leute außerordentlich gern über ihre eigenen traurigen Schicksale und über die der Andern reden. Sie sprachen fast immer ernst, gefaßt, sehr verständig und doch gefühlvoll und auf eine um so ergreifendere Weise, da sie nie dabei in untwürdige und allzuhexige Klagen verfielen. Dazu diese gewählte hochdeutsche Sprache mit dem Anstrich einer Predigt, und mit frommen Reminiscenzen aus der Bibel untermischt.

Es ist eine von den Pfeilen Apollo's oder vielmehr von dem Dreizaad Neptun's fortwährend decimirte Bevölkerung, die, in beständiger ernster Fassung sich haltend, diese Schläge mit Anstand erträgt.

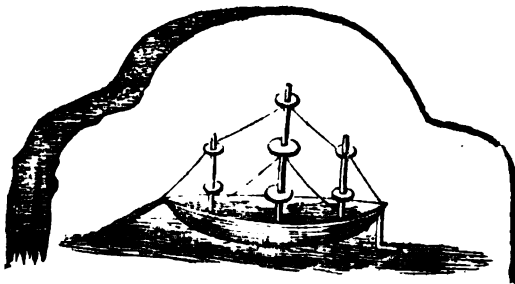
Nur der kleinste Theil der Männer stirbt zu Hause auf dem Krankenbette. Auch ihre Kirchhöfe, auf denen es weit mehr Monumente für Frauen als für Männer giebt, geben Zeugniß davon. Die Kirchhöfe der Männer

sind in der ganzen Welt, und es giebt vielleicht keinen Küsten- und Hafenkirchhof, wo nicht die Gebeine irgend eines Friesen begraben liegen.

Das gewöhnliche Monument für diejenigen Männer, welche in der Heimath starben, ist ein auf dem Leichensteine ausgehauenes Schiff, und es gewährte mir nicht wenig Interesse, auf diesen Leichensteinen zu sehen, auf wie verschiedene Weise sich die friesischen Künstler und Poeten bemüht hatten, die Idee eines solchen Schiffes mit der Idee des Lebens und des Todes in Verbindungen zu setzen und Beziehungen zwischen dem einen und dem anderen zu entdecken.

Das gewöhnliche Zeichen ist ein abgetakeltes und vor Anker gelegtes Schiff, in dem Zustande, wie man die großen Kriegsschiffe, die gerade nicht gebraucht werden, in dem Hafen von Portsmouth liegen sieht. Mehrere Male sah ich dieses Trauerschiff schwarz angestrichen.

Ein solches Grabmonument sieht ungefähr so aus.



In den Versen, die darunter stehen, ist dann gewöhnlich eine Anspielung auf diese abgetakelten und an eine

gewaltig diesen Rette vor Anker liegenden steinernen Schiffe. Auf einem z. B. fand ich folgenden Vers:

„Die Schifffahrt der Welt bringt Angst, Gefahr und Noth,
Des Himmels Hafen Ruh' durch einen sel'gen Tod.“

Des Himmels Hafen, in dem das Schiff vor Anker gegangen, war vom Steinmetz sehr buchstäblich genommen worden, und er hatte wirklich einen Hafen, eine kleine Wasserbucht, in Stein ausgehauen und rund herum himmlische Häuser aufgestellt. Diese Häuser sahen aber ganz so aus, wie die Häuser der kleinen Hafenstädte Byz, Gufum und Tondern.

Zuweilen war auf diesen Grabmonumenten das Schiff im vollen Laufe dargestellt, mit drei Masten mit aufgespannten Segeln, zuweilen auf ruhiger See, zuweilen auf vom Sturme bewegten Meere einherfahrend.

Unter einem der ersteren Art fand ich die Unterschrift: „Ich gehe hin des Weges, den ich nicht wieder kommen werde.“

Unter einem der letzteren Art fand der Spruch:

„Schiff also auf dem Meere der Welt,
Das nicht des Himmels Hafen fehlt.“

Es ist interessant, zu sehen, wie diese Leute, deren Hauptbeschäftigungen auf dem Meere sind, sich immer die andere Welt unter dem Bilde eines Hafens vorstellen. Ich bin überzeugt, sie können sich es nicht anders denken, als daß man dorthin über's Meer schif-

fen. müsse, so wie sich Binnenvölker wohl denken, daß sie über die hohen Bergspitzen hinschwebend dahin gelangen.

Als die Friesen noch Katholiken waren, dachten sie sich Petrus gewiß als den Hafencapitän, so wie sie sich denn auch in ihren höchst merkwürdigen Sagen, von denen ich später sprechen werde, die ganze Welt als ein Riesenschiff vorstellen, das durch die Welträume auf dem Aether, von Gottes Odem beflügelt, um die Sonne segelt.

Einmal fand ich auf einem dieser friesischen Grabsteine, — deren Studium ich eben so bedeutungsvoll wie das Studium alter halbverwischter Inschriften betreibe, da ich nicht wie einige Antiquare denke, die solche Kleinigkeiten erst interessant finden, wenn einige Jahrhunderte darüber weggegangen sind und man die Hälfte nicht mehr lesen kann, — einmal, sage ich, fand ich auf der einen Seite eines solchen Grabsteines ein Schiff auf ein paar Strichen, welche das Meer andeuten sollten, schwimmend, auf der anderen Seite eine Hütte auf dem Festlande, und zwischen beiden eine große gigantische Blume mit Stiel und Stengeln gleich einem Eichbaume, und darunter die Verse:

„Der Mensch gehet auf wie eine Blume und fällt ab
Und stets zu Wasser und zu Land
Er nur Gnade bei Gott fand.“

Ich beobachtete auch noch eine eigenthümliche Sitte auf diesen Kirchhöfen, die mich fast an Indien erin-

werte. Dort in Indien sind die Weiber ihren Männern so ergeben, daß sie sich bei lebendigem Leibe mit ihren gestorbenen Ehemännern verbrennen lassen. Die Friesinnen, die ebenfalls ihren Männern auf Tod und Leben ergeben sind, gehen zwar nicht ganz so weit, aber sie lassen doch, wenn ihre Männer sterben und sie ihnen die Leichensteine sehen, vom Steinsiegen gleich ihren eigenen Namen mit darauf anbringen. Es ist dieß ein Zeichen, daß sie sich selbst nun gleichsam schon als gestorben und dem Tode geweiht ansehen, und daß sie durchaus mit ihren Männern, ohne sich wieder zu verheirathen, an derselben Stelle begraben liegen wollen.

Eine solche Aufschrift für einen bereits gestorbenen Mann und seine noch lebende Gattin lautet so:

„Hier ruhen die Gebeine des ehrsamten Schiffers

N. N.

„geboren den 17. März 1786,

„gestorben den 12. April 1834.

„Auch ruhen hier zum frohen Erwachen die Gebeine
seiner Gattin N. N.

geboren den 1. Mai 1797,

gestorben den“

Es wird dann Alles von der Gattin gesagt, was man auf einem Grabsteine von einem Menschen anzuführen pflegt, und nur der noch ungewisse Todestag wird so lange unausgefüllt gelassen, bis er wirklich eintritt.

Zuweilen waren auch wohl auf dem Steine die Worte ausgemeißelt: „Seine Gattin war Helene So und So, deren Grabmal auf der andern Seite zu finden.“ — Auch sollte es mich nicht wundern, wenn Jemand bei näherer Nachforschung etwa eine Lebensart wie diese fände: „Auch ruhen hier die Gebeine seiner anjezt noch lebenden Gattin.“ Auf einem sehr alten Monumente eines Schiffers, der, nach der Jahreszahl zu schließen, schon längst mit sammt seinen Enkeln und Ur-enkeln in jenen himmlischen Hafen eingelaufen sein mußte, fand ich seine „anjezt noch lebende Gattin“ erwähnt.

Wenn der Mann auf fernem Meeren umkommt, so läßt auch wohl die hinterlassene Frau sofort sich selber und ihrem Gatten ein Grabmal errichten. Wenigstens fand ich ein Monument, welches die „anjezt noch lebende“ Gattin sich selber und ihrem Ehegemahle, „der nach Gottes Rathschluß in Grönland vom Wasser abgefördert worden,“ gesetzt hatte.

Auch findet man mitunter ein Paar alte Eheleute, die, bald die Abberufung durch den Herrn erwartend, so viel von ihrer Beerdigung selbst besorgen, als sie bei Lebzelten können. Sie lassen sich ihre Särge machen, das Grab aushöhlen, darauf einen Leichenstein setzen, das Schiff darauf ausmeißeln, dazu hübsche Sprüche mit Vergoldung und sonstigen Zierrathen, alsdann ihre Namen und Vornamen, ihre ganzen Titel, Jahr und Tag ihrer Geburt setzen und endlich das Todesdatum unausgefüllt hinzufügen, z. B. so: „gestor-

ben den ...ten des Jahres des Herren“ Und wenn sie Sonntags zur Kirche gehen, so betrachten sie mit einiger Genugthuung ihren zierlichen Leichenstein, der ein Beweis ist, daß sie in diesem Leben Alles so pünctlich und gewissenhaft, als nur irgend möglich, besorgt haben und Anderen nichts weiter übrig lassen, als sie in das Grab hineinzulegen.

Ich forschte selbst ein solches Paar aus, dessen Leichenstein ich gesehen, und fand in ihnen zwei alte ehrwürdige Leute, die noch recht frisch und lebenslustig waren. Ihre Särge hatten sie in einer Bodenkammer stehen und gegen Mäuse und Würmer durch getheerte Segeltücher wohlverwahrt.

Diese Leute konnten in der That sagen, sie hätten ihr Haus bestellt. Ich glaube, die Sache ist ziemlich häufig unter den ernstern Friesen. Ich hörte hier auch von einem Manne, der sich gewöhnt hatte, täglich sein Nachmittagschläfchen in seinem Sarge zu machen.

Ich sagte oben, daß die Sitte der friesischen Wittwen, sich schon bei ihren Lebzeiten mit auf die Leichensteine ihrer Gatten zu setzen, gewiß aus der Achtung und Heiligkeit, in welcher die Ehe bei diesen Leuten steht, herrühre. Und in der That ist mir von vielen Seiten versichert worden, daß die Wittwen bei ihnen selten zum zweiten Male heirathen.

Die friesischen Männer, so sagte man mir vielfach, haben selbst einen Widerwillen, Wittwen zu heirathen, und wenn Jemand es thut, so wird er viel Unzufriedenheit und Gerede bei seinen Freunden

erregen. „Wer in meiner Jugend eine Wittve heirathete“, sagte mir ein alter Frieser, „und mochte sie auch noch so jung und noch so reich sein, der war bei der Nation schlecht angesehen.“

Die Jüten, die oft in's Land der Friesen einwandern, haben dieses Vorurtheil nicht, denn es ist in neuerer Zeit nicht selten, daß sie sich mit den von den Friesen verschmähten Wittwen verbinden.

Uebrigens ist es ein Wunder, daß die Priester nicht in allen Christlichen Landen das Heirathen von Wittwen verboten haben, und es scheint mir der Mangel dieses Verbots eine große Inconsequenz in ihrem Systeme. Der Glaube an die Auferstehung des Fleisches mußte durch die Erlaubniß, eine Wittve zu heirathen, wesentlich geschwächt werden.

Sehr häufig fand ich auf den hiesigen Grabsteinen alle Mitglieder einer Familie so abgebildet, daß Vater und Mutter oben an, alle Töchter auf der Seite der Mutter, und alle Söhne auf der Seite des Vaters befindlich waren, alle einander sich fest die Hände reichend und alle eine lange Kette bildend, die ein Bild des festen Zusammenhaltens der Familie bei ihnen zu sein scheint.

Diese Grabmonumente kosten ihnen nicht wenig, da sie die Sandsteine dazu von Hamburg und Holland kommen lassen müssen. Sie zahlen dafür bis 100 Mark. Indessen müssen sich zuweilen auch sogar die Wallfischknochen gefallen lassen, als Grabmonumente über den Leichen der Menschen zu vermodern.

Ich sah auf mehreren Gräbern von Kindern Wallfischknochen, auf denen der Name und der Todestag derselben eingegraben war. Da wäre also einem Gebeine ein Gebein als Monument gesetzt.

So wie auf den Kirchhöfen, so findet sich auch bei den Begräbnissen selbst manches Eigenthümliche. In einigen entlegenen Theilen Friesland, wie z. B. in den Dörfern des söhringer Westerlandes, hat sich noch der Gebrauch des Klagegeschreies bei den Beerdigungen erhalten. Nach der Beschreibung, die mir ein dortiger Prediger davon gab, muß dieß Geschrei in hohem Grade dem berühmten irischen Gullaballo gleichen.

„Es ist ein wahres Zetergeschrei,“ so brücte sich jener Prediger aus. „Es sind die Töchter, Schwestern, Mütter, Gattinnen und nächsten Verwandten und Nachbarinnen, die dieses Geschrei an dem Begräbnistage erheben, sowohl wenn sie am Sarge, in dem die Leiche ausgestellt ist, sitzen, als während der Begleitung des Juges zum Kirchhofe.“

„Sie haben sehr lange schleierartige Tücher in der Hand, mit denen sie sich das Gesicht verhüllen, und die weit in die Luft hinausflattern. In diesen Tüchern, die sie nur zum Staat tragen, halten sie das eigentliche Taschentuch verborgen, das für das Abtrocknen der Thränen bestimmt ist. Sie klagen jämmerlich und schreien, daß es laut hinschallt. Dabei werfen sie sich heftig auf und nieder, zuweilen Kopfüber fast bis zum Boden. Man nennt diese Weiber die „Sörgewüffe“ (Sorgeweiber, d. i. Klageweiber).

Wie sich doch solche Dinge überall wunderbar gleichen. Man lese die Schilderungen der Alten von den Begräbnißceremonieen einiger griechischen Inselaner, und man wird sie frappant mit dem, was mir mein Pastor von dem Benehmen dieser friesischen Söngewäfte erzählte, übereinstimmend finden.

Ein Gerhard Dow.

Wenn Jemand versucht, Anderen mit Worten etwas zu schildern, was er selber gesehen hat, so thut er sich nie genug. Das Auge freilich ist fähig, so Vieles ganz genau bis in's kleinste Detail auf seiner wunderbaren angespannten Netzhaut aufzufassen; will aber der Mensch das Gesehene wiedergeben, wie ärmlich und dürftig erscheint dann sein Versuch.

Da möchte ich nun auch hier, um meinen Lesern eine recht klare Vorstellung von meinen friesischen Bekanntschaften und von der Lebensweise dieser Nation zu geben, gern Alles genau und en détail hinzeichnen, ihre Wohnungen, ihre Möbel, ihre Kleider, ihre ernstesten Gewächter. Indes man gestattet solche Details in der Regel nur dem Farbenmaler, beim Schriftsteller wird man leicht ungeduldig und schilt ihn umständlich und weitläufig.

Ich will daher manchen Zustand, den ich beobachtete, und manchen Besuch, den ich machte, überspringen und nur

beispielsweise einer alten Frau Erwähnung thun und ihr Wesen schildern. Ich wollte, ich könnte mehr thun. Ich wollte, ich könnte sie und ihre ganze Hauswirthschaft in zartem Holz, in Metall, Marmor und anderen festen Stoffen nachbilden und dann ein solches Miniaturbild fein polirt und sorgfältig gefeilt dem Leser übergeben, damit er es mit dem, was ihn umgiebt, vergleiche und den eigenthümlichen Contrast erkenne.

Die alte Frau, die ich meine, hieß K. Sie war 78 Jahre alt und wohnte in einem der kleinen Dörfer der Insel, auf die ich den Leser geführt habe. Sie war Wittwe und hatte sich seit ihres Mannes „tödtlichem Eintritt“ nicht wieder verheirathet. Da sie selbst solche Bücher wie die, welche ich schreibe, nicht liest, so wird sie, wenn jeder ihrer Bekannten, der vielleicht ihr Portrait erkennt, die Delicateffe und den Tact hat, ihr zu verschweigen, daß ich sie portrairt habe, mir darum nie böse werden.

Sie kleidet sich in der alten fähring'schen Nationaltracht und steht also aus wie eine der alten Begulinen, die man in den berühmten flamländischen Begulinenstiften trifft. Ihr Aeußeres ist immer in jedem Puncte auf's Sauberste gehalten. Sie bewohnt ein kleines bescheidenes Haus, das von außen durch seine rothen Ziegelsteine, seine kleinen Fenster und sein graues Strohdach wenig verspricht.

Doch tritt man durch die enge Pforte ein, so wird man um so mehr von der in Stube und Kammer herrschenden Sauberkeit überrascht. Sie be-

steht darin ein Wohnzimmer, ein Schlafstübchen, eine 4 Fuß breite Küche und eine Polsterkammer.

Alles, was darin zu besorgen ist, besorgt die Alte allein; denn sie ist nicht reich genug, sich eine Magd zu halten, und steht in dieser Welt ganz allein, da alle ihre Verwandten und Verwandtinnen entweder durch die Wellen oder auf sonstige Weise bereits abgefordert sind. Sie hat nur noch einen Better, der im benachbarten Dorfe wohnt und der einzige Mensch ist, der sie mitunter besucht, und dem auch sie an gewissen Tagen eine Staatsvisite abstattet.

Das bligende Messinggeräth, der blankgestrichelte Ofen, die geschuerten Dielen, die gepuzten Tische, alle diese Dinge finden sich in ihrem Zimmer, wie in allen diesen Zimmern der Friesen, wieder. Sie steht, wie sie mir sagte, des Morgens frühzeitig auf, dreht sich dann zwischen jenen Gegenständen geschäftig pudend, waschend, scheuend, framend und sorgend den ganzen Tag herum und hält sich auf diese Weise tapfer gegen alle Anfechtungen des Staubes, Rauches, Moders, der Krankheit, des Hungers und der Langeweile.

Gegen den Hunger insbesondere kämpft sie mit dem Spinnrade, an dem sie den ganzen Winter über sitzt, um so viel Geld, als sie für den Ankauf ihres Thee's und Kaffees nöthig hat, davon abzuspinnen. Thee und Kaffees sind die einzigen warmen Gerichte, die sie regelmäßig genießt, sonst ist sie nur zweimal in der Woche etwas Warmes. Sie spart sich so viel als möglich

am Essen ab, um ihre Sachen in desto besserem Stande zu erhalten.

Dabei bewegt sie sich wie ein rüstiges Mädchen. „Ich habe große Gnade“, sagte sie mir, „ich kann immer gut gehen, sehen und hören und bin nie krank.“ Der Ausdruck: „ich habe große Gnade“, ist wieder eine solche friesische hochdeutsche Lebensart, deren sich die Leute hier oft bedienen, indem sie jene Gnade, „die sie haben“, statt des gnädigen Blicks setzen, das sie von Gott empfangen.

In dem Wohn- und Staatszimmer der Alten hing ein Bildniß von ihrem Vater, der, wenn ich nicht irre, Schulmeister gewesen war, und daneben pißte eine alte Wanduhr, die unter ihrer sorgsamem Aufsicht wohl nie einen Uhrmacher gebrauchen wird. Die messingenen Gewichte der Uhr, an denen sich doch so leicht die Fliegen vergreifen, waren so nett gehalten, als wenn sie eben aus der Werkstatt des Künstlers gekommen wären.

Auch die Pflänzchen, die vor ihren Fenstern standen, hatten so blanke Blätter, als wären sie gestrichelt, wie die Holländer dieß, wenn auch nicht mit dem Blättern, doch wohl mit dem Stamme ihrer Bäume thun. „Ich wische sie des Morgens zu Zeiten mit einem feuchten Schwamme ab“, sagte sie, „damit der Staub nicht die Poren verstopfe und die Pflänzchen munter bleiben.“

In ihrem Staatszimmer entdeckte ich noch ein mit reingewaschenen bunten Vorhängen versehenes Bett. Es war ihr Gastbett. Der einzige Gast aber, der es zu

Solten benutzt, und für den sie es immer in properem Stande erhält, ist ihr Vetter, von dem ich schon sprach.

Für ihn lag auch auf einem Schränkchen ein halbes Pfund Taback zusammengewickelt, und daneben standen in einem messingenen Pfeifenhalter ein paar weiße holländische Thonpfeifen. Pfeifen und Taback findet man überhaupt fast in allen Wirthschaften, selbst der friessischen Wittwen und Jungfrauen; denn es gehört hier durchweg die Friedenspfeife, wie in Holland und wie bei den Wilden in Nordamerika, zu den ersten Dingen, die man einem Gaste anbietet.

Man ist hier in Allem, was zur Pfeife gehört, sehr cultivirt und besitzt z. B. auch in dem ärmlichsten Bauernhause einen properen Wachstoch, den man dem Gaste sogleich zum Anzünden der Pfeife präsentirt, während man im übrigen Deutschland wohl schwerlich etwas Anderes als ein Stück Kohle oder ein Talglüht zu diesem Zweck erhalten würde.

In dem Zimmer meiner Alten waren Wandchränke voll von allerlei kleinen Utensilien, die sie im Laufe ihres Lebens gekauft, geerbt oder geschenkt erhalten hatte. Alle jene Dinge nun, die Alte selber mit dem Spinnrade mitten darin, gaben ein Bild, wie es Gerhard Dow in seinem Vaterlande nicht besser finden könnte.

Die Utensilien auf diesen Inseln pflegen in der Regel aus allen Ländern der Welt herbeizuströmen, wie dies sich sehr natürlich aus dem Umstande erklärt, daß die ganze Bevölkerung ein Schiffer-

voll ist. Unter dem Küchengeráth meiner Alten war z. B. auch eine sehr große und einigermaßen stattliche Suppenterrine, die aus Rußland stammte.

Ein längst verstorbener Verwandter von ihr, der einmal beim Kaiser von Rußland zur Tafel eingeladen gewesen wäre, erzählte sie, hätte sie und außerdem noch viele Teller, Messer, Gabeln und Löffel mitgebracht und ihr geschenkt. Denn es wäre damals beim russischen Kaiser Sitte gewesen, daß jeder Gast nicht nur alle Speisen, die ihm vorgelegt worden, hätte aufessen dürfen, sondern es wäre ihm auch erlaubt gewesen, das ganze Tischgeráth zum Andenken mitzunehmen. Solcher russischen Geschirre wären mehre auf den Inseln.

In ihrer Wolkammer hatte sie schöne alte Koffer aus Zuckerkistenholz stehen, die mit dickem Leder sorgfáltig überzogen waren. Der eine war 200 Jahre alt und mit Holzschnitzwerk geziert. Er zeigte einen in Holz ausgearbeiteten Wallfisch in einer Schlinge. Also ist sogar der Wallfisch von den hiesigen Künstlern gleich den Delfinen in den Arabesken angebracht.

Obgleich der eine Koffer, wie sie sagte, über 100 Mark gekostet hatte und jetzt wohl noch die Hälfte dieser Summe werth war, so wollte sie sich doch von keinem dieser alten Prachtstücke trennen, weil sie in ihnen das Andenken ihrer verstorbenen Verwandten und Vorfahren ehrte. Dieß Gefühl der Verehrung für die Verstorbenen ist immer zu achten, selbst wenn es sich nur in Bezug auf einen alten Koffer äußert.

Das einzige Ding, welches sie, so viel ich bemerken konnte, preisgegeben hatte, war ein alter Fächer, der ihr wahrscheinlich in schöneren Tagen mehr nothwendig erschienen hatte als jetzt. Sie hatte alle elfenbeinernen Rippen oder Stäbchen dieses Fächers auseinandergebrochen und daraus kleine Hecken zur Unterfügung der Blumen vor ihren Fenstern gebildet.

Die Spitzen dieser Hecken waren mit Perlensträngen verbunden, und es war in der That eine ganz hübsche Idee, daß auf diese Weise eine verblühte Schöne ihre Perlen und Fächer den Blumen widmete.

Sie besaß auch noch ein altes musikalisches Instrument, eine Art antik geformter Cither, die sie vor sich auf den Tisch stellte, um mir ein altes Stück darauf vorzuspielen. Sie nannte diese Cither eine „Hommel“ und sagte, es gäbe nur noch wenige „Hommeln“ auf der Insel, die aber wohl alle, ebenso wie die ihrige, aus Holland hierher gekommen wären.

Diese Hommel hatte bloß messingene Saiten, von denen einige parallel neben einander gespannt waren, die anderen aber in divergirenden Strahlen sich auf dem Instrumente verbreiteten.

Die ersten griff sie mit dem Finger und riß sie mit einer Federspule. Am Schlusse jedes Satzes aber fuhr sie mit der Federspule über die divergirenden Saiten hin, die gleichsam nur mittönten oder nachhallten und eine Art Echo des Spiels zu bilden schienen.

Chemals, sagte mir meine alte Freundin, wären solche

Hummeln häufiger gewesen, und man hätte wohl nach ihrer Musik getanzt, während man jetzt immer Trompeten und Violinen dazu haben wolle. Die meisten Leute aber hätten die Hummel im Hause gehabt, um darauf den „Sonntagnachmittagspsalm“, der sonst in jeder Familie gesungen worden sei, zu accompagniren.

Dieser Sonntagnachmittagspsalm, den man in Ermangelung einer Hummel auch wohl mit einer einzelnen Violine begleitet, ist jetzt wie die Hummel in den meisten Häusern verkommen. Doch soll man noch hie und da aus dem einen oder anderen Hause zu der besagten Zeit die Stimme eines alten Mannes oder einer alten Frau vernehmen, die nach alter frommer Weise den Nachmittagspsalm absingt.

Wenn ich oben von meiner Alten sagte, sie würde wohl nie ein solches Buch wie dieses zu lesen bekommen, so schloß ich dieß aus ihrer Bibliothek, in der bloß die Bibel, ein altes deutsches Gesangbuch, Arndt's Christenthum und einige andere solche fromme Werke zu finden sind.

Trotz ihrer Sparsamkeit für sich, ist sie doch gegen ihren Wetter sehr freigebig. „Wenn sie einmal etwas gut bei Casse ist, so merke ich's gleich,“ sagte mir der Kaufmann, der in ihrer Nachbarschaft wohnte und mein Freund geworden war, „denn dann kommt sie und kauft allerlei kleine Sachen ein zu Geschenken für ihren Wetter.“ Als Blumenliebhaberin ermahnt sie immer alle Nachbarn, ihre Blumen in gutem Stande zu halten. Auch geht sie selbst zu ihnen und sieht nach, ob ihren Lieblingen nicht etwas fehle. Nament-

lich kommt sie auch oft zu mir und inspiciert meine Blumen, nimmt die trockenen Blätter ab, schneidet die darrten Nester aus und fühlt im Erdreich nach, ob ich den Pflanzen hinreichend Wasser gegeben habe. Aber hierbei kommt sie oft in Collision mit einem anderen meiner Freunde, einem alten Manne, der in diesem Dorfe ehemals Schulmeister war. Dieser Mann hat ebenfalls eine stille Leidenschaft für die Blumen. Wenn er zu mir kommt und sich einen Augenblick zum Gespräche bei mir niederläßt, so blickt er dann wohl auf meine Stubengewächse, und bemerkt er, daß sie zu viel ausgeschnitten und gereinigt sind, so spricht er: „Gewiß ist die K. wieder hier gewesen. Die hat eine wahre Wuth, die Blumen zu beschneiden. Warum leiden Sie dies? Sie wird Ihnen noch Alles verderben.“ Kommt dann die K. wieder, und erzähle ich ihr, was der alte D. gesagt hat, so schüttelt sie den Kopf und behauptet, der alte D., obwohl er sonst ein gelehrter Mann sein möchte, verstehe gar nichts von der Blumenzucht. Die beiden Alten sind aber diesen Punct völlig uneinig und gehen einander aus dem Wege.“

Die Jüten und der Ackerbau.

Wie ich sagte, die Föhringer sind Friesen oder, wie sie sich selbst nennen, Friesche (das „sch“ wie das französische „i“ ausgesprochen). Ueber die Hälfte von ihnen weiß aber gar nicht, daß sie Friesen sind. Wenn man sie fragt, was sie sind, so sagen sie, sie seien Föhringer, und Alles, was sie Eigenes haben und besitzen, nennen sie nicht friessisch, sondern „föhringisch.“ Ihre Sprache ist „föhringisch“, ihre Kleidung „föhringisch.“

Die Fastevallinger aber und die Leute von den Halligen nennen sie „Friesen“, und so ist denn hier das Wunderbare, daß ein kleiner Volksstamm seine leiblichen Brüder mit einem Namen bezeichnet, der eigentlich ihn selber mit umfaßt.

Die Helgoländer, die doch gleichfalls Friesen sind, thun dasselbe, und eben so auch die anderen Inselbewohner, die Sylter, die Amrumer u. s. w., die sich alle als besondere kleine Nationen von dem größeren Stamme unterscheiden zu wollen scheinen.

Daß sie als Friesen auch Deutsche sind, wissen sie

durch die Dant natürlich noch weniger, und sie sprechen von den Deutschen immer als von einer ganz andern Nation. So nennen sie denn auch diejenige Kleidung, die ihnen vom Festlande herüberkommt, und die bei ihnen unter den Gebildeten immer mehr gäng und gebe wird, „deutsche Tracht“. Es versteht sich dabei von selbst, daß diejenigen, welche an der Spitze stehen, wohl wissen, daß sie Friesen sind, und auch an dem deutschen Nationalgefühl mit Theil nehmen.

Es geht den Führern in jener Beziehung nicht anders als überhaupt der ungebildeten Masse der meisten Nationen. Ich glaube, die Mehrzahl der Deutschen, der Franzosen, der Russen, weiß auch nicht, daß sie Deutsche, Franzosen und Russen sind, weil ihnen selten oder gar nicht Gelegenheit geboten wird, sich dessen bewußt zu werden.

Zu je mehr Menschen und je tiefer hinab die Nationalbewußtsein gedrungen ist, desto energischer ist die Nation und ihr Gemeinfinn. Es geht den Leuten in Beziehung auf ihre Nationalität ganz eben so, wie in Beziehung auf die Berge, auf denen, oder die Gewässer, an denen sie wohnen. Tausende von Alpenbewohnern wissen nicht, daß sie auf den europäischen Alpen wohnen, Tausende von Nordsee-Anwohnern wissen nicht, daß sie an der Nordsee wohnen. Sie nennen ihre Berge eben „das Gebirg“ oder „den Berg“, und die Nordsee heißen sie „das Meer“ oder „das Wasser.“ Viele Millionen Europäer wissen auch nicht, daß sie Europäer sind.

Uebrigens sind auch nicht alle Bewohner von Dörfern Grieken. Von jeher haben sich unter allen diesen Grieken einzelne niederländische Familien aus Holland und Schleswig niedergelassen, die dann allmählig mit ihnen verschmolzen. Auch sind einzelne Holländer hierher gekommen, was sich ganz natürlich aus dem langen Verkehre der Insulaner mit den Holländern erklärt.

Ja, indem ich ihre Dörfer durchwanderte, fand ich hier und da Bröckchen von allen möglichen Nationen der Welt, wie denn an solchen Schifffahrt treibenden Inseln durch Schifbruch und auf mancherlei andere Weise Vieles angespült zu werden pflegt, und wie man denn hier, wie ich schon sagte, auch Wbbeln aus Holland sowohl, als aus England und Rußland findet, und billige gute Weine von Teneos, Samos, Sicilien, Madeira und anderen südlichen und westlichen Inseln.

Einmal fand ich einen Italiener in einem dieser Dörfer und ein andermal einen Dalmatier. Dieser interessirte mich als eine Reminiscenz an die slavische Welt besonders. Es war mir anfangs nicht leicht, ihn als solchen zu erkennen, da er sowohl kriechisch, als auch niederländisch und hochdeutsch sprach.

Er sagte mir, er sei jetzt schon eine lange Reihe von Jahren hier und mit einer Friesin verheirathet, geboren sei er aber 10 Meilen von Venedig, in Dalmatien, weshalb auch die Grieken ihn nur als einen „Venezianer“ (Venetianer) bezeichnen. Sein Name in Dalmatien sei „Philipp Bogartsch“ gewesen, dieß

heißt aber auf Griechisch so viel als „Boysen“, weshalb er sich hier „Philipp Boysen“ nenne.

Er sprach außer dem Italienischen und Dalmatinischen noch ganz geläufig russisch, englisch und französisch, und man konnte sich mit ihm über jeden Hafen Europas unterhalten. Jetzt war er seit 20 Jahren hier ansässig, hatte in Vergessenheit seines Vaterlandes und aller seiner Irrfahrten, die ihn bei Gelegenheit eines Schiffbruchs hierher gebracht, den Friesen die Segel und Ruder und half ihnen als Handlanger noch sonst bei ihren Verrichtungen.

Der Mann kam mir wirklich großartig vor, da er, nachdem er mehr als Napoleon von der Welt gesehen, auf diesem St. Helena in solcher freiwilliger Zurückgezogenheit und philosophischen Ruhe zu leben im Stande war.

Dieserigen Fremden indes, welche am meisten in das Land der Friesen einwandern, und deren Einwanderung allein etwas zu bedeuten hat, sind die Südländer, und es lohnt sich der Mühe, diese Erscheinung etwas näher zu besprechen.

Ein Arzt in Wiborg in Jütland hat ein kleines, höchst lehrreiches Werk über die Bewegung der dänischen Bevölkerung herausgegeben, das allerlei interessante Winke enthält und unter Anderem auch den Umstand näher erörtert, daß an der ganzen Ostküste der eubrischen Halbinsel eine vorschreitende Bewegung des deutschen Elements emporsiegt, während auf der Westküste umgekehrt eine Bewegung des dänischen Elements von Norden nach Süden hinabgeht.

An der Ostküste sind bis in die Mitte der dänischen Halbinsel hinauf alle Städte mehr oder weniger deutsch, und außerdem ziehen noch beständig wohlhabende Deutsche weit über diese Mitte hinaus bis an den Limfjord, um sich in Jütland, wo die Güter wohlfeiler sind, anzukaufen.

An der Westküste der besagten Halbinsel dagegen wandern beständig viele arme jütische Bauern, Tagelöhner und Knechte abwärts, um bei den wohlhabenden Schleswigern Arbeit und Lohn zu suchen.

Weil nun die erste Bewegung meistens von Gebildeten und Wohlhabenden ausgeführt wird, so nannte der besagte Schriftsteller, der als Arzt bei der Bewegung eines Volkes innerhalb eines Landes natürlich an die Circulation des Blutes dachte, dieselbe eine „arterielle“ und die nach Süden gerichtete Wanderung der armen Jüten eine „venale“ Bewegung.

Jütland steht zu Schleswig-Holstein in gewisser Beziehung in einem ähnlichen Verhältnisse wie Irland zu England, wie Böhmen zum Erzherzogthume Oesterreich, wie manche Weser- und Emsstriche zu Holland. Aus allen jenen ärmeren Ländern findet zu diesen reicheren eine beständige Wanderung der Arbeitsuchenden statt, die gern von dem höheren Tagelohne in den reicheren Ländern Vortheil ziehen möchten.

Ganz England ist überfüllt mit trischen Proletariern, die ihre Hände und Arme für Geld anbieten. Wien und Oesterreich werden beständig von Böhmen besucht, die dann mit einem kleinen Sparpfennig wieder nach Hause reisen.

Von der Weser und Ems ziehen alle Sommer die „Hollandgänger“ in die holländischen Marschen, um den reichen Holländern zu dienen. Und dasselbe thun die nach Friesland, überhaupt in das westliche Schleswig einwandernden Jüten.

In Jütland finden sich noch weitläufige Striche unbauten Landes, und das Tagelohn ist dort gering, dagegen die Constitution und physische Kraft der Leute, eben so wie in Irland, sehr groß. Die Jüten kommen daher aus ihrem Lande nach Süden und verbreiten sich theils in den friesschen Marschen, theils auf den Inseln.

In den Marschen des Festlandes verbleiben sie in der Regel nur kurze Zeit, so lange die Ernte oder die Deicharbeit dauert, und kehren dann, ohne festen Fuß zu fassen, mit ihrem Lohn wieder nach ihrem Norden zurück.

Auf den friesschen Inseln aber ist ihr Einfluß wichtiger, weil sie hier nicht so vorüberziehend sind, sondern sich häufig ansiedeln. Dieß erklärt sich aus dem oben angeführten Umstande, daß die Insulaner als Schiffer von jeher den Ackerbau vernachlässigt haben. Die Leute nahmen gern einen jütischen Knecht um ein Billiges in ihre Dienste, überließen ihm die Wirthschaft, und sie selbst betrieben dann die durch Aussicht auf größeren Gewinn loedende Wallfischjagd.

Der so eingebürgerte und in die Familie aufgenommene jütische Knecht nißtete sich auf diese Weise ein, wurde endlich im Hause unentbehrlich und heirathete, wenn der Hausherr „von den Wellen abgefördert wurde“, auch wohl dessen hinterbliebene Wittwe.

Die eingewanderten Jütländer werden hier unter den Friesen gewöhnlich als die Erlöser der Wittwen bezeichnet, welche letztere die Friesen selber, wie gesagt, nicht heirathen mögen.

Die Jütländer haben etwas von dem Charakter der Schotten. Sie sind sparsam, knauserig, gewinnlustig, und arbeiten sich mit Mühseligkeit und stetiger ämftiger Ausdauer auf ihrer Lebensbahn durch. Sie kommen daher auch zu etwas, und so findet man auf Föhr, Sylt u. s. w. in allen Dörfern mehre Jüten, die sich zu Herren von kleinen Bauernhöfen aufgeschwungen haben. Auch nach vielen dänischen Orten, namentlich nach Kopenhagen, kommen beständig viele Jüten, die dort Wurzel fassen und sich ein Eigenthum und eine Stellung verschaffen.

Indeß ist man ihnen hier auf Föhr nicht hold, wie man denn immer den sich eindringenden Fremdlingen nicht gewogen ist. Sie bringen fremde und, weil die Auswanderer wohl nicht immer gerade die Besten des Volkes sind, wenigstens nach dem Urtheil der Insulaner, auch schlechte Sitten mit.

Die Jüten werden von den Friesen, die gewohnt sind, sie als ihre Knechte anzusehen, meistens als verächtliche arme Schlucker, als Säufer und zanklustige Leute betrachtet. „Sie kommen“, so sprechen die Friesen, „schwarzig und hungrig hier an und pugen und füttern sich erst allmählig mit freistischem Gelde und Brode heraus.“ Fast Alles, was schlecht und gemein ist, wird „jütisch“ genannt. In Holland urtheilt man über uns eingewanderte Niederdeutsche beinahe ebenso.

„Jätischer Branntwein“ ist Sipel, „jätischer Taback“ die schlechteste Tabacksorte. Es versteht sich von selbst, daß dies nur bezeichnend ist für das Verhältniß des Ertrages zu demjenigen Jäten, der zu ihm kommt, und nicht für die Jäten überhaupt. Ich habe vielmehr viele unparteiische Männer von dem Charakter der Jäten mit hoher Achtung sprechen und sie vielfach loben hören.

Die Föhringer sind dem Gesagten nach der Einwanderung der Jäten nicht hold, und da nun das Ausziehen der Föhringer auf den Fischfang in der letzten Zeit abgenommen hat, und die Insulaner selbst sich mehr auf den Ackerbau zu legen und zu verstehen anfangen, so ist es wahrscheinlich, daß auch diese jätische Einwanderung im Abnehmen begriffen ist.

Die Hauptverbesserung des Ackerbaues besteht wohl darin, daß man in der neueren Zeit auch angefangen hat, zu „kleien“, d. h. den fetten unteren Boden der Marsch umzugraben und auf die Oberfläche zu vertheilen, worauf man nun Raps und manche andere Ackerbaupflanzen cultivirt, die auf diesen Inseln bisher noch ganz unbekannt waren.

Wie weit es aber doch noch damit hier zurück sein mag, dies schloß ich aus dem Aerger eines mecklenburger Oekonomen, mit dem ich einst einen Theil der Insel durchkreuzte und der seinen Kummer über diese nachlässigen und unwillfenden Insulaner kaum bergen konnte.

Der Leser aber mög daraus, daß die Leute den Mist verbrennen, daß sie in den Felderstrichen der Insel mit der

obersten Erde sammt der Heide, welche das beste Kheil vom Boden ist, dasselbe thun, daß sie erst kürzlich ihre großen Gemeindebeständen unter sich vertheilt haben, daß die Acker nicht eingefriedigt sind, daß man, wie Herr von Wamstedt anführt, noch vor 20 Jahren einen Menschen, der mergeln wollte, auf der Insel für verrückt hielt, daß die Schafe während der einen Hälfte des Jahres auf der ganzen Insel völlig wild von einem Ende zum anderen herumstreifen, aus diesem Allen, sage ich, mag der Leser abnehmen; welcher Verbesserungen der Ackerbau hier noch fähig ist.

Meinem Mecklenburger war dieser letzte Umstand besonders anstößig, weil er den halbwildem Zustand dieser Inseln charakterisirte. Mir dagegen war er besonders interessant, und ich bedauerte es fast, zu hören, daß dieses wilde Streifen der Schafe jetzt in demselben Verhältniß abkomme, in welchem die Kapsfaat in der Marsch vorschreitet. — Indes die Schafe haben mich auf Föhr viel zu viel beschäftigt, als daß ich nicht noch ein Wörtchen von ihnen sagen sollte.

Vor allen Dingen war es mir interessant, von einem Herrn, der alle Schafracen Europas und namentlich die englischen und deutschen genau kannte, zu hören, daß diese friesischen Inselnschafe entschieden den Charakter der englischen Southdowns trügen, und daß entweder die englischen Southdowns hierher, oder diese friesischen Schafe nach Südingland, wo bekanntlich jene Schafrace eine weitverbreitete ist, hinüber gekommen sein müßten.

Mein Freund glaubte mir die Wahrheit dieser Vo-

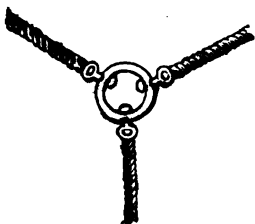
hauptung bestimmt nachweisen zu können in dem Bau der Brust, in der Höhe der Beine und in der Länge der Wolle dieser Schafe. Vielleicht nahmen die Friesen und Sachsen bei ihren verschiedenen Uebergängen nach Britannien auch Schafe mit hinüber und breiteten die Rassen derselben dort aus.

Mit der Weide, welche die friesischen Insulaner diesen ihren Schafen geben, verfahren sie auf zwei sehr entgegengesetzte Arten. Die eine Hälfte des Jahres hindurch machen sie sich eine entsetzliche Noth und Sorge mit ihnen, die andere Hälfte dagegen nicht die allgeringste.

Im Sommer nämlich, so lange das Korn auf dem Felde und das Gras, das zum Heu bestimmt ist, in der Marsch steht, weiden sie ihre Schafe nicht in solchen von Hunden bewachten Heerden, wie dieß anderwärts geschieht, sondern sie binden sie auf den Deichen, an den Wegen, auf den Rainen und sonstigen kleinen Grasplätzchen alle paarweise an.

Die Art, wie sie die beiden Schafe anbinden, ist eine ganz künstliche Erfindung. An dem einen Ende ist der dazu bestimmte Strick an einem spitzigen Block im Boden befestigt, an dem anderen dagegen geht er in zwei Theile aus einander, für jedes der beiden Schafe eine Schlinge bildend. Damit nun aber die beiden Schafe bei ihren Kreuz- und Quersprängen sich nicht in den Strick verwickeln, so haben die Leute folgende Veranstaltung getroffen. Sie befestigen die drei Stricke an eisernen Ringen mit Stiften, und diese Ringe und Stifte drehen sich ganz locker in drei

Löffeln, die durch einen in der Mitte befindlichen eisernen Reifen gehen, etwa wie in nebenstehender Zeichnung.



So können denn die Schafe hüpfen und sich drehen, wie sie wollen, denn die drei Stricke in dem drei Ringen drehen sich immer mit und verwickeln sich nicht so

leicht. In ähnlichen sich drehenden Ringen sitzen die Stricke an dem Halse der Schafe fest.

Die Armen, die solche Eisenringe nicht erschwingen können, haben dieselbe Vorrichtung, nur etwas anders arrangirt, von Holz. Sie nennen eine solche Schafleine einen „Lüder,“ wovon sie auch das Verbum, die Schafe „lübern“ gebildet haben.

Den ganzen Sommer über haben sie nun mit dem „Lübern“ ihrer Schafe zu thun, bald müssen sie dieselben hierhin, bald dorthin lübern, je nachdem es das Futter verlangt. Die Schafe sind aber so ungeschickt, daß sie sich trotz der künstlichen Beihilfe des Menschen, doch zuweilen in den Stricken verwickeln. — Die Stricke werden auch wohl alt, und wenn die Schafe, schreckhaft und läppisch, wie sie sind, durch irgend etwas in Angst gesetzt werden, so rennen sie wüthend mit dem Strick in gerader Linie davon, und je nachdem der Strick aushält oder nicht, purzeln sie, von ihm angezogen, ins Gras oder rennen mit dem morschen zerrissenen Ende davon.

Dies' giebt nun eine Menge Hoiner Geschäfte für die Lüderer, und man sieht die feilestscham Kleinen Schafbesitzer

alle Augenblicke aufs Feld hinauslaufen, um bei ihren getriebenen Schafen irgend etwas zu reguliren.

Die Frauen unter ihnen haben meistens bloß ein paar Schafe, und sie trinken die Milch derselben gewöhnlich zum Kaffee. Gegen Abend sind daher alle Wege und Stege der Inseln voll von Männern und Mädchen, die zu ihren getriebenen Schaf-Parkein gehen, um sich von ihnen Milch für den Kaffee auszubitten.

Man sieht dann in der Dämmerung die Leutchen überall von den Häusern mit einem Löpfchen oder Räßfchen, das ihnen an der Hand hängt, nach Hause schleichen und erblickt in diesem Gefäße ein wenig Weißes tief auf dem Grunde schwimmen, welches die Schafmilch für zwei Tassen Kaffee ist. Ich konnte diese Diminutivportionen nicht ohne einiges Lächeln in den Händen dieser Grünlandsfahrer sehen, die sonst nur aus einem so unerschöpflichen Milch- und Fetthorn, wie die Wallfische es sind, zu schöpfen gewohnt sind.

Im Ganzen dagegen machen sich die Leute nicht die geringste Sorge um ihre Schafe, sondern geben ihnen unbedingte Freiheit und lassen sie, indem sie sie vom Läder lösen, für sich selbst sorgen. Die Thiere schweiften dann über Marsch und Geest dahin und führen ein völlig wildes Leben.

Die Insulaner lassen sie sogar den Winter über draußen, oder, wie man hier sagt, sie lassen sie „streifen“, was Mancheu in einer so nördlichen Gegend wohl verwundern mag. Allein ich höre, es fielen wenig Schnee auf diesen Inseln, und wenn auch der Winter hart

sei, so gäbe es doch immer noch in den Gräben und an anderen geschützten Stellen einiges Futter, das die Schafe suchten. Auch lernten sie, wie die Rehe und andere wilde Thiere, das Futter unter dem Schnee hervorkrahen. Ist der Schnee mit Glatteis überzogen, so bringt man ihnen das nöthige Futter hinaus.

Im Frühling fängt man dann die Schafe wieder ein, und Jeder erkennt das seine an den Zeichen, die er ihm an den Ohren gemacht hat. Auch weiß Jeder immer ungefähr, in welcher Gegend der Insel seine Schafe sich aufhalten mögen, so wie ein Jäger den Stand seines Wildes kennt, so daß er zu Zeiten nach ihnen sich umsehen kann.

Denn die Schafe, obgleich ihnen die ganze Insel frei gegeben wird, attroupiren sich, sammeln sich in einzelnen Parteen, die sich zusammenhalten und nach einer Art Naturinstinct, wie es scheint, die Insel unter einander vertheilen. Uebrigens findet man doch im Frühlinge manches Schaf, das im Wasser, im Sturme, im Schnee, in den Gräben oder sonst wo umkam, nicht wieder.

Auf anderen Inseln — z. B. auf Sylt — streifen die Schafe nicht über die ganze Insel hin, sondern zerstreuen sich nur auf gewisse den Dorfschaften gehörende Districte. Da unterhält denn die eine Dorfschaft gegen die andere Wächter, damit die Schafe sich nicht in fremde Gebiete verlaufen. Der Bauernvogt macht den Tag bekannt, an welchem Alles von den Aedern heimgeholt ist und die Schafe losgelassen werden können.

Ich weiß, daß ich mit diesen Schilderungen friesischer Sitten nicht friessche Sitten allein schildere, denn auf allen den Inseln an der Nordseeküste bis nach Leres hin bieten sich ähnliche Sitten, Scenen und Verhältnisse dar. Auch gedachte ich bei dem Studium der Schafzucht der friesschen Insulaner häufig der Beschaffenheit und der Bewohnerschaft der Hebriden, der Orkneys, der Shetlands, der Färöer und Islands, von denen man etwas ganz Aehnliches meldet und deren Viehzucht fast ganz in demselben Zustande zu sein scheint, wie die hiesige.

Ueberhaupt muß man bei der Betrachtung dieser Westfreenfeln immer fleißig die Beschaffenheit jener noch nördlicheren Inseln in Vergleichung ziehen. Es finden sich zwischen beiden viele ähnliche Züge. Dort wie hier Schafe als Hauptviehstand, — dort wie hier eine wilde Viehwirtschaft, — dort wie hier kleine Pferde, — dort wie hier Wollenstrickerei eine Hauptindustrie, — dort wie hier Robbenschlag, Fischfang und Schifffahrt.

Gehörten doch früher alle jene genannten Inseln zu demselben Reiche, zu welchem die Westfreenfeln noch jetzt gehören. Erst seit kaum 400 Jahren sind einige von ihnen, die Shetlands und Orkneys, an Schottland gekommen. Als nämlich Jacob III. Margarethen, die Tochter Christian's I., heirathete, konnte dieser von der stipulirten Wittgift von 60,000 Gulden nur 2000 baar zahlen und mußte für das Uebrige die besagten Inseln verpfänden, die nie wieder eingelöst wurden.

Der geschilderte interessante Zustand der friesschen

Schafwirthschaft ist jetzt, wie gesagt, im Uebergang zu einem andern Zustande begriffen. Die reichen Leute, welche viel Winterraps in der Marsch zu säen anfangen, legen nun mit den kleinen Schafeigenthümern in Process und wollen jenen Unfug, die Schafe wild herumzschweifen zu lassen, abgestellt wissen.

Außer den Schafen haben die Föhrtinger eine andere Gattung gezähmter Thiere, die sie in der einen Hälfte des Jahres verwildern lassen. Dieß sind die Enten. Nur ist bei diesen der Sommer die Zeit der Freiheit und der Winter die Zeit der Gefangenschaft, während bei den Schafen gerade das Gegentheil stattfindet.

Um nämlich das Futter bei den Enten zu sparen, lassen sie dieselben allesammt im Frühlinge in die Marsch hinaus, die mit ihren vielen sumpfigen Stellen, Wassertümpeln und Wassergräben ein wahres Paradies für die Enten ist. Wie die Schafe, thallen sich die Enten dann in Trupps, besetzen, ihrem Naturtriebe folgend, gewisse Gebiete und erleichtern es dadurch den Menschen, sie wiederzufinden.

Die Entenzucht steht in einer friesischen Wirthschaft gewöhnlich unter der Inspection des jungen Sohnes vom Hause. Er kommt die Enten seines Vaters selbst von Weitem und im Fluge an der Schattirung ihrer Federn. Da er häufig Spaziergänge in die Marsch macht, so weiß er in der Regel zu melden, welche Ente genistet und wie viel Junge sie ausgebrütet hat. Auch ist es sein Geschäft, die Enten im Herbst wieder einzufangen und zusammenzubringen.

Außerdem aber hat auch noch jeder Entenbesitzer sein eigenes Zeichen, mit welchem er die Enten an der Schwimnhaut der Füße stempelt. Der Eine macht zwei Einschnitte, der Andere drei, der Eine macht sie zwischen den beiden ersten Zehen am rechten Fuße, der Andere am linken Fuße, ein Dritter macht einen Kreuzschnitt an beiden Füßen, und so denkt sich Jeder Etwas aus, worauf ein Anderer noch nicht verfallen ist, und die noch ungezeichneten Jungen vom laufenden Jahre halten sich zu ihren Alten.

Die Leute bekommen oft zwei oder drei Mal so viel Enten aus der Marsch zurück, als sie hinausließen, aber viele gehen natürlich auch zu Grunde, werden von Enten- dieben geschossen, weggefangen u. s. f. Manche von diesen zahmen Enten sollen auch völlig verwildern und nicht zum Stall zurückkehren. Diese nennt man „Entvögel.“

Es ist besonders interessant, wenn man, an einem kleinen Fleck sich haltend und diesen genau studirend, von da aus die Blicke weit umherschweifen lassen kann. Und so mag denn der Leser hier wieder wie bei den Schafen an viele weitverbreitete Landstriche denken. Denn in allen den fruchtbaren und grünenreichen Marschen an der ganzen Nordsee, an der Elbe, in Holland, in Oldenburg, im Brunnschen, selbst an der Mittelelbe und in den Niederungen an der Havel und Spree gibt es eine ganz ähnliche Entenzucht. Auch dort leben die Enten abwechselnd in halbwildem abwechselnd in zahmem Stande.

Der Entensfang.

Interessanter noch als die Zucht jener Hausenten ist der Fang der wilden Enten, die im Herbst aus ihren Jungen von Norden nach Süden über diese Inseln hüzziehen.

Diese wilden Enten werden durch eine ganz eigentümliche, von den Holländern erfundene Vorrichtung eingefangen; und da ich diesem Fange sowohl in Holland, als auch hier in Friesland mit beigewohnt habe, so will ich ihn hier näher beschreiben.

Die wilden Zugenten haben auf ihren langen Reisen natürlich gewisse Stationsplätze nöthig, theils um auszuruhen, theils um Futter einzunehmen. Sie wählen dazu ruhige, kleine Binnengewässer und namentlich solche, die in Gebüsch versteckt sind und fern von den menschlichen Wohnungen liegen.

Der Mensch ist nun auf den Gedanken gekommen, ihnen da, wo solche Stationsplätze nicht von Natur vorhanden waren, dergleichen künstlich zu bereiten und sie vermög derselben dahin zu locken, wohin er sie haben will.

Er hat daher mitten in den nur von Bleh bebölkerten Marschen, fern von allen Wohnungen, kleine Teiche ober Seen ausgegraben und sie ringsum mit Buschwerk und Bäumen umpflanzt. Man nennt einen solchen See mit seinen Appertinentien eine „Kofe“ oder eine „Vogelkofe“, eine Benennung, die, wie die Sache selbst, aus Holland gekommen ist.

Da dieß eine ziemlich kostspielige Arbeit ist, und da rund um den See herum auch noch eine gute Strecke Landes angekauft werden muß, die obde liegen bleibt, und wo Jedem zur Zeit des Fanges der Durchgang verboten wird, so haben sich in der Regel zu der Anlage einer solchen Vogelkofe größere Gesellschaften zusammengethan, die das nöthige Capital einschleßen und den Fang für gemeinsames Interesse besorgen lassen.

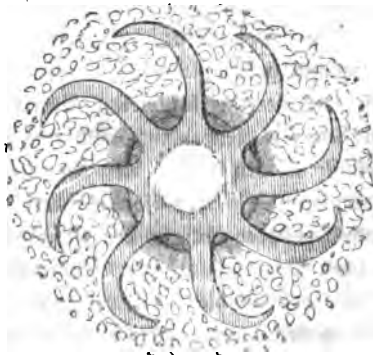
Um sowohl das Wasser, als auch die angepflanzten Gebüsch vor den Stürmen zu schützen und das Werk für die Vögel noch einladender zu machen, hat man den See mit einer hohen Malle umgeben und so tief ausgegraben, daß er nie trocken liegt.

Das Wasser hat nur den Zweck, daß sich die Vögel darauf sammeln; für den Fang selbst aber sind keine Canäle bestimmt, die aus dem See herausführen und deren es in der Regel 6 oder 8 giebt, die in verschiedener Richtung strahlensförmig fortgehen.

Diese Canäle sind etwa 100 Ellen lang, anfangs breit, gegen das Ende zu aber immer schmäler zulaufend. Auch krümmen sie sich allmählig gegen die Spitze hin, damit den Enten auf dem See vorbeorgen

Reihe, was an diesem Ende, wo der eigentliche Fang geschehen soll, vorgenommen wird.

Ein solcher See mit seinen Canälen sieht demnach im Grundriß ungefähr so aus:



Alles rund umher und alle Zwischenräume sind dicht mit Gebüsch bedeckt. Die Canäle selbst nennen die Insulaner „Pfeifen“ oder „Pipen“. Ueber diese Pipen sind nun Netze ausgespannt, die nach hinten zu desto niedriger werden, je schmäler der Canal wird.

Der Canal verläuft sich hinten in einen ganz engen, mit Brettern angeschlagenen Kasten, durch den die Enten, die etwa dem Canale folgen sollten, zuletzt auf's Trockene gebracht werden.

Am äußersten Ende dieses Kastens liegt ein Netzsaß oder eine Keuse, von der aus es keinen Ausgang mehr giebt, und die sich durch einen leichten Ruck von dem Kasten trennen läßt.

Es kommt nun darauf an, die wilden Enten zunächst auf den See und von da aus in die Canäle und Meusen zu verlocken. Dieß könnte nun freilich auch ohne weiteres Juthun geschahen, indem die wilden Enten, durch die schöne Situation des See's angelockt, von selbst sich darauf niederlassen und sich zäppfisch in die Canäle und Meuse verlaufen. Um aber sicherer zum Zwecke zu gelangen, läßt man immer eine kleine Partie der gefangenen Enten leben, zähmt sie und gebraucht sie dann als Lochvögel. Zum Zweck der Zähmung derselben hat man einen eigenen kleinen, sehr engen und tiefen, mit Wasser gefüllten Verschlag, in welchen man die zu zähmenden Enten mit beschwäteten Flügeln hineinläßt.

Der „Kojemann“, — so heißt Derjenige, der bei einer solchen Kojse angestellt ist und alle dort vorkommenden Geschäfte kennt und besorgt — der Kojemann geht nun häufig zu den zu zähmenden Enten, läßt sie hungern, füttert sie dann reichlich, lockt sie, pfeift ihnen und gewöhnt sie auf diese Weise sowohl an seine Person, als an die Localität.

Danach bringt er sie auf den See hinaus, auf dem sie sich friedlich nähren und von wo aus sie auf ihren täglichen Ausflügen die Kojse und die Insel noch näher kennen lernen.

Einige von diesen gezähmten Enten läßt er im Herbst sich an die wilden Jüge anschließen und mit ihnen in ferne Länder ziehen, wo sie ihre Eier legen und ihre Jungen ausbrüten. Sie führen dann

im nächsten Jahre ihre Freunde und ihre Jungen zu der ihnen bekannten futterreichen Insel und Koje zurück und liefern sie dem Kojenmann in die Hände.

Anderer dagegen behält der Kojenmann Sommer und Winter auf der Koje zurück, und deren Geschäft ist ein doppeltes. Erstlich fliegt ein Theil von ihnen in die Marsch und an das Meeresufer hinaus, mischt sich dort unter die angekommenen wilden Enten, welche die Koje nicht entdeckt haben sollten, und führt sie zu denselben heran. Zweitens bleibt ein anderer Theil auf dem See und lockt die vorüberfliegenden Gänse aus der Luft herab, indem er dieselben durch Geschrei auf dem See aufmerksam macht.

Die wilden Thiere schnattern nun mit den zahmen vermischt fleißig auf dem kleinen Wasser herum, das mitten in der Fangzeit oft ganz mit Enten bedeckt ist. Der Kojenmann aber streut an dem Anfange einiger Canäle oder Pfeifen Futter aus, zu dem die zahmen begierig herbeischwimmen, indem sie die wilden nach sich ziehen. Natürlich hat er sich dabei wohl zu hüten, daß die Vögel ihn sehen oder riechen, denn bekanntlich haben die wilden Enten einen unglaublich feinen Geruch und sind wie schöne Mädchen beständig auf dem qui vive. — Zunächst darf er nur diejenigen Pfeifen zum Fange benutzen, die gegen den Wind liegen, damit dieser seine Ausdünstung vom See wegfähre, und außerdem hält er noch einen kleinen Topf mit glimmendem Torf in der Hand, um durch den Rauch seine eigene Ausdünstung völlig zu neutralisiren.

Von diesem glimmenden Lortopfe ist er unzertrennlich, und so ein Rojenmann steht daher aus wie eine wandelnde Rauchsäule.

Mir war dabei Zweierlei merkwürdig, sowohl die Feinheit der Geruchswerkzeuge der Enten, als auch die Stärke der Ausdünstung eines Menschen, die auf 200 Schritt Entfernung Tausenden von Enten einen wahren Todeschrecken einzujagen im Stande ist.

Die Ufer des ganzen Sees sowohl, als auch die der Canäle sind mit Coulissen besetzt, die aus Holz und Stroh zusammengefügt sind. Durch kleine Löcher kann der Jäger die Enten und jede ihrer Bewegungen auf dem See beobachten.

Die Coulissen an den Canälen stehen schräg gegen den Canal, wie die Coulissen eines Theaters schräg gegen die Bühne, so daß der Rojenmann zu jedem Punkte des Canals kommen kann, ohne von den Enten gesehen zu werden.

Er kriecht nun zunächst ganz geräuschlos, wie Jupiter, als er tobbringend der Semele nahe, in Nebel und Rauch gehüllt, durch zwei Coulissen an die Mündung des Canals und streut da etwas Gerste aus. Die zahmen Enten, welche gewohnt sind, hier Futter zu erhalten, schwimmen heran und fressen begierig, die wilden eilen ihnen nach.

Der Rojenmann tritt nun zwischen die nächsten Coulissen und wirft auch hier Gerste durch. Schnatternd und fressend folgt ihm der Zug, der vielleicht ein Duzend oder auch mehr, oft bis 100 Enten enthält.

Hat der Mann sie auf bloße Wolfe endlich tief in den Canal, bis zur hintersten Coullisse, bis zu der Krümmung der Pfeife, hineingelockt, wo die auf dem See zurückgebliebenen Enten, die er natürlich nicht tödren will, nicht mehr sehen können, was hier vorgeht, so tritt er plötzlich hinter den Enten mit Geräusch zum Wasser hervor.

Die zahmen Enten, die ihn kennen, lassen sich dadurch nicht irre machen, und indem sie sich umbrechen, schwimmen sie ruhig an ihm vorüber wieder zum See hinaus. Die wilden könnten auf diese Weise auch leicht entkommen, aber ihre scheue Wildheit wird oben Ursache ihres Verderbens. Der Schrecken über die Erschöpfung des Menschen macht sie glauben, daß der Weg zum See ihnen abgeschnitten sei, und so stürzen sie sich alle nach vorn in den enger und enger werdenden, mit dem Netze überspannten Canal hinein, immer von dem sie scheuchenden Manne verfolgt. Sie schwimmen, fliegen, klattern, zuletzt laufen sie auf dem Trocknen in der Rastensröhre eine über die andere hinweg und stürzen sich am Ende in den engen Netzsack oder die Neuse. Der Jäger springt nun schnell herbei, dreht diesen Netzsack sammt den Enten ein paar Mal herum, so daß er sich zuschnürt, hebt ihn dann heraus und tödtet die Enten Stück für Stück, indem er ihnen den Hals umdreht.

Auch bei diesem Tödten ist ein eigener Vortheil und Kunstgriff, den mir ein Rosenmann zeigte. Man hat nämlich beobachtet, daß man die Enten am sichersten und raschesten um's Leben bringt, wenn man ihren Kopf

und Schnabel mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hält und dann den ganzen Körper über die Hand herumschwingt und nun erst zudreht. Nur auf diese Weise kommen die Halswirbel rasch und völlig aus dem Gelenke.

Das Hauptcorps der wilden Enten bleibt indeß, wie ich sagte, auf dem See, und die zahmen kehren immer dahin zurück, um verrätherischer Weise wieder eine kleine oder große Partie ihrer Genossen in die Pfefen zu führen, wo sie im Stillen und ohne Aufsehen abgeschlachtet werden.

Die Leute versicherten mir, die wilden Enten scheuen in der Regel nie beim Aufsteigen in die Pfefen, nur ganz selten sei eine ungezogene darunter, die dieß thäte. Dann freilich würden wohl die anderen aufmerksam und ergriffen die Flucht.

Der Jäger geht sofort zu einer der vorderen Pfefen zurück, wiederholt dasselbe Manöver und fängt auf diese Weise, in kleinen Partien zu 6, 20, 60 und mehr Stück, oft 500 bis 600 Enten an einem Tage. Während der ganzen Jagdzeit kann er wohl 20,000 Enten auf einer solchen Koje fangen.

Die Thiere werden von hier in die benachbarten Gegenden und auch nach Kopenhagen und Hamburg versandt. Zu diesem Zweck kocht man sie in Essig und verpackt sie in Tonnen.

Die Zeit der Ankunft der wilden Enten und ihres Fanges auf den friesischen Inseln beginnt im Anfange des Monats September, ja oft schon zu Ende

Augusts. Im nördlichen Frankreich kommen sie nach Buffon's Versicherung gegen den 15. October und auf Malta erst im November an, so daß sie also zu der Reise von Friesland bis zum Mittelmeere, von Fluß zu Fluß, von See zu See flatternd, mindestens zwei volle Monate brauchen.

Die Fangzeit dauert bis in den Monat December hinein, wo ihre Züge endlich aufhören und Frost und Eis ihr Vorschreiten nach dem Süden beschleunigt.

Es giebt hauptsächlich drei Sorten von Enten; welche man hier einfängt. Die gewöhnlichste ist die kleine Krickente, dann giebt es eine mittlere und eine größere Sorte. Aus den Registern über die von jeder Sorte in den letzten 10 Jahren gefangene Anzahl schein hervorzugehen, daß die mittlere Sorte mehr und mehr ausstirbt oder die Insel verläßt und vielleicht im Begriff ist, eine andere Richtung bei ihren jährlichen Reisen einzuschlagen.

Ich sagte, die Erfindung der Vogelkoben stamme von den Holländern her, eigentlich ist dies aber nur mit der Einrichtung dieser so perfecten und völlig zweckmäßigen Koben, die man in diesen Gegenden findet, der Fall. Denn da die wilden Enten von Grönland, Spitzbergen, Lappland, den Umgebungen des Nordcaps, von Kamtschatka und Sibirien aus in ungeheureren Zügen durch ganz Asien und Europa fliegen, und da die Menschheit ihnen schon lange nachgejagt und ihren Charakter studirt hat, so ist die Entdeckung, daß man sie durch zahme Enten verlocken und in enge Canäle

und Netze treiben Köhne, wie es scheint, schon so alt wie die Geschichte. Die Chinesen haben etwas Aehnliches, und daß schon die Römer dieses Verfahren kannten, zeigen ihre Dichter, die von einer „*anas alligator*“ sungen:

„*Congeneres cernens volitare per aëra turmas,
Garrit, in illarum se recipitque gregem,
Incautas donec praetensa in retia ducat.*“

Auch im ganzen nördlichen Frankreich und in Flanland werden sie auf ähnliche Weise gefangen, wo man die zahmen Enten „*trattres*“, die Pfaffen „*cornes*“, die Kojen „*canardières*“ nennt. An den Ostküsten von England, in Norfolk und Lincoln, hat man ebenfalls Kojen, die denen der Holländer und Friesen ähnlich sind; auch in Ostfriesland und Oldenburg haben sich bis und da holländische Entenkojen verbreitet.

Dies ist bemerkenswerth. Denn obgleich auch in den meisten Binnenländern Europas sich wilde Ententrupps verbreiteten, so scheint es doch, als ob dieser großartige Fang auf künstlichen Seen und Canälen sich mehr an den Küsten des Meeres und namentlich an denen der Nordsee hinziehe. Man kann eine ganze Kette von Kojen von den friesischen Marschen durch Holland und Flanland bis nach der Picardie hin verfolgen, während diese Fangapparate im Inneren des Landes nicht so gewöhnlich scheinen, und man könnte daraus wenigstens folgern, daß eine Hauptbranche der Züge dieser Ententrupps an den besagten Küsten hingehe.

Es mag, wie dieß Anfangs auch mir geschah,

Manchem aufgefallen sein, daß die Lente nur den aus dem Norden herabkommenden Jägen im Herbst auffassen und die im Frühling nach dem Norden zurückkehrenden frei passiren lassen. Dieß hat jedoch viele Gründe.

Im Herbst sind die meisten dieser Enten jung und zart, während im Frühjahr natürlich gar keine dießjährigen sich darunter befinden.

Im Herbst sind sie aus derselben Ursache viel zahlreicher als im Frühjahr, wo die Jäger, die Kojenmänner, die Schneestürme und die Füchse halb Europas ihre Armeen schon decimirt haben, während sie im Sommer unangefochten in den Eindröden und auf den Inseln und Eelsen, die den Nordpol umgeben, haufen.

Endlich aber — und dieß ist wenigstens für die Kojenmänner, wohl die Hauptsache, scheinen die Thiere im Frühling allen Trieb zur Association verloren zu haben. Im Herbst besteht noch die Familie unter ihren unzerriffen, alle Jungen folgen ihrem Aeltern in das ferne Land. Im Frühling dagegen, wo die Mutter das Kind schon vergessen hat, ist der ganze gesellige Zustand bei ihnen desorganisirt. Sie flattern daher nur einzeln in ihre nordische Heimath zurück, und vielleicht auch auf ganz anderen Wegen.

Das Merkwürdigste bei der ganzen Sache scheint mir der Umstand zu sein, daß es dem Menschen durch seine List gelungen ist, diese wilden Thiere von Friedland aus bis selbst an die Gränzen der Welt hin durch seine Emissäre bewachen zu lassen und gleichsam bis an den Nordpol am Gängelbände zu behalten.

Als ich einmal einem Kojenmanne eine ganze Schaar wilder Enten durch meine Unvorsichtigkeit verjagt hatte und mich deshalb bei ihm entschuldigend anlagte, sagte er: „Kast's gut sein, Herr. Sie sind vielleicht nicht weit geflogen, und wenn sie auch bis an den Nordpol geflogen wären, so müssen sie mir doch wenigstens nächstes Jahr wiederkommen, denn es sind einige von meinen Wächtern bei ihnen.“

Uebrigens erzählen die Reisenden noch von anderen Inselanern, welche den wilden Enten auf eine, wenn nicht verständigere, doch noch viel listigere und noch weit mehr Gewandtheit erfordemde Weise beikommen.

Die Eingebornen einiger Inseln im indischen Archipel begeben sich nämlich so weit in's Wasser, daß nur noch ihr Kopf hervorguckt, und schwimmen zu den Enten vorsichtig und ohne mit den Händen zu plätschern, hin. Sie haben ihren Kopf mit einer hohlen Kürbischale bedeckt, in welche kleine Löcher zum Durchbläsen eingeschritten sind. Die Enten sind der Meinung, es schwimme ein Kürbis mitten unter sie heran, bis die Wilden plötzlich einige von ihnen bei den Beinen ergreifen. Dies ist ein Kunststück, welches wohl neben das jener Grönländer gesetzt zu werden verdient, die sich den Wallfischen leise schwimmend nähern, ihnen auf den Rücken klettern, hölzerne Plättle in ihre Nasenlöcher schlagen und sie auf diese Weise zum Tode bringen.

Tauf- und Familiennamen.

Zu den Dingen, die einem Fremden gleich von vornherein unter den Friesen auffallen, gehören die wunderlichen Vor- und Familiennamen, welche die Leute hier führen, und die größtentheils noch aus dem Heidenthume zu stammen scheinen.

Die Friesen waren bekanntlich zu ihrer Zeit recht harre, eingestrichelte Heiden, brachten manchen Missionar und Heiligen um's Leben und wagten nicht wenige blutige Schlachten und Kriege, bevor sie sich in die Annahme des Christenthums ergaben.

Ich weiß nicht, ob diesem Umstande, oder welchem sonst es zuzuschreiben ist, daß die Friesen noch heutiges Tages in so hohem Grade in Bezug auf ihre Taufnamen eine Ausnahme unter den Völkern Europas machen, wie vielleicht kein zweites. Nicht nur die großen europäischen Nationen, die Engländer, die Deutschen, die Franzosen, die Spanier &c., sondern auch eine Menge kleiner, wie z. B. die Letten, die Lithauer und andere, haben mit der Zeit gemeinsame Taufnamen angenommen,

die sie alle dem christlichen Kalender und der Reihe der darin aufgezählten Heiligen entnahmen.

Die meisten von ihnen haben zwar neben den ihnen allen gemeinsamen Peters, Pauls, Johannes', Heinrichs, noch manche alte Vornamen beibehalten, die nicht christlich und ihnen von Alters her eigenthümlich sind. Allein die Zahl der gemeinsamen christlichen Namen überwiegt bei Weitem, ja in der Regel wurde es den Kauflingen gar nicht erlaubt, solche alte heidnische Namen beizubehalten.

Bei den Friesen dagegen ist eine außerordentliche Menge uralter Namen, die in der übrigen Welt gar nicht mehr vorkommen; geblieben, und die eigentlichen christlichen Namen scheinen bei ihnen noch jetzt sehr selten zu sein. Es wäre interessant genug, einmal alle friesischen Vornamen zu sammeln; wir würden darunter gewiß uralte deutsche Namen conservirt finden; die von manchem ehrlichen Germanen oder Teutonen, vor gegen die Römer führt, geführt wurden. Andere mögen von jeher den Friesen ausschließlich eigen gewesen sein.

Solche friesische Vornamen für Männer sind z. B. folgende: Arvd, Folkert oder Wolquard, Niels, Boja, Früdde, Des, Pave, Lete, Fedder; Genncke, Seine, Edel, Dettlef, Wurke; Edo, Gaje, Follich, Walleff; Golle, Dickmer, Wedleff, Hinloth; Lhitleff, Foulleff; Werde, — und für die Frauen folgende: Weike, Alget; Dede, Gunne, Sell, Sieg, Eble, Gierlich, Lat, Mautje, Wabe, Ode.

Uebrigens haben sich natürlich von diesen alten

friesische Namen auf jeder Insel und wahrscheinlich auch in jedem Ronge besonders erhalten. So z. B. wurden mir auf der Insel Syle als nur dort noch vorkommende alte Frauennamen folgende genannt: Inke, Wolla, Uxel, Gundel, Kriffen, Kette. Noch älter aber und noch seltener sollen folgende Namen sein: Sei, Lei, Wdi, Edl, Lett, Qui, Isf, Mas; es scheint also, als wären die allerältesten alle ein syllbig. Als sehr alte Männernamen wurden mir auf derselben Insel folgende bezeichnet: Smik, Fried, Davik, Hoik, Bu, Bunj, Bleik, Heik; wovon die Familiennamen Fedden, Holten, Bleiken u. stammen.

Viele dieser friesischen Namen sind sowohl Frauen- als Männernamen. Ein Schulmeister, der vom Festlande herübergekommen war, hatte Anfangs bei den einzelnen Nummern des Nummerverzeichnisses seiner Schüler darunter geschrieben, ob ein Mädchen oder ein Knabe gemeint sei.

Den alten Namen sind jedoch jetzt zu einem, wenn auch vielleicht nur sehr langsamen Aussterben begriffen. Statt ihrer werden jetzt, wie mir ein Frieser sagte, bei den Müttern sehr „romanhafte“ Namen beliebt, als z. B. „Louise,“ „Margarethe,“ „Ida,“ „Jette,“ „Maria.“ Es scheint, als ob den Friesen noch sehr Vieles romanhaft vorkäme, was bei uns dieses Beiwort gar nicht mehr verdient. Wir würden erst die „Melusinen,“ „Genoveven,“ „Rosalinden“ romanhaft nennen.

Einige wenige von jenen Namen sind auch bei den Dänen üblich, aber die meisten sind ächt und aus-

schließlich friesisch und deutsch. Es ist möglich, daß sie zur katholischen Zeit schon etwas zurückgedrängt waren und wieder mehr zum Vorschein kamen, als die Friesen protestantisch wurden, wie denn überhaupt überall bei uns Protestanten die alten Namen wieder mehr in Schwung gekommen sind.

In neuerer Zeit wird man freilich auf mancherlei Weise gegen diese alten Namen gekämpft. Die Mode setzt manchen derselben außer Gebrauch, und die einströmende hochdeutsche Sprache und Bildung bringt die Friesen zu dem Gefühle, daß solche Namen etwas gar zu absonderlich und zum Theil häßlich klingen.

Manche Mädchen fangen an, sich ihrer friesischen Namen zu schämen, und vertauschen sie mit ähnlich klingenden deutschen, oder verdröhen sie wenigstens so, daß sie irgend einem deutschen Namen ähnlich werden.

So z. B. kannte ich eine friesische „Gierlich,“ die sich „Gida“ nennen ließ, eine „Ehle,“ die lieber „Selene“ heißen wollte, eine „Reike,“ die behauptete, sie heiße „Marie“ und nicht „Reike.“ Indes ist dabei Zweierlei zu bemerken, einmal, daß es von jeder Einzelne gegeben haben mag, die ihrer alten Namen sich schämten und auf die angegebene Weise verfahren, dann aber, daß viele der angeblich altheidnischen Namen weiter nichts sein würden als auf friesischer Weise verdröhte christliche Namen.

Manche von jenen Namen sollen besonders alt und sehr selten geworden, ja viele von ihnen ganz auf dem Abmarsch begriffen sein. Manche wurden mir genannt, die noch im vorigen Jahrhunderte gebräuchlich gewesen

wären, die aber jetzt gar nicht mehr gehört würden; andere halten sich nur, weil sie sich nicht an die gewöhnlichen deutschen Namen anschließen.

Eben so bemerkenswerth wie diese Namen ist auch der Umstand, daß die Friesen noch bis auf die neueste Zeit herab keine Familiennamen oder wenigstens keine Geschlechternamen gehabt haben. — Sie befolgten dabei ein sehr natürliches System, welches im ganzen skandinavischen Norden stets beobachtet worden ist und noch jetzt zum Theil befolgt wird.

Sie gaben nämlich den Kindern einen eigenen Namen und setzten dann hinzu, daß sie die Söhne und Töchter dieses oder jenes Arns, Folquart oder Tetens seien. Ich nenne dies System natürlich; denn bei der einfachen Betrachtungsweise des gemeinen Mannes erscheinen die Kinder als Eigenthum und Zubehör des Vaters und tragen, indem sie nach ihm benannt werden, mit Recht seinen Stempel.

Der gewöhnliche Mensch, der die Geschichte nicht weiter verfolgt, übersieht nur die lebenden Mitglieder eines Stammes, d. h. die Familie, Vater und Kinder. Das ganze Geschlecht in seiner Entwicklung durch die Zeitläufe der Geschichte geht erst dem historischen Forscher auf, und daher scheint es auch erst bei einer fortgeschrittenen Entwicklung des geselligen Zustandes nöthig, die Geschlechter zu unterscheiden und mit eigenen Namen zu bezeichnen.

Wir finden daher auch bei vielen anderen Völkern die Sitte; dem eigenen Namen einer Person noch ihren

Watersnamen anzuhängen. Die Nationen haben das Patronymicum vom Stammtworte auf verschiedene Weise gebildet, die Stufen z. B., indem sie ein Adjektivum davon machten, das vom Eigennamen als Beiwort zugefügt wurde. Sie sagen z. B. Nikolai Pawlowitsch, Nikolai der Paul'sche, und Selena Pawlowna, Selene die Paul'sche.

Anderz haben den Genitiv mit dem Worte „Sohn“ und „Tochter“ hinzugefügt. Dieß geschah meistens bei den Scandinaviern, z. B. in Ohle Christiansson, d. h. Ohle, Christian's Sohn, — Anne Christiansdatter, Anne, Christian's Tochter. Andere wiederum haben bloß den Genitiv beigefügt und Sohn und Tochter stillschweigend supplirt. Dieß thaten die Friesen, indem sie z. B. sagten: Wabe Loten's, d. h. Wabe, des Loten, scilicet Tochter, — Aant Wunf's, d. h. Aant, des Wunf, scilicet Sohn. Nach dieser friesischen Weise bekommen also Schwester und Bruder dasselbe Patronymicum, während sie nach der russischen verschieden geformte Patronymica erhalten.

Hieß demnach ein Frieser Jürgen Folquerts, so bekamen alle seine Söhne und Töchter das Beiwort Jürgens, Hinrich Jürgens, Ide Jürgens u. s. f. Da der Mann das entscheidende Haupt der Familie war, so erhielt dasselbe Beiwort auch seine Frau, wonach denn die, Meike geheißene Frau eines solchen Jürgen Folquerts nicht etwa Meike Folquerts, sondern Meike Jürgens wie ihre Kinder genannt wurde. Dieß ist verständlich und einfach.

Viel complicirter aber scheinen mir die Regeln zu sein, welche die Friesen bei der Wahl eines Taufnamens

für ihre Kinder beobachteten und noch beobachteten. So viel ich davon durch Nachfragen bei einigen älteren Männern habe erfahren können, will ich hier mittheilen:

Dem ältesten Sohne geben sie durchweg den Vornamen des Großvaters väterlicher Seite, so daß er also den Vornamen seines Vaters als Patronymicum und das Patronymicum des Vaters als Vornamen trägt. Des genannten Jürgen Folquerts ältester Sohn mußte also Folquert Jürgens genannt werden, weil sein Großvater, wie aus seines Vaters Patronymicum ersichtlich, mit seinem Vornamen Folquert hieß:

Hieraus folgt nun, daß in der ganzen Reihe der ältesten Söhne eines Stammes, so lange es solche gab, immer nur zwei Namen mit einander abwechseln mußten. Also so: Jürgen Folquerts, dessen Sohn Folquert Jürgens, — dessen Enkel Jürgen Folquerts, — dessen Urenkel Folquert Jürgens, — dessen Ururenkel Jürgen Folquerts, und so fort.

Natürlich muß dieß sehr einförmige und daher sehr wenig bezeichnende und wenig brauchbare Stammbäume geben

Der zweite Sohn wurde gewöhnlich nach dem Großvater von mütterlicher Seite genannt und bekam daher einen anderen Namen als sein Bruder und Vater. Der dritte Sohn ging wieder auf des Vaters Seite hinüber; man wählte für ihn den Vornamen eines Vatersbruders, und dabei gab dann in der Regel das Alter dieser Oheime den Ausschlag.

Waren die älteren Oheime todt, so gingen

die Lebenden vor, so daß also ein Täufling, dessen ältester, aber verstorbenen Watersbruder Jürgen und dessen zweiter, aber lebender Watersbruder Hans hieß, dann nicht Jürgen, sondern Hans genannt wurde.

Der vierte Sohn ging wieder auf der Mutter Seite und wählte sich da den Namen des nächsten lebenden Auerwandten seiner Mutter.

In der Regel bekamen auf diese Weise die Brüder verschiedene Namen, sehr oft waren aber diese natürlich auch ganz dieselben. - Hieß z. B. der Großvater sowohl väterlicher als mütterlicher Seite Folquert, so ward der erste Sohn des Jürgen Folquerts natürlich Folquert Jürgens genannt, aber auch sein zweiter Sohn hieß Folquert Jürgens. So konnte man auf diese Weise dem Namen nach weder Bruder von Bruder, noch Enkel von Großvater unterscheiden.

Man kann sich denken, zu welchen Verwirrungen solche Verhältnisse Anlaß gegeben haben mögen. Gewöhnlich war es in einem Falle, wie der genannte, daß dem jungen Bruder ein „Jung“ vorgesetzt wurde, und er hieß dann z. B. Jung Folquert Jürgens; ja dieses „Jung“ selbst wurde wieder zu einem bei den Friesen sehr gebräuchlichen Taufnamen.

Ich war in einer friesischen Familie bekannt, in welcher sich drei Söhne befanden, die alle drei Folquert Arvs hießen, weil sowohl ihre beiden Großväter als auch ihr ältester Mutterbruder den Vornamen Folquert gehabt hatten. Bei dem zweiten Sohne half man sich, indem man ein „Jung“ vorsetzte, bei dem dritten aber

wollte sich die Mutter durchaus gar keinen Zusatz gefallen lassen. Ihr ältester Bruder, den sie hochverehrte, hatte hieß Folquert geheissen, und so sollte denn auch ihr dritter Sohn bloß Folquert genannt werden und nicht anders. Als die drei Folquert Arvs. herangewachsen waren und sich etabliert hatten, wünschten sie sich jedoch von einander unterscheiden zu können und vereinigten sich daher darüber, daß der eine seinem Namen „senior“, der andere „Jung“ und der dritte „junior“ beifügte, und so nannten sie sich denn: Folquert Arvs. senior, Jung Folquert Arvs, und Folquert Arvs junior. Eigentlich hätte letzterer noch einen Superlativ von diesem junior bilden müssen, allein wie konnten die Adressen im Voraus an einen so wunderlichen stiefischen Fall denken und sich darauf vorbereiten.

Statt Jung setzt man auch wohl „Gurt“ (groß) und „Kibt“ (klein) vor, und diese Worte bilden eben so stehende Namen wie Jung. Was für wunderliche Namen bei einem solchen System herauskommen, wurde mir durch den Namen eines Mannes klar, welcher Gurt Peter Kibt Peters (Groß Peter Klein Peters) hieß. Seinen Vater hatte man nämlich zur Unterscheidung von einem älteren gleichnamigen Bruder „den kleinen Peter“ genannt und ihn, den Sohn, nannte man zum Unterschied von einem jüngeren Bruder wieder „den großen Peter“. Er mußte nun seinen eigenen und seines Vaters Namen auf die besagte Weise verbinden.

Man sieht dem Gesagten nach leicht, besonders

wenn man mit einiger Phantasie bedenkt, welche Fälle hier noch möglich waren, zu welchen Verwirrungen in Erbschaftsangelegenheiten und überhaupt in allen bürgerlichen Geschäften eine solche abnorme Art der Personenbenennung Anlaß geben mußte. Und es ist fast unbegreiflich, wie ein solches primitives System sich so lange bei den Friesen erhalten konnte, die doch trotz ihrer demokratischen Tendenzen sehr gern die Herkunft ihrer Familien verfolgten und nachwiesen. Die Stammbäume der Friesen sehen ganz so aus wie die arabischen oder jüdischen, die uns in der Bibel gegeben werden.

Die Verwirrung wurde noch größer dadurch, daß die Friesen oft in's Ausland kamen und dort häufig einen anderen Namen führten als in Friesland, wahrscheinlich weil ihren Schiffsrhebern diese in der übrigen civilisirten Welt durchaus unbekannt Namen nicht gefielen. Man taufte sie daher dort förmlich um; so wie denn ein solches Umtausen in den Privathäusern vieler Orte mit den Domestiquen und Hausgenossen stattfindet.

Ein Frieſe, mit dem eine solche Umtaufung vorgenommen worden war, theilte mir darüber Folgendes mit. Er habe von Haus aus eigentlich Jung Adren Hatje geheißen; als Steuermann auf seinem Schiffe aber wäre er Simon Clausen genannt worden. Dieß wäre so zugegangen. Als er als Schiffsjunge nach Holland gekommen wäre, hätte ihn der reiche Amsterdamer Rheeder gefragt: „Wie heißt Du?“ — „Jung Adren Hatje!“ — „Was?“ hätte

der Aheber, der dieß nicht hätte nachsprechen können, gerufen. „Wie? Das ist ja gar kein Name. Kein Mensch kann Dich hier so nennen. Simon Clausen, sollst Du heißen! Weißt Du?“ — „Wie's beliebt, myn Geer“, hätte er geantwortet. So hätte man ihm denn in der Schiffsrolle und in seinem Paß den Namen Simon Clausen gegeben und er habe diesen immer auf dem Schiffe behalten.

Ein Pastor sagte mir, daß schon die kleinen Knaben der Inseln es sehr wohl wissen, daß man sie taufet, wenn sie zur See gehen, in Amsterdam oder Hamburg umtaufen wird, und daß sie daher oft schon im Voraus sich darüber besprechen, wie sie ihren friesischen Namen umändern und welchen, den Holländern bequemerem, sie dafür annehmen wollen.

Der eine beschließt, sich statt Tebe Fedderken — Theodor Friedrichs, der andere statt Adren — Niemer, der dritte statt Hatje — Heinrichs zu nennen. Und in den Schulen nennen sie sich wohl schon scherzweise, statt mit ihrem ächten Namen, mit diesen im Voraus angenommenen Holländernamen.

Man ermißt leicht, wie wichtig feste und veränßerliche Familiennamen bei Deutschen sind, wie die Friesen, die so viel in die Fremde kommen und oft auch dort sterben.

Wie oft mag wohl in den Zeitungen gemeldet werden, daß ein gewisser Steuermann Simon Clausen aus Föhr da und dort ungetommen sei, und daß seine Verwandten sich zu seinem Nachlasse melden möchten,

ohne daß diese Verwandten wissen, daß unter diesem Namen Clarfen ihr Jung Adren Gatie verborgen sei. Die viele Besessenen auf diese Weise nicht zu ihrer Adresse gelangt, wie viele Erbschaften verloren gegangen sein.

Endlich kürzen die Friesen wie die Engländer die Namen sehr ab. So z. B. wird Jürgen Jung Jürgen in der Alltagsprache zu „Jilke Jung Jilke“, Helena Christina zu „Lentine“ u. s. w.

Eigentlich hat also jeder Frieze dreierlei Namen, erstlich seinen ächten friesischen Namen, auf den er getauft ist und mit dem er sich bei wichtigen Fällen unterzeichnet, dann seinen Holländernamen, den er auf der Fahrt nach Grönland und bei seinen Ehebrüdern führt, endlich noch den Namen, den er im gemeinen Leben unter seinen Landsleuten hat. Dieser letzte Name weicht gewöhnlich von den beiden anderen ganz ab. Es ist entweder ein Spitz- und Spott- oder ein Liebesname, oder ein etwas gemodelter oder mundgerecht gemachter Tauf- oder sonst ein Beiname, wie die Leute sie, so viel ich bemerkt habe, in fast allen Landen und mehr oder weniger in allen Ständen der Gesellschaft führen. Daher kommt es auch, daß ein Jeder nur den gangbaren Alltagsnamen kennt und weiß. Man hat sich vielleicht aus Kirchenbüchern, oder sonstigen Documenten vollkommen und fest überzeugt, daß Jemand Peter Hansen heißt; fragt man aber in Friesland nach, wo Peter Hansen wohnt, so kennt ihn kein Mensch, und es dauert lange, bis man sich darüber verständigt hat, daß man eigentlich den Jap Lidt Nibers sucht.

Die Gesetzgebung hat sich in neuerer Zeit in's Mittel geschlagen und allen Leuten geboten; bleibende Familien- und Geschlechtnamen anzunehmen, und alle Prediger und Amlleute wirken darauf hin, dieses Gebot in Ausführung zu bringen.

Doch ist so etwas bei einem Volke, das an uralten alten Gewohnheiten klebt, nicht so leicht. Die beschriebenen Vorschriften sind schon über 50 Jahre alt*) und doch noch keineswegs in allen Theilen der dänischen Monarchie in's Leben getreten. Es war mir in dieser Beziehung interessant, mit einem Prediger dessen Kirchenbücher durchzusehen, denn es ging aus ihnen hervor, daß noch das ganze vorige Jahrhundert hindurch alle Leute bloß mit ihren Patronymiken eingetragen waren, daß man aber seit dem Anfange dieses Jahrhunderts angefangen hatte, sich feste Familiennamen zu geben.

Doch scheint es mir, als wolle sich das Volk nicht mit dem Gesetze in einer gewissen Weise ausgleichen und vereinigen, und zwar so, daß sie das wandelbare Patronymicum neben dem angenommenen festen Geschlechtnamen fortbestehen läßt und daß, wenn z. B. ein gewisser Trübbe, in dessen Familie der Name Feddersen als fest angenommen wäre, einen Sohn Namens Lete hätte, dieser von der Familie Lete Trübbens Feddersen, d. h. Lete der Sohn Trübbens Feddersen, genannt werden würde.

*) Für das Herzogthum Schleswig wurde eine unveränderte Beibehaltung der Geschlechtnamen schon im Jahr 1777 angeordnet.

Die Frau eines gewiffen Boy. Boy Letens fand ich „Meike Letens“ genannt und dabei den Zufatz: „geborene Hans Jensen.“ Meike Letens war in der neuen Weife, nach welcher die Frau den Familiennamen des Mannes annimmt, ganz richtig. Nach alter Weife aber hätte es heißen müffen: Meike Boy's (seikioot: Frau). Aber bei dem Zufatz: „geborene Hans Jensen“ waren beide Weifen, unsere und die alte friefifche, vereinigt. Nach unferer Weife müßte es nämlich hieß „geborene Jensen“, nach alter friefifcher Weife aber bloß „Hansens Datter“ (des Herrn Hans Tochter) heißen.

Wenn Fremde fich unter den Friefen niederließen, fo fcheinen fie mit den Familiennamen ganz nach ihrer Weife verfahren zu haben, indem fie diefelben bei den Söhnen als Vornamen behandelten. Wenigstens fand ich einen Mann Namens Herrmann de Wof. (wahrfcheinlich aus Holland), deffen Sohn De Wof. Herrmann's genannt war.

Dies fcheint bei vielen Nationen in der Zeit, wo fie feste Familiennamen annahmen, der Hergang gewesen zu fein, namentlich bei den Ruffen, bei denen die vornehmen Gefchlechter zwar längst feste Namen führen, aber immer ihr Matronymicum noch zwischen den Familiennamen und den Taufnamen einfügen. So nennen fich z. B. die Mitglieder des großen Gefchlechts Waffiltschikow: Peter Pawlowitsch Waffiltschikow, Anna Petrowna Waffiltschikow, d. h. Peter Paul's Sohn Waffiltschikow, Anna Peter's Tochter Waffiltschikow.

In Dänemark und Norwegen haben fich selbst die

adeligen Geschlechter noch bis zum Ende des Mittelalters ganz nach demselben Systeme wie die Bauern genannt, z. B. Peter Nielsen, Niels Peterfen u. s. f. Erst Friedrich I. befahl 1526 dem dänischen Adel, Familiennamen anzunehmen, um den sonst unausbleiblichen Verwirrungen vorzubeugen.

Viele Edelleute fuhren aber dennoch über ein Jahrhundert lang (bis 1660) fort, sich auf die alte Weise zu nennen. Manche fügten dem Familiennamen noch das Patronymicum hinzu, z. B. so: „Frederik Jasper's Sohn Wille.“ Erst jetzt, nach 300 Jahren, ist die Reihe der Wandlung auch an die Bauern gekommen. Wie schwer ist es doch, die Völker zu reformiren, und wie unselig lange schleppen sich alte Mißbräuche fort. Die Nationen en masse gehen wie die Schnecken.

Es ist bemerkenswerth, daß im vorigen und in diesem Jahrhundert eine Menge interessanter Verordnungen verschiedener europäischer Regierungen gegen die Mißbräuche bei der Benennung der Individuen der ihnen untergebenen Völker fast gleichgültig erlassen ist.

Im vorigen Jahrhunderte traten die Engländer mit mehren Verordnungen hervor, in denen den Schotten, die bisher gewohnt waren, sich bloß nach dem Häuptling ihres Clans zu nennen, vorgeschrieben wurde, sich besondere Familiennamen beizulegen.

Vor 20 oder 30 Jahren befahl die hannoversche Regierung den ihr untergebenen Friesen, ihre alte Be-

nennungswise anzugeben und sich Familiennamen zu wählen.

Vor 10 Jahren erschienen auch in Rußland Ukasen, welche den Leuten, die bisher gewohnt waren, zu ihren Vornamen weder einen Vaternamen, noch einen Hauptlingsnamen, sondern nur dem Namen des Bauernhofes, auf dem sie geboren waren, zu setzen, Familiennamen anzunehmen befohlen. Durch diese Ukasen wurden die Herzogthümer Livland und Kurland in eine geschäftige Aufregung versetzt, eine Aufregung, von der ich selbst Zeuge war, indem ich für die darum verlegenen Leuten Namen suchen half.

Hat man alle diese interessanten Staatsoperationen und die dabei zu Tage geförderten Gesetze und Erscheinungen schon irgendwo gesammelt und in ihrer historischen Entwicklung verfolgt?

Ich erwähnte so eben die Verordnungen der hannoverschen Regierung gegen den Namensanflug. Ich hätte schon im Voraus bemerken können, daß dort, obschon die friessische Sprache daselbst völlig ausgestorben ist, doch noch die alten friessischen Namen sowohl, als auch das System der Namengebung bis auf die neueste Zeit geblieben sind.

Ich habe einige Tausend Namen ostfriesscher Familien vor mir liegen und will einige davon anführen, die allgemein friessisch sind und zum Theil auch noch bei unseren Nordfriesen vorkommen, z. B. Auts, Bemen, Braß, Brawe, Bley, Brötje, Brahmß, Djurken, Edbens, Eimen, Ennen, Ehnts, Freese, Gerbes, Hemken,

Hommos, Heblefs, Heyden, Gejen, Gobbie, Gemmie, Jyps, Lauts, Lübbers, Meents, Rennen, Meints, Mannen, Oyen, Old, Remmers, Wolfs, Symens, Sents, Suur, Tonjes, Tetens, Tabbisen, Tjaarfs, Tjarts, Tjaden, Ubben, Ums, Umben, Wübbers. — Mancher Nordfrieser wird dabei vielleicht mit Vergnügen bemerken, daß sein eigener Name auch noch jenseits der Elbe und Weser blüht. Die Eigennamen, welche an Personen und Sachen kleben, sind wohl immer das Letzte, was von einer Sprache zu Grunde geht.

Die meisten der alten friesischen Namen sind ein-
 syllbig, wenigstens äußerst kurz: Merkwürdig und fast
 wie wolke Schafe unter schwarzen nehmen sich unter
 ihnen die vielen auf „a“ ausgehenden Familiennamen
 aus, die, obgleich fast wie italienische Lauter, doch
 ächt friesisch sind, als: Warba, Abena, Wuzinga, Men-
 nunga, Kammenga, Gerzema, Rüntinga, Woppinga,
 Mezima, Heyenga, Agena, Krummenga, Tjebinga. Wo-
 her mag diese abweichende Form nach Friesland gekom-
 men sein? Auch im Russischen kommen viele Namen
 vor, die frappant wie italienische klingen und doch ächt
 russisch sind, z. B. Borobino.

Das Westerland.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Letens und Taddikens von Westerland-Föhr viel eigenthümlicher und altfriesischer sind als die Letens und Taddikens von Osterland-Föhr. Bei ihnen giebt es nicht nur alte Kleidung, sondern auch noch viele alte Worte, Alterthümer, Riesengräber, Schänzen und hübsche Sagen. Kurz Föhr hat sein Westerland, wie Dänemark sein Jütland, wie Kurland sein Semgallen, wie der Mond seine Schattenseite.

Die Vergleichung mit dem Monde ist wohl die beste, denn unsere Insel ist fast so rund wie die Mondscheibe; nur daß man dort oben von einem traurigen wüsten Vulcan zum anderen in's Schattenreich reißt, während man hier von einem freundlichen Dorfe zum anderen bis in's Westerland kommt. Wir stiegen zu Zeiten in diesen Dörfern aus, um den einen oder anderen unserer Bekannten zu besuchen, oder um hie und da Einiges von den Bewohnern zu lernen oder Notizen nachzuholen.

In dem einen trafen wir einen Jüten, der auf seiner Tenne tüchtig arbeitete. Er hatte sich als Knecht mit seiner Hausfrau verheirathet. Ein Frieſe, mit dem wir über seine Lebensgeschichte sprachen, machte die Bemerkung: „Ja, diese Jüten kommen hierher und heirathen unsere Wittwen. Se dot et aber nich üt Lieb. Se heirothet ſcheef un krum, dat is anen alle lige völ.“ (Sie thun es aber gar nicht aus Lieb. Sie heirathen darauf los, schief oder krum. Das ist ihnen ganz gleich viel.)

In einem anderen Dorfe flogen wir bei einem ehemaligen Schulmeister ab, der uns sagte, daß er zu seiner Zeit (vor etwa 50 Jahren) sich viel mit seinem Prediger gestritten habe. Er selber, der Schulmeister, habe nie an den Teufel und an Gespensterspuk glauben wollen, und da habe der Prediger, der anders geglaubt gewesen, ihn für einen Atheisten erklärt und ihm so viel zu schaffen gemacht, daß ihm das ganze Schulmeisterhandwerk dadurch verleidet worden sei. In seiner Jugend hätte man noch in den alten Gesangbüchern Verse wie folgenden gesungen:

„Christi Blut und Herrlichkeit
Ist meiner Seele Schmutz und Ehrenkleid.“

Er erinnere sich dieses Verses noch genau aus seiner Jugend her. Auch wisse er noch sehr wohl, was er sich bei diesem Verse gedacht habe; es habe ihm nämlich dabei ein mit Blut beschmieretes Kleid vor der Seele geschwebt. Später habe zwar seine vernünftiger und aufgeklär-

tere Ansicht von religiösen Dingen unter den Leuten die Oberhand gewonnen, jetzt aber wehe wenigstens von Seiten der Prediger zum Theil wieder ein anderer Geist; allein sie hätten einen schweren Stand, das Volk sei nun einmal aufgeklärt, und man werde es so leicht nicht wieder herumbringen.

Es war uns leicht, in den Erzählungen unseres Alten die Phasen zu erkennen, durch welche die religiösen Ansichten und Stimmungen in den letzten Jahrzehnten in diesem Lande gegangen sind, nämlich den im vorigen Jahrhunderte herrschenden alten Glauben, den diesen wegworfenden und allgemein werdenden Rationalismus, und dann den durch Claus Harnis, diesen neueren Apostel des Nordens, wieder angefachten und vermehrten Eifer und Pietismus.

Das Westerland von Föhr ober, wie die Leute hier sagen, Westerland-Föhr erreicht man ungefähr in der Mitte der Insel, denn Westerland und Osterland schneiden sich auf diesem Wege durch eine Diagonale die jeder Hälfte ungefähr gleich viel zutheilt.

Die politischen Zustände des Westerlandes sind im Ganzen bunt genug, und ich will sie hier erwähnen, um an ihnen beispieldeweise zu zeigen, wie sich hier dänische und deutsche Verhältnisse zu Zeiten mischen. Denn obgleich, wie oben gesagt, das Westerland der Hauptsache nach zu Jütland und zwar unter den Amtmann von Ripen gehört, so giebt es doch mehre Verhältnisse, in Bezug auf welche es mit dem Herzogthume Schleswig verbunden ist.

Im Ganzen genommen, gehört es in finanzieller Rücksicht zu Schleswig, aber es giebt Finanzbedürfnisse, wo dieß nicht der Fall ist; so z. B. nimmt es nicht an der schleswig'schen Brand- und Criminalcasse Theil. In Bezug auf die Reichskassen gehört es ebenfalls zu Schleswig, und ein Theil von ihm ist auch in kirchlicher Beziehung diesem Herzogthume einverleibt, obgleich der größte Theil unter dem lüth'schen Bischof von Ripen steht.

Obwohl diese bunten Verhältnisse mancherlei Unbequemlichkeit hervorbringen, so entspringt doch für die Bewohner des Landes daraus eine gewisse Freiheit und Unabhängigkeit, wie es denn häufig bei solchen entfernt liegenden Erdwinkeln der Fall ist, von denen Niemand recht weiß, wer darüber zu verfügen hat. Ein dänischer Wirkvogt ist hier Beamter, der mit den Repräsentanten, welche das Land wählt, ziemlich unabhängig besteht. Die Leute wünschen daher, wie mir es scheint, gar keine Veränderung in ihrem Zustande. Sie sehnen sich nicht nach der Vereinigung mit dem Herzogthume Schleswig und suchen dieselbe, die schon mehre Male vorgeschlagen und versucht, ja einmal im vorigen Jahrhundert anbefohlen wurde, zu verhindern. Sie stehen deshalb bei der jetzigen Bewegung der Gemüther im Herzogthum Schleswig mit den Ofterlandführern, obgleich sie mit ihnen Sprache und Sitten gemein haben, in einiger Opposition, und einige von den gegenseitigen, an der Spitze stehenden Parteymännern feinden sich an und stellen so auf dieser kleinen

Insel in einem sehr verjüngten Maßstabe das Bild des Streites dar, den die Schleswiger und die Dänen auf einem größeren Schauplatze durchführen.

Die Westerländer lieben ihr jetziges Regiment, weil die Dänen, wie sie rühmen, sie immer bei ihren alten Privilegien gelassen haben.

Wie friedlich die Leuten sich hier immer ausgleichen und wie primitiv es auf diesen Inseln im Vergleich mit dem Verfahren in unseren deutschen Polizeistaaten noch hergeht, hatten wir selbst zu bemerken Gelegenheit, als wir einmal auf einer derselben mit dem ihr vorstehenden Beamten umherfuhrten, und er unterwegs Gelegenheit bekam, einen Paß zu renoviren.

Mitten in der Heide kam uns eine Frau hastig entgegengelaufrn und gab, bei unserem Wagen angelangt, ein Zeichen, daß sie den Herrn Hardswogt (Oberbeamten) zu sprechen wünsche. Sie sagte, daß ihr Sohn seinen alten Paß verloren habe, und daß er noch heute einen neuen zu haben wünsche, weil er morgen nach Grönland abreisen wolle. „Ist es gewiß wahr, daß Dein Sohn seinen Paß verloren hat?“ — „Ja wohl, wie ich Ihnen sagte.“ — „Wie heißt Dein Sohn?“ — „Dirk Jung Dirksen.“ — „Was hat er für Augen?“ — „Bloue.“ — „Was für Haare?“ — „Ja ich glowe, se sint jo wol brun!“ — „Bist Du dessen gewiß?“ — „Ja.“ — „Kennst Du meine junge Nichte, die mit mir in meinem Hause wohnt?“ — „Ja.“ — „Nun dann gehe

nur in mein Haus zu meiner Nichte und sage ihr, sie solle Dir auf eins von den Blanqueten, wo mein Name schon unterschrieben ist, den Namen Deines Sohnes und das Uebrige darauf schreiben. Lebe wohl."

Natürlich konnte der Gardevogt in einem Lande, wo die Leute nicht lügen und wo noch Treue und Glauben herrscht, mit Fug und Recht so verfahren. Es war tausend gegen eins zu wetten, daß die Sache sich gerade so verhielt, wie die Frau sagte.

Ein Umstand, der den Leuten in Westerlandsöhr besondere Freiheit verschafft, ist der, daß sie die Verordnungen, welche ihnen die Beamten aus Jütland zusenden, nicht verstehen und daher auch nicht befolgen können. Sie bekommen diese Verordnungen nämlich in dänischer Sprache zugeschickt, diese aber kann bei ihnen außer dem dänischen Birkvogt Niemand lesen.

Eigentlich sollen diese Verordnungen von den Rüstern in den Kirchen vorgelesen und der Gemeinde publicirt werden. Diese Rüster verstehen aber kein Dänisch, und wenn sie es auch lesen könnten, so würde es doch die Gemeinde nicht begreifen. So werden denn alle solche Verordnungen, deren ziemlich viel sein sollen, ad acta gelegt. Dieß ist hier schon seit Jahrhunderten Gebrauch.

Auch an dem in Jütland neu aufgelebten Ständeleben nehmen diese Hintersassen keinen Theil. Sie schicken keinen Deputirten zu der jütischen Ständeversammlung, weil Keiner unter ihnen ist, der den vom

Gesetz bestimmten Grundbesitz hat. Eigentlich hätten wohl Mehre von ihnen so viel; allein das für Jütland geltende Maß ist bei ihnen viel größer, und da sie also nach ihrem größeren Maßstabe bemessen werden, so hat keiner von ihnen den zur Vertretung befähigenden Grundbesitz.

So wie die dänischen Verordnungen, so kommen zu Zeiten auch die dänischen Bischöfe auf ihren Inspectionstreisen hierher und halten in der Kirche dänische Reden, die ebenfalls außer den etwa vorhandenen jütischen Knechten Niemand versteht. Es ist bekannt, daß in dem nördlichen Schleswig, wo die dänische Sprache beim Volke und die deutsche bei den Gebildeten herrscht, eine Menge eben so großer, ja noch empfindlicherer Uebelstände zum Vorschein kommt.

Derjenige Theil von Westerlandsböhr, welcher in kirchlicher Beziehung zum Herzogthum Schleswig, in politischer aber zu Jütland gehört, hat noch das eigene und für die, welche sich mit Statistik befassen, lehrreiche Schicksal gehabt, daß er bisher bei den großen allgemeinen Zählungen der Bevölkerung der ganzen dänischen Monarchie gar nicht mitgezählt wurde.

Dies kam daher, weil in Dänemark die Zählungen von den Geistlichen, in Schleswig und Holstein aber von der politischen Behörde vorgenommen werden. In dem besagten Inselstücke konnte sich also Niemand zur Zählung befugt und verpflichtet fühlen, weder die dänische Regierungsbehörde, noch die schleswig'sche Kirchenobrigkeit; die Leute blieben daher ungezählt, und doch waren

es ungefähr 1200 Menschen, was beinahe ein Viertel der ganzen Bewohnerschaft der Insel ausmacht.

Es mag dieß für die, welche ihre statistischen Tabellen immer so prunkhaft bis auf Zehner und Einer ausfüllen und wo möglich auch noch in die Brüche gehen, ein kleiner Wink sein. Ich muß übrigens hinzusetzen, daß man jetzt jene 1200 ausgeschlossenen Insulaner mit in Rechnung gebracht hat.

Die westlichste äußerste Kirche von Föhr, zu der wir pilgerten, hieß St. Laurentii. Sie liegt ganz einsam, fern von allen Dörfern auf der hohen Geest, mitten in der Heide, und daher auch, so zu sagen, mitten unter den Antiquitäten und alten Baumonumenten der Insel.

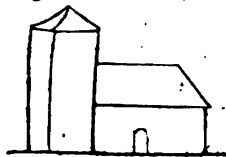
Ich sage — „daher,“ denn ich habe bemerkt, daß die Geest, namentlich die mit Heide und Torfmoor bedeckte, in diesen Ländern die Hauptbewahrerin der Reste des Alterthums ist.

Die Marsch, als neugebildetes Territorium, hat natürlich fast nie etwas sehr Altes, man findet dort namentlich keine heidnischen Grabhügel. Und wo die Geest sehr bebaut ist und daher Heide und Moor vernichtet sind, da sind auch die alten Ueberbleibsel mehr bei Seite geschafft.

Die Kirche selbst ist schon alt und stammt, wie man behauptet, aus dem 12ten Jahrhundert. Ueberhaupt sind alle Kirchen auf diesen friesischen Inseln sehr alt und haben auch ganz das Ansehen danach. Die jüngste auf unserer Insel Föhr soll aus dem 13ten Jahrhundert stammen. Mancher Kirche schreibt die Sage ein

fast tausendjähriges Alter zu, wenn schon sie ihre Behauptung wohl schwerlich erweisen kann.

Obgleich ich mich viel danach umsah, so erinnere ich mich doch nicht, in Friesland eine neugebaute Dorfkirche gesehen zu haben. — Auch herrscht bei den meisten von ihnen ein und derselbe alte höchst einförmige und schmucklose Styl. Die Kirche selbst ist meistens ein längliches, schmales Gebäude mit spitzem Strebeldach, an dessen einem Ende sich ein dicker, plumper, vierseitiger Thurm anschließt. Man kann sich etwa die neben-



stehenden Linien als Charakteristisch merken. Wenn man auf einem kleinen Schiffe mitten zwischen den friesischen Inseln dahin segelt, so bekommt man an vielen Stellen

des Horizonts, auf den Inseln und auf dem Festlande, diese Figur zu sehen.

Ich weiß nicht, zu welchem Zwecke die Kirchen eigentlich den Thurm haben; denn fast durchweg findet man noch ein kleines Glockenthürmchen neben der Kirche stehen. Dieses närrische sonderbare Gebäude ist ein spitziges aus Baumstämmen und Balken zusammengesetztes Blockhaus. Wenn die Kirche etwas entfernt ist, so steht auch wohl, wie in Wyl, wo man bei gewissen Winden die Glocke der Kirche nicht hören kann, noch ein solcher Glockenthurm in dem Hauptdorfe selbst, und dieser zeigt dann den nahen Einwohnern an, was in dem entfernten Gotteshause vorgeht.

So viel ich weiß, ist es eine unalte heidnische Sitte,

den Glockenthurm von der Kirche zu trennen, und sie findet sich unter Anderem in der ältesten christlichen Kirche, der griechischen nämlich, z. B. in ganz Rußland. — Außer hier im Schleswig'schen, sah ich diesen Gebrauch sonst in Deutschland nirgends.

Die meisten Kirchen sind zum Theil aus Feld- oder Mollsteinen, die als Unterlage dienen, und aus Backsteinen, aus denen die dicken Hauptmauern und die Untertaugen der Thüren bestehen, sehr solid gebaut. Auf der Westseite, von wo die meisten Stürme herwehen, ist der Thurm gewöhnlich mit einer Menge von eisernen Ankern und Klammern zusammengehalten, die dort bei verschiedenen nöthig gewordenen Reparaturen eingefügt wurden. Die Data und Jahreszahlen dieser Reparaturen sind mit großer Eisenschrift auf der ganzen Thurmsseite wie auf einem großen Pergamentblatte verzeichnet.

Gewöhnlich haben diese Kirchen verschiedene Eingänge, und über einigen derselben ist noch ein kleines Nebendach, ein Anbau errichtet, der eine Art Vorzimmer oder Vorhaus vor dem eigentlichen inneren Eingange der Kirche bildet. Diese Nebenhäuschen haben im Fries'schen eigene Namen. So heißt z. B. das eine, welches dazu bestimmt ist, daß die Wöchnerinnen hier nach ihrem ersten Kirchgange eintreten und sich vom Priester vor oder nach dem Gottesdienste besonders lassen, das „Kasterhuis“.

Auf dem fasten Wall in seiner Garde, sagte mir ein Frieser, nenne man diesen Anbau das „Karinhuis“, d. h. das Katharinenhaus, weil die heilige Katharine

in katholischen Zeiten die besondere Schutzgöttin der Gebärenden gewesen sei. Wahrscheinlich sei auch das Wort „Kastehuis“ nur eine Umänderung von „Karrinhuis“.

Einen andern solchen Umbau nennen sie „Korzfästehuis“, d. h. das Kreuzbefestigungshäuschen. In diese Entree wären nämlich, sagte man mir, in den Zeiten, als die Weiber sich noch heidnisch bunt getragen hätten, diese eingetreten und hätten da ihre auf dem Gerwege etwas in Unordnung gerathene Toilette in Ordnung gebracht, namentlich einen gewissen Theil ihres Kopfpuges, der „Kor“ geheißten, sich einander aufgesteckt.

Mit dem Verschwinden dieser alten Kleidung und mit dem Aufhören der besagten Einfügungen gehen nun allmählig auch die Karrinhuis, die Kastehuis und die Korzfästehuis verloren.

Man findet sie daher nicht mehr bei allen Kirchen, oder wenn sie ja noch da sind, so werden sie nur „Borshäuser“ genannt. Jedoch besteht das Andenken an sie noch lebendig unter dem Volke, und jene Ausdrücke sind, wie ich mehrere Male Gelegenheit zu bemerken hatte, noch vielen Menschen geläufig.

Mich interessiert die Entdeckung und Beobachtung solcher kleinen Sitten und Verhältnisse weit mehr als die Betrachtung mancher sogenannten großen Staatsrevolution und mancher mit vielen Ansprüchen in der Geschichte auftretenden Persönlichkeit.

Im Laufe der langen Jahrhunderte, während deren eine solche Sitte bestand, wurden davon, wenn man

den Glockenthurm von der Kirche zu trennen, und sie findet sich unter Anderem in der ältesten christlichen Kirche, der griechischen nämlich, z. B. in ganz Rußland. — Außer hier im Schleswig'schen, sah ich diesen Gebrauch sonst in Deutschland nirgends.

Die meisten Kirchen sind zum Theil aus Feld- oder Kalksteinen, die als Unterlage dienen, und aus Backsteinen, aus denen die dicken Hauptmauern und die Unterlagen der Thüren bestehen, sehr solid gebaut. Auf der Westseite, von wo die meisten Stürme herwehen, ist der Thurm gewöhnlich mit einer Menge von eisernen Ankern und Klammern zusammengehalten, die dort bei verschiedenen nöthig gewordenen Reparaturen eingefügt wurden. Die Data und Jahreszahlen dieser Reparaturen sind mit großer Eiferschrift auf der ganzen Thurmsseite wie auf einem großen Pergamentblatte verzeichnet.

Gewöhnlich haben diese Kirchen verschiedene Eingänge, und über einigen derselben ist noch ein kleines Nebendach, ein Anbau errichtet, der eine Art Vorzimmer oder Vorhaus vor dem eigentlichen inneren Eingange der Kirche bildet. Diese Nebendächchen haben im Griechischen eigene Namen. So heißt z. B. das eine, welches dazu bestimmt ist, daß die Wöchnerinnen hier nach ihrem ersten Kirchzuge eintreten und sich vom Priester vor oder nach dem Gottesdienste besonders segnen lassen, das „Kasterhuis“.

Auf dem fasten Wall in seiner Garde, sagte mir ein Grieche, nenne man diesen Anbau das „Karrinhuis,“ d. h. das Katharinenhaus, weil die heilige Katharine

in katholischen Zeiten die besondere Schutzgöttin der Gebährenden gewesen sei. Wahrscheinlich sei auch das Wort „Kastriehuis“ nur eine Umänderung von „Karinshuis“.

Einen anderen solchen Umbau nennen sie „Kreuzschloß“; d. h. das Kreuzbefestigungshäuschen. In diese Kategorie wären nämlich, sagte man mir, in den Zeiten, als die Weiber sich noch heidnisch-kunst geträgen hätten, diese eingetreten und hätten da ihre auf dem Herwege etwas in Unordnung gewathene Toilette in Ordnung gebracht, namentlich einen gewissen Theil ihres Kopfsputzes, der „Kreuz“ geheißen, sich einander aufgesteckt.

Mit dem Verschwinden dieser alten Kleidung und mit dem Aufhören der besagten Einfügungen gehen nun allmählig auch die Karinshuis, die Kastriehuis und die Kreuzschloß verloren.

Man findet sie daher nicht mehr bei allen Kirchen, oder wenn sie ja noch da sind, so werden sie nur „Dorshäuser“ genannt. Jedoch besteht das Auernden an sie noch lebendig unter dem Volke, und jene Ausdrücke sind, wie ich mehrere Male Gelegenheit zu bemerken hatte, noch vielen Menschen geläufig.

Nicht interessiert die Entdeckung und Beobachtung solcher kleinen Sitten und Beschiknisse weit mehr als die Betrachtung mancher sogenannten großen Staatsrevolution und mancher mit vielen Ansprüchen in der Geschichte aufretenden Persönlichkeit.

Im Laufe der langen Jahrhunderte, während deren eine solche Sitte bestand, wurden davon, wenn man

Das Zweiglein am Baume der Sittengeschichte.

So als zusammenfällt, viele Hunderttausende, ja Millionen von Menschen betroffen, während eine Revolution über Persönlichkeit in der Regel nur die Zeitgenossen vorübergehend trifft

Der Gulibergs; der Strömsets, der Gysfalschits tauchten eine ganze Menge auf und gingen mit ihren bunten Mänteln wieder unter, während die freisähen Weiber, so viele ihnen auf der Welt erschienen; immer auf dieselbe Weise in ihren Karinhuis und Korsästedhuis erschienen, sich da sorgfältig ihren Hauptkamm bedeckten oder sich daselbst nach ihrem Wochenbette einsegnen ließen. Man könnte sagen, daß an dem Baume der Sittengeschichte Alles riesig ist, selbst das kleinste Zweiglein.

Ich möchte solche kleine Sitten mit kleinen Wäthern vergleichen. Diese kleinen Wäther, welche seit Anbeginn der Welt still die Thäler durchstossen, die Mühlen trieben und die Bleichen und Gärten der Weidwäther zu allen Zeiten auf gleiche Weise bewässerten; sind doch auch Mieser; und mit Recht stehen auch ihnen nach der Mythe der Griechen Götter aus dem Aethersgepluch vor.

Daß von den plötzlichen Umwälzungen, Erschütterungen und mächtigen, viele Gewalt in ihre Hände concentrirten. Persönlichkeitten bei den Geschichtschreibern und überhaupt in der Welt weit mehr die Natur ist als von jenen kleinen Erscheinungen, kommt zum Theil daher, weil wir solche Dinge viel leichter begreifen und daher auch leichter ein Interesse für sie gewinnen.

Es gehört schon eine ungewöhnliche Phantasie dazu, sich die Menschen Jahrhunderte lang auf den alt ausgetretenen Wegen der Sitten und Gebräuche wandelnd zu denken. Es ist wie mit einem Wassersturze; ihn überfließt das Auge leicht, man begreift das Interesse, welches er hervorruft, aber die große Wirksamkeit des Stromes im Ganzen und in allen seinen Theilen ist schwerer zu beurtheilen, und ein Bild davon macht man sich nicht so leicht. Daher ist es auch schwer, eine genügende, anschauliche und den Leser nicht ermüdende Sitten- und Culturgeschichte zu schreiben.

Das Innere jener friesischen Kirchen ist ungemein einfach, ernst und roh. Mir scheint sich darin das, was man nordischen Charakter nennt, sehr deutlich auszusprechen, und ich dachte dabei oft an die Kloster-Dorfkirchen in den südlicheren Theilen von Deutschland, z. B. in Tyrol und im Erzherzogthume Oesterreich zu rath. Wie sind da die Kirchen oft malerisch gestaltet, wie oft findet man sie im edelsten Baustyl errichtet, wie sind sie angefüllt mit schönen Holzschnitzwerken und mit Gemälden, die, wenn auch nicht immer von Raphael, doch häufig von guten Meistern der Provinz ausgeführt sind.

Die Holzschnitzwerke, welche ich hier sah, beleidigten das Auge. Es ist kaum möglich, daß die alten Heiden ihre Götterbilder barbarischer ausführten. Unter Anderem steht auf dem Altare der ältesten friesischen Kirche, der von St. Johannes auf Föhr, ein Holzbild

von Christus in stehender Stellung, das Einem wahrhaft Grauen erregt. Dabei finden sich alle Apostel in Ketten knirschigen Figuren und darunter selbst das Bild eines Papstes (Sylvester's II.), von dem man sich billig wundern muß, daß man es in dieser protestantischen Kirche noch sehen heß. In anderen protestantischen Kirchen hat man solche Figuren entweder zerstört oder auf den Boden des Kirchengebäudes gebracht; hier hat man sich — freilich sehr kühn! — damit begnügt, der kleinen Papstfigur bloß die dreifache vergoldete Krone abzunehmen, die sie sonst trug.

Am besten wäre es vielleicht, man schickte solche Figuren in eine Kunstkammer, damit sie wenigstens für die Geschichte der Kunst nicht verloren gingen. Was sie aber zur Beförderung der Andacht in der Kirche sollen, ist schwer einzusehen. Allein die Gewohnheit des Volkes heftet sich sogar an das Schändliche und bewirkt, daß auch das Anstößige geliebt wird und daß man sich ungern davon trennt.

Selbst die kleinen Restaurationen und Uebermalungen, die man hier und da an diesen Kirchen vorgenommen hat, deuten darauf hin, daß es hier an localen Kunsttalenten völlig fehlen muß. Und doch sind diese localen Talente und ihre Ausbildung eben so wichtig wie die großen; denn sie sollen die wohlthätigen Effecte der Kunst überallhin, selbst in die kleinsten Orte und entlegensten Winkel bringen. Es ist im Norden mit der Kunst, so wie mit dem Klima. Ueberall fehlen die Grazien und das Schöne, und ich kann

mir recht wohl denken, wie ein Südländer hier immer fröhlich muß.

In ästhetischer Hinsicht, sage ich, sind also diese Kirchen nicht von Bedeutung, etwas Anderes ist es in kunsthistorischer und in religiöser Beziehung. Denn an Sonntagen, wo sie mit allen den ernstern frommen Leuten gefällt sind, die sich eigene Wagen und Pferde bloß für die Kirchensahrt halten, und die hier für ihre in der Ferne mit den Wogen kämpfenden Lieben beten, mögen sie dem Reisenden wohl gefallen.

In einer dieser Kirchen, nämlich eben in der des St. Johannis, welche die älteste in Friesland sein soll, sah ich auch das Normalmaß der alten friesschen Elle. Es hing an einer Kette an einem Kirchengiebel. Mir war das Merkwürdigste dabei, daß dieses alte Normalmaß, nach dem sich alle Ellen in Friesland richten sollen, unmöglich richtig sein konnte, denn es war ziemlich schief und verbogen. Auch waren die verschiedenen Abtheilungen dieser Musterelle, die durch Striche bezeichneten Viertelstellen, von so augenfällig verschiedener Größe, daß es, um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, des Nachmessens nicht bedurfte. Begreift nun Jemand, daß unsere Vorfäter eine solche Elle als Muster für das ganze Land anzufertigen und in der Kirche aufzuhängen wagten?

Wehr noch als dieß interessirte mich eine alte lateinische Inschrift, denn alle übrigen Inschriften in dieser Kirche sind plattdeutsch. Ich las die Worte dieser herrlichen Sprache,

die sich auf einen „vir praestantissimus Richardus Richardi“ (Richard Richards) bezogen, mehrere Male mit Befagen. Das Gefühl für die Schönheiten des Lateinischen scharft sich in entlegenen Winkeln der Welt, wo man dasselbe nur selten hört, um so mehr.

Von der St. Laurentiikirche wurde mir erzählt, daß sie in uralten Zeiten aus England hierher gebracht worden sei. Die englischen Missionäre sollen nämlich nicht nur die Kirche gestiftet, sondern auch die Bausteine und das übrige Baumaterial dazu aus England herübergeschafft haben. Ich fand hier an mehreren Orten Sagen von aus England gebrachten Kirchen, und es scheint also, als ob schon vor Anscharius hier englische Missionäre thätig gewesen wären.

Der Prediger, welcher uns gastfreundlich in seinem Departement herumführte, erzählte uns Manches von den eigenthümlichen Verhältnissen der Eriesen zu ihrem Seelsorger. Während bei uns anderen Protestanten fast durchweg dafür der Name „Prediger“ oder „Pastor“ eingeführt ist, nennen sie ihn nach alter katholischer Sitte „de Präst“ (den Priester), jedoch nur wenn sie von dem Abwesenden in der dritten Person sprechen, indem sie z. B. sagen: „de Präst hat das und das gethan“, oder „de Präst hat das und das gewünscht.“

In der Anrede nennen sie ihn bloß „Herr“. Müssen sie das Pronomen gebrauchen, so ist das Eigene dabei, daß sie ihn fast nie mit „Er“ anreden, sondern statt des Pronomens seinen Namen setzen. Selbst der Prediger z. B. Richards, so sprechen sie zu ihm: „Will Richards

wohl so gut sein?" — „Könnten wir Richards wohl bitten, daß Richards uns den Gefallen thäte?" — „Wenn Richards uns nur seinen Wagen leihen wollte zc.“ — Die Gemahlin des Predigers nennen sie auf dieselbe Weise „Mutter“ und sagen z. B.: „Wir kommen, Mutter zu unserer Laufe einzuladen, wenn Mutter nichts dawider hat.“

Dies erinnert an die Ausdruckweise einiger noch kindlich einfachen und wilden Völker. Bei den Friesen, sagte mir mein Pastor, hinge dies noch mit einer anderen Sitte zusammen, nämlich mit der demokratischen Gewohnheit, alle Leute, die ihnen im Alter nicht weit vorangehen, zu huzen.

Die Inselriesen kennen bloß die vernünftigste, natürlichste und respectabelste von allen Aristokratieen, die bei allen in patriarchalischen Verhältnissen lebenden einfachen Völkern vorherrscht, die Aristokratie des Alters, und ein Friesen nennt daher bloß solche Personen „Sie“, die ungefähr so viele Jahre älter sind, daß sie allenfalls seinen Vater oder seine Mutter vorstellen könnten.

Die friesischen Frauen finden wohl zuweilen Gelegenheit, nach Hamburg und anderen Städten auf dem Festlande zu reisen. Ein Capitain erzählte mir, daß seine Tante einmal eine solche Reise nach Hamburg gemacht habe, und daß sie auf derselben sich nicht habe entschließen können, zu einem Menschen, der jünger als sie selbst gewesen sei, „Sie“ zu sagen, und daß sie daher überall auf der Reise mit ihrem „Du“ viel Aufsehen erregt habe.

Die Pastoren sind nun oft sehr jung, und es schien

daher unnatürlich, sie mit dem nur für das Alter reservirten „Sie“ anzureden; die Leute haben daher den Ausweg eingeschlagen; nie das Pronomen bei ihnen zu gebrauchen, sondern immer das Substantivum selbst zu setzen. --

Dies Alles geschieht indess nur, wenn sie friesisch sprechen; reden sie hochdeutsch, so rügen sie sich, wie es mir scheint, immer unserer Sitte. Auch hochwachen sie ihre friesishe Sitte nicht, wenn sie an Bord der Schiffe und in ferne Welttheile gehen. Dann nennen sie sich „Herr Captain“, „Herr Steuermann“ u.; kommen sie aber auf ihre Insel zurück, so hören die Subordinationsverhältnisse auf, und Captain und Steuermann werden sogleich wieder gebugt, es wäre denn, wie gesagt, daß sie großes Gaur hätten.

Die Insulaner haben es nicht allzugerne, wenn der Prediger viel Plattdeutsch und friesisch mit ihnen spricht. Es gab hier in einem Kirchspiele früher einen Prediger, der sich immer mit diesen Sprachen zu seinen Leuten herabließ und sich dadurch bei ihnen beliebt zu machen glaubte. Er verlor aber dadurch in ihren Augen. Selbst die, welche nur wenig hochdeutsch verstehen, fühlen sich doch geohrt, wenn sie ihre wenigen Phrasen anbringen können. Sie haben es daher gern, wenn der Prediger die Sprache ihrer Bibel und ihres Gesangbuches redet, wenn schon sie auf seine Rede nur friesisch antworten können. Viel Ähnliches läßt sich von dem Verhältnis der dänischen Sprechenden zu ihrem deutschen Prediger behaupten.

Nähe bei der St. Laurentii-Kirche finden sich in der Erde verschiedene Ueberreste aus alter und uralter Zeit.

Es gehört zwar zum Theil ein gelbes Auge dazu, sie unter den Heidekräutern zu entdecken, allein sie gewinnen dadurch fast noch an Interesse. Vorreit sieht man ganz nahe bei der Kirche ein etwa 50 Schritt langes und 15 Schritt breites Stück Heidefeld, das nur ein Weniges über das Uebrige erhöht und mit einem Graben umzogen ist. Das Ganze bildet ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm und stellt ein sogenanntes Niesengrab vor.

Bekanntlich ist diese Form der Gräber die älteste im Norden und stammt aus uralter vorhistorischer Zeit. Die Oberfläche des erhöhten Grabhügels oder vielmehr Grabfeldes ist ganz flach. Alles, Rücken, Seite, Graben, sieht man mit dunkler Heide überwachsen, und indem ich darin etwas mühsam herumspazirt, um die Größe des Ganzen anzunehmen, kam es mir vor, als untersuche ich eine alte, dem Boden eingegrabene Runenschrift, einen Buchstaben, der von einer unbordenklichen Zeit Kunde gab. Natürlich erzählen die Leute von dem hier begrabenen Niesen wunderliche Sagen.

Spazirt man weiter in die Heide hinaus, so findet man eine ganze Gruppe von runden, kugelförmigen Hügelgräbern, einer Art von Gräbern, die aus späterer Zeit stammt als die flachen Niesengräber. Sie sind ungewöhnlich dicht zusammengestellt und rund herum mit einem Wall und Graben eingefast, so daß diese Hügel fast ganz so da liegen, wie die Grabmonumente auf unseren Kirchhöfen. Die Leute nennen diese Hügelgruppe die „Konkammergen.“

Von den Nonnlebergen weiter vorschreitend, findet man noch eine Spur von dem Wall und Graben eines Lagers, welches der dänische König Baldemar Atterdag hier im Kriege mit dem bereits genannten Claus Rimbed aufgeworfen haben soll. Dieser Claus Rimbed lagerte in einer großen und hohen Befestigung, welche noch jetzt die Burg genannt wird, und der König Baldemar lag ihm gegenüber in dem besagten Lager, dessen Ueberreste mir deswegen interessant waren, weil sie zeigten, bis auf wie Weniges solche königliche Lager herabkommen können, und bis wie weit der forschende Geist selbst solchen Alterthümern nachforschen muß.

Der uns führende Geisliche fragte nämlich, als wir an Ort und Stelle angekommen waren, ob wir nicht auf dem Felde in dem Grase und den Heidekräutern einen etwas andern, nämlich heller gefärbten Kräuterstreifen entdecken könnten; dieser bezeichnete Baldemar Atterdag's Lager und Wall, der selber freilich von der Zeit und den Landleuten zerstört und abgetragen worden sei, aber sich doch noch dadurch ankündige, daß er das Gras auf seinen Grundlinien etwas anders wachsen und sich färben lasse, wahrscheinlich weil der Erdboden dort anders beschaffen sei. Wir erkannten die Zeichnung und die Winkel des Parallelogramms ganz deutlich im Grase, aber nur ein kleiner Haufen Erde vom Walle hatte sich noch jenseits des Communalweges aufrecht erhalten.

Dieser Zustand einer alten Mauer ist zwar für

den Maler wenig pittoresk, aber für den Forscher durchaus interessant. In Dänemark sind (außer den Erdbetten) die meisten Ruinen bis auf den flachen Boden herabgekommen.

Von antiken Erdbetten steht aber eine der am besten erhaltenen gleich hinter dem besagten Lager. Es ist die sogenannte Burg des Claus Limbeck, die hier mitten in der Fläche liegt.

Ich sage, die „sogenannte“ Burg, denn obwohl die Volkssage allgemein annimmt, daß die in Frage stehende Ruine eine solche sei, so ist es doch sowohl unter den Gelehrten, als auch unter den gebildeten Einwohnern der Insel und unter den Reisenden und Badegästen, die dieselbe zu besuchen kommen, und denen der hohe Bau schon von Weitem als etwas Besonderes auffällt, noch eine große Streitfrage, ob derselbe wirklich zu Kriegszwecken errichtet worden sei oder nicht.

Wir schieben uns in mehr Parteien als die Krieger der damaligen Zeit, denn damals gab es nur die Dänen des Königs Waldemar und die Leute des Claus Limbeck. Bei uns gab es aber erstlich diejenigen, welche mit kriegerischem Spiel in die besagte Burg einzogen, in blanker Rüstung ihre Wälle besetzten, sie als militärische Befestigung gebrauchten und behaupteten, sie sei entschieden eine solche. Zweitens waren da die Politiker und Volkstribunen, welche über den Mißbrauch eines öffentlichen, heiligen Zweckes gewidmeten Staatsgebäudes klagten. Sie behaupteten, ein solches Werk sei nicht für den Krieg, sondern für

die höchwichtigen Versammlungen des Volkes bestimmt gewesen, die innerhalb des heiligen Kreises unter freiem Himmel mit Opfern und Gebet u. s. w. abgehalten worden seien.

Kaum waren diese Politischen lauthar geworden, so wurde ihnen von anderen Leuten widersprochen, die sich sofort sowohl gegen die Kriegerischen als gegen die Politischen in ihrem Lager verschanzten, und die wir recht wohl die Hirten nennen konnten, denn sie behaupteten, die Bedeutung des Namens sei gar nicht so weit herzuholen und weder in kriegerischen, noch in Staatszwecken zu suchen. Vielmehr sei der Wall einzig und allein eine Umzäunung für das Vieh, um dasselbe bei Ueberschwemmungen vor der Gefahr des Erfarens zu retten.

Bevor wir jedoch die Ansichten und Gründe dieser Parteien untersuchen, müssen wir vor allen Dingen eine deutliche Vorstellung von der Beschaffenheit der streitigen Burg zu geben versuchen, in deren bisheriger Beschreibung manche Punkte nicht berücksichtigt worden sind. Auch will ich gleich im Voraus bemerken, daß sich eine solche Schilderung wohl der Mühe lohnt, weil es sowohl auf mehreren dieser friesischen Inseln, als auch überhaupt in diesen nordischen Gegenden eine Menge ganz ähnlicher Bauwerke giebt.

Das Ganze besteht der Hauptsache nach aus einem hohen, mächtigen, fast eirkelrunden Wall, der einen inneren flachen Raum umschließt. Der Wall ist etwa 40-Fuß hoch und steigt aus der flachen Marsch, in der er

steht, ziemlich flach an. Der innere Raum hat etwa 400 Fuß im Durchmesser und also gegen 1200 Fuß im Umfange.

Außerhalb des Walles befindet sich ein jetzt ziemlich verschütteter Graben und jenseits des Grabens ein zweites sehr schmales und etwa 6 Fuß hoher, aber in seinen Trümmern noch sehr deutlich erkennbarer Wall. Der innere Raum ist, wie gesagt, ganz flach, hat aber im Centrum einen kleinen Wassertrümpel, der, wie es scheint, durch zusammenlaufendes Regenwasser entsteht.

Der hohe Wall ist 40 Fuß hoch und fällt nach außen hin ziemlich steil ab, nach innen aber hat er ganz nahe unter seinem oberen Rande einen breiten Abfall, der rund herum läuft. Der Rand selbst wird noch durch einen Einschnitt oder eine kleine, etwas unregelmäßige, aber überall leicht zu erkennende Vertiefung in zwei Theile getheilt. Die innere Fläche steigt nicht so tief hinab wie der äußere Marschboden; vielmehr ist diese innere Fläche durchweg noch etwa 18 Fuß über der sie umgebenden Marsch erhaben. Der äußere schmale Wall ist nur ungefähr 6 Fuß hoch. Ein Durchschnitt des Ganzen nimmt sich daher ungefähr so aus, wie die nachstehende Zeichnung andeutet, in der 1) das Niveau der Marsch, in der das Ganze steht, 2) den kleinen Wall, 3) den Graben, 4) den hohen Wall, 5) den oberen kleinen Einschnitt, 6) den inneren Abfall und 7) die innere, 18 Fuß hohe Fläche bezeichnet.



Wir mögen noch hinzusetzen, daß der Wall an zwei entgegengesetzten Seiten durchbrochen ist, und daß man durch die entstandenen Eingänge hineinfahren kann. Das Ganze ist mit einer Grasbede überzogen und wird jetzt im Inneren wie an den Abhängen vom Bleh betweidet.

Diejenigen, welche wollten, daß dieß Werk eine Festung sei, stützten sich erstlich auf das Ansehen desselben und auf die Meinung, daß Wall und Graben in der Regel zu nichts Anderem diene, als zum Schutz gegen einen äußeren Feind, ferner auf die ganz allgemeine und sehr bestimmt lautende Volksfage, so wie auf den Umstand, daß es im Norden viele solche cirkelrunde Wälle gäbe, von denen eine ähnliche Sage ginge, und welche allgemein von den Geschichtschreibern als Burgen angenommen würden.

Was nun die Sage des Volkes in Bezug auf den vorliegenden Fall betrifft, so nennen nicht nur die Leute der Umgegend diese Circumvallation allgemein „die Burg,“ sondern sie erzählen auch den Kampf des Claus Rimbeck gegen Waldemar Atterdag, dessen Lager, wie wir sahen, sie ebenfalls nachweisen, ziemlich genau und gehen selbst in die Details der Belagerung ein.

Sie sagen, Claus Limbeck sei von dem dänischen Könige so eng belagert gewesen, daß er zuletzt in Hungersnoth gerathen sei und nur noch eine einzige Kuh übrig behalten habe. Um jedoch den König glauben zu machen, daß noch sehr viel Nahrungsmittel vorhanden seien, und ihn so von der Fortsetzung der Belagerung abzuschrecken, habe er diese eine lebende Kuh nicht geschlachtet, sondern bald mit der bunten, bald mit der rothen, bald mit der schwarzen Haut einer der früher geschlachteten Kühe bedecken und sie so in dieser Verhüllung auf dem Walle grasen lassen. Dadurch habe er den König geneckt, dieser sei fahrlässig geworden, und der Ritter Limbeck sei endlich mit dem Reste der Seinigen bei Nacht aus der Burg gerückt und glücklich auf dem Meere entflohen.

Dagegen läßt sich nun aber Folgendes erwidern. Die Sage von der Belagerung des Limbeck mag immer wahr sein, ohne daß dadurch der militärische Charakter des Walles bewiesen wird. Denn es kann sein, daß der besagte Ritter, der vor Waldemar auf der Flucht war, nur gelegentlich diesen Wall, der allenfalls zur Vertheidigung dienen konnte und höchst wahrscheinlich schon längst vor ihm bestand und zu ganz anderen Zwecken bestimmt war, als Zufluchtsort benutzte. Daß aber der Ritter auf der Flucht mit seiner kleinen Mannschaft in aller Geschwindigkeit einen solchen Wall aufgeworfen habe, ist nicht denkbar, weil das Werk dazu viel zu groß ist.

Außerdem aber ist es gewiß, daß Wälle von eirkel-

runder Form zur Fortification durchaus weit weniger passend sind als viereckige Wälle. Denn erstlich lassen sich die viereckigen Häuser oder Zelte, die man damit umschließen will, in jener Form gar nicht so leicht aufstellen, als im Vierecke, und dann ist die eckrunde Umwallung bei Weitem nicht so leicht zu bewachen als die viereckige. Bei dieser reicht in jeder Ecke eine Schilzwache hin, um das Ganze zu überschauen, bei jener müßte blätiger Weise in jedem Punkte des Kreises eine stehen, weil die Kreislinie schon das nächste Stück des Walles ihrem Auge entzückt.

Daher haben sowohl die Römer, als auch andere kriegerische Völker immer das Viereck für die Form ihrer Lagerwälle gewählt.

Wenn es nun auf Hügen, in Fütland und in Norwegen ähnliche runde Wälle giebt, welche für Burgen ausgegeben werden, so ist von ihnen ebenfalls noch erst zu beweisen, daß sie es wirklich sind. Daß das Volk diese Wälle allgemein „Burgen“ nennt, beweist nichts, denn das Volk ist sehr geneigt, jedem Walle ohne Weiteres einen kriegerischen Zweck beizulegen, und nennt z. B. auch in Südrußland die kleinen Hügel, welche ganz erweislich Grabhügel sind, „Kanonenbuckel,“ indem es sich einbildet, daß sie im Kriege zur Aufstellung der Kanonen gebient hätten.

Daß außerhalb der Burg noch ein Graben und ein Wall herumgehen, beweist eben so wenig für unsere kriegerisch gesinnte Partei; denn es giebt anderswo, z. B. in England, mehre entschieden nicht für Kriegszwecke be-

ähnliche Monumente, welche gerade so mit einem kleinen Wall und Graben umzogen sind. So z. B. ist das berühmte druidische Stonehenge ebenfalls mit einem kreisförmigen und niedrigen Wall und Graben umgeben.

Man zog, wie es scheint, immer solche schützende Kreise um heilige Stellen oder in anderer Hinsicht wichtige Punkte.

Ja von dem kleinen Wall bei unserem Monumente können wir, wie es scheint, gerade einen Hauptbeweis dafür hernehmen, daß das Ganze nicht dem Kriegsgotte diene. Denn wie sollte wohl dieser kleine, drei Ellen hohe, außerhalb des Grabens gelegene Wall zur Vertheidigung dienen? Sollten die Belagerten ihn etwa zuerst als Außenwerk vertheidigen und dann, nachdem ihre Bemühungen mißglückt, durch den Graben schwimmen, um sich in die innere Hauptcitadelle zurückzuziehen?

Gegen die Ansicht, die wir bekämpfen, zengt auch der Umstand, daß in der Mitte dieser sogenannten Burg nicht eine einzige Spur von einem Gebäude, nicht ein Stein gefunden wird, und doch deutet die Größe des Ganzen darauf hin, daß es nicht, wie die römischen Feldlager, bloß für eine Nacht oder ein paar Tage gebaut wurde, um eine in Zelten wohnende Armee zu schützen, sondern daß etwas Dauerndes dabei beabsichtigt wurde.

Man erwidert freilich, die Steine der Gebäude könnten in diesem steinarmen Lande weggenommen und

zu andern Zwecken verwendet worden sein. Allein man baut kein Gebäude ohne Fundamente, die tief in dem Boden stecken, und hier sind die Steine etwas schwer herauszuholen. Es bleiben immer einige Ruinen darin zurück, oder gelegentlich werden wenigstens Steinbrocken auf dem Lande umher zerstreut gefunden, als Spuren der Mauern, die daselbst einst standen.

Ich sah auf einer der dänischen Inseln einen alten Burgplatz, von dem es historisch nachgewiesen war, daß hier einst eine Burg gestanden hatte. Der ganze Acker umher war mit Krümchen und Brocken von den Steinen, welche sonst die Burg bildeten, besät, und ich fand darin ein Zeugniß, welches jenen historischen Bericht bestätigte.

Hier ist, wie gesagt, nicht die geringste Spur davon zu finden. Auch sieht man den Boden nirgends etwa von Leuten, die hier Steine hätten suchen wollen, durchwühlt.

Der jetzige Besitzer und Eigenthümer dieser sogenannten Burg, der sein Vieh hineintreibt, und der uns bei Besichtigung des Werks begleitete, zeigte uns einen Graben, den er von der Wasserstelle in der Mitte nach außen hin quer durch die Burg gezogen hätte, um dieses Wasser womöglich abzuleiten, und sagte uns, er sei dabei auch nicht auf eine Spur von Stein oder Mauer gestoßen. Alles ist loser aufgeworfener Boden und mit einer ebenen Grasschicht bedeckt.

Wollte man dennoch bei der angebeuteten Hypothese stehen bleiben, so bliebe nichts Anderes übrig, als an-

zunehmen, daß die Krieger in hölzernen Blockhäusern gewohnt hätten und diese später völlig weggesaut wären. Aus dem, was wir oben über den Mangel an Holz in diesen Gegenden sagten, geht aber hervor, daß man hier noch immer leichter ein steinernes als ein hölzernes Haus bauen kann.

Aber auch die, wie gesagt, etwa 18 Fuß betragende Erhebung des inneren Bodenraumes der Burg scheint dafür zu sprechen, daß das Werk diesen Namen nicht verdiene. Wozu sollten wohl die Soldaten sich die ungeheuren Mühe gegeben haben, ein Stück Land von 1200 Fuß Umkreis 18 Fuß hoch aufzuwerfen und dann erst mit einem 40 Fuß hohen Wall zu umgeben. Wären sie damit im Niveau des gewöhnlichen Bodens geblieben, so hätten sie ja durch einen viel niedrigeren Wall eben so viel Schutz für das Innere erreichen können. Auch ist gewiß ein 40 Fuß hoher Wall viel unbequemer zu vertheidigen als ein halb so hoher.

Da wir alles Mögliche aussuchten, um unsere entgegenge setzte Ansicht zu unterstützen, so stellten Einige die Meinung auf, die innere Erhöhung sei vielleicht eine natürliche und der Wall oben nur als Kranz um sie herumgelegt. Allein erstlich giebt es mitten in der Marsch nirgends solche natürliche Höhen, und dann widersprach dieser Ansicht auch die Angabe des Befehlers, der uns sagte, er habe in der Mitte 18 Fuß tief hinuntergegraben, um der Quelle nachzuspüren, von der etwa das Wasser im Centrum kommen möchte. In dieser Tiefe aber sei er auf den nämlichen Marsch-

boden gestoßen, wie außerhalb der Burg, folglich sei all dieß Erdreich gewiß aufgeschüttet. Auch sähe man dieß deutlich aus der Structur des Bodens.

Wenn wir nun dem Allen nach uns nicht überzeugt halten können, daß wir in der sogenannten „Burg“ in der That eine Burg vor uns haben, so fragt es sich, was denn das Werk eigentlich sei. Diejenigen nun, welche meinen, daß dieser Wall weiter nichts gewesen sei als ein runder Deich, den die Bewohner errichtet hätten, um im Nothfall bei großen Ueberfluthungen hier sich selbst und ihr Vieh zu bergen, können allerdings Manches für sich anführen, z. B. daß es noch heutiges Tages auf unbedeckten Weidestrichen mehrer solche Circumballationen giebt, die noch jetzt bloß zur Vergung des Viehes bei Wasserfluthen dienen und die ungefähr eben so aussehen wie diese Burg, sodann daß man in uralten Zeiten hier nirgends Deiche gekannt hat, und daß doch die Leute, so wie sie ihre Häuserplätze (Wurten) erhöheten, durch vielfache Unglücksfälle belehrt, sehr natürlich darauf kommen mußten, auch für ihr Vieh Rettungsplätze zu schaffen, und daß von solchen Wurten und unbedeckten Orten aus endlich die Deichkunst selbst und die Eindeichung des ganzen Landes ausgegangen sei.

Auch das süße Wasser in der Mitte des Walls, das die Leute für eine Viehtränke halten, die durch diese Erhöhung des ganzen Bodens vor aller Versalzung durch das Seewasser geschützt war, scheint für diese

Aussicht zu sprechen. Indeß wäre dann doch der kleine Wall und Graben außerhalb der Burg schon etwas auffallend und scheinbar überflüssig, und außerdem fällt, wie es scheint, die ganze Aussicht bei Erwägung der für die Burg gewählten Situation zusammen.

Die anderen wirklichen Viehtränken und erhöhten Viehrettungsplätze sind dem Schauplatze der Gefahr, dem Meere, und dem Aufenthaltsorte des Viehes, den niedrigen Weiden und Wiesen, ganz nahe. Sie liegen mitten auf den offenen Vorlanden und auf den Watten fast halb im Meere, wo sie hingehören, und wo das sich flüchtende Vieh sie, von allen Seiten herzuströmend, leicht erreichen kann.

Unsere Burg dagegen liegt keineswegs mitten in den sühring'schen Marschen, sondern am innersten Rande derselben, schon fast halb auf der Seeft. Es wäre überflüssig gewesen, hier eine verschanzte Viehtränke zu errichten, da das Vieh mit ein paar Sprüngen weiter ja schon auf der eben so viel Sicherheit gewährenden hohen Seeft sein konnte.

Man hat eine Menge mit Gräben oder mit Steindämmen umschlossener Stellen für sogenannte „Thingstetten“ ausgegeben, das heißt für solche Stellen, auf denen man in alten Zeiten den „Thing“ (die Gerichts- oder Volksversammlung) gehalten habe. Diese Sucht, alle dergleichen Orte für Thingstetten zu halten, hat Viele verleitet, auch offenbare Gräber dafür auszugeben.

Natürlich hat man versucht, diese Hypothese auf jene sogenannte alte Burg anzuwenden und namentlich

dafür auch das anzuführen, daß in der Nähe derselben noch ein Dorf liege, welches das einzige auf der Insel sei; das sich nicht auf „um“ endige, sondern in seinem Namen auf ein hier gehaltenes „Thing“ hindeute, nämlich das Dorf Sothing.

Obwohl nun dieser letzte Umstand nicht sehr beweisenb sein kann, da in der Mitte zwischen der Burg und dem Dorfe Sothing noch ein großes Dorf auf „um“ liegt, nämlich „Groß-Borgsum“, so ist doch die Idee, daß sich das Volk hier unter freiem Himmel auf einem künstlichen, von heiligen Kreisen, Schanzen und Gräben umgebenen Berge zu seinen Berathungen und Gerichten versammelt habe, eine sehr ansprechende.

Wählte doch auch anderswo das Volk gern die Gipfel der Berge zu seinen Versammlungsplätzen, und konnte es hier, wo es keine solche Berge hatte, nicht darauf kommen, solche zu errichten? Vielleicht kamen dort oben nur die Deputirten, Richter und Anführer des Volks zusammen, und der kleine Wall und Graben, der mit Wachen besetzt wurde, diente dazu, das unberechtigte Volk abzuhalten, dem dann die gefaßten Beschlüsse von dem Walle aus mitgetheilt wurden. Vielleicht verrichteten die Anführer oben im Centrum bei der Quelle den Göttern ein Opfer.

Vielleicht, sage ich, denn es kann auch sein, daß dem nicht so ist; denn gewiß ist es, daß wir keine historischen Nachrichten über die Leute besitzen, welche dieses thaten, und daß wir mit dieser Hypothese weit in die vorhistorischen Zeiten hinein kommen.

Die Bauart und Beschaffenheit des Walls selbst hinderte uns übrigens nicht, in diese Zeiten so weit hinaufzugehen, als wir wollten. Denn bekanntlich gehören mit Rasen bedeckte Erbarbeiten zu den ältesten, unverwüßbaren Monumenten, die der Mensch gebaut hat, und sie lassen daher in Bezug auf das Alter kühnere Vermuthungen zu als selbst die festesten Steine.

Das Fenster.

Ich weiß nicht, warum der sogenannte „Kiltgang“ der schweizer Burschen so berühmt geworden ist, denn fast überall in der Welt, wo noch ein Volk mit einfachen Sitten wohnt, findet man etwas Ähnliches. In mehreren Theilen von Ungarn huldigen die Söhne der Landleute ihren Schönen in der Nacht auf ganz ähnliche Weise, wie die schweizer Kiltgänger den ihrigen.

In manchen Strichen des sächsischen Erzgebirges und des böhmer Waldes lassen die Aeltern den jungen Mann, der ihrer Tochter die Cour macht, ganz ohne Sorge während der Nacht in's Haus, und dieser begiebt sich, wenn der Tag graut, ebenso wie der Kiltgänger und wie Romeo, nach Hause.

In dem holsteinischen Ländchen „Probstel“ auf der schleswigschen Insel Fehmern giebt es dieselbe Sitte und bei unseren einfachen friesschen Inselbewohnern natürlich auch.

Was in der Schweiz der Kiltgang heißt, nennt man hier „das Fenster“, und es wird darunter etwas Anderes verstanden, als unter dem, was unsere

verliebten Courmacher, die auf Paradeyferden vor den Fenstern ihrer Geliebten vorbeigaloppiren oder, wie Odthe es mit Lilly machte, Abends an ihr Fenster schleichen und den Abriß ihres Schattens an den Gardinen belauschen, — „Fenstern“ nennen.

Das frickische Fenstern rückt der Sache viel näher. Nach dem, was man mir darüber erzählt hat (denn so etwas kann man natürlich nicht selbst mit ansehen), geht es dabei auf Föhr folgendermaßen her.

Mitten in der Nacht, wenn die Aeltern und alle anderen ehelichen Leute schlafen, machen sich die jungen Burschen der Dörfer auf, um die ihnen bekannten Mädchen mit einem Besuche zu besuchen. Köhlen sie sich schon irgendwo gefesselt, so ist es natürlich immer nur die Gint, die sie besuchen; wo nicht, so gehen sie nicht selten in einer Nacht zu verschiedenen Mädchen, so wie auch wohl ein und dasselbe Mädchen Besuche von verschiedenen jungen Leuten annimmt, und die Sache hat also soweit viel Aehnlichkeit mit den Morgenvisiten, welche die vornehmen Damen in Paris an ihrem Bette zu empfangen pflegen.

Das junge Mädchen liegt dabei wie jene Damen im Bette, bis an den Riemen mit der Decke verhüllt. Sie ladet den jungen Mann ein, einen Stuhl zu nehmen, und dieser setzt sich entweder beim Scheine des Ronces oder beim Schimmer einer Wallfischeanlampe zu ihr, und die Conversation beginnt.

Sie flüstern sich allerlei von Freundschaft und Liebe zu oder sprechen auch wohl, wenn sie noch nicht so

nähe zu einander stehen, von gleichgültigen Angelegenheiten, wobei die Mädchen einen großen Unterschied machen sollen zwischen dem, der sie artig, ritterlich und geistreich zu unterhalten versteht, und dem, der sich unbeholfen und plump zeigt.

Die Aeltern verhalten sich verschiedentlich gegen das Treiben ihrer Kinder. Einige sehen es als etwas Unschuldiges an und lassen es zu, weil sie ihrer Tochter trauen. Einige kämpfen nicht dagegen als gegen etwas, das sie doch nicht hindern können. Andere aber setzen sich in Opposition mit dieser Sitte, und im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß das Fenstern jetzt mehr und mehr als ein Mißbrauch betrachtet wird. Sie verbleien wohl ihren Töchtern, solche Besuche anzunehmen, sie achten sorgsam auf das Verschließen der Fenster und Thüren, und ich fand sogar einen wunderlichen Alten, der vor das Fenster seiner Tochter dicke eiserne Stangen mit Widerhaken hatte machen lassen.

Als ich zuerst diese eisernen Stangen bemerkte, glaubte ich, sie wären gegen Diebe bestimmt, und sah dabei alle meine Träume von der Sicherheit des hiesigen Lebens über dem Haufen stürzen, bis mein Alter von dem Fenstern und den Nachtfreiern zu sprechen anfing. Er sagte, wenn man sich nicht so gegen die jungen Leute verbarricadire, so hoben sie die Fenstern aus oder schlügen die Scheiben ein.

Solchen eigensinnigen Alten geht es aber oft schlimm. Die Burschen verschworen sich gegen sie, necken sie auf alle Weise, kommen durch andere Fenster zu dem

Stimmer der Lächer, öffnen die Thür des Hauses mit Gewalt oder brechen sonst irgendwo herein, wo sie einen Zugang wissen.

Zuweilen wird auch ein Mann, der sich auf diese Weise mit der einmal hergebrachten alten Volkssitte in Opposition setzt, von allen seinen Mägden und Knechten, denen er das Fenstern verboten hat, verlassen. Diejenigen, welche sich in ihr Schicksal ergeben, lassen daher lieber gleich ihre Hausthür für die Burschen offen stehen, damit es in der Nacht nicht so viel Lärm und Fenster-aushebens im Hause gibt.

Auch die Gesetzgebung und Polizei, der natürlich eine solche Sitte als eine Störung der Ordnung erscheinen mußte und die sich nicht darum kümmert, ob die Poeten und Amor mit ihren Verfügungen zufrieden sind, hat schon lange gegen dieses „freche Zusammenlaufen des jungen Dorfgefindels“ gekämpft. Ja man hat schon uralte Gesetze gegen das Fenstern, die diesen Unfug gänzlich verbieten, und die fast schon so alt sind, wie dieser Unfug selbst. Solche Dinge sind für die Gesetzgebung fast unaustrittbar, und sie weichen erst dem langsamen Einwirken der Zeit, der veränderten Sitte und der Gewohnheit. Dann fallen sie oft ganz von selbst und ohne alle Gesetze zusammen.

Den Dieben und Verliebten ist die Nacht von jeher die schönste Zeit gewesen. Die Verliebten sind egoistisch und einßelderisch gestimmt, sie sondern sich gern von den anderen Menschen ab und wollen Niemand in ihre Geheimnisse blicken lassen. Sie wählen daher

die Nacht, die ohnbieß durch ihren ganzen Zauber den Menschen so positiv anregt, zu ihren Unternehmungen.

Die jungen Mädchen wünschen nicht, daß Jedermann wisse, wer ihnen den Hof macht, und geschähe dieß Hofmachen am Tage, so würde das Geheimniß schwer zu bewahren sein, ein weiterer Grund also, die Nacht zu wählen. Die jungen Männer dagegen lieben das Verbotene und die Gänge, die ihnen, als nicht ganz gefahrlos, etwas Abenteuerliches versprechen.

Das Glück, dem geliebten Wesen in der Einsamkeit so nahe gegenüber zu sein, der Stolz, der darin liegen muß, sie hier ganz in der Gewalt zu halten und doch in den Grenzen der Sitte zu bleiben, das große Vertrauen des Mädchens, das sich völlig in die Hände des Mannes giebt und doch seine Großmuth kennt, dieß Alles mochte dem Fenster einen unabwehrlichen Reiz geben und diese Sitte so tiefe Wurzeln in der Psyche des Volkes schlagen lassen.

Sonst, als diese Inseln noch größer waren und man längere Wege zurücklegen mußte, — dann gewöhnlich hat ein Nachtfelcer sein Mädchen nicht in seinem eigenen Dorfe, sondern in einem entlegenen, so wie der Fuchs nie seine Höhle in der Nähe des Gänsestalls hat, den er plündert, — da war es gewöhnlich, daß die Wartschen von einem Dorfe zum anderen ritten, und wenn sie nicht gerade ihre eigenen Pferde bei der Hand hatten, so zäumten sie den ersten besten Gaul, den sie auf der Wiese fanden, auf und galoppirten damit da-

von. Auf der größeren Insel Bohmern reiten die Nachtfreier noch jetzt auf diese Weise vom Dorf zu Dorf. Da haben denn die Hausväter und Polizeibeamten noch einen Kerger mehr.

Man hat mir gesagt, daß es beim Fränkern Gebräuch sei, daß die jungen Leute, wenn sie bei einem Mädchen wären, das Fenster oder die Thüre offen oder wenigstens angelehnt lassen müßten. Wenn sie dies nicht thäten und dann bei verschlossenen Fenstern und vorriegelten Thüren ertappt würden, so müßten sie sofort die Gratulation zur Verlobung annehmen, denn es würde dies entschieden als ein Zeichen betrachtet, daß sie einig wären und sich gegenseitig das Versprechen der Ehe gegeben hätten.

Dies ist sehr natürlich, denn wie das Duell mit Recht unter gewisse strenge Gesetze gestreift wird, damit es nicht zum Mord ausarte, so muß es auch bei diesem Fensterthürgebräuche geschehen, damit die Sittlichkeit nicht Gefahr laufe. Jene halboeffnete Thür ist eine Gewährleistung dafür, daß die Liebesleute nichts Böses im Sinn haben.

Die jungen Leute sollen eine eben so strenge Aufsicht und Controle über einander und über die stricte Beobachtung der Fensterthürgesetze halten, wie die Securianten es bei den Duellen thun, und wo sie etwas Unrechtes wittern, da sind sie schnell bei der Hand, die Sache aufzudecken.

Zwar halten sie ihre nächtlichen Besuche so viel als möglich auch dann vor einander geheim, wenn ihre Besuche ganz unschuldige sind, denn sie wän-

sehen eben nicht, mit ihren Geliebten geredet zu werden, und es liegt ihnen viel daran, diese Geliebten nicht in's Gerede zu bringen. Natürlich aber sind auf der anderen Seite ihre Collegen eben so neugierig, die Geheimnisse ihrer Genossen auszukundschaften, und sie schleichen daher nicht selten bei ihren nächtlichen Besuchen einander nach, lauern sich gegenseitig auf und spielen sich manchen Woffen, besonders wenn sich Eifersucht und Nebenbuhleret dabei in's Spiel mischen.

Vor allen Dingen sind sie vor einander auf der Hut, wenn sie in der Morgendämmerung nach Hause gehen. Weil die Rückkehr gewöhnlich um diese Zeit stattfindet, so nennt man die Nachtfreier auf einigen friesischen Inseln auch wohl „Hohlef-Jönken-Gänger“, d. h., wenn ich nicht sehr irre, Halbunkelgänger. Sie verummten sich in diesem Falle gewöhnlich. Meistens kehren sie bloß ihre Kleider um und halten ihren Rockschöß so über dem Kopfe zusammen, daß nur die Augen herausblicken, oder sie binden auch das ganze Gesicht mit einem Tuche zu.

Begegnet sich ein paar Vermummte, so pflegen sie still zu stehen und sich gegenseitig zu betrachten. Theils bringt sie dazu die Neugier, zu wissen, wer der Andere sei, theils aber auch die Furcht, der Andere möchte ihnen verrätherisch nachgeschlichen sein und auskundschaftet haben, woher sie kommen.

Kurz, verliebte Hohlef-Jönken-Gänger sind immer Leute, die sich in einem gereizten und leidenschaftlich erregten Zustande befinden, und es ist gefährlich, ihnen

auf ihren Führten zu begegnen. Sind nun gar beide ein Paar solche, so stoßen sie still und betrachten sich eine Weile, einander stumm ausforschend.

Vielleicht erkennt der Eine den Anderen und ruft ihm, weiter gehend, zu: „Ich kenne Dich, Peter Jung Peters! Du bist es!“ — vielleicht sagt er noch einen kleinen Scherz, eine Anspielung auf seinen nicht eben hohen Gang hinzu und geht dann ruhig seine Wege. Ist es nicht der Gesuchte, so läßt er ihn höhnisch lachend vorbei. Ist er es aber wirklich, so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß er die Sache nicht auf sich sitzen lassen wird. Er geht seinem Gegner nach und gebietet ihm, sich nun auch zu demaskiren.

Der Erfolg ist dann verschieden. Sind sie beide gute Freunde, so entdecken sie sich gegenseitig. Wo nicht, so heißt es Kampf. Dieser Kampf besteht nicht in einer gewöhnlichen Rauferei, sondern in einem ganz eigenen Manöver. Sie packen sich nämlich gegenseitig in der Mitte des Leibes mit aller Gewalt. Jeder sucht seinen Gegner vom Boden zu heben, ihn aber sich hlaweg zu schwingen und hinter sich auf den Boden fallen zu lassen. Aber dieses Manöver mit dem Andern rasch und prompt ausführen kann, der bleibt der Sieger. Der Andere darf den Kampf nicht erneuern, auch nicht verlangen, daß sein Gegner sich zu erkennen gebe, und dieser hat dann seinem Mädchen in der folgenden Nacht eine hübsche Geschichte mehr zu erzählen.

In Wexlerland-Führ., der Aufwahrerin aller guten
Koch, Marschen u. Inseln Schleswig-Holsteins. I. 12

ten alten Sitten, sollen diese Nachstreichen noch häufig genug vorkommen. Aber ein höchen Phantase hat, der kann sich bei solchen Sitten und Gebräuchen leicht allerlei interessante Ereignisse ausdenken.

Mathematisch zeigt sich diese Sitte des Fensters auf den verschiedenen Inseln — immer unter etwas andern Namen. Ich sagte aber, wie es merkwürdig sei, daß man dieses Fenster, Nachstreichen, diesen Klugheit, diese Halbthunselgängererei aber wie man diesen Gebrauch sonst nennen mag, in so vielen verschiedenen Ländern der Haupttheile nach fast ganz unter denselben Nebenumsständen finde.

Es ist aber eben so merkwürdig, daß die Sache noch, wie es scheint, in diesen verschiedenen Ländern nur sehr strichweise vorkommt. In Schwedwig hört man immer nur die Inselkloster, und in Göttingen nur die Probststube und die Bewohner von Hühnern als Anhänger dieser Sitte bezeichnen.

Ich habe mehre Friesinnen gesehen, die allerdings, insofern man den Werth der Weiber nach ihrem zeitlichen Aeußeren beurtheilen darf, wohl werth schätzen, daß die jungen Leute alle Unbequemlichkeiten und Abenteuer einer Halbthunselgängererei um sie bestanden. Ich will eine davon zu beschreiben versuchen, um vielleicht einen von den Malern, die uns so viele schöne Männerinnen gemahlt haben, zu veranlassen, auch die halbschönen Friesinnen, die weniger oft dargestellt sind, zum Gegenstande seines Pinsels zu machen.

Die besagte Friesin war eine junge Frau, die mit

ihrem Gemüthe in einem benachbarten Dorfe wohnte und die wir dort in größerer Gesellschaft zuweilen zu besuchen pflegten. Sie war eher klein als groß zu nennen. Ueberhaupt sind die friesischen Weiber verhältnißmäßig viel kleiner als die Männer. Diese findet man gewöhnlich sehr lang, doch kommt es mir vor, als hätte ich bei den Inselriesen kleinere Leute gesehen als bei den Festlandfriesen. Und sollten nicht in der Regel alle Bewohner kleiner Inseln kleiner sein als die Festlandsbewohner, so wie auch die Thierarten der Inseln gewöhnlich kleiner sind als die Continental- Arten? Bei den Dänen trifft es wenigstens zu; denn die Inseldänen sind fast durchweg bedeutend kleiner, als die Festlanddänen, die Jüten.

Unsere Schöne nun war von mittlerer Größe, schlank und zierlich gewachsen, von angenehmer Statur und schon getübt. Ihr Gang hatte etwas Schlenkerndes und Taumelndes. Sie wackelte, wenn sie im Hause hin- und herlief bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Die Friesinnen gehen beinahe alle so. Dies kommt, glaube ich, hauptsächlich von ihrem Schuhwerk her, das ungemein hohe Absätze hat.

Sie machen alle sehr kurze Schritte, wobei das ganze Gewicht des Körpers bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße liegt. Ich glaube, daß die Chinesinnen mit ihrem wunderlichen Schuh- und Fußwerk ungefähr eben so gehen müssen. Ich habe mir oft gedacht, die Friesinnen möchten mit diesem Gange ihre Männer

wachahmen wollen, wenn sie im Sturme auf dem Meere
hocke einerschreiten.

Man kann sich denken, daß dieser Gang bei hüb-
schen und alten Personen eben nicht sehr hübsch aus-
sieht. Es liegt ein unglaubliches Aylegma darin.

Indes so wie wenige Dinge an und für sich wahr
genannt werden können, sondern nur unter Umständen
wahr und unter Umständen nicht wahr sind, so sind
die meisten Dinge auch nur bedingungsweise häßlich
oder schön.

Unserer schlanken lebhaften Freundin stand der tau-
melnde Gang recht hübsch. Sie schaukelte sich, wenn
sie sich erhob und im Hause herumließ, um uns etwas
zu zeigen, auf ihren Füßen hin und her, und es schien
uns, als ob ihr ganzes Wesen dadurch noch mehr
Leben und Gelenkigkeit bekäme. Uns fielen dabei we-
der Chinesen, noch Schiffcapitains bei, sondern wir
gedachten nur der auf ihren Stengeln sich schaukeln-
den Blumen, oder der flatternden Vögel und Schmet-
terlinge.

Der schöne frische Teint und die Feinheit der Haut
sind Dinge, die den Verehrer weiblicher Schönheit vor
Allem frappiren. Sie waren bei unserer Freundin
des Winkels eines Titian's würdig, d. h. natürlich noch
viel schöner, als Titian sie je zu malen im Stande ge-
wesen sein würde. Das Gesicht, der Nacken, die Arme
zeigten eine feine, schöne, blendend weiße Haut, die
auch überall da hervortrat, wo die dicke neidische Kleid-

ung, welche die Friesinnen tragen, nur etwas von ihren Abriperformen sehen lassen.

Der Teint blüht bekanntlich in allen Ländern rund um die Nordsee herum, in Holland, Dänemark, England, und die Friesinnen sind daher eben so wie die Bewohner aller dieser Striche und namentlich die Hühnerweiber von Scheveningen durch ihren schönen Teint ausgezeichnet.

Doch sind hierin die Friesinnen ihnen vielleicht allen überlegen, gewiß wenigstens übertreffen sie alle übrigen in der Sorgfalt für ihren Teint. Denn keine Friesin geht in die frische Luft, namentlich nicht auf die Feldarbeit, ohne ihr Gesicht dicht verhüllt zu haben. Selbst mitten im Sommer in der größten Hitze, und natürlich dann ganz besonders, verummnen sie ihr Angesicht mit den wärmsten wollenen Tüchern, so daß es unbegreiflich ist, wie sie die dadurch vermehrte Hitze



aushalten. Weil ich mir anfangs nicht denken konnte, daß eine ganze Bevölkerung bloßer einfacher Bauernleute sich aus Eitelkeit solche Dingen auflegen könnte, so forschte ich viel darüber nach; bekam aber von allen Seiten dieselbe Antwort: „Wir thun es, um unsere Haut vor der Sonne und der Luft zu schützen.“

Eine so verummnete Friesin steht etwa so aus, wie es die obensiehende Figur darstellt.

Auf dem Wagen, wenn sie von einem Dorfe zum andern auf Besuch fahren, beim Mähen, beim Heumachen, sieht man sie nicht anders als auf solche Art schwarz vermunnt. Sie thun dies aber auch bei trockenem und regnerischem Wetter, sei es, daß sie das, was ihnen beim Sonnenschein zur Gewohnheit geworden ist, auch beim Regen nicht lassen können, sei es, daß sie auch da wieder die Einwirkung des rauhen Windes und der Kälte auf ihre Haut scheuen.

Man verklagt sehr häufig die Schönen unserer gebildeten Stände als allzubeforgt um ihre äußere Erscheinung, allein diese Insulanerinnen verwenden viel mehr Zeit, Mühe und Sorgfalt auf einen Teint, dessen Glanz und Frische doch am Ende von den Halb dunkelgängern bei Wallröschtrankampfen oder beim Werdenscheit nur wenig scharf kritisiert werden kann.

Die Gesichtszüge unserer Friesin waren nicht nur schön und armuthig, sondern auch fein, edel und ausdrucksvoll; sie hatte eine fein geschnittene Nase, helle, offene, kluge Augen, einen beweglichen Mund und nirgends zu viel Knochen. Auch die sind Eigenthümlichkeiten, welche die Inselfriesinnen fast allgemein auszeichnen. Es sind Vorzüge, welche anderswo nur die Erziehung und die geistige Bildung gewähren, welche aber hier entweder in der Race liegen oder vom Klima verliehen werden. Unsere Schöne war immer höflich und gastfreundlich gegen uns Gäste und wußte meistens mehr Antworten zu geben, als mancher von uns Fragen stellen konnte.

Obgleich ihre Kleidung aus nichts weiter bestand

als aus den geschmacklichen schwingendsten Nationalkleidungsformen, und diese nur von der nationalen häuslichen Qualität waren, so fand ihr doch Alles ungenügend wohl. Ihrem Tanzen oder ihr Kunststück hatte sie immer in sehr geschmackvollen Falten von ihr Haupt gewunden, und ihr höchst Goldstück war so leicht und feurig von dem Hals geworfen, als hätte sie die Regeln des Faltenwurfs wie ein Bildhauer studirt. Ich glaube, sie hatte wohl einige Ahnung davon, daß wir nur throtwegen heranzukommen, aber doch zeigte sie sich weder unzufrieden mit unserer Befahren, noch eingebildet darauf, indem sie durch ihr gefälliges und natürliches Benehmen bewies, daß sie dieselben weder als eine Zukunftslichteit, noch als eine schuldige Guldigung ansahen.

Ich gedachte beim Anblick unserer Föhringerinnen immer der Töchter und Weiber eines anderen Völkchens, der Schweizerinnen nämlich. Diese haben viel Ähnliches mit ihnen, und doch sind sie auch wieder sehr verschieden. Im Ganzen gebührt ihnen in Bezug auf Feinheit und Herlichkeit, diesen aber in Bezug auf imposante Größe und Schönheit der Vorzug.

Die Kleidung der Frierinnen, so wie sie jetzt sich darstellt, besteht ungefähr seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Denn was man Nationalkleidung nennt, ist zwar im Ganzen etwas ziemlich Dauerndes, allein doch keineswegs fest und unwandelbar. Es unterlag von jeher eben so wie die Kleidung der höheren Classen, nur mit größeren, längeren Zwischenräumen und mit allmätigerer Wirkung, einem gewissen Einfluß der Mode.

Was wir die Alten von der ehemaligen Tracht der hiesigen Frauen erzählt haben, klang ganz wunderbar, und bemerkt scheint es mir, daß selbst die tollkühnsten Insulaner keine barocke Kleidung haben tragen können. Zuerst, sagte mir eine Schöne Frau, die diese Mode in ihrer Jugend selbst noch mitgemacht hatte, hätten sie eine Art hölzernen Gestell mit ein paar hölzernen Hörnern auf den Kopf gesetzt, um darauf das Kopftuch nach gehöriger Weise ausbreiten zu können.

Dann hätten sie purpurrothe Hüde mit rothen Perlen und Nieder mit metallenen Knöpfen getragen, um den Leib wäre ein metallener Gürtel geschlungen gewesen, und auf beiden Seiten des Kopfes unter jenem Tuche hätten ebenfalls große metallene blankgeputzte Platten gehangen, ähnlich denen, die jetzt noch die südländischen Holländerinnen tragen. Ueber dieß Alles hätten sie noch einen großen wollenen hellfarbigen Mantel geworfen, an dem unten sieben Fuchsschwänze befestigt gewesen wären, die fast auf dem Boden geschleift hätten.

Es gibt jetzt jedes Jahr eine Feste auf der Insel, wo man Gelegenheit hat, die herrschenden Costüme in großer Fülle auf ein Mal zu sehen. Dieß ist die Ankunft des Königs von Dänemark, der schon seit einer Reihe von Jahren diese stille Insel mit seinem Besuche beglückt und mitten unter ihren Bewohnern einige Wochen ruhig verlebt.

Bei dieser Gelegenheit kommen aus allen 16 Dörfern der Insel Deputationen der blühenden Jugend in ihrem schönsten Schmucke zu dem kleinen Hafenort Wyf,

an die Küste herunter, und dort ihren Stütz zu empfangen. Es giebt dies eine allerliebste heitere Scene, deren Bedeutung der Kaiser nur zu wahrigen vermag, wenn er weiß, wie dieser hohe Herr, der mitten aus einem für ihn geschäftreichen und mühevollen Residenzstadtleben hierher zur Insel kommt, hier lebt.

Er bezieht hier ein einfaches, mit Stroh gedecktes Haus, macht seine täglichen Spaziergänge und Fahrten wie die Bewohner der Insel, thut den Armen unter den Inselbewohnern vielfach Gutes, erweckt sich auf das Euhvollste gegen die wenigen fremden Gäste, die sich hier zusammenfinden, geht sonntäglich in die Kirche, wo ihn alle Leute sehen und sprechen, giebt täglich Jedem, der dem Landesvater etwas an's Herz zu legen wünscht, dem Geringsten wie dem Schützen, Audienz und schiedet endlich wieder von der Insel mit ein paar freundlichen Worten, die er zu dem Volke beim Herausreten aus der Kirche am letzten Sonntage spricht, indem er ihm verheißt, daß er das nächste Jahr, so Gott wolle, wiederkommen werde, daß er auch hoffe, seine Gemahlin, die Königin, werde ihn begleiten, oder sonst etwas Euhvolles und Erfreuliches in Aussicht stellt.

Ist nun endlich die alljährig wiederkehrende Stunde der beghlenden Ankunft ihres Landesvaters erschlungen, so versammeln sich, wie gesagt, die Insulaner zu Haufen an dem Quai des kleinen Hafens. Auf die Spitze des Quais tritt ein Corps böhmischer Musikanten. Da, wo der König aus dem Schiffe steigen soll, ist eine laubkronzte Ehren-

sperte errichtet, unter der sich die Beobachteten versammeln. Hinter der Ehrenpforte bilden die jungen Mädchen in doppelten Reihen auf dem Molo hin einen weiten Kreis; erst kommen die in weißer deutscher Kleidung und dann die in schwarzer schringischer Nationaltracht, von Blumen und silbernen Rubynen glänzend. Hinter ihnen auf hohem Damme harrn die Hausen-Bolks, die Robenschläger, die Ballschläger, die Schiffer, die Steuerleute und Capitaine von der „großen“, wie von der „kleinen Fahrt.“ Im Hafen haben alle die kleinen Schiffe, die Böllen, die Fischernachen, die Gasumfahrer, die holländischen Smaks, die Ober und die norwegischen Holzschiffe, ihre Flaggen aufgezogen.

Kommt nun das Dampfschiff des Königs rasch heran und blegt es, seinen schnellen Lauf hemmend, allmählig in die Mündung des Hafens ein, so erblickt man zuerst den wohlbekannten Booten der Insel, der auf der hohen Brücke des Schiffs steht und dessen Cours dirigirt, und neben ihm einige hübsche dänische Marineoffiziere in ihrer wohlklingenden Uniform, dann aber den König in der Mitte, umgeben von den Herren seines Hofes.

Die böhmischen Musikanten blasen die dänische Nationalhymne: „Kong Christian stod ved høien mast“ (König Christian stand am hohen Mast), und sowie die Brücke zum Ufer geschlagen ist und der König den Fuß an's Land setzt, schicken ihm seine treuen Insulaner ihren Gruß mit lautem Jubelruf entgegen. Die Uniformen beugen sich, die Mädchen streuen Blumen, und die Schiffer werfen ihre Röhren in die Luft.

Die Majestät schreitet, freundlich willkommen geheißen und eben so freundlich grüßend, an den Reihen der hübschen Insulanerinnen hin, und so wie sich vor ihr Alles ordnete, so löst sich hinter ihr Alles wieder auf und zerstreut sich; den ganzen Abend hindurch aber herrscht die Aufregung auf der Insel fort, und die hübschen Nationaltrachten werden noch viele Stunden hindurch auf der kleinen Promenade des Badeorts zur Schau getragen.

Friesen und Engländer.

Von dem ersten Augenblick an, wo ich die Friesen, ihre Weise, ihr Wesen und ihre Sprache kennen lernte, fiel mir ihre Aehnlichkeit mit den Engländern auf, und wenn ich von dem ganzen großen Küstenstriche von der Normandie bis zum Vorgebirge Skagen, von welcher weiten Länderstrecke allmählig im Laufe der Jahrhunderte England die Elemente seiner jetzigen Bevölkerung erhielt, weiter nichts als Friesland kannte, so würde ich mir stief und fest einbilden, die Friesen seien die directen und einzigen Vorfäter der Briten.

Ich hörte hier von einem Engländer, der die Friesen besuchte und der sich bei ihnen so einheimisch vorkam, daß er auf einem friesischen Kirchhofe fast gerührt und halb enthußtastisch ausrief: „Sehen Sie diese Gräber meiner Vorfahren, diese Gräber derjenigen Menschen, denen ich meine Existenz verdanke. O Sie können es kaum verstehen, wie es mich ergreifen muß, hier zu wandern, wo die Knochen meiner Vorfäter modern!“

Gleich von vornherein fiel mir der äußere Ernst und die gemessene, bestimmte Haltung des Friesen selbst im Gegensatz zu seinem nächsten Nachbar, dem Sachsen von Göttingen und Göttingen, auf. Ich glaube zwar, daß ein munterer Schwabe oder ein lebenslustiger Ostfriesländer schwerlich in dem norddeutschen Niedersachsen einen besonders munteren Menschen anzuerkennen gewohnt sein möchte, allein solche Dinge sind immer à proportion, und hier zu Lande wird der „traute“ Fries mit dem „heiteren“ Niedersachsen stets contrastiren.

„Noch dießhalb der Eider“, heißt es in hiesigen Büchern, „zeigt sich den munteren und leichtsinnigen Charakter der Niedersachsen.“ Jenwärts aber merkt man schon den tiefen und tüchtigen friesischen Ernst.

Ein Herr, der unter diesen Leuten geboren und erzogen worden war und unter ihnen sein ganzes Leben zugebracht hatte, sagte mir, in dieser Beziehung, wie überhaupt in ihrem ganzen Wesen und Benehmen, seien die Friesen von den Sachsen so grundverschieden, daß er es übernehmen wolle, auf seiner Insel, wo fränkische und sächsische Bevölkerung seit langer Zeit gemischt sei, sogleich von jeder Familie auf den ersten Anblick zu sagen, ob sie von friesischer oder von sächsischer Herkunft sei.

Der friesische Graf gleich, so ganz dem der Angländer, daß man darauf schwören möchte, die Engländer hätten ihn nicht aus Niedersachsen, sondern aus Friesland geholt. Vielleicht ist dieß auch mit ihrem Gange zur Hypo-

Condrie und Melanthold: den Fall: Es: soll nicht den
Friesen, wie unter den Engländern, viele unerschrockene
und sich haltende Charaktere geben: Wahrscheinlich ist
daher den Engländern die „Erziehung“ des „Minging
mouth“ aus ihres Landes, die sie höchst möglich von
den lebendigen Franzosen und den „haltigen“ Nieder-
sachsen haben können, von den Friesen eingekauft worden.

Sind die Friesen ernst und feif wie die Engländer,
so sind sie auch berechnend wie sie. Sie kennen ihren
Vorthell, und allgemein behauptet man, daß sie, wie
die Engländer, sehr ernicht darauf sind, ihn zu mahren.
Daher haben sie auch von jeder darauf gehalten, ihre
Privilegien und Vortheile zu erhalten, und wie die
Engländer politische Freiheit höher geschätzt als alles
Anderes, indem sie sagen: „loror duod, as Sicut“,
sowie die Engländer sagen: „Baitons novas shall be
alones.“

Auch viele alte Sitten existiren hier noch gerade
so, wie ehemals oder noch jetzt in England, z. B. das
Festschneiden eines Maidnigs und einer Maidnig zu
Brüfplingsanfang, von welcher Sitte man noch jetzt in
den Straßen Londons in den Verwahrungen der Schonen
feinfgerburfschen einen Ueberrest sieht.

Man behauptet allgemein, die Friesen seien wenig
offenherzig und mittheilend. Nichtsdestoweniger sind sie doch
keinesweges verstellend und lügenhaft, vielmehr Anhänger
und Freunde der Wahrheit, und sie sagen die Wahr-
heit gern Jedem, dem sie dieselbe zu sagen ein Recht oder
eine Pflicht haben. Ebenso sind auch die verschlossenen

Witten; die aber dennoch: wenn sie sich erst einmal ausgesprochen, gewöhnlich: fragen, wie es ihnen aus: Herz ist.

Die Engländer: gelten: nicht für eine Nation, die viel Aufsehen und: Pomp mit ihrer Höflichkeit: macht. Nichtswolleniger: aber: ist: doch: allen, selbst: von: gemeinen: Engländern: eine gewisse abgemessene, stets: ge: schickte: Haltung: und: ein gewisser, einen Mann: wohl: stehender: Anstand: eigen, den sie „gentlemanly“ nennen.

Es scheint es, als ob: auch: die: Griechen: bei: all: ihrem: Mangel: an: Höflichkeit: den: man: ihnen: vorzu: werfen: pflegt, durchweg: einen: Anstrich: von: diesem: edlen: gentlemanly: hätten. Selbst: die: geringsten: Bedienten, wenn: sie: begegnet, scheinen: mit: eine: sehr: wohlwollende: Höflichkeit: zu: beobachten. Man: kann: bei: den: gemeinen: Engländern: bemerken, daß: sie: ihre: Meinungen: immer: mit: einer: gewissen: Unbestimmtheit: und: Beschränkung: ab: geben, während: bei: den: Franzosen: meistens: von: Unge: heuren: stattfindet, indem: sie: ihre: Ansichten: und: Ueber: zengungen: mit: Lebhaftigkeit: und: einer: entschiedenen: Be: stimmtheit: äußern.

„Ich weiß es nicht gewiß“, sagt der Engländer, „aber ich fürchte (I am afraid), fast ist es so, wie Sie sagt;“ — „Ich darf wohl sagen (I dare say), daß es fast ist“ — sind einige von den vielen, die Behauptung milderen und bedingenden Redensarten, die bei den Engländern so beliebt und häufig sind.

Ganz so sprechen die Griechen. Es ist viel eines Tages recht auf, als ob in: unserem: Deutschen: branne.

Das brennende Haus war in unserer Nähe, und die Feuer- und Rauchsäule quoll hoch aus dem Schornstein hervor. Ein Mann, der die gesehen hatte, war in dessen Hause ich mich eben befand, wollte mich davon in Kenntniß setzen. Wäre er nicht ein Erlauf gewesen, so würde er wahrscheinlich die Thür noch aufgerissen und Wache schreiend hineingerufen haben: „Ach Herr Jeremie! Kommen Sie doch schnell heraus, da steht ein Haus in unserem Orte in hellen Flammen.“ So aber machte er, wie gewöhnlich, meine Thür behutsam auf, und sich den Kopf tragend, sagte er mit besorgter Miene, aber in ruhigem Tone: „Ich bin bange (I am afraid), es brennt im Orte.“ — „Was?“ sagte ich, „ein Haus?“ — „Ja, ich vermute“ (I dare say). — Ich trat vor die Thüre und sah die sprühenden Funken.

Ueberhaupt war die Anfranzung, die diesen Vorfall in unserem Orte verursachte, wie mir es schien, ziemlich charakteristisch für die Eriessen. Da seit Menschenverden kein Brand in ihrem Städtchen gewesen war, da ihre Häuser alle unter Stroh standen, und da noch dazu der gewöhnliche heftige Insekten in der Luft herrschte, so fürchteten sie die Flamme nicht: sie schickte gleich über alle ihre Dächer vertheilt, und die ganze Bevölkerung war im höchsten Grade beängstigt und erschreckt. Die Weiber und Mädchen hatten sogleich die Thürnen in den Augen und schluchzten still für sich hin, selbst die in ganz entfernten Häusern. Die Männer, welche nicht unmittelbar bei den Köschankstuden beschäf-

ligt waren, sahen sauer aus, wie Leute mit gepresster Brust, und trugten sich hinter den Ohren. Selbst als die Gefahr vorüber war, sah ich noch manches Mädchen im Stillen weinen und sich die Thränen wischen. Dabei aber war nirgends ein lauter Schreiausbruch, ein Schreien und Toben, wie vielleicht bei gleicher Veranlassung in Italien, zu hören, eben so wenig, als dies in England bei einem solchen Vorfalle stattgefunden haben würde.

Die Engländer thun sich jetzt weit mehr auf das Wort zu Gute, das sie aus der französischen Romane manie bezogen, als auf das, welches ihnen vor den Mäuren der Elbe, Weser und Nordsee zuströmte. Ihrer Gelehrten und Sprachforscher wohnen der Geschichte der Normannen weit mehr Aufmerksamkeit, und ihre Louisten haben schon viele Werke über antiquarisch-linguistisch-ethnographische Reisen, die sie in Frankreich machten, herausgegeben. Rantzmann von ihnen aber ist es eingefallen, eine solche Reise im Lande Godesen, im Lande Göttingen, Löttingen und Böhningen, in Dithmarschen, Oberpflät, Jühr und Nordfriesland und in dem westlichen Holstenden unbeachteten Inland zu machen; um da der Spuren und Ueberreste ihrer Abkunft eifrig nachzuspüren.

Die angelsächsischen Forschungen unserer deutschen Gelehrten finden in England weniger Anklang als die normännischen Studien der Franzosen. Dr. Johnson, der das beste Wörterbuch der englischen Sprache herausgab, verstand weder hochdeutsch, noch holländisch, geschweige denn friesisch, jütisch und dänisch.

Zeit der normannischen Eroberung verhalten sich England und Deutschland ganz umgekehrt. In der hiesigen Eroberung beschäftigten sich die angelsächsischen Gelehrten in England sehr viel mit Deutschland, und wie Deutschen, die wir damals noch Barbaren waren, schwiegen über die angelsächsische Auswanderung, so daß wir jetzt, wenn wir die alten englischen Dichten nicht hätten, fast völlig unwillig über jenes Ereigniß wären. Durch die normannische Eroberung wurde alles Kontingende in England normanno-französisch, und nun grübeln wir hinten wie über die deutsche Herkunft der gabbarren Masse unserer transarctischen Colonisten, gegen welche Vorurtheile die Engländer bis auf diesen Tag gleichgültiger geblieben sind. Natürlich gab es indes Ausnahmen, und eine solche war z. B. jener auf den friesischen Büscheln wandernde Engländer, den ich oben anführte, und dann der bekannte Dr. Junius, der sich umher Jahre unter den Friesen aufhielt.

Ich sage, wenn man so, wie Dr. Junius, jahrelang unter den Friesen lebt, kommt man, da der Mensch immer geneigt ist, das Nächstliegende zu abstrahiren und das Entfernte gar nicht zu berücksichtigen, sich hinter eine einmal gefasste Idee zu verschangen, sie zu seiner Lieblingsidee zu machen und sie einseitig zu vertheidigen, leicht zu der Meinung, das Wissen sei von Engländern sei friesischen Ursprungs.

Manche Männer, welche wiederum mit sich selbst so viel beschäftigt sind, welche die Nothwendigkeit ihres eigenen

moralischen und politischen Zustandes mit dem der Engländer deutlich einsehen und von der Ähnlichkeit mit anderen Nationalitäten eine weniger klare Vorstellung haben, kommen ebenso leicht zu dem Glauben, die Engländer hätten Alles von ihnen empfangen.

Bei den Niederländern und Franzosen findet man wieder Aehnliches. Ich will daher nun zwar nicht behaupten, daß die Engländer, durch die Wank reines friesisches Volkthum wären; allein ich glaube behaupten zu können, daß die Masse der englischen und überhaupt der europäischen Völker auf die Stelle, welche die friesischen Völkertheile in der englischen Abstammung spielen, noch nicht so aufmerksam gewesen sind, als es die Sache verdient.

Selbst die ältesten englischen Annalen erwähnen des Friesen kaum: Fast immer ist nur von Angeln und Sachsen, und allenfalls von Jüten die Rede; die Friesen scheinen fast übersehen zu sein. Viele Theile des nordwestlichen Landes bekamen ihren Namen von den Sachsen, und das ganze Land erhielt den seinen erstlich von den Angeln, nicht einmal eine Provinz wurde nach den Friesen benannt.

Es giebt mehrer Tausend germanische Worte, die in der englischen Sprache ganz das Gepräge haben, welches sie noch jetzt bloß in der friesischen Sprache besitzen. Viele Phrasen bilden sich in dem Munde der Engländer noch heutigen Tages ganz so, wie sie sich im Munde der Friesen gestalten; und bei

ganze Gang der Ideen, wie er sich in der Conversationweise halber Völler darlegt, hat ungenügend viel Ähnlichkeit.

Der körperliche Habitus, das ganze Betragen und Wesen der Friesen erinnert auffallend an das der Engländer.

Die Friesen bewohnten zu der Zeit, als die germanische Völkerverwanderung nach England hinüberging, den ganzen Küstenreich von der timbrischen Halbinsel bis nach Holland hin, den noch heutiges Tages ihre größtentheils zu Niedersachsen ausgewanderten Nachkommen einnehmen. Es wäre doch sonderbar, wenn jene Völkerverwanderung über die Köpfe der Friesen hinweggegangen wäre, ohne sie mit sich fortzuführen. Und zwar wäre dieß um so sonderbarer, da sie gerade den Küstensaum inne hatten und als uralte Völker eben vorzugsweise im Besitze der Mittel waren, durch die jeder Zug nach England sich bemerkbar machen mußte. Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß die Friesen, diese uralten Booten-, Fischer- und Wegweiser auf der Nordsee, den aus dem Innern hervordringenden Angeln und Sachsen als Schifführer und Kommandanten, und daß auf diese Weise viele von ihnen mit nach England hinübergeführt wurden.

Jene friesischen Worte in der englischen Sprache und nicht wenige Namen von Orten und Localitäten, die in England noch eben so lauten, wie in Friesland, sind handgreifliche Zeugnisse dafür. Daß die Friesen selbst so wenig bei dieser Expedition genannt wurden, mag sei-

nen Grund zum Theil darin haben, daß man sie mit dem größeren Volkstamme der ihnen benachbarten Sachsen in Eins zusammenfaßt.

Vielleicht mochten auch schon damals, wie noch jetzt die Friesen die Eigenthümlichkeit haben, sich in öffentlichen Schriften nicht viel hervorzuthun, und sie mochten sich das literarische Scepter schon bei Zeiten von den Sachsen aus den Händen haben raissen lassen. Wenn sie aber, ohne genannt zu werden und ohne selbst die größere Masse der Auswanderer zu bilden, den Engländern ihr eigenes Gepräge so fest aufdrückten, so wäre ja: dieß nicht das erste Beispiel, daß wenig genannte und kleine Massen doch, in der Stille einen größeren Einfluß abteten als häufig genannt und größere, gleichsam wie in dem Runsch die kleinere Masse des Staus stärker durchschmeißt als die größere der anderen Flüssigkeiten.

Ich erkundigte mich vielfach unter den Friesen, auch auf den entferntesten, England zunächst liegenden Inseln, ob sich nicht noch irgend eine Sage in Bezug auf den Auszug nach England erhalten habe. Aber Niemand wußte irgend etwas davon, vielmehr versicherte man allgemein, und es gilt dieß auch bei allen gelehrten Landeseinwohnern als ausgemacht, daß keine Spur einer solchen Volks Sage, weder unter den Friesen noch unter den Sachsen, Angeln und Jüten, vorhanden sei.

Dieß ist wirklich merkwürdig und fast unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß damals doch gewiß der Zug von Hengist und Horsa den Leuten viel zu sprechen gab. Wäre dieser Zug bloß ein einfacher Wyfingcr Zug ge-

wesen, und hätten die Leute nie wieder von diesen Wunderväbern gehört, so ließe sich die Sache allenfalls erklären. Sie könnten, von uns befragt, dann antworten: „Was fragt Ihr uns darüber? Wir senden so viele Wunderväber von unserer timbrischen Halbinsel in alle Welt aus; einige von ihnen kommen zurück; andere nicht; einige gründeten in Amerika Colonien; andere drangen in viele andere Länder ein. Es ist möglich, daß einige von ihnen das große britische Volk überbrachten. Wir kümmern uns darum nicht und leben hier still für uns weiter.“

Ich sage, sie können sich nicht so entschuldigen. Denn es kam ja eine britische Botschaft in's Land, um die kühnen Anführer zum Beistand gegen die Vikten und Sooten aufzufordern, Hengst und Horsa selbst keffen nachher Mancherdel von sich hören, sendeten Botsen zurück, forderten mehr von ihren Landsleuten auf nachzukommen, und die Kunde, daß sie im Begriff seien, ein großes Land zu erobern, mußte, so denkt man, einen mächtigen Eindruck auf die Zurückbleibenden machen und ihnen höchst wunderbar und unvergeßlich erscheinen.

Auch mußte, so scheint es, der Eindruck um so bleibender sein, da wenigstens die Angeln und Sachsen nachher keine solchen großen Auswanderungen unternahmen, wie sie die Dänen und Normänner noch lange hindurch fortsetzten. Hat sich doch eine Menge alter Sagen und Geschichten, die alles historischen Grundes entbehren, von Göttern, die nie existirt haben, ja von gespenstlichen und spukhaften Wesen, weit länger und mit einer fast unzer-

lebhaften Lebensfähigkeit erhalten, während das Untere
 ten an jenes so folgenschwere Ereigniß im Volke völlig
 verschwand.

Ich weiß wohl, daß wir fast immer die Ge-
 schichte der Herkunft der Colonisten nicht sowohl im
 Mutterlande als vielmehr bei den Colonisten zu studiren
 haben. In Mexiko hatte man schwerlich genaue
 Nachrichten von dem Auszuge des Aeneas und sei-
 nen Colonisierungsgründungen, während die römischen Sa-
 genzähler und Forscher bis zu der Zerföhrung von
 Troja hinauf gingen. Solche Forschungen gehen immer
 schiefwärts.

Wenn eine Familie einen Sprößling in die Fremde
 schickt, so bemüht sie sich nicht besonders, alle Umstände
 seiner Abfendung im Familienarchive genau zu verzeich-
 nen. Dieser Sprößling aber und seine Nachkommen;
 wenn sie im fernem Lande groß werden, bemühen sich
 dann um so mehr, dem Ereigniß der Lostrennung nach-
 zuspüren. Ich wundere mich also nicht, sage ich, daß
 wir die genauen historischen Details über die angelsäch-
 sische Auswanderung bei den Engländern suchen müssen,
 um so weniger, da sie frühzeitig gebildete Christen wurden,
 aber ich wundere mich, daß die Griechen, Angels, Sack-
 sen und Jüten uns nicht einmal eine dunkle Sage
 davon aufbewahrt haben.

Das Einzige, was einer solchen Sage ähnlich steht,
 ist die Nachricht, die hier von den Leuten häufig wieder-
 holt wird, daß Hengist und Horsa damals sich in der
 schleswigschen Stadt Lunden eingeschifft hätten. Allein

wahrscheinlich ist diese Erzählung nicht für eine solche Volkssage zu halten. Es giebt Sagen, die von unten her auf vom Volke her sich in die Kreise der Gelehrten: einbringen, und da zur Historie gestempelt werden; und umgekehrt giebt es Erzählungen, welche die Gelehrten schmiedeten und die dann durch Bücher und Schulen unter dem Volke verbreitet und so zur allgemeinen Sage werden.

Es scheint, als hätten sich die Gelehrten in spätester Zeit vielfach darüber gestritten, wer und von welchem Stamme Hengist und Horsa eigentlich gewesen wären und in welchem Hafenorte sie sich eingeschifft hätten, um nach Britannien zu gehen, so wie man sich in alten Zeiten den Kopf darüber zerbrach, in welchem Hafen Daedalus sich einschiffte, um nach Kleinasien hinüber, und weiter nach Indien zu fahren.

Fast jede Provinz hat nun in ihrem Ländchen einen Hafen gefunden, von dem man bequem nach England hinüber kommen kann, und diesen Hafen dann für den Hengist- und Horsahafen erklärt.

Einige suchen ihn an der Weser, Andere an der Elbe, noch Andere vielleicht an der Ems. Hier glauben, wie gesagt, Einige, ihn im Hafen von Londern, Andere wieder in dem ehemals berühmten Städtchen Hellingstedt an der Treene*) gefunden zu haben.

*) Uebrigens darf man sich nicht verwundern, daß die alten Chronikenschreiber dieser nordalbingischen Lande um die Einschiffung von Hengist und Horsa so gut Bescheid wiffen.

Man schreibt es nicht nur in Büchern, sondern lehrt es auch, wie ich mich selbst einmal in einer historischen Unterrichtsstunde, der ich in Schleswig'schen belohnte, überzeugt habe, in Schulen. Der Schullehrer fragte die Kinder: „In welcher Stadt schiffen sich Hengist und Horsa ein?“ — „In Londern.“ — „Was zeugt hierfür noch heutiges Tages?“ — „Die Spieler-Straße.“ — „Wie so dieß?“ — „Man kann sich eigentlich jetzt in Londern nicht einschiffen, weil die Stadt mehr als 3 Stunden vom Wasser entfernt liegt. Allein die Spieler- oder Speicherstraße zeigt in ihrem Namen, daß sie ehemals Speicher, folglich Seehandel, Schiffe und Meerwasser zur Seite hatte, und sonach gingen Hengist und Horsa von hier nach England.“

Auch darüber streitet man sich, welche Nation denn eigentlich Hengist und Horsa sich zuschreiben könne. Sowohl die Jüten, als die Schleswiger und Holstiner nehmen diese Helden für sich in Anspruch.

Sie wissen sogar genau von dem Zuge der Cimbern und Teutonen Bescheid. Dankwerth spricht über dieses Ereigniß ungefähr, als hätte er es selbst als Zeitgenosse mit angesehen. „Die Leute,“ sagt er, „sind damals in hellen Haufen aus dem Lande gezogen, haben ganz Frankreich durchkreift und darauf mit den Römern einen schweren Krieg geführt, ihnen 5 bürgermeisterliche Armeen, deren jede 40,000 wohlgerüstete Mann gehalten, erlegt, dabei der eine und andere römische Bürgermeister geblieben.“ Andere Chroniken geben sogar genau an, wie viel Hundert Mann aus jedem Landestheile mit nach Italien gezogen seien: 4800 aus Dithmarschen, 3800 aus Wagrien, eben soviel aus Friesland u. s. f.

Es mag übrigens denen, die es nicht wissen, interessant sein, zu hören, daß beide Namen noch heutiges Tages in Holstein vorkommen. Ein dänischer Oberst erzählte mir, daß er in seinem Regimente in derselben Compagnie zwei Soldaten gehabt habe, von denen der eine Hengst, der andere Hors geheißten. Der Zufall habe es sogar gewollt, daß beide in ihrer Compagnie, wie Gaster und Pollux, dicht neben einander ihren Platz gehabt hätten.

Der Riesenbaum England hat seine Wurzeln auf der ganzen Länderstrecke zwischen der Bretagne und Norwegen liegen. Ueberall, wo man an irgend eine Stelle dieser Küsten kommt, glaubt man Spuren von den Vorvätern dieses Riesen zu entdecken. Und in der That sind deren auch noch so viele, daß, sollte England seine Einwohner einst sämmtlich verlieren, diese Länder, wenn sie ihre Bevölkerungselemente wieder zusammenthäten, noch einmal eben solche Engländer hervorbringen könnten.

Wenn die Bretagner, die Normannen, die Flandländer, die Friesen, die Sachsen und Jüten noch einmal ihre Colonisten nach der großen Insel schickten und ihre Söhne und Töchter sich unter einander verheiratheten und vermischen ließen, so würde nach ein paar Jahrhunderten wieder eine englische Nation daraus entstanden sein.

Schulbesuch.

Ich lernte in Friesland fünf Schullehrer kennen, und diese waren alle ganz geschelte, aufgeklärte und strebsame Leute, und ich glaube nicht, daß sie in Kenntniß und Bildung den Dorfschullehrern bei uns nachstanden. Man sagte mir, daß im Holstein'schen die Schullehrer im Ganzen genommen nicht so gut gestellt wären, wie hier. Dort nämlich hätten sie häufig noch sehr kärgliche Gehalte und dabei zuweilen nach uralter Weise nur einen sogenannten „Wandeltsch“, vermöge dessen der arme Schullehrer berechtigt sei, heute bei diesem, morgen bei jenem Bauer des Dorfs seinen Hunger zu stillen. Dort würde auch der Schullehrer, ebenso wie der Prediger, nicht von der Gemeinde gewählt, sondern vom Gutbesitzer bestimmt. Denn wenn dieser auch mitunter sich das Mitsprechen der mitberechtigten Bauergutbesitzer gefallen lassen müsse, so überflügle er sie doch in der Regel durch die Geltendmachung der vielen sogenannten toten Stimmen, die ihm zugefallen seien.

Gewöhnlich habe nämlich der Gutsherr im Laufe

der Zeit eine Menge Bauernhöfe eingezogen und exercirte dann auch die Stimmen dieser Höfe, die sogenannten todtten Stimmen, deren derselbe zuweilen 12, 20 und mehr habe.

Das Rechnen und die Mathematik sollen zwar insbesondere auf den friesschen, dann aber auch in allen schleswig'schen Schulen vorzüglich gut gelehrt und gelernt werden, und ich selbst wohnte einem Examen zehnjähriger Dorfskaben in der Algebra bei, dessen Resultate mir sehr wohl gefielen.

Nicht nur das ganze Seewesen, sondern auch die Dreischäfte erfordern zu ihrer Betreibung und zu ihrer Besetzung mit tüchtigen Beamten eine Menge von Leuten, die mit Zahlen und Figuren umzugehen verstehen müssen. Ebenso mag der Umstand, daß alle diese Marschleute in der Regel ihre Communen selbst verwalten und die finanziellen Posten mit Leuten aus ihrer Mitte besetzen, der Blüthe der Arithmetik unter ihnen Vorſchub thun.

Bei einem historischen Examen, wo ich den Lehrer bat, die Landesgeschichte vorzunehmen, wurden die kleinen Dorfskaben darüber befragt, was die Ursachen zu den vielen Auswanderungen aus Jütland gewesen sein möchten. Sie mußten eine Schilderung des Landes entwerfen, wie es im Inneren mit Felde und dichten Wäldungen bedeckt gewesen sei, wie man nur die Küste habe bewohnen und bebauen können, wie daher die Leute an ein ausschweifendes Seeleben gewöhnt worden seien, wie sie den Ackerbau nicht gut verstanden hätten, und wie daher oft Hungersnoth unter ihnen ausgebrochen wäre. Sie hätten daher fast

schwerer auf ihren Erwerb von der See rechnen können als auf ihre Ernten vom Acker und wären so in Zeiten der Hungersnoth wie die Bienen übers Meer hinweggeschwärmt. Man könne jetzt noch sehen, sagte der Schulmeister, daß es so gewesen sei, denn noch jetzt nähme das Fahren übers Meer da ab, wo der Ackerbau sich verbessere, und sei da am häufigsten, wo der Ackerbau am wenigsten Nutzen abwerfe.

Ich machte bei dieser Gelegenheit die Beobachtung, daß alle diese nordischen Gegenden in jetziger Zeit sich zu ihrem früheren Charakter gänzlich umgekehrt verhalten. Sonst nannte man diese Länder wegen der unaufhörlichen Völkerschwärme, die sie aussandten, ein „Völkermagazin.“ Einst gingen die Cimbern aus dieser Halbinsel nach Italien, die Angeln und Sachsen nach England, die Normannen (Jüten, Dänen, Norweger) nach Italien, Frankreich, Constantinopel, Rußland, England, Amerika, mit einem Worte in die ganze Welt, und jetzt ist es kaum möglich, auch nur einen norwegischen oder jütischen Bauer zu bewegen, sein Vaterland zu verlassen und es mit einem fremden Lande, selbst wenn es besser sein sollte als seine Heimath, zu vertauschen. Es ist auffallend, daß diese Auswanderungsunlust gerade so weit zu gehen scheint, wie die dänischen Staaten, denn auch Schleswig und Holstein stellen kaum einen Mann zu den Schwärmen von Deutschen aller Stämme, die jährlich von Bremen und Hamburg, von Rotterdam und Havre de Grace aus nach Amerika übersetzen.

Der Lehrer gab seinen Schülerinnen auf, irgend eine kleine Geschichte, die sie aus der Schule wußten, auf ihre Tafeln zu schreiben. Ich las einige davon. Die eine hatte Abraham's und Isaac's Geschichte niedergeschrieben, eine andere die von Adam und Eva, eine dritte die von Joseph und Potiphar's Weibe. Ich konnte diese Geschichte, welche das kleine Mädchen so natü erzählt hatte, daß ich sie fast hier wiedergeben möchte, nicht lesen, ohne daß es mir einfiel, wie wunderbar es doch der Frau jenes Aegypters vorkommen müßte, wenn sie hier nach 3000 Jahren auf einer entlegenen kleinen Insel die Bauernkinder sich noch mit dem beschäftigen sähe, was sie damals in einem schwachen Augenblicke mit Joseph in stiller Kammer, von Niemandem belauscht, zu treiben glaubte. Da kann man recht sagen: es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an's Licht der Sonnen.

Diese alten ägyptischen und israelitischen Geschichten haben ein außerordentliches Schicksal. Obgleich es Geschichten sind, die in einem Winkel der Welt von obskuren Menschen ins Leben gerufen und geschrieben wurden; so sind sie doch für undenkliche Zeiten das Gespräch der Menschheit geworden.

Indeß muß ich gestehen, ich bedauere es, daß diese Geschichten, die als religiöse gleichsam an der Spitze unseres ganzen Bildung stehen, sowohl im Allgemeinen nicht bedeutungsvoller, als auch namentlich für unsere Zustände nicht beziehungsreicher sind. Wir fielen die kleinen Kinder der griechischen Inseln ein, denen ein Athenaischer oder Spartanischer Schulmeister vielleicht einmal

aufgab, die Jugendgeschichte vom Merkur oder die Erzählung von Amor und Psyche, oder die Mythe von Apollo und dem Marsyas niederzuschreiben. Wie mußten solche Geschichten bildend auf das Gemüth der griechischen Kinder wirken! Was soll aber, ich frage jeden vorurtheilsfreien Menschen, ein Kind für einen Eindruck empfangen von einem Vater, der seinen Sohn schlachten will, oder von der Frau Boitphar's, die mit Joseph ein Liebesverhältniß anzuknüpfen wünscht?!

Natürlich wurde Alles in hochdeutscher Sprache getrieben, und ich befragte darum den Lehrer, wie er den Kindern diese Sprache beibringe. Er sagte, wenn sie in ihrem sechsten oder siebenten Jahre zu ihm kämen, so könnten sie in der Regel nichts als Friesisch, höchstens noch etwas Plattdeutsches, doch hätten sie wohl schon hier und da das Hochdeutsche bei ihren Aeltern oder sonst wo zu vernehmen Gelegenheit gehabt und dadurch ihr Ohr etwas daran gewöhnt. Zunächst müsse er ihnen nun die erste Anleitung friesisch geben, und er sage ihnen deshalb einige deutsche Wörter und Redensarten. Allmählig schlichen sich mehr bei den Kindern ein, besonders mit Hilfe der ältesten Schüler, da es Gesetz sei, daß sie alle, so lange sie in der Schule wären, nichts als hochdeutsch sprechen dürften. Nach und nach würden sie dann fast von selbst perfect darin.

Aus dem, was ich oben über die verschiedenen Grade dieser Perfection bei den erwachsenen Friesen gesagt habe, mag man sich nun selbst denken, auf welche verschiedene Weise die Friesen später das Hochdeutsche

zum Theil wieder verlernen. So viel ich von alten Leuten habe erfahren können, ist das Hochdeutsche hier erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Schulen und dadurch auch recht in das Volk eingeführt worden.

Einzelne Gebildete mögen sich in ihren Schriften und zum Theil auch in der Conversation schon früher desselben bedient haben; ja mehre alte Männer und Frauen haben mir gesagt, daß ihnen sogar in ihrer Jugend die Schulsachen noch friesisch und plattdeutsch erklärt worden seien, und daß die Lehrer gemeinlich diese beiden Sprachen mit ihnen gesprochen hätten, einzelne Theile des Unterrichts aber wären auch damals schon hochdeutsch gewesen. Die Predigt war bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts plattdeutsch, und man findet auch alle Inschriften auf den Gräbern und in der Kirche bis dahin in dieser Sprache abgefaßt.

Die plattdeutsche Sprache ist hier im Norden überall zuerst über die Friesen und Dänen hinaus gewachsen und hat der hochdeutschen den Weg gebahnt. Diese hochdeutsche Sprache ist dann der plattdeutschen überall nachgeschlichen und hat ihrerseits diese wieder verzehrt. Sie ist zwar mit diesem Verzehren noch nicht ganz zu Ende, wird es aber gewiß zu Stande bringen; denn es ist nicht zu vermuthen, daß bei der Entwicklung, die jetzt unsere Schulen gewonnen haben, diese beiden Sprachen sich in ein bleibendes Gleichgewicht setzen werden. Die niedersächsische weicht der hochdeutschen überall.

Es giebt also hier drei verfallende und weichende

Sprachen, die friesische, die niederdeutsche und die dänische, die sämmtlich zu den ältesten germanischen Sprachen gehören, und über ihnen schwingt die jüngere Tochter, die hochdeutsche Sprache, triumphirend ihr Banner.

Ich hatte noch in anderen Theilen von Schleswig Gelegenheit, zu sehen, daß die niederdeutsche Sprache die Vorläuferin des Hochdeutschen ist, und daß dieses ihr auf den Fersen nachgeht und sich wie ein Ruck in die Reiter setzt, welche sie bereitete.

Es wäre gewiß eine dankenswerthe Arbeit für einen Sprachforscher und Historiker, die Geschichte der Entwicklung der hochdeutschen Schriftsprache, ihres Fortschritts und namentlich ihres Sieges über die niederdeutsche zu schreiben, wie sie die deutschen Dialekte verdrängte und wie sie sich namentlich jetzt und vor unseren Augen und Ohren im Munde aller Deutschen immer reiner, wohlkautender und einformiger herstellt.

Unsere Nachkommen, die vielleicht vereinst in dem einigen Deutschland leben werden, wovon wir nur träumen, werden möglicher Weise sagen, daß wir Zeugen eines der interessantesten Proceffe und merkwürdigsten Phänomene waren, die in der Weltgeschichte vorgekommen sind, und daß wir unsere Ohren und blöde Augen hatten und dieses Phänomen in seinen Einzelheiten und in seiner ganzen Großartigkeit aufzufassen und die Materialien zur Schilderung des Vorgangs zu sammeln verabsäumten.

Wir leben in einer höchst merkwürdigen Zeit, auch in Beziehung auf die Sprachen. Man muß es Tausend

Mal wiederholen, damit es immer wieder erweckend an unsere Ohren schlage, die sich so leicht von dem Getreibe der Gegenwart betäuben lassen, und die eben diese Gegenwart als etwas ganz Gewohntes und Natürliches hinnehmen. Solche Proceffe wie in Deutschland gehen allenthalben vor sich, und ich weiß in allen Ländern Annalen und Chroniken, die man zu führen unterläßt. Kein Mensch z. B. weiß in Wales oder in Irland anzugeben, in welchem Jahre die irische oder wälische Sprache in diesem oder jenem Dorfe ausstarb, wo man hier und wo man da zuerst englisch predigte, converfirte oder schulmeisterete. Und doch sollte man dieß Alles genau aufzeichnen und protokollieren; denn wenn dereinst das reine Englisch durchweg in ganz England, Wales, Schottland und Irland diejenige Herrschaft, nach der es offenbar strebt, errungen haben wird, dann wird es den Forschern sehr interessant sein, bestimmt und deutlich, Punct für Punct und Schritt vor Schritt, die Entwicklungswelse dieser Herrschaft darstellen zu können. Verfahren wir aber fernerhin so nachlässig wie jetzt, so wird es nicht möglich sein, diese Geschichte zu schreiben.

Die großen Schriftsprachen Europas, die deutsche, englische und französische, opertren jetzt in Folge der Entwicklung unseres ganzen Culturzustandes, in Folge unserer Schuleinrichtungen, unserer weit verbreiteten Bildung, unserer Journale und unserer Bucherschreiberei, gegen die Dialekte und untergeordneten Sprachen auf eine Weise, wie nie zuvor, und es ist wahrscheinlich, daß sie

die großen Gebiete, in denen sie schon jetzt dominiren, einmal vollständig säubern und in Besitz nehmen werden. Danach werden diese großen Sprachen, die jetzt noch überall im Kriege mit den kleinen begriffen sind, vielleicht selbst mit einander um die Oberhand zu ringen anfangen. Und — wird daraus endlich die allgemeine europäische Weltsprache entstehen, von der schon Manche geträumt haben?

Ich habe bei den meisten wohlhabenden friesischen Bauern eine kleine Bibliothek gefunden, die mich durch ihre Ordnung und Auswahl an die ganz ähnlichen Bibliotheken erinnerte, welche ich bei schottischen Dorfbewohnern zu sehen Gelegenheit hatte.

Nicht selten fand ich eine ganze Reihe von historischen, geographischen und anderen belehrenden Schriften, sowie Wörterbücher verschiedener Art; natürlich gab es darunter auch Seemannsbücher, d. h. Navigationschriften über Steuermannskunst, Mathematik, Astronomie u. s. w. Auch habe ich hier Bücher und Journale aus verschiedenen Lesegesellschaften gesehen, die sich über die Inseln verbreitet haben und deren Mitglieder sich von Insel zu Insel Bücher zuschicken.

Natürlich hören und sehen diese Insulaner als eifrige Touristen immer viel von anderen Ländern und Nationen, und nichts regt mehr die Wissbegierde auf als die Gelegenheit zur Vergleichung verschiedener Länder und Zustände. Werden sie dann alt und müssen sie zu Hause bleiben, so denken und lesen sie gern über alles Gesehene nach.

Ein gewisses Buch findet sich neben der Bibel und dem Gesangbuche fast in jedes frösiichen Schiffers Hause; das ist das Buch, dem sie einen Titel gegeben haben, der sonst eigentlich nur der Bibel zukommt. Sie nennen es „Schatzkästlein“ und verstehen darunter ein Buch, das dem Seefahrer den ersten Unterricht in seiner Kunst und Wissenschaft ertheilt. Es sind meistens alte holländische Navigationschriften, die sich allmählig auf diesen Inseln eingenistet haben, und die Leute haben keinen andern Titel für diese Bücher, als den des Schatzkästleins, welcher Name für ein Seevolk bezeichnend zugleich und natürlich genug ist.

Die Halligen.

Von Föhr aus hat man auf keiner Stelle einen freien Blick ins offene Meer. Die benachbarten Inseln liegen in einer Entfernung von einer oder ein paar Meilen, und da diese Inseln ungemein flach sind, so erscheinen sie in der Ferne nur wie ganz schmale, dünne Streifen, eben so wie auch das Festland. Daher sagte mir auch Jemand: „Nun wenn man auch nicht das ganze Meer vor sich sieht, so ist doch das ganze erste große Stück bis auf eine Meile und weiter vollkommen frei. Dann kommt am Ende einer jener dünnen Inselstreifen, den ich kaum bemerke und von dem ich leicht abstrahiren kann. So genau darf man die Sache nicht nehmen. Ich finde, daß dieses Binnenmeer doch wenigstens eine beinahe unbeschränkte Aussicht gewährt und daher meiner Phantasie ebenso gute Dienste leistet, wie der völlig freie Ocean.“

Aber wer so raisonnirt, kennt nicht die Gesetze der Phantasie. Jener feine dünne Strich Landes, der sich überall an dem Horizonte hinzieht, ist hier auch überall ein wahrhaft dicker Strich durch die Rechnung.

Die Einwirkung aller solcher gewaltigen Naturschauspiele besteht erstlich in den großartigen Erscheinungen, welche die Augen gewissermaßen handgreiflich vor sich haben, und zweitens in dem weiten Spielraume, welcher der Phantasie dabei gelassen wird.

Jene Inseln umher verhindern nun Welbes; denn erstlich gestatten sie nicht den großen Wogen des Oceans, so frei und majestätisch heranzurollen wie anderwärts, und zweitens lassen sie die Phantasie, die sich gern ins Unbegrenzte dieser weiten Wüste hinausschwingen möchte, schon in der Entfernung einer Welle wieder auf den Strand laufen.

So wunderbar gewählt der Vergleich auf den ersten Blick scheinen könnte, so möchte ich doch die Phantasie mit einem Wallfische vergleichen.

Dieses Thier ist nicht so groß, als daß man nicht glauben sollte, es könne recht bequem in einem Welther von einigen Stunden Umkreis sich bewegen. Dennoch ist ihm in der That nicht einmal ein Meer wie die Ostsee groß genug; es bedarf zu seinen Bewegungen und zu allen seinen Operationen der unbegrenzten Räume des großen Oceans.

Auf die nämliche Weise stößt sich auch die Phantasie auf einem Binnenmeere an die nahen Küsten, — selbst dann noch, wenn das leibliche Auge sie nicht einmal sieht. Auf der baltischen See wird der Reisende eben nicht von großen Emotionen ergriffen, wie er sie, auf dem stillen Meere schwimmend, erfährt, und Niemand, der dieß erfahren hat, wird leugnen, daß es ein höherer

Sonst ist, auf einer Klippe Irlands den atlantischen Ocean, der sich gegen Westen 700 Meilen erstreckt und nach Norden und Süden unbegrenzt ist, heranrollen zu sehen, als auf einem Vorgebirge Jütlands das Nordmeer, wo man in Gedanken schon nach 100 und weniger Meilen wieder auf England, Holland, Norwegen oder sonst ein Land stößt.

Die fabelhaften Halligen sind der lesenden Welt Norddeutschlands durch den Roman des Predigers Biernatzki, der einen Theil seines Lebens auf ihnen hinbrachte, bekannt geworden, so wie denn auch unsere Novellisten in neuerer Zeit sich diesem deutschen Insel-Lande überhaupt mehr zugewandt und von dorthier manche hübsche phantastereich ausgeschmückte Geschichte dem deutschen Publicum gebracht haben. Ich erinnere nur an die Schiffernovellen von Sternberg, an die Meerererzählungen von Wilkomm, an die helgolander Lieder von Seine, an die Erzählungen eines Schiffscapitains von Stahr und an mehrere andere hübsche Bücher dieser Art. Nichtsdestoweniger bleibt der Betrachtung des forschenden Prosailers hier noch manches eigenthümliche Verhältniß vorbehalten.

Ich hatte schon im Voraus so Vieles von den außergewöhnlichen Zuständen auf diesen Inseln gehört, daß ich gespannt war, sie selbst in Augenschein zu nehmen. Als ich daher eines Tages mit einem werthen Freunde ins Schiff stieg, um zu einer dieser Halligen hinüber zu segeln, hatte ich mir in Gedanken ein Verzeichniß von einigen 50 Fragen zusammengestellt, auf die ich Ant-

wort suchen wollte. Dieß waren ungefähr eben so viel Fragen, als Arago jenen um die Welt segelnden französischen Offizieren zur Beantwortung aufschrieb.

Ich will die vielen Fragen für mich behalten und dem Leser nur die wenigen Antworten hersetzen; die ich als Resultat mitbrachte.

Wir bestiegen einen Husumfahrer, eine kleine Smak, welche, wie hier so Vieles, aus Holland gekommen war. Unser Ziel war die Hallige Oland, und wir segelten daher ziemlich munter zum Hafen hinaus, in der Hoffnung, der etwas flache Wind werde sich mit der Zeit noch heben. Allein als wir in die Mitte des kleinen Binnenmeeres hinauskamen, legten sich daselbst allmählig alle Windgötter schlafen, und unser Schiff, um sie nicht in ihrer Ruhe zu stören, legte sich ebenfalls ganz allgemach auf der Wasserfläche fest. Wir hatten daher Muße genug, die interessante Scene um uns her zu betrachten.

Das Meer hatte bei dem klaren Himmel und Sonnenschein eine helle Farbe, so hell wenigstens, wie die Nordsee, die nicht so bläulich abgeklärt ist wie die Ostsee, sie haben kann. Zuweilen erscheinen die Gewässer hier fast so trübe und schmutzig, wie die Flußgewässer nach einer Ueberfluthung des Festlandes. Meistens geschieht dieß nach einem großen Sturme, der den Grund des Meeres aufwühlte; oft aber auch verbreiten sich ohne alle in die Augen fallende Veranlassung trübe Schlammtheile in den Wellen, und das Ganze gewährt nun den Anblick einer dicken und unklaren, aber be-

fruchtenden Suppe, aus der die fetten Marschen nieder-
schlagen.

Einige Male sahen wir in dieser hellglühenden
Meeresoberfläche den schwarzen Kopf eines Seehundes
hervortreten. Eines dieser Thiere kam uns sogar so
nahe, daß wir es deutlich arbeiten sehen konnten. Es
schwamm ein paar Hundert Schritte auf der Oberfläche
des Wassers hin, tauchte dann unter, arbeitete sich eine
Strecke unterhalb des Wassers fort und kam wieder
an einer anderen Stelle nach oben. Auf diese Weise, mit
Oben und Unten abwechselnd, reifen die Seehunde immer.

Beim gewöhnlichen Fortschwimmen ragt bloß der
Kopf aus dem Wasser heraus. Wenn sie aber unter-
tauchen, so kommt ein kleines Stück des Rückens dabei
übers Wasser, und man sieht deutlich, wie sich das
Thier zusammenzieht, sich etwas hebt und dann, den
Kopf voran, nach unten schleift.

Die Seehunde, welche in unsere Nähe kamen,
schienen nicht eben von großer Besorgniß und Furcht vor
uns besetzt zu sein. Wenn wir Klatschten und ihnen
zuriefen, so drehten sie, immer hastig mit den Flossen
weiter arbeitend, ihren Kopf ganz wie Hunde im
Wasser um, blickten uns an, als wollten sie fragen:
„was begehrt ihr?“ und sahen dann, in ihre alte
Lage zurückkehrend, wieder vor sich hin, als wüßten sie,
daß unser Lärm nicht viel zu bedeuten habe.

Diese Seehunde ziehen jetzt da herum, wo sonst
Lähe waldeten, und wir schiffen auf salzigen Bogen über
diesemigen Fluren weg, auf denen ehemals des Nachts

die freistehenden Halbunkelgänger die Pferde von der Wiese wegfangen, um zum Fenster ihrer Liebchen zu reiten.

Man muß sich durchaus eine genaue Seelarte von diesen Gegenden verschaffen, um das große Interesse zu begreifen, das sie dem Beobachter gewähren. — Das Meer, so wie es jetzt ist, hat dem Menschen dieses Interesse etwas entzückt, indem es den ganzen Schauplatz dieser großen Land- und Menschenströmung mit einem gleichförmigen Schleier spiegelnden Wassers überzogen hat. Aber ich sage, wirft man einen Blick auf jene genauen Seelarten dieser Länder, wo alle Sandbänke, alle Matten, Borlande und Strömungen verzeichnet sind, so wird man einen Begriff von dem, was der Seegrund birgt, erhalten. Da sieht man die versunkenen Wiesen und Auen, die noch jetzt zum Theil ihre alten Namen behalten haben und noch als Sandbänke nach den Dörfern genannt werden, die in den Fluthen verschwunden sind. Da erkennt man noch in den tieferen Einschnitten und Wasserstreifen den Lauf der Flüsse, die sonst das Land durchirrten. An ihren Ufern blühten einst Blumen, jetzt fristet an denselben Uferländern die Auster ihr schmuckloses Dasein. Man bemerkt da große breite Schlingen und Streifen zwischen den Sandbänken, die weit und lang sich erstrecken und in vielen Krümmungen sich verzweigen. Sie bezeichnen die Bahnen, auf welchen das zerstörende Element, in die Länder einbrechend, einherfährt.

Man möchte sie den Lavaströmen vergleichen, die sich an den Seiten des Vesuvus hinziehen; nur daß dort

diese Zerstörungen noch Allen klar und deutlich vor den Blicken dastehen, während man hier, um zu gleicher Erkenntniß zu gelangen, das Werk des Kartographen zu Hilfe nehmen muß.

An einigen Bänken, die höher hervorgetreten sind, glaubt man altes Ackerland zu erkennen, das sonst die Freude des erntenden Schnitters war und jetzt der Schrecken des die Wellen pflügenden Schiffers ist, der diese Höhen meiden, wie ein Feldwanderer die Löcher und Tiefen, indem er jetzt nur in jenen Rinneu sicher schiffet, in denen einst der Schrecken einhorrüllte.

Nur über die Knochen, die hier bleichen, und über die Häuser und Steintrümmer, die noch im Sande verflocht sein mögen, hat der Künstler nicht berichten können. Von ihnen erzählen die Sagen und zum Theil auch noch die historischen Erinnerungen der Menschen, die bald auf diese, bald auf jene Stelle im Myra deuteten und dabei von der traulichen Herdeshölle sprechen, welche dort vor Kurzem oder Langem im Wasser erloschen sein soll.

Von manchen dieser untergegangenen Orte wird noch gefabelt, daß man zu Zeiten ihre Glocken unter der See ertönen höre, oder daß man bei klarem Wasser noch ihre Häuser und Straßen in der Tiefe erkenne. Ja es giebt Orte, deren Ruinen sogar noch über dem Meere erscheinen sollen, wenn lange anhaltende Ostwinde das Wasser in die hohe See hinaustrieben und weite Strecken Meeresboden bloß legten.

Dies Letztere klingt allerdings glaublicher als die Wahr

vom Glockengeläut, die übrigens eine hübsche poetische Idee ist, welche merkwürdiger Weise sich in vielen Ländern, wo ähnliche Ereignisse stattgefunden haben, ganz auf dieselbe Weise erzeugt hat, und die man sowohl hier, als an verschiedenen Stellen der baltischen Seeküste, wie auch an der französischen und spanischen, ja sogar an der peruschen wiederfindet. Hier erzählt man sich diesen Umstand von verschiedenen Stellen, so z. B. von dem Orte Rongholt, der bei Nordstrand, ich glaube in der Fluth von 1634, versank und dessen Glocken nun, obgleich sie sicherlich nie einen Ton von sich geben, hier im Munde der Insulaner sowohl, als auch in den Novellen und Romanen der Schriftsteller viel Lärmen machen. Von einem anderen im Norden Frieslands versunkenen Dorfe hörte ich, daß die Glocken dort immer am Ostermorgen erklingen.

Das Meer lächelte, wie gesagt, heute sehr freundlich, und wenn uns seine blanke Spiegelfläche, die so viel Graues verschleierte, entgegenblitzte, so war es uns, als wollte es höhniisch lächelnd, wie die Feuerschürer zu Schiller's Fridolin, sagen:

„Die sind geborgen und aufgehoben!“

Das Einzige, was man noch in der Lustregion von dem unten Geborgenen gewahrt, sind die leisen Brandungen, welche man sich kräuselnd hie und da durch die ruhige Oberfläche hinziehen sieht. Diese leisen Brandungen entstehen da, wo eine Sandbank einigermaßen schroff abseht und zu einer tieferen Rinne über-

geht. Denn da das Meer hier immer voll Strömung ist, und diese Strömung untermeerisch am Rande solcher Sandbänke aufgehalten wird, so entsteht oben, wo nicht eine Brandung, doch ein leichtes Kräuseln der Wellen, das der Schiffer „Kappling“ nennt. Diese Kapplings erscheinen in der Ferne als lange gefärbte Streifen im Meere. Sie entstehen auch überall da, wo zwei verschieden gerichtete Strömungen einander treffen und sich am Rande gegenseitig in die Höhe treiben. Je nach der Richtung des Windes und der Strömungen sind diese Kapplings zuweilen stärker, zuweilen schwächer.

Wenn beim Zusammentreffen von Strömungen Wirbel entstehen, und dann zu gleicher Zeit die Wellen schroff und hoch aufschlagen, so spricht der Seemann: „die See thürmt sich.“ Es soll hier Stellen geben, wo die See sich selbst beim ruhigsten Wetter thürmt, und wo beständig die Wellen wie Zuckerhüte spitz aufspringen, zwischen denen dann kleine Boote Gefahr laufen.

Ist das Kappeln und Thürmen der See mit heftigem Ueberschlagen und Schäumen der Wellen verbunden, so sagen die Schiffer: „die See brennt“, und nennen die Sache selbst eine „Brandung.“ Um manche dieser Inseln ziehen sich drei oder vier Brandungen, die an den lang ausgestreckten Sandbänken anschlagen. „Es brannte fürchterlich“, oder auch: „die ganze See stand in Brand“, habe ich die Seeleute sagen hören, wenn sie von einem großen Sturme erzählten.

Man sollte glauben, die Leute wären doch noch keine ächten Seemänner, da sie solche Ausdrücke, die sie offenbar von der Herdeshamme, vom Backofen und von den Feuersbrünsten hergenommen haben, auf die See anwenden. Die ächten Kinder der Amphitrite, eine Nereide, ein Triton, würden gewiß umgekehrt die Wasserausdrücke auf das ihnen ungewohnte Element des Feuers angewendet und bei den Flammen und dem Funken-sprühen vom Schäumen, Strömen und Fließen des Feuers geredet haben.

Die Halligen, die wir hier sahen, hießen: Langendß und Oland. Man bemerkt von Weitem gar nichts auf ihnen als die einzelnen, auf hohen Warten liegenden Häuser, deren Ansehen schon der Römer Plinius so frappant richtig schildert, als wäre er selbst hier, wie wir, mit dem friesschen Schiffer Jilke Junk Jürgens von Wyl nach Oland gefahren. Er sagt, sie lägen bei niedrigem Wasser da, wie Schiffe, die auf den Strand gelaufen, bei hohem aber wie solche, die mitten im Wasser schwämmen.

Da die Luftzustände hier ungemein verschieden, die Luftspiegelungen sehr häufig sind, und die Halligen in der allerniedrigsten Luftschicht, welche am meisten Anlaß zu solchen Spiegelungen giebt, liegen, so zeigen sie sich fast alle Tage anders. Zuweilen scheinen sie sehr weit sich zu entfernen, und man erkennt kaum noch ihre Umrisse, indem sie im Nebel zu verschwimmen scheinen. Wieder einen anderen Tag wachsen sie hoch aus dem Wasser hervor, stehen ganz

nahe, und man glaubt, Alles an ihnen genau zu erkennen. Oft, wenn eine Luftspiegelung sie umzieht, scheint es, als hätte eine große Wassermasse die Insel überfluthet; oft werden die Häuser wie vom Boden abgehoben.

Es scheint demnach, als spiele die Luft schon im Voraus mit ihnen ein grausames Spiel, und als zerte sie bereits im Wille der Nichtigkeitsgötter eben so hin und her, wie es der Wassergott einmal in der Wirklichkeit thun wird.

Hinter den genannten Halligen liegen noch die anderen: Hooge, Gröde &c. und dahinter wieder die Insel Pelworm. Gewöhnlich bemerkt man sie nicht, weil sie ebenso flach sind wie ihre Vormänner, aber an sehr klaren Tagen, und besonders, wenn eine Luftspiegelung zu Hilfe kommt, sieht man wohl zwischen den Häusern und Burten der vorliegenden Halligen die Häuser, Mühlen und Burten der hinterliegenden hervorblicken und herüberkommen, und es scheint fast, als wollten sich drei, mit Häusern besetzte Inselkreise am Horizonte über einander legen.

Mehrere Male hat man sogar die Insel Helgoland, die doch 25 Stunden von hier entfernt liegt, bei hellen, heiteren Tagen wie ein Gespenst aus dem Meere hervorstreigen sehen. Es geschieht dies ohne Zweifel nur in Folge einer Luftspiegelung, denn der Felsen von Helgoland ist nicht hoch genug, um ohne Beihilfe einer solchen über die Krümmung eines Erdstrichs von 13 Meilen Länge hinauszuragen. Die Leute sagten, sie

sähen dann die Insel ganz deutlich vor sich liegen und konnten die einzelnen Theile des Felsens genau untersuchen.

Es ist, als wenn dieser äußerste Vorposten des Friesenlandes, der selbst früher durch einen Complex von Ländereien mit dem Continente zusammenhing, einmal sehnsüchtig herüberblickte nach seinen angestammten Brüdern, von denen er jetzt, dem Untergange geweiht, durch die Wogen getrennt ist. Ein friesischer Dichter könnte dieses merkwürdige Phänomen recht häßlich ausmalen.

Uebrigens scheint es doch eine seltene Erscheinung zu sein. Die Leute, auf die es einen starken Eindruck zu machen nicht verfehlt, haben das Jahr, wo es zum letzten Male statthatte, noch sehr wohl im Sinne. Sie sagten mir, es sei 1834 gewesen.

Wir wurden es endlich überdrüssig, auf diesem beweglichen Elemente so still zu liegen, als ob wir zwischen Felsen fest ständen; wir stiegen daher in das kleine Boot unseres Schiffes und machten uns daran, nach unserer Insel hinüber zu rudern, indem wir so viel Mannschaft, als nöthig war, um die Smat bei auffringendem Winde uns nachzuführen, nämlich einen Schiffsjungen, an Bord ließen.

Es macht eine interessante und eigenthümliche Sensation, in einem winzig kleinen Rachen auf dem Meere zu schwimmen. Es ist Einem zu Muth, als wenn man auf dem Rücken einer Rucke durch den unermesslichen Aether flöge. Als ich die Augen zum Himmel richt-

nte, bemerkte ich, daß uns ein der schönsten Phänomene über dem Kopfe stand, nämlich eine ungeheuerd Bedertwolke, die wie ein riesiger schmaler Streifen sich über das helle Himmelsgewölbe wozog.

Die Luft war vollkommen blau, und sonst auch noch wenig Gewölz tief unten am Horizont. Jene Wolke stellte sich also recht prächtig heraus. Sie war ganz wie eine mächtige Schwinge oder vielmehr wie eine Niesenseber gestaltet und hatte in der Mitte eine Rippe, von der nach beiden Seiten hin zarte flaumartige Streifchen regelmäßig in den Raum hinausragten. Diese Streifchen waren anfangs kurz und fein, wurden nach der Mitte hin länger und verloren sich gegen das Ende zu allmählig. Alles war mit so großer Sorgfalt gebaut, wie die Theilchen einer Flaumseber. Ich werde wahrscheinlich lange leben können, ehe ich wieder etwas Ähnliches zu sehen bekomme.

Gewiß ziehen solche Wolkenphänomene, die sowohl dem Forscher, der nach der Ursache fragt, als dem Aesthetiker, der ihre Gestalt bewundert, interessant wären, die aber Niemand beobachtet, weil sie nur aus Dunst und Nebel bestehen, oft über unserm Kopfe hinweg. Es ist keine Frage, daß meine von Niemanden beachtete Wolke an Pracht für's Auge selbst die größten Kometenschweife, welche Jeder bespricht, übertraf. Und was sind denn die Kometen. Anders als Dunst und Nebel?

Nach einstündiger Unterarbeit fliegen wir an das Land der Hallige, und da hier weder ein Gafen, noch

nach ein Ruck zum Vorüber des Bootes sich zeigte, so zog unser Schiffer dasselbe an's Ufer.

Die Galligen ragen zur Fluthzeit nur wenige Zoll über die Oberfläche des Wassers hervor; da wir aber mit halber Ebbe Land erreichten, so fanden wir es einige Fuß darüber erhaben, in welcher Höhe das Land in der ganzen Ausdehnung der Insel ohne Abwechslung fortläuft. Das Meer hat das Land nirgends so hoch aufgeworfen, daß es dasselbe nicht noch ein Mal erreichen könnte. Wahrscheinlich stellt die Höhe des Galligenlandes genau die mittlere Höhe aller Fluthen dar, die sich im Laufe eines Jahrhunderts ereignen. Wenn man dieß zum ersten Mal sieht, so wird man dadurch ordentlich erschrockt; denn es macht eine solche Gallige den Eindruck eines Schiffes, das bis an den Rand in's Wasser gesunken ist und das die nächste Welle verschlingen könnte.

Das Ufer der Insel ist rund herum vom Meere angenagt. Sie und da bemerkt man deutlich, daß diese Benagung noch immer fortgeht, und es drängt sich dem Besucher die Ueberzeugung auf, daß diese Insel dem Untergange geweiht sei. Das Land ist ein schöner und fruchtbarer Marschboden, aber er kann nicht bebaut werden, weil die dem Meer anvertraute Saat keinen Augenblick vor der Fluth sicher wäre. Und gegen diese Fluth kann die Insel nicht einmal durch Dämme geschützt werden, weil die Einwohner zum Dammbau zu arm sind, und weil, selbst wenn man ihnen Geld dazu geben wollte, sie nicht im Stande wären, die kostbaren Dämme zu unterhalten.

Das Erste, was uns beim Vorstreiten der Insel auffiel, waren gewisse schmale Canäle, welche sich durch die Wiesen hinzogen und darin vielfach verzweigten. Diese Canäle sind zur Fluthzeit bis an den Rand voll Gewässer, während der Ebbe aber laufen sie zum Theil ganz aus. Die Irlosen nennen sie „Schlote“. Einige von ihnen sehen frappant so aus, wie künstlich angelegte Canäle. Sie haben schroffe Ufer, und diese Ufer sind sich einander völlig parallel und laufen stellenweise ganz gerade aus. Geht man aber bis zu dem Ursprung eines solchen Schlots, so findet man, daß er sich immer mehr verschmäuert und zu spitzt und am Ende mit einem so tiefen und so schmalen kleinen Einschnitte sich in dem Grase verliert, daß man das letzte Spitzenstück eines Schlots in seiner natürlichen Größe hier auf dem Papier verzeichnen könnte, und daß es fast scheint, als nähme er seinen ersten Anfang aus einem Tropfen.

In einen Schlot mündet ein anderer, und sie vertheilen sich in eine Menge einander ganz ähnlicher Zweige und Zweiglein, wie ein Flußsystem. Man twifft hier in den Wiesen überall auf die Schloten. Man kann sie zuweilen von Weitem gar nicht sehen, weil der Boden zu eben ist, und muß sie kennen, um sie zu vermeiden, wenn man nicht über sie hinweg springen oder weite Umwege machen will.

Da die armen Halligenbewohner keinen einzigen Baum, geschweige denn Fichtenwälder auf ihren Inseln haben, so sind sie im Brückenbau etwas zurück, und

man findet da, wo die Uebergänge über die Schloten stattfinden, entweder gar nichts oder nur einen Block im Wasser liegen, um darauf zu treten, oder einen schmalen Balken ohne Geländer, über den man von Ufer zu Ufer hin balanciren muß. Ein Föhringer, der ein Mal mit seiner Frau auf Langend, der größten Hallige, eine Fupresse zu Verwandten gemacht hatte, erzählte mir mit Grauen von den breiten Schloten, über die er auf dünnen Balken hätte passiren müssen. Diese Balken seien ganz schmal, oft kaum im Ufer gehörig befestigt gewesen, und unter ihnen habe die landeinwärts strömende Meeresfluth getobt. Er und seine Frau wären meistens rettend darüber hingetrochen und von den Halligbewohnern, die mit ein paar Tritten sicher hinübergewandert, tödtlich ausgelacht worden. Er hatte jede Reise nach den Halligen für die Zeit seines Lebens verschworen.

Diese Schlote sind Producte der Ebbe und Fluth. Sie beginnen zunächst sich an dem schroff abgerissenen Uferrande auszubilden. Hier stößt eine Welle eine Erdscholle heraus und macht so einen kleinen Einschnitt, durch den die Fluth, wenn sie die Insel verläßt, zurückkehrt. Jede neue Fluth erweitert ihn und drückt den Riß tiefer in's Land. Allmählig wird daraus ein Canal, der sehr schroffe Ufer erhält, weil der fette Marschboden immer senkrecht abbröckelt. Bestände er aus Sand, so würden sich die Ufer wohl mehr ausgleichen. Die Gewässer ziehen sich nun von allen Seiten zu dem neugebildeten Canale hin, und es wachsen ihm daher

auf ganz gleiche Weise Seitenäste an, die immer weiter rückwärts in's Land hineingreifen.

Ich gedachte dabei der Steppen von Südrussland, die einen ähnlichen Boden haben, und wo das ablaufende Regenwasser in den Regenschluchten und sogenannten „Ballen“ eine ganz ähnliche Erscheinung hervorbringt.

Auch auf dem Grunde und Boden, den das Meer beständig unter seiner Gewalt hält, auf den Watten und Schlickländern, sieht man Ebbe und Fluth in Folge ihrer täglich wiederkehrenden Bewegungen ganz ähnliche Canäle ausbilden, die sich hier nur großartiger gestalten und „Biele“ genannt werden.

Das Meer also begnügt sich nicht etwa damit, nur von außen die Heimath dieser armen Insulaner zu benagen, sondern es höhlt sie auch noch, mit hundert Schlotarmen sie fassend, täglich von innen aus.

Die ganze Hallige Oland, so wie sie jetzt besteht, ist kaum eine halbe Stunde lang, und alle ihre Bewohner haben sich in einem einzigen Dorfe auf eine große Wurt zurückgezogen, wo ihre Häuser dicht gedrängt beisammen stehen. Sonst war die Insel viel größer und auch reicher, und man nannte sie sogar „das reiche Oland.“ Auch wurde auf dieser Insel ein berühmter Gerichtstag gehalten, und sie scheint also eine Art von Mittelpunct für die anderen Inseln gewesen zu sein.

Noch in der Fluth von 1825 wurde ein großer Theil des Landes abgeriffen und ein Dorf verschlungen, und wenn es wahr ist, was die Leute hier sagen, daß

alle 60 Jahre eine jener großen inselverschlingenden Fluthen wiederkehrt, so kann man diesen letzten Lapp von Dland und dieses sein letztes Hüthenhäuflein nur mit trüben Gedanken betrachten. Ueberhaupt machen alle diese Halligen auf Jedem, der sie besucht, einen tiefen und unergerplich melanchoelischen Eindruck.

Die Bewohner der eigentlichen Inseln werden stets nach dem Namen ihrer Insel genannt, z. B.: Fähringer, Amrummer, Sylter u. s. w.; die Bewohner der zwölf Halligen aber heißen immer, indem sie mit einem generellen Namen zusammenfaßt werden, „Halligleute.“ Befragt man sie nun in der Fremde über ihre Heimath, so antworten sie: „Ich bin ein Halligmann, eine Halligfrau,“ aber bestimmter: „Ich bin ein Halligmann von Nordstrandischmar, eine Halligfrau von Norderoog“ u. s. w., indem sie schlicht dann den Namen des kleinen Fleckchens Landes hinzusetzen, das ihnen noch als ihr Vaterland übrig geblieben ist. Es ist, als wenn sie ein eigenes Volk wären. Und fast sind sie dies auch wirklich. Der Umstand, daß eine Insel entweder von Deichen und Dünen geschützt ist, oder diesen Schutz nicht hat, ist von so großem Einfluß auf den Charakter ihrer Bewohner, daß diese dadurch zu Menschen mit besondern Sitten und eigenthümlichem Wesen werden.

Sie sprechen einen eigenen Dialekt, den man das „Halligfriesisch“ nennt, und der keineswegs von den benachbarten Insulanern und Fisterwallingern leicht ver-

hoben wird. Sie haben von ihrer eigenthümlichen Helmschichte einen so tiefen Eindruck empfangen, daß sie es nicht leicht wieder vergessen, daß sie Galligeute sind. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß die Galligeute sich vor ihren Nachbarn durch ein ganz eigenthümlich starkes, unbeflegbares Helmschicht auszeichnen und daß sie oft, von Sehnsucht getrieben, aus schöneren Ländern zu ihren, von Seewasser trübenden Wohnstätten zurückkehren. Es wäre dies also wieder ein Zeichen, daß die Stärke des Helmschichts nicht sowohl von der Schönheit, als von der Eigenthümlichkeit und Originalität unseres Vaterlandes abhängt.

Den Galligebirgern geht es oft wie den Jägern, sie aus Waldern zu ihren Jäten zurückziehen, oder wie den Hirten Arabiens, welche die Sehnsucht aus den waldreichen Ebenen nach ihren Sandwästen treibt. Der Prophet sagt, das Leben sei köstlich, wenn es voll Mühe und Arbeit gewesen. Und das Kind, das die meiste Noth wahrte, hat die Mutter wohl am liebsten. Man kann dies Alles bezeichnen, um die Abhängigkeit der Inselrisen an ihre Galligen sich zu denken.

Es gibt unter diesen Galligen Inseln von verschiedener Größe. Auf einigen findet man mehrere Dörfer, auf anderen nur eins; einige haben mehrere Bauernhöfe, andere nur einen einzigen mit etwa 4 bis 6 Bewohnern. Es giebt auch einige, die nur im Sommer von ein paar Menschen bewohnt und von einer Herde von Schafen beweidet, im Winter aber wieder verlassen werden.

Die Ungefäßbarkeit und Vernachlässigung des Gebirges

lügen auf den ganz kleinen Hälligen mag sehr groß sein. Ein Prediger sagte mir, er kenne eine Hällige mit nur einem Hause und 6 Bewohnern, die nicht in die Kirche gingen und ihre Kinder nicht in die Schule schickten, und die nicht wüßten, bei welchem Pastor sie ihre Söhne und Töchter taufen lassen sollten.

Lacitus äußert, wie er gern glauben wolle, daß die Bewohner Deutschlands aus dem Boden, den sie bewohnen, hervorgetwachsen, das heißt, daß sie aborigines seien, weil er sich nicht denken könne, daß ein Volk von anderwoher freiwillig in dieses rauhe Land eingewandert sei.

Wie würde aber Lacitus wohl die Erscheinung erklären, daß man auch auf den Hälligen Menschen findet, auf diesen Hälligen, deren kahle Fläche der Wind fast beständig bestreicht und die in einigen Jahreszeiten zuweilen zwei Mal täglich von der salzigen Woge des dunklen Meeres überfluthet werden, auf diesen Hälligen, die nur für eine Art von Amphibienengeschlecht bewohnbar zu sein scheinen und wo sich sogar der Geltendmachung jener Hypothese von dem Heraudwachsen der Bewohner aus dem Boden große Unwahrscheinlichkeiten in den Weg stellen, da es fast unglaublich scheint, daß nicht jeder aufsteigende aborige sofort wieder schändernd und voll Schrecken mit dem Kopfe in die Eingeweide der Erde zurücksinken sollte.

In der That, wer da weiß, was es heißt, ein Vaterland, eine Heimath besitzen und noch dazu eine Insel zur Heimath haben, — wer da weiß, wie der

Mensch in dem Stämmen Land, das ihm zur Welt brachte, und auf dem ihm alle die Gefühle, alle die Gedanken, alle die Charaktereigenschaften kamen, aus denen er nun zusammengesetzt ist und die eben sein Wesen und sein Selbst constituiren, in dem Stückchen Land, wo sich das Fleisch und Bein ansetzte, aus denen sein Leib besteht, — wer da weiß, wie wir gleich Bäumen mit tausend Wurzeln und Wurzeln in dem heimathlichen Boden fassen, wie die Heimathinsel, die unsere Lieben trägt, gleichsam ein Theil unseres Selbst ist, so wie wir ein Theil von ihr sind, — wer nur ein Mal über die Anekdote von dem viel citirten Grönländer nachgedacht hat, der in Kopenhagen, in Thränen ausbrechend, über den Leichnam eines an's Land gebrachten Seehundes herfürzte und, indem er ihn umarmte, ausrief: „O, mein theueres Vaterland!“ — der wird nicht ohne Gefühle des Mitleidens und der Theilnahme unter diese armen Halligleute treten können, die ein geliebtes Vaterland haben, von dem die See täglich ganze Stücke abreißt, und das unter dem Schlage der schäumenden Wogen vor ihren Augen in Schlamm und Schmutz sich auflöst. Es ist, als wenn jene Stücke ihnen selbst von der Seele gerissen würden, es ist, als ob sie selbst in den Wogen zu zerfließen bestimmt seien.

Wir fanden unsere Dlander draußen auf dem Golde mit der Heuernte beschäftigt und traten an einem schönen warmen Tage, wo ihre Insel von lauen Lüften umfächelt und von einer blanken See umspielt war, an einem Tage, der unsere ungünstige Meinung von ihnen

Wirtschaftlichen Verhältnissen fast zu widerlegen schien, auf einer üppigen Wiese unter sie. Wir fanden Mädchen und Frauen, Kinder und halberwachsene Knaben auf der Wiese eifrig bemüht, das Heu, welches das Hauptproduct ihrer Insel ist, einzubringen. Dieses Geschäft bringt hier natürlich ganz eigene Scenen hervor, weil die Leute keine Pferde und Wagen auf der Gällige haben; denn obwohl Neptun nach der Fabel der Griechen das Pferd aus dem Wasser emporsteigen ließ, so hat er doch seinen hiesigen Lieblingskindern keine Race davon zukommen lassen.

Da sie gar keine Acker zu bepflanzen haben und die Wege auf ihren Inseln nicht weit, oder wenigstens nicht gebahnt und bebrückt sind, so würden ihnen jene Thiere den größten Theil des Jahres über unnützes Futter kosten. Die wenigen Geschäfte, die sie allenfalls für dieselben hätten, verrichten sie daher lieber selbst. Das Heu sammeln sie auf den Wiesen in Haufen, packen es in große Leinwandtücher und schleppen es auf dem Kopfe zu dem Dorfe. Auf den größeren Gälligen werden während der Genernte einige Pferde für eine kurze Zeit eingeführt. Diese mietben die Leute stück auf dem Festlande, holen sie ab und schiffen sie nach S oder 8 Wochen wieder zurück. Jedoch sind es im Ganzen nur 17 solcher Thiere, die auf diese Weise über jene Inseln verbreitet werden. Man erzählte mir von einer Insel, wo jedes Jahr nur ein Pferd eingeführt und wieder weggeschifft würde.

Mit welchem Jubel mögen diese wunderlichen über-

Meer kommenden Gäste begrüßt werden. Auf den Holmen Halligen mag es Weiber geben, die noch nie ein Pferd gesehen haben.

Die Leutchen waren alle, trotzdem, daß wir sie mitten im Schweiß der Arbeit trafen, ganz sauber gekleidet und hatten eine gesunde Gesichtsfarbe. Sie verhielten sich ganz still bei ihrem Geschäfte. Wir hörten kein Gelächter, keinen Gesang, kein Trillern oder Pfeifen, geschweige denn Schelten. Von der Wiese, auf der sie beschäftigt waren, führte ein kleiner Weg, der auf einem Stoge über einen Schlot ging, in's hohe Wurdorf. Beschäftigt trippelten alle mit ihren dicken massigen Heubündeln auf dem Kopfe über diesen Steg hin. Die, welche ihr Bündel abgegeben hatten, kamen mit den leeren Läufern zurück und holten sich neue Bündel, welche ihnen die Zurückgebliebenen sorgfältig in die Läufer einpackten, damit nichts heraus verloren gehe. Sie hoben sich gegenseitig die schweren Ballen auf den Kopf, sie wichen sich einander aus, und thaten Alles, wie ich sage, ohne einen Laut zu verlieren. Es ging hier also gerade wie in einem Waisenhause zu, wo man auch bloß zerrt und schleppt und sich quält und nicht spricht. Einiges Holz, welches auf den entfernteren Theilen der Insel wächst, holen sie auf kleinen Schiffen herau und schleppen es dann aus ihnen auf dieselbe geschickliche Weise in die Häuser.

Die Leute waren überigens ziemlich ruhig bei ihrem Verfahren und rannten hin und wieder. Das Meer

trieb sie wie immer zu Angst und Eile. Denn obwohl es ein ruhiger Tag war, so gab es heute doch eine Springfluth, und bei der Schwüle konnte man sich eines Gewittersturmes versehen. Es brohe, sagten sie, im Westen, und komme das Wetter herauf, so gehöre nicht viel dazu, daß das Meer über seine Ufer steige und sie um die Ernte eines ganzen Jahres bringe. Zwar sind, wie ich schon oben sagte, der Herbst und der Winter die Zeit der eigentlichen schlimmen Fluthen; allein es kommen solche doch auch oft mitten im Sommer vor und bringen dann den Leuten um so größere Noth, weil dabei nicht nur ihr Leben, sondern auch ihr Heu bedroht wird.

Da von Fluth und Ebbe hier Alles abhängt, so giebt es in jedem Hause einen Kalender, in welchem für jeden Tag des Jahres die Stunde der Fluth und der Ebbe bezeichnet und bemerkt ist, ob eine „gewöhnliche“ oder eine „Springfluth“ bevorsteht. Manche schreiben sich auch diese Fluth-tabelle aus und hängen sie über den Ofen; denn sie haben diese Zeitpunkte zwar für heute und morgen und für die nächsten Tage im Kopfe, aber sie möchten dieselben doch auch oft ein paar Wochen im Voraus wissen.

Es hängen ja nicht nur ihre Nothen, sondern auch die Operationen ihrer Landwirtschaft davon ab. Auch das Wetter wird zum Theil durch Fluth und Ebbe bestimmt. Fluth und Ebbe machen ihren nie endenden Tanz das ganze Jahr hindurch und treffen bald zu dieser, bald zu jener Stunde des Tages und der Nacht

ein. Ist eine Springfluth um Mitternacht zu erwarten, und steht das Heu noch draussen, so belauschen die Leute von ihren Betten aus den Wind. Setzt er sich in eine gefährliche Gite und gewinnt er eine Stärke, die mit der Fluth vereint bedrohlich werden könnte, so schlagen sie Alarm, und die ganze Bevölkerung stürzt hinaus, um das Heu zusammenzuraffen.

So haben sie oft um Mitternacht, unter dem Geheul des Sturmes und dem Brüllen des Donners, den anbringenden Bogen ihr Heu entriffen. Zuweilen überfließt sie aber das Wasser, und sie finden am anderen Tage beim Erwachen statt einer Wiese mit den Vieles versprechenden Henschobern ein Meer vor ihren Fenstern.

Obgleich die Leute sehr fromm sind, so lassen sie sich doch durch eine solche, das Heu bedrohende Fluth selbst im Gottesdienste unterbrechen und strömen dann am Sonntage in ihren Festerkleidern zur Arbeit hinaus. Ein Halligenprediger erzählte mir, er habe einmal eben seine Predigt begonnen gehabt, als unter seiner Gemeinde eine Bewegung entstanden. Bald sei auch Einer derselben die Kanzeltreppe heraufgekommen, habe ihn am Talar gezogen und ihm leise zugerufen: „Herr Pastor, das Wasser kommt.“ Er habe nun den Gottesdienst mit einigen an die Gemeinde gerichteten Worten aufgehoben und sie gebeten, wenn die Arbeit vollendet wäre, sich wieder im Gotteshause zu versammeln. Er selbst sei an ihre Spitze getreten, und nach 3 Stunden Arbeit hätten sie ihr Heu und Vieh geborgen gehabt. Gegen Mittag seien sie in die Kirche

Das Gen der Haupterwerb der Halligenleute.

zurückgekommen, um Gott für die glückliche Rettung ihres einzigen Reichthums zu danken.

Auf der Insel Helgoland giebt auch der Schnepfensfang der Gemeinde das Recht zur Unterbrechung des Gottesdienstes. Wenn die Schnepfen ankommen, muß man hurtig bei der Hand sein, und ruft Einer in der Kirche: „Herr Pastor, de Schnyp is do!“ so schließt der Prediger den Gottesdienst.

Auf Bornholm soll dieselbe Sitte stattfinden bei der Ankunft eines anderen Vogels, dessen Namen ich aber vergessen habe.

Das Gen von den Halligen wird rings in die benachbarten Gegenden verschifft und bildet den Haupterwerb der Bewohner. Es schien mir etwas feigrasartig zu riechen und hatte bei Weitem nicht den blumigen Duft, wie unser Bergheu. Dieser Duft mag wohl in der Gerluft davon gehen, wie bei dem über das Meer transportirten Thee. Uebrigens soll es ein kräftiges Futter sein.

Ich rebete eine der Weiber auf der Waise an, welche ich ihren rothen Backen nach höchstens auf 40 Jahre taxirt hätte. Sie sagte mir aber, sie und ihre Wangen wären über 75 Jahre alt. Das Klima dieser Halligen muß gut konserviren.

Winnen 20 Jahren war sie nicht auf dem Festlande gewesen und hatte überhaupt keine Gelegenheit gehabt, in dieser Zeit ihre Insel zu verlassen. Es soll hier Weiber geben, die weder Festland, noch irgend etwas von dem, was damit zusammenhängt, weder einen Berg,

einen Fluß, einen Bach, noch eine Quelle, ein Pferd u. s. w., zu sehen bekommen, wie jene Londoner Bürger, die mitten zwischen ihren Schornsteinen altern.

Ich erinnere mich aus meiner Jugend, die ich ebenfalls in marſchigen Gegenden verbrachte, daß ich immer eine ganz wunderbare Vorstellung von dem Ausſehen einer klaren Bergquelle hatte. Was mögen wohl in dem Kopfe eines ſolchen Halligbewohners für Vorstellungen von ſolchen Quellen ſich bilden.

Ich gedenke dabei auch eines Isländers, der mir erzählte, daß er, im Norden von Island geboren und erzogen, bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre keinen Baum geſehen habe, und daß er ſo wunderliche Vorstellungen von der Größe und der Aſtentwickelung eines Eichbaumes und einer Buche gehabt habe, daß, als ihm die erſten Bäume in Dänemark zu Geſicht gekommen, ihr keiner von ihnen recht befriedigt habe.

Das Plattdeutſche verſtand hier an dieſem entlegenen Punkte Niemand. Es iſt, wie geſagt, die Sprache des Hofens und Schiffsverkehrs, während das Hochdeutſche die Sprache der Bibel und des Predigers iſt. Die Meißten verſtanden wenigſtens unſer Hochdeutſch, und die, welche uns antworten konnten, ſprachen daſſelbe auffallend gut und ſorgfältig gewählt.

Als ich zu einer der Schütterinnen ſagte: „Nun, ſo fleißig, Mutter?“ antwortete ſie: „Ja wohl, mein Herr, man muß wohl fleißig ſein. Unſer Leben iſt Mühe und Noth, und nächſt der Tod.“ Der unaffectirte Ernſt, mit dem dieſe Alte dieß gleichſam für ſich hin ſagte,

indem sie immer dabei fortarbeitete, machte einen tiefen Eindruck auf mich, und man könnte diesen Spruch als das wahre Motto und als die ächte Devise der Galligen betrachten.

Die Sonne brannte heiß, und rings herum war kein Schatten außer unter einer halbverfallenen Windmühle, die mitten auf der Insel stand, und unter welcher sich die schnaufenden und nach Kühlung lechzenden Schafe zusammengedrängt hatten.

Wir gingen mit den Frauen über den Steg in ihr Dorf. Der künstliche, längliche Hügel, auf dem es lag, mochte etwa 15 bis 20 Fuß über die gewöhnliche Höhe der Kluth erhaben sein. Diese künstlichen Hügel, diese Wurten, sind das mühsame Werk der Zeit. Zuerst mochte Einer eine kleine Wurt für seine Hütte aufgeführt haben, dann kletterten sich einige Nachbarn bei ihm an und klebten ihre Hügel an den seinen. In einer der großen Kluthen, die alle Jahrhunderte einmal kommen, gingen ihre Häuser zu Grunde, und als sie sich wieder anbauten, erhöheten sie auch ihre Hügel noch mehr. Es schlossen sich noch mehre Ansiedler mit ihren Wurten daran, und man warf auch eine Wurt für die Kirche auf, und so entstand allmählig eine ansehnliche Dorf-Wurt und dann ein ganz kleines Wurtdorf. In der Regel haben die Wurten mehr gekostet und sind mehr werth als die Häuser und Dörfer, die darauf stehen.

Ich will hier ein solches Wurtdorf beschreiben, weil es überall an der Nordsee viele solcher Dörfer giebt,

und weil die Deutschen im Inneren dabei an ihre Berg- und Felsendörfer denken können.

Die Häuser der Dorfbewohner stehen dicht beisammen; denn natürlich muß man mit dem mit großer Mühe gewonnenen Raume sehr sparsam umgehen.

Bei jedem Hause sind mehrere kleine Räume durch dünnes hölzernes Pfahlwerk abgetheilt und eingedünnt, ein Raum für 6 Schafe oder Schweine, ein anderer für ein paar Kohlpflanzen oder einige eßbare Kräuter. Dazwischen hin führt ein sehr unebener Fußpfad, auf dem sich inmitten des Pfahlwerks eben nur zwei Menschen neben einander hindurchzwängen können.

Draußen auf der Spitze der Wurt liegt, wie auf einem Vorgebirge, die Kirche, daneben der Kirchhof, und zwischen der Kirche und dem Dorfe die Wohnung des Predigers. Dieser hat den allergrößten Garten, welcher beinahe 15 Ellen lang und 15 Ellen breit und für Stachelbeerbüsche, Kohl, Bohnen und hundert andere segens- und fruchterreiche Gewächse hergerichtet ist.

Daß sich keine einzige Süßwasserquelle auf diesen Halligen findet, macht den Leuten natürlich unendlich viel zu schaffen, und sie leiden also doppelte Wassernoth, einmal durch den beständigen Ueberfluß an Seewasser, und dann durch den immerwährenden Mangel an Süßwasser.

Da sie eben so wenig Getreide haben als Quellen, so hat die Natur sie gewissermaßen ohne Wasser und Brod gelassen. Bei uns werden die Leute zur Strafe bei Wasser und Brod eingesperrt, und ich habe noch kürzlich in einem Festlandjournale angeführt gelesen,

daß dies eine weit unbequemere, ja grausamere Strafe sei, als man sich gewöhnlich denke. Was mögen wohl die Galligsteute von dieser Strafe denken, sie, die als ganz Unschuldige ohne Wasser und Brod auf ihren Galligen eingesperrt sind, die statt Korn Heu ernten und statt rieselnder Quellen das brandende Meer auf ihren Wiesen haben, die zuweilen durch Sturm und Unwetter aus Festland segeln müssen, um für Gold und gute Worte sich einige Lonnen Süßwasser zu erbitten. Dies müssen sie dann thun, wenn eine Wasserschiff ihnen ihre Vorräthe von Regenwasser verfalget. Denn das Regenwasser sammeln sie natürlich auf alle mögliche Weise und empfangen es wie Mannu in der Wüste.

Jast jedes Haus hat seinen „Soth,“ oder sein Regenwasser-Magazin. Dieser Soth ist ein in den Boden gegrabenes Loch, das sich nach unten erweitert und oben, wo es spitz ist, mit einem Steine oder einem runden Holze zugedeckt wird. Der Durchschnitt



davon sieht ungefähr aus wie nebenstehende Figur. Dahin leitet man das Regenwasser durch Röhren und hölzerne Rillen, die man anlegt, wo nur von einem Dache etwas Regenwasser heruntersaufen will. Dies giebt das Trinkwasser für die Menschen. Das Schwierigste ist aber, für das Vieh zu sorgen. Für dieses haben die Leute zwischen ihren Häusern auf der Höhe ihrer Wurt tiefe große Bassins ausgegraben, in denen

Sich das Regenwasser von selbst ansammelt und hält. Sie nennen ein solches Dassen „Füding.“ Diese Füdings sind zum Theil mit Rasen ausgefüllt, so wie jene Gräbe meistens mit Ziegeln ausgebauert werden. In unserm kleinen Dorfe gab es zwei Füdings. So lange die Wart über Wasser blieb, geht es gut. Aber zuweilen bei hohen Fluthen steigt die Brandung bis in das Dorf hinein, und dann werden alle Gräbe und Füdings verflutet, und es bleibt den Leuten nichts übrig, als Schiffe mit Leuten ganz festen Ball zu schicken und daselbst schmutziges Regenwasser — denn auch in den wirthlichen Märkten bekommen sie nichts Besseres — für ihr Geld einzukaufen. Die Noth bei solchen Fluthen muß großlich sein. Die letzte Zuversicht und Zuflucht suchen und finden die Leute auch da wieder in ihrem Gott, nämlich in den großen massigen Genschobern, die sie oben ihren Häusern aufsetzen.

Diese Schieber umgarnen sie mit einem Reife von Eisen, an deren Enden sie schwere Steine befestigen, damit der Wind sie nicht entführe. Darunter setzt sich nur das Fen so fest, daß der Schieber selbst mitten in der Nothbrandung stehen bleibt. Eogar wenn die Häuser mit ihren Staken und ihrem Gedülde schon verflutungen sind, hält noch der mit Seeswasser getränkte Genschober aus, und bis Brute bestiegen dann seinen Gipfel als letzten Punkt der Rettung in dem Grund rings umher.

Die Männer sind hier viel trüger und bequemer als die Weiber. Während diese das Fen herbeiführten, thaten

die Hausherrn weiter nichts, als daß sie es in Empfang nahmen. In dem Bodenloche jedes Hauses sahen wir einen solchen Hausherrn gemächlich liegen. Eine dünne Leiter führte zu dem Boden. Die Mädchen und Frauen stiegen mit ihrer unbequemen Last auf dem Kopfe diese Leiter hinauf, der Hausherr nahm dem Ballen in Empfang, packte ihn bei, gab das Loch zurück und legte sich dann wieder hin, etwa mit seinem kleinsten Buben spielend, bis eine neue Ladung ankam. Hengabeln und alle dergleichen Instrumente waren also nicht nöthig.

Der Insel-Friese ist, wie ich schon andeutete, im Allgemeinen etwas träge — wenigstens bei gutem Wetter — und die Frau scheint bei ihm durchweg sehr ins Joch gespannt zu sein.

Ich glaube, man kann wohl sagen, daß überall, wo der Mann Krieger, Schiffer, Fischer oder Jäger ist, und wo er viele und anstrengende Gefahren zu bestehen hat, sich ein ähnliches Verhältniß herausbilden wird. Nach solchen Mühen will der Mann ausruhen und sich erholen. Auch führen ihn seine gefährvollen Unternehmungen von den friedlichen Geschäften des Hauses und des Aders ab, und er betrachtet diese als das der Frau zugetheilte Gebiet. Steht es aber außerordentliche Arbeit, Sturm, Noth, Plath, dann natürlich hat er wieder das Meiste zu thun. Man beobachte nur die Schiffer. Sie liegen bei gutem Wetter und günstigem Winde gern ruhig, segeln, ohne viel zu verrichten, und lassen das Schiff munter dahin

streichen. Kommt aber Sturm und Ungewitter, so sind sie bald oben bald unten, und man sollte nicht glauben, daß sie noch dieselben Menschen seien.

Daß ein Gang zur Trägheit auf diesen Halligen zu Hause sein muß, ist sehr natürlich; denn da die ganze Thätigkeit der Bewohner sich fast nur auf Feuerrenten und Viehzucht richtet, so haben sie im Grunde nicht viel zu thun. Ihren Boden düngen und mergeln sie nicht, zu pflügen und zu säen brauchen sie nicht, Deichbau haben sie nicht, Pferde fehlen ihnen, ihre Schafe treiben sie ins Freie.

Die ganze Thätigkeit der Halligenbewohner ist mehr defensiver als offensiver Natur und beschränkt sich darauf, das Ungemach auszuhalten, welches Natur und Wellen ihnen bereiten. Ihre träge und energielose Stimmung ist eine ganz natürliche Folge ihrer Lage. Verstand und Kraft sind ihnen unnütz. Sie haben dem Meere gegenüber nur das Bewußtsein ihrer Ohnmacht. Ergebung ist ihr Loos. Man findet diesen Zug auf allen unbedachten und dem Meere preisgegebenen Inseln wieder. Man lese nur die Schilderungen des Charakters und der Industrielosigkeit der Bewohner der ostfriesischen und oldenburgischen Inseln. Es ist dort ganz dasselbe. Wenn der Mensch sieht, daß seine Anstrengungen nichts helfen, so verfällt er in eine dumpfe Ungeheuerheit. Früher, ich meine zu des Plinius' Zeiten, war von einer „miseria gens“, die auf dem Wurtel: leben, spricht, was dieß wohl der Hauptcharakterzug

aller Morfchbewohner, bis die Dichtwurz erschienen und auch wurde und der Mensch nun den Kampf mit dem Meere auf sich nahm. Da entwickelte sich ungerührt um so mehr Thätigkeit und Energie auf diesen Marschen. Es scheint mir daher auch, als wenn die Freiwobung und Unabhängigkeit aller freilebenden Stämme und Marschrepubliken sehr innig mit dem Fortschritte des Deichbaues zusammenhänge. Man möchte die Gallyschbewohner mit den Seepflanzen vergleichen, welche zwar nicht rasch und üppig wachsen, aber, beständig vom Winde gezaunt und von den Wellen überspült, doch sich mit festen Wurzeln an ihren Felsen anklammern.

Die Schafe, welche den größten Reichthum der Inselaner, besonders der ärmeren, bilden, machen ihnen am meisten zu schaffen. Diese Thiere bezeigen sich auch hier in den Wasserndühen ziemlich angefaßt. Daher sind die Leute auch um ihre Schafe besorgter als um allen andern Besitz. Die Schafe sind immer das Erste, was ihnen verloren geht.

Alle andern Thiere, die Döfse, die Pferde, wenn sie in Wasserndühen kommen, geben sich doch nicht so ganz gutwillig preis. Sie waten, ja schwimmen auch allensfalls durch und suchen trockne Plätze zu gewinnen. Die Schafe dagegen sehen das Wasser ruhig ihrer Schickung an, stehen still auf einem Fleck, und wenn es ihnen bis an den Hals hinaufsteigt und die Wellen sie emporschleudert, so lassen sie ohne Widerstand sich unterwerfen, fortreiben und ersaufen.

Wenigstens gaben mir alle hiesigen Schäpfbesitzer diese Darstellung des Vorgangs, die ganz mit dem übereinstimmte, was ich in den Stuppen von dem Benuemen der Schafe bei einem Stuppensturme hörte, von dem auch diese sich ohne Gegensträuben ins Verderben sehen lassen. Sie haben daher im Winter nur eine einzige Noth mit dem Schafe, um so mehr, da sie dieselben auch im Winter fast halbwild herumlaufen lassen. Sie müssen sie bewachen, bald dahin, bald dorthin treiben, nicht selten aus den Schloten herausziehen, oder von der trockenen Stelle, auf die sie sich vor dem Wasser zurückzogen, zusammenholen, ja die in ihrer Noth halbtobt gedüngstigten und fast schon ertrunkenen Thiere oft Stück für Stück auf dem Rücken nach Hause tragen. So haben sie oft ganze Nächte hindurch im Wasser und Winde zu arbeiten, und es ist kein Wunder, wenn sie dann fast den ganzen folgenden Tag schlafen.

Von der Enthaltbarkeit und Mäßigkeit seiner Worte wußte uns der Pastor viel Schönes und Rührendes zu sagen, was wir waren sehr geneigt, ihm Glauben zu schenken. Bei einer so kleinen Gemeinde von nur 100 Seelen ist es auch wohl leichter, Ordnung und Sittlichkeit zu erhalten.

Aber auf die Sittlichkeit der Bewohner der benachbarten großen fällige Langens waren unsere Gedanken nicht gut zu sprechen. Dort gab es, sagten sie, sehr große Schäpfbesitzer und reiche Leute. Da sie nicht viel zu thun hätten, so gingen sie den ganzen Tag zu den

suchen herum, von einem Burthofe zum andern, und da würde gezecht und gespielt.

Die Schlechtigkeit des Wassers leidet hier auf den Salligen wie überall in den Marschen dem Branntweintrinken bedeutenden Vorschub. Kaffee und Thee sind wohl nicht stark genug, um den fahlen Geschmack des Regenwassers ganz zu heben. Die Leute gießen daher gewöhnlich sowohl ihrem Thee als ihrem Kaffee noch Branntwein bei, und dies hat zu einer großen Unmäßigkeit im Trinken des sogenannten Thee- und Kaffeepunsch geführt. Es ist daher eine Wohlthat, daß man in neuerer Zeit sehr bequeme Wasserfiltrationsmaschinen erfunden und bereits in den Haushaltungen mehrerer Marschgegenden verbreitet hat. Diese Maschinen werden im Verein mit den Nützlichkeitsgesellschaften viel Gutes wirken und das hier sehr gering geachtete Wasser als Getränk für den Menschen zu größeren Ehren bringen.

Da, wo der Kaffee- und Theepunsch recht grassirt, trinken ihn die Leute schon des Morgens nach dem Aufstehen. Es ist dabei Sitte, daß in die Tasse nur soviel Thee oder Kaffee geschüttet wird, als nöthig ist, um den Zucker, dessen sie immer sehr viel gebrauchen, zu schmelzen. Der Rest der Tasse wird mit Branntwein angefüllt. Und von dieser heißen braunen Flüssigkeit, die der Gesundheit noch schädlicher sein soll als unvermischter Branntwein, trinken sie gleich früh Morgens ein halbes Duzend Tassen.

Im Norden der friesischen Marschen, bei Loobern, giebt es einen Flecken Namens Hoyer. Dieser Flecken

scheint der Hauptstamm jenes Getränks zu sein; denn ein solcher recht harter Kaffeepunsch wird hier auch wohl „Gohringer“ genannt.

Uebrigens ist der Gebrauch des Kaffe- und Theepunsch über einen großen Theil von Schleswig und Sütdland verbreitet, jetzt jedoch, wie man versichert, im Abnehmen begriffen. Hier und da, wenigstens in Holsstein und Schleswig, haben sich Mäßigkeitsvereine gebildet; aber auch ohne solche predigen die Seelforger, einem allgemeinen Mäßigkeitsimpulse folgend, mehr als sonst dagegen und beschränken daher den Mißbrauch oder rotten ihn ganz aus.

Ein Halligprediger, ein für die Mäßigkeitsfrage begeisteter Mann, hat mir über die Geschichte der Unmäßigkeit, ihre Entwicklung und ihren Verfall auf einer dieser kleinen Inseln mehrere interessante Mittheilungen gemacht. Er bewohnt die Insel Hoge, eine Hallige, die jetzt nur 250 Einwohner zählt, die aber noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über 1000 besaß.

In alten Zeiten genoß man, wie mein Pastor erzählte, auf diesen Inseln zur Stillung des Durstes nur Regenwasser, Milch und hier und da etwas aus der Ferne herzugebrachtes Bier. Erst nach dem siebenjährigen Kriege ward der Branntwein und neben ihm Thee und Kaffee hier eingeführt. Den Thee genossen die Leute zuerst wie Suppe und aßen ihn mit Löffeln. Ein paar Schiffer, die von Amsterdam zurückkehrten, lehrten ihnen, wie man Thee bereiten und genießen müsse. Den Branntwein nahmen sie anfangs nur als Kohl, Marschen u. Inseln Schleswig-Holssteins. I. 15

Medicin und gaben den Kranken zu Zeiten ein Schälchen davon. Später ward das Branntweintrinken des Sonntags Sitte und verbreitete sich unter den Männern; endlich, als diese den Branntwein mit dem Zucker, dem Kaffee und dem Regenwasser vermahlten, und er nun auf dem Frühstückstisch wie beim Mittags- und Abendessen erschien, tranken ihn nicht nur alle Männer, sondern auch die Weiber und Kinder.

Die Lebensweise der Halligbewohner trag sehr viel dazu bei, dem Branntwein und der Unmäßigkeit auf diesen Inseln Vorschub zu leisten. Namentlich bringen sie die langen Wintertage in der Regel ganz müßig hin. Sie haben keine einzige Art von Industrie, die sie beschäftigen und ihnen etwas Verdienst geben könnte, bei sich eingeführt, und man kann auch kaum eine ausfindig machen, die für sie paßte. Wir besprachen uns vergebens über mehre einzuführende Industriezweige.

Das Strohflechten, das die Bauern des Erzgebirges beschäftigt, läßt sich hier nicht betreiben, weil die Halligleute keinen Weizen bauen und das Stroh vom Festlande einkaufen müßten.

Die Holzschnigarbeiten, die den norwegischen Bauer, den Bewohner von Berchtesgaden und anderen Gegenden von Deutschland beschäftigen, passen eben so wenig, weil keine Säume bei ihnen wachsen. Auch Flachs können sie nicht viel spinnen und weben, weil sie auch diesen roß von auswärts her einführen müßten. Die Wolle der Schafe ist das einzige rohe Product ihres Landes das ihnen unmittelbar in die Hände geliefert wird und

Es zu einer ferneren Verarbeitung eignet. Allein das Krägen, Spinnen und Stricken der Wolle wäre doch kaum etwas für die Männer, und bei den billigen Käufern, die unsere Fabriken liefern, wäre es wohl kaum möglich, Webstühle für sie herbeizuschaffen. Man sollte irgend ein geringes Wollensfabrikat auffinden, dessen Verfertigung auch die Männer beschäftigen und ihnen Gewinn bringen könnte.

Daher sitzen, während die Weiber waschen, scheuern, Kaffee kochen und spinnen, die Männer auf den Defen und schlafen entweder, oder schwätzen mit einander, indem sie dabei Taback rauchen. Die Defen sind zwar meistens von Eisen, aber die Leute legen so wenig Feuer ein, daß sie das Sitzen darauf aushalten können, und dann schmoren sie darauf, wie Bratäpfel, die man nach und nach gar werden läßt.

Der Angabe meines Freundes zufolge verbrauchten sonst die 263 Menschen seiner Hallige (Kinder und Frauen ungerechnet) im Jahre 1843 117 Anker Branntwein, den Anker zu 40 Flaschen gerechnet. Der Anker kostete ihnen 9 Mark, und auf jeden Kopf kam daher ein jährlicher Verbrauch an Branntwein von einem halben Anker zu dem Preise von $4\frac{1}{2}$ Mark.

Je ärmer die Leute waren, desto stärker war der Verbrauch an Branntwein, und die, welche gar nichts besaßen und als Bettler nur vom Mittelnden der Andern lebten, gebrauchten am meisten. Von diesen waren ungefähr 12 auf der Insel, die zusammen in einem Jahre 26 Anker Branntwein tranken. Da diese Quantität ihnen

noch dazu von ein paar auf der Insel lebenden Eßern in kleinen Portionen zu Röhren und Gläsern ausgeschenkt wurde, so kam sie ihnen auch viel theurer zu stehen als den Reichern, die alle ihre paar Anker im Hause liegen hatten.

So standen die Sachen noch vor ein paar Jahren, bis der Prediger in Folge des von Amerika aus über England nach Berlin, Hamburg, von da nach Holstein, Schleswig, Friesland und Hoge sich verbreitenden Interesses für die Mäßigkeitsfrage, für die er sich ebenfalls aus guten Gründen enthußiasmirte, auch auf seiner Insel gegen den Branntwein-Dämon zu Felde zog. Er verfuhr dabei folgenbermaßen.

Zuerst predigte er den Leuten von der Kanzel aus über Unmäßigkeit und Trunksucht und zeigte ihnen das Verderbliche derselben; dann machte er sie im Privatgespräch mit dem, was für die Mäßigkeit in anderen Ländern geschehen sei, bekannt und spielte ihnen einige Schriften über diesen Gegenstand in die Hände. Viele hatte er gleich von Haus aus auf seiner Seite, namentlich die Wohlhabenderen und Einflußreicheren, die eben in Folge ihrer Mäßigkeit diesen Wohlstand und Einfluß erlangt hatten. Er schlug ihnen endlich vor, einen Mäßigkeitsverein zu stiften und den Branntwein und das Laster der Trunksucht, die Quelle so vielen Uebels, geradezu von ihrer Insel zu verbannen. Zuerst trat er nur mit Einigen zusammen, später gewann er alle Einflußreichen, und die Uebrigen mußten folgen.

Mit den Hökern machte er den Vertrag, daß er ihnen den ganzen Branntwein-Vorrath, den sie noch auf dem Lager hätten, gegen baares Geld abkaufen wolle, wenn sie in Zukunft keinen neuen Vorrath kommen lassen und nicht mehr schillingsweise an die Armen verschenten wollten. Diese, zum Theil vom baaren Gewinne gelockt, zum Theil der Berechsamkeit ihres Predigers weichenb, vielleicht auch hoffend, daß der Mäßigkeitsenthufiasmus vorübergehen würde und sie dann ihren alten Erwerbözweig wieder aufnehmen könnten, ließen sich bereben und traten der Verschwörung bei. Und so stand denn bald die ganze Insel in Flammen gegen den Branntwein.

Zunächst beschloß man zweierlei, erstlich, daß von nun an kein Eingeborener auf der Insel mehr Branntwein trinken solle, der für ein offenkbares Gift erklärt wurde, zweitens, daß man keine neue Einfuhr auf der Insel dulden wolle. Es war nun noch ein dritter Beschluß zu fassen, nämlich über die vorhandenen Vorräthe, sowohl die, welche man den Hökern abgekauft, als die, welche noch in den Privathäusern sich fanden. Jene ließ der edle Pastor auf seine Kosten in's Meer abfließen, und diese beschloß man einstweilen noch zu Befriedigung der Trinklust der jütischen Knechte zu verbrauchen.

Diese jütischen Knechte, die auch auf die Halligen gehen, um dort den Wohlhabenden der Bewohner bei der Heuernte zu helfen, verursachten allerdings einige Schwierigkeit. Entbehren konnte man sie nicht, denn auch bei den

142 Die jätischen Knechte und der Branntwein.

Halligleuten leiden die Reichen an dem Vorurtheile, welches zwar dem großen Römer Cincinnatus fremd war, bei den Friesen aber ziemlich allgemein ist, daß es demjenigen Landbesitzer, der Knechte halten könne, nicht ziemt, selbst den Pflug, die Sense oder den Spaten zu führen, sondern daß er solche Arbeiten den Knechten überlassen müsse. Auf der anderen Seite aber glauben auch in der Regel die Jüten, die hier ungefähr in einem eben solchen Ruße stehen, wie die wendischen Knechte bei den sächsischen Bauern auf der linken Seite der Elbe, den Branntwein nicht entbehren zu können. Man beschloß daher, einstweilen noch das vorräthige Gift an sie zu verbrauchen, in Zukunft aber ihnen statt des Branntweins eine tägliche Zulage von zwei Schillingen zu ihrem Lohne zu gewähren, was etwas mehr betrug als die tägliche Ration Branntwein, an den sie gewöhnt waren. Die Fremden, welche sich diesen Bedingungen nicht unterwerfen wollten, sollten nicht zugelassen werden.

So stehen jetzt die Sachen. Alle Insulaner sind mit der von ihrem eifrigen Seelenhirten durchgeführten Reformation zufrieden und werden es um so mehr werden, je länger der jetzige Zustand dauert. Kein Trunkenbold, keine Branntweinflasche wird mehr auf der Insel gebuldet. Und nur Eins ist dabei schmerzlich zu bedauern, daß diese Menschen gerade in der Zeit zu dem Gipfel der Mäßigkeit gelangt zu sein scheinen, wo sie in anderer Beziehung bereits an den Rand des Verderbens gelangt sind.

Auch Hoge geht, wie Helgoland und alle übrige

gen Halligen, einem ziemlich sicheren Untergange entgegen. Das Land nimmt bei jeder Fluth ab. Die Meisten ziehen sich daher von der Insel mehr und mehr zurück. Neue Häuser werden nicht mehr gebaut, vielmehr viele alte abgebrochen und nach Helworm oder einer anderen benachbarten Gegend, welche Deichschutz hat, hinüber geschafft, wo man solche Häuser von den mehr und mehr verdrängten Halligen ankauft. Wie schnell diese Verdrängung fortschreitet, kann man daraus schließen, daß die in Rede stehende Insel im Jahre 1796 noch 600 Einwohner, 1842 aber nur 253 hatte.

Ich hoffe, daß man diese Episode von der Einführung der Mäßigkeitsreform auf einer Westsaisinsel *) nicht uninteressant finden wird, und lehre zu meinen kranken Landsleuten zurück, die nach der Versicherung des dortigen Predigers gar nicht an der Bällerei der Längendrüsen Theil nehmen, und in deren runden Hypochondriacern wir auch in der That keine Spur von demjenigen Gesichtszuge fanden, die Hogarth auf seinem berühmten Brauntweinblatte gezeichnet hat.

Die Leutchen leben auf ihrer Insel fast wie Mönche

*) Auf einer andern friesischen Insel, auf Sylt, hatte ein dort sehr angesehener Schiffscapitain sich an die Spitze der Mäßigkeitsbewegung gestellt. Er hatte durch seine Bemühung 178 alte Flaschenfreunde in einen Mäßigkeitsverein zusammengebracht und sie der Wohlthaten der Temperance theilhaftig gemacht. Auch hatte er einen besondern Mäßigkeitsverein für die Frauen seiner Insel gestiftet, die sonst am dem Inhalt der Brauntweinflaschen ihrer Männer gern Antheil haben wollten.

und Nonnen in einem Kloster. Die größere Menge von diesen Schafbesitzern ist von der ganzen übrigen Welt in eben dem Grade abgeschlossen und nimmt an den Weltneuigkeiten eben so wenig Antheil, wie die Leute, welche nichts als „memento mori!“ sprechen dürfen. — Auch war uns, als wir wieder von ihnen wegführten, in der That so zu Ruthe, als hätten wir ein Kloster besehen und ein Bölkchen Einsiedler besucht. Nur vertragen sie sich, wie es scheint, hier besser als in manchem Kloster, wo oft der eine Mönch mit dem anderen hadert und zankt.

Eine Prügelei, sagte der Prediger, würde gleich so viel Schrecken im ganzen Dorfe verbreiten wie anderwärts in einem stillen Hause.

Ihr ganzes Leben ist wesentlich ein religiöses und Rechthches. In jedem Hause giebt es eine Bibel und ein Gesangbuch, und dieß ist das Einzige, was sie lesen, was aber auch Alle lesen können. Ein Halligmann von Oland, der später Schiffscapitain geworden war und sich anderswo niedergelassen hatte, sagte mir, er würde nie den Schrecken vergessen, den ihm der erste fluchende Matrose am Bord des Schiffes eingeblöht. Er, der als Knabe bisher nur seine Mutter beten gehört, habe, nach diesem stillen Halligleben schließend, geglaubt, in jenem Matrosen einen lebhaftigen Dämon zu erblicken.

Sowie Gebetbuch und Bibel die Literatur dieser Insulaner vorstellen, so ist die Kirche ihr einziges öffentliches Haus. Sie versammeln sich dort jeden Sonntag alle ohne Ausnahme und hören der Predigt mit der größten Andacht zu. Bei solchen Leuten, die mit ihrem

ganzen Vaterlande den Untergang so zu sagen jeden Augenblick vor Augen haben, ist die Andacht sehr natürlich. Sie gehen gewissermaßen jeden Sonntag, als dem Tage Geweihte, in die Kirche. Sie haben auch sonst keinen anderen Recreationsplatz als die Kirche und nehmen daher stets den innigsten Antheil an der Predigt. „Sie kommen oft“, sagte uns der Pastor, „nach der Predigt zu mir, klopfen mir die Hand und streicheln mir den Arm, indem sie sprechen: „Ach Gott, nett war so nett hätte, Herr Pastor!“ (Ach Gott, das war so nett heute, Herr Pastor, was Sie da sagten).

Auf dem Festlande schmückt man sich für den Salon oder für die Schenke und den Tanz; hier putzt man sich bloß für die Kirche, und da zeigt Jeder sein Bestes. Wir Städter haben die Schauspielhäuser, wo wir uns zu Thränen rühren oder sonst leidenschaftlich erschüttern und erregen lassen. Die Halligleute haben dafür nur die Kirche, die traurigen Ereignisse, die dort angekündigt werden, und die heilige alte Geschichte der Bibel.

Der Prediger ist gewissermaßen ihr einziger Acteur, ich meine dieß, wie Jeder sieht, hier im guten Sinne. Er ist ebenso ihr einziger Professor, denn auch die Belehrung, die sie zu haben wünschen, empfangen sie am Sonntage in der Predigt von ihm, wo er oft ein Wort über das fallen läßt, was draußen in der Welt passiert. Die Kirche ist also gewissermaßen ihre Börse, ihr Theater, ihr Gesellschaftszimmer, ihre Akademie, ihr Auditorium, oder vielmehr, dieß Alles ist bei ihnen kirchlicher Natur.

118 Stolz der Häuigeleute auf eine eigene Kirche.

Sie haben daher auch das größte Vertrauen und den besten Willen gegen ihren Seelenhirten, der außer den bereits angeführten Aemtern bei ihnen auch noch die Stellen eines Schulmeisters und Küsters übernommen hat, denn es giebt keine hierfür besonders angestellte Personen.

Die Gemeinde ist so klein, daß ihr die Lasten der Besoldung des Predigers und der Erhaltung der Kirche und die anderen Kirchenabgaben ungemein beschwerlich fallen. Es kämen, meinte der Gelfliche, auf jeden Kopf wohl über dreimal so viel Kirchenabgaben, als alle anderen Abgaben zusammen ausmachten. Nichts desto weniger trügen die Leute diese Last mit der größten Geduld und Frömmigkeit. Die kleinen Ueberreste von Bewohnern müßten aber jetzt ebenso viel tragen, als sonst in der blühenden Zeit, wo ihr Vaterland größer gewesen, die dreimal stärkere Bevölkerung.

Als die letzte Fluth von 1825 die alte Kirche zum Theil zerstört hatte und eine Transportirung derselben nöthig geworden war, hätte man ihnen vorgeschlagen, sich mit einer anderen Gemeinde zu verbinden. Allein sie hätten dies abgewiesen; sie hätten ihren Sitz barock gesetzt, ihre eigene Kirche und ihren eigenen Prediger zu besitzen. Ja Viele hätten es wohl für hochverrätherisch und gottlos gehalten, ihren Prediger, ihre Kirche und Gott auf ihrer Insel im Stiche zu lassen. Mit der größten Pünktlichkeit bezahlten sie die jetzt kaum erschwinglichen Kirchenabgaben. Als er, der Prediger, hierher gekommen, hätten sie schon seinen Gehalt für ein Vierteljahr im Voraus unter sich zusammengebracht gehabt, um ihrem neuen

Lehrer diesen gleich im Voraus anbieten zu können und damit bei ihm ja kein Zweifel an ihrer Zahlungsfähigkeit und ihrem guten Willen aufstehen möchte.

Ich habe von anderen Halligen viel Apathisches gehört und frage nun Joden, der für so etwas Sinn hat, ob nicht diese vom Meere bedrängten Inselaner, die auf diese Weise mit ihrer letzten Anstrengung ihr Gotteshaus aufrecht erhalten, ein rührendes Bild abgeben. Ist es nicht, als ob sie, ihren geschmückten Tempel auf den Armen tragend und dem hohen Gott lobsingend, in den Wellen untergingen?

Die kirchlichen Ausgaben werden auf den verschiedenen Halligen nach einem verschiedenen Systeme aufgebracht, auf welchem z. B. nach der Anzahl der Kirchenstühle, die jeder besitzt und für deren jeden er jährlich etwas Gewisses bezahlen muß. Auf unserer Hallige wird jedem Knaben gleich bei seiner Confirmation ein solcher Kirchenstuhl aufgebürdet, und er muß von da an für die Abtragung der darauf haftenden Lasten sorgen. Die Confirmation ist gewöhnlich auch die Zeit, wo sie zuerst als Matrosen oder Schiffsladungen zur See gehen, und es giebt daher manchen Schiffer, der draußen in Weidland oder sonst wo Wallfische und Robben mordet, um sich das nöthige Geld zur Bezahlung seines Kirchenstuhls auf seine Seemannshandlung zu verschaffen. Für die Armen hat man die Kirchenstühle in halbe, Viertels- und Dreiviertelstühle getheilt, wogegen manchen größeren Bauernhöfen 3, 4 und 5 Kirchenstühle angeschrieben sind.

Ich hörte von ein paar Halligleuten, die zwar schon

seit langen Jahren sich expatriirt und in den Niederlanden niedergelassen und verheirathet hatten, die aber doch noch jährlich gewissenhaft ihren Kirchenbeitrag nach ihrer Hallige, wo dem lieben Gott zuerst für ihr Erscheinen auf der Welt gedankt wurde, schickten. Der Commissar, durch dessen Hände jährlich dieser Beitrag ging, erzählte mir dieß selbst.

Die Prediger auf den Halligen haben, trotz aller dieser Anstrengungen, welche ihre Pfarrkinder für sie machen, doch nur einen wenig brillanten Gehalt, und die hiesigen Predigerstellen, die mit so vielen Entbehrungen und Gefahren verknüpft sind, werden daher, wie bei den Russen der Dienst im Kaukasus und in Sibirien, mit der Aussicht auf spätere Beförderung zu besseren Aemtern anlockender gemacht.

Natürlich mag wohl die Erwägung, daß dem wissenschaftlich gebildeten Manne bei dem beständigen Leben unter klumpen bäuerischen Leuten am Ende selbst seine geistige Regsamkeit verloren gehen müsse, für die Bestimmung entscheidend gewesen sein, daß in der Regel jeder Prediger, der sechs Jahre auf den Halligen aushalte, sich die Anwartschaft auf eine einträgliche Stelle auf dem Festlande verdiene.

Es ist übrigens erklärlich, daß viele solche versetzte Prediger sich wohl später nach ihrem schleswigschen Sibirien zurücksehnen, ja manche gewöhnten sich so an ihre Umgebung, daß sie ihre Halligen gar nicht mehr zu verlassen wünschten.

Einer dieser Halligprediger, der selbst schon etwas von

dem klapen Wesen der Galligewohner angenommen hatte, beschrieb mir einmal seine Ankunft auf seiner Gallige und den Empfang, den ihm seine Pfarrkinder daselbst hatten zu Theil werden lassen. Beides schien mir für die hier herrschende Stimmung sehr bezeichnend.

„Der Empfang war erstaunlich rührend,“ sagte mein Pastor, indem er sich noch jetzt kaum der Thränen enthalten konnte. „Wie so denn, Herr Pastor?“ fragte ich. „Ja, ach Gott, sehen Sie. Ich kam da mit meiner Frau auf einem ziemlich schwer besackten Wagen die Geseß heruntergefahren, denn wir hatten außer unseren Kleidern noch Manches bei uns, was uns einige gute Freunde hie und da zu unserem Aufenthalte auf der Gallige geschenkt hatten. Die Wege waren sehr schlecht, wir kamen nur ruckweise weiter, und ich sagte zu meiner Frau: „Wenn unseren Schiffern, die uns am Strande erwarten, nur nicht die Zeit lang wird.“

„Wir kamen ohnehin einen Tag später, als wir gewollt hatten. Als wir auf dem Deiche anlangten, sahen wir das Schiff, das sie uns entgegengeschickt hatten, am Ufer liegen. Die guten Leute hatten uns hier schon zwei Tage erwartet und die Zeit über sehr unbehaglich geschlafen. Sie bewillkommneten uns, wir brachten alle unsere kleinen Sachen an Bord und segelten denn ab. Als wir uns einer wüsten, baumlosen Insel näherten, fragte ich die Schiffer, ob das ihre Gallige sei. Sie nahmen den Hut ab und sagten: „Ja wohl, Herr Pastor.“ — Und ich sagte zu meiner Frau: „Siehst Du, mein Kind, das ist unsere Insel, wo wir wohnen werden.“

„Als wir endlich aus's Thor der Halle flogen, fanden wir dort die ganze Gemeinde versammelt, Weiber, Männer und auch Kinder, und das war uns das Beste reichte.“ — „Gibt etwa einer von den Deputirten und Aeltesten eine rührende Rede an Sie?“ fragte ich. — „Ach nein, das nicht!“ — „Sangen die Weiber und jungen Mädchen vielleicht Bewillkommungslieder?“ — „Ach nein, diese guten Frommen können bloß in der Kirche singen. Ich stieg aus und half auch meiner Frau aus dem Boote und sagte ihnen: „Guten Tag, Ihr lieben Mader; da bringe ich Euch Euren Pastor und Eure Pastorin! Gott grüße Euch!“ — „Die jungen hübschen Mädchen der Insel streuten Ihnen wohl Blumen auf den Weg und brachten Ihnen Kränze dar?“ — „Ach nein, sie haben ja keine Blumen. Aber die Männer kamen alle und drückten mir stillschweigend die Hand, und die Weiber küßten uns, streichelten mit und meiner Frau die Arme und sagten: „Guter Herr Pastor! Liebe Frau Pastorin! das ist gut, daß Sie nun unser Pastor und unsere Frau Pastorin sein wollen.“ Und dann machten sie sich über unsere Kisten und Schachteln her, und jedes von ihnen besaßte sich mit einem Stücke, und so führten sie mich in meine Wohnung, die sie reich ausgestattet und gelichtet hatten.“

„Die Mien schickten mir dann ins Ohr, wegen meines Gehörles sollte mir nur nicht bange sein, sie hätten ihn schon im Voraus in Rücksicht gebracht und hätten mir die 20. Thaler gleich bar abgezahlt.“

„Darauf führten sie mich in meinen Garten und in die Kirche, die sie ebenfalls reich gefegt und geläutert hatten.“ — „Hätten sie dieselbe auch mit Laub ausgefüllt?“ — „Ach nein, das nicht; sie haben ja kein Laub und keine Bäume. Aber sie hatten oben an dem Dache der Kirche eine Fahne befestigt, die im Winde flatterte, wie sie dies bei festlichen Gelegenheiten hier zu thun pflegen. Viele von ihnen waren sehr gerührt und weinten, und auch ich und meine Frau, wir konnten uns der Thränen nicht enthalten. Und selbst jetzt mag ich noch mit Störung daran denken, obwohl es schon viele Jahre her sind.“

Auch unser starrer Gesinnung wusste das fromme Benehmen der Leute gegen ihren Prediger nicht genug zu rühmen. Wenn sie ihn und seine Frau im Felde beim Heu arbeiten sahen, so kamen sie oft von freien Stücken herbeigelaufen und erböten sich freundlich, ihnen zu helfen. Wenn Noth vorhanden sei, so liebten sie ihr eignes Heu streuen und wollten immer vor allen Dingen erst das ihres Pastors bergen und es ihm ins Haus tragen.

Sobann brachten sie ihm oft freiwillige Geschenke dar, etwas Käse oder etwas Woll, einen Kopf voll Schafwolle, ein paar Gähner, Eier oder dergleichen, namentlich wohl häufig auch die Eier eines Vogels, den sie „Stöben“ nennen, von dem uns aber der Pastor weder den hochdeutschen, noch den naturhistorischen Namen sagen konnte. Der Vogel ist aber sehr häufig auf der Insel und sieht schwarz und weiß aus.

Es versteht sich von selbst, daß hier der Pastor sowohl seinen Garten und seine Heuwiese, als auch seine zwei Kühe und sein Duzend Schafe selber bestellen muß, denn er hat nicht Mittel genug, sich einen Knecht und eine Magd zu halten.

Er zeigte uns sein Gärtchen, in dem wir ein paar Beete mit Bohnen und Erbsen, ein paar Blumen und ein paar Stachelbeersträucher bemerkten. Ich trat leider aus Unvorsichtigkeit eine Bohnenpflanze nieder und war darüber untröstlich, obgleich mir großmüthig genug versichert wurde, man mache sich nichts daraus. Die Beete waren mit zusammengeknoteten Stricken die an kleinen Stäbchen befestigt waren, umzäunt. Diese Stricke hatte man noch vom Festlande mitgebracht, und sie thaten hier um sehr gute Dienste.

Die Stachelbeerbüsche hatten dieses Jahr zwar keine Blüten und Früchte angelegt, aber sie hatten doch wenigstens grüne Blätter, und auch für diese Blätter dankt man auf den Halligen dem Himmel. In der einen Ecke des Gartens zeigte man uns ein großblättriges Kraut. Diese Pflanze hatten die Leute vom Festlande zwischen ihren Kleibern mitgebracht und hier eingepflanzt. Sie wußten jedoch nicht, wie sie hieß, und wir auch nicht. Aber sie hatte herrliche Blätter, und wir überzeugten uns, daß sie in einem Jahre schon einen Trieb von vier Zoll Länge gemacht hatte. Natürlich führe ich dieß Alles hier nicht an, um die Gärtchen dieser guten Leute lächerlich zu

machen, sondern um die Miniaturgemälde auf den Gängen zu schilbern.

Wir besahen dann die kleine Kirche der Insel, die, man, wie gesagt, im Jahr 1825 von ihrer alten Stelle, wo sie nicht mehr sicher war, mit vielen Kosten hierher transportiren und neu aufbauen mußte. Sie war ganz zerfallen und noth gehalten, und der Kirchenstuhl waren ziemlich viele. Es sind, da die Bevölkerung nach und nach ausstirbt, in diesen Halligkirchen immer mehr Kirchenstühle, als die Gemeinde braucht, und selbst der, welcher nur einen halben Stuhl bezahlt, findet daher leicht einen leeren Gang zum Sitzen.

In der Mitte der Kirche hing statt eines Kronleuchters das Modell eines Seeschiffes. Es ist natürlich, daß eine Schiffnation dieses ihr Nationalemblem auch in die Tempel bringt. Hinter und neben dem Altare standen mehre zwei Zoll dicke, halb abgebrannte Wachskerzen, wie die Leute sie hier bei dem Absterben eines Familiengliedes an die Kirche zu verehren pflegen. Es scheint mir dieß nicht nur eine friesische, sondern eine allgemeine schleswigsche und, ich glaube, auch allgemeine dänische Sitte zu sein. Gewöhnlich hängt an diesen Kerzen eine mit schwarzen Bändern und Flor gezierte Gedächtnistafel, auf welcher der Name und Todestag des Verstorbenen steht.

Da auf dieser Insel oft das ganze Jahr hindurch Niemand stirbt — nicht weil man dem Tode hier seine Sichel entzungen, sondern weil es so wenig Ernte für ihn gibt — so muß man mit jenen Gedäch-

nährigen recht sparsam umgehen, und wir fanden noch alte Lichtstumpfe, die vor 15 Jahren aufgesetzt worden waren.

Die In- und Kutschleuten sowohl in der Kirche, als auf dem Kirchhofe waren alle plattdeutsch, ja ich sah noch einige aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Die plattdeutsche Sprache, die Einige für eine Tochter des Frisfischen halten, hat also ihre alte Mutter hier nicht verschlingen können, es wird sich zeigen, ob die hochdeutsche dies vermag.

Eine Orgel gab es natürlich in der Kirche nicht, und ein Melcher, der sich entschließen wollte, ein paar schnell verrauschende und viel bekrittelte Diners und Bälle im Laufe des Winters weniger zu geben und das Geld für eine Orgel zu verwenden, konnte sich ein dauerhafter Andenken in dem Herzen dieser ganzen Inselnation von 60 guten Männern und Frauen, Kindern und Greisen stiften. Ihn durfte dabei nur nicht die Idee abspreeken, daß eines Sonntags seine Orgel schön erklingend in den Wellen ihren letzten Athemzug aushauchen werde.

Von der Kirche gingen wir in die kleine Schule, die sich in der Wohnung des Pastors selbst befand. Er sagte uns, er habe jetzt 12 Schüler. Ein Dlander von mittleren Jahren versicherte uns, daß zu seiner Zeit gerade so viel Kinder in die Schule gegangen wären, als jetzt die ganze Insel Einwohner habe. In dem Schulzimmerchen stand auch das Archiv der Insel, von dem uns der Pastor einen Theil, der eine kurze Geschichte der Insel oder vielmehr der Prediger enthielt, mit nach Hause gab. Auf allen diesen Inseln schreiben

nehmlich die Prebiger fortlaufende Chroniken ihrer Gemerkten, welche sehr nützlich sein könnten, wenn sie nur besser und gewissenhafter geführt würden; von manchen Prebigern ist aber nichts weiter bemerkt, als wie lange sie hier gewaldet und wie sie gestorben.

Der Reisende muß indeß fleißig solche alte Chroniken lesen, weil darin wenigstens die kostbaren Beobachtungen zu finden sind, aus denen er sich im Geiste das Bild von dem Zustande der Länder zusammensetzen kann. Beim Jahre 1717 war z. B. bemerkt, daß die Insulaner in selbigem Jahre einen solchen Mangel an Wasser gelitten hätten, daß Menschen und Vieh schier hätten verschmachten wollen, und daß sie den ganzen Sommer hindurch das Wasser von Felsen aus vom Felslande hätten herbeiführen müssen. Diese Inseln gleichm verödeten und leer gewordenen Schiffe; aus denen die Schiffer, mitten im größten Ueberflusse von Wasser und beständig mit Pumpen beschäftigt, doch Tausendtausende erdulden müssen.

Beim Jahre 1766 war bemerkt, daß in selbigem Jahre eine alte Frau, Namens Christine, verstorben sei, welche, da sie doch nur 88 Jahre alt gewesen, bei ihrem Tode 197 Kinder und Kindeskinder gezählt hätte, die leiblich von ihr herkommen. — Diese Frau muß eine der glücklichsten Personen auf der Welt gewesen sein. Denn in damals binnen 88 Jahren von einer einzigen Mutter 197 Kinder herkommen, so fragt man mit Recht, wie es möglich war, daß eine so productive Nation so weit herunterkommen konnte.

Auch die Würt, auf welcher die alte Kirche und

der alte Kirchhof standen, welche von den Wellen weggespült wurden, ist noch zum Theil vorhanden, und sie ist wohl das merkwürdigste Stück der Insel, weil hier der Kirchhof von den Wellen mitten durchgerissen ist und die Särge und Knochen an dem schroffen Ufer in die See hinaustragen.

Wir gingen, um dieses merkwürdige Monument, das die Fluth von 1826 sich gesetzt hat, zu besuchen, noch kurz vor unserer Abreise dahin. Unser Weg führte uns abermals über die mit Heu machenden Weibern bedeckte Wiese. Wir kamen wieder bei der Mühle vorbei, unter der die Schafe noch immer nach Schatten suchten. Der Pastor erzählte uns unterwegs, daß er seit einem Jahre noch keinen Besuch bei den Predigern der benachbarten Inseln gemacht und auch von ihnen keine Wists empfangen habe. So nahe sich diese Inseln sind, so schwierig ist doch die Communication zwischen ihnen. Zwar frieren sie im Winter, wenn sich die Schollen in den Meerengen festsetzen, zuweilen alle zu einem einzigen großen Eisklumpen zusammen, aber Niemand hat hier Schlitten und Pferde. Zwar läuft das Wasser alle Tage wenigstens zwischen einigen Inseln zweimal völlig ab und legt das Watt bloß, allein wenn man nicht einen kundigen sogenannten Watt- oder Schlickläufer bei sich hat, so kann man sich, wenn plötzlich Nebel eintritt, leicht auf dem Watt verirren und von der Fluth überrascht werden. Zwar könnte man mit einem Boote hinübersegeln, allein wenn man dabei Wind und Fluth nicht gehörig abpaßt, so könnten diese Wasserreisen, so kurz sie sind, doch sehr

unersättlich und risquant werden. Und endlich verliert auch der Mensch, wenn er immer auf einer einsamen Insel lebt, ganz das Bedürfniß nach Gesellschaft; denn dieses Bedürfniß will genähret und gepflegt werden, die Liebe zur Einsamkeit aber nähret sich selbst.

Die Wiesen und Weiden sind auf der Insel größtentheils Gemeingut. Die Weide wird immer von dem Viehe aller Leute benutzt, das Wiesenland aber jedes Jahr von Neuem verlost, nur konnte uns unser Pastor nicht genau sagen, nach welchen Principien. Die Leute machen immer die Loose so, daß die zu vertheilenden Stücke z. B. von einem Schlot zum andern gehen oder das zwischen zwei kleinen Meeressbuchten liegende Land umfassen. Zuweilen läßt sich ein kleines Stück nicht gut in natürliche Gränzen abtheilen; dann ziehen sie einen Strich durch, und die benachbarten Loosebesitzer theilen nun auch noch diese Stückchen durch's Loos unter sich. Dabei erzählte uns der Pastor wieder einen hübschen Zug von seinen Insulanern.

Häufig nämlich steht auf der einen Seite besseres Gras als auf der andern. Derjenige nun, welchem das beste Stück durch's Loos zu Theil wird, könnte zwar sein Theil ohne Weiteres ganz behalten; allein gewöhnlich giebt er seinem Nachbar noch die Hälfte von den Heubündelchen, die er etwa mehr erntete, heraus, indem er auf diese Weise das Unrecht des Schicksals freiwillig ausgleicht. Wenn Einer dies nicht thäte, so würde man sich sehr über ihn moquirren. Wenn doch unsere Banquiers und Spieler an den Pharisäern auch so großmüthig wären!

Auf einer andern Galtige haben die Bauern ihr ganzes Weideland ein für alle Mal in gewisse Stücke getheilt, und diese Stücke gehen der Reihe nach in den Händen der Berechtigten herum, so daß der eine dieß Jahr dieses Stück bekommt, das nächste Jahr das folgende und so rund herum. Sie erreichen auf diese Weise denselben Zweck, den die Dlander mit ihrem Verloofen der Wiesen erstreben, nämlich den, daß jeder auch die Aussicht auf den Genuß der besonders guten Stücke behalt.

Auch den Mist auf der Weide verloofen sie unter sich auf ähnliche Weise, indem sie die Weide ebenso wie die Heuwiese in eine gewisse Anzahl von Theilen bringen und nun Jedem je nach seinem Theile die Aufsammlung des Düngers auf dem ihm zufallenden Stücke gestatten.

Natürlich geht dabei immer Einer etwas besser aus als der Andere. Indeß soviel Zufälligkeiten auch diejenigen Umstände, welche eine Deposition von Dünger auf den Wiesen veranlassen, unterworfen zu sein scheinen, so macht sich doch die allgemein bemerkbare weise und gedachte Vertheilung aller Schätze der Natur auch hier geltend, und im Grunde genommen, trägt Jeder doch eine gleiche Partie „Stolen“ — so nennen sie den in Rede stehenden Stoff, wenn er zur Feuerung getrocknet ist — davon.

Auf verschiedenen Theilen der Weide fanden wir die Stolen sorgfältig zusammengetragen und den Sonnenstrahlen, die sowohl die Rosen dunkel färben als auch Dünger trocknen, ausgesetzt, sogar diejenigen Stolen, welche von der bewundernswürdig energischen Verbau-

ungelacht der Gänse herrschten. Denn selbst diese kleinen Miniatur-Regenproducte läßt man hier nicht verloren gehen, erzieht sie vom Ackerbau, sammelt sie sorgfältig und speißt damit den Ofen.

Außer diesem so wichtigen Producte suchen die Insulaner auch noch die Eier vieler Vögel, die auf ihrer Insel wohnen, der Albiße, der weißen Gänse, mehrerer Entenarten, der mir unbekanntem Stibben, der Möven u. s. w. auf. Dieß Eiersuchen steht Jedem frei. Es ist dabei Bitte, daß, wenn Jemand Eier gefunden hat, die er nicht gleich mitnehmen kann, von denen er aber doch Besitz zu ergreifen wünscht, er nur ein Kreuz mit dem Stocke im Erdreiche zu machen braucht, um sich den Besitz zu sichern. Jeder respectirt dieß Zeichen und läßt die Eier und auch das ganze Nest, wenn etwa noch mehre nachgelegt werden sollten, unangetastet.

Die Dlander führen ihr Heu, ihre Wolle, ihre Eier nach Byt und Husum. Dahin gelangt auch das Dilschen Butter, das sie productiren. Von einigen Halligen kommen nur wenige Tonnen Butter, die dann, von diesen Inseln dürftig herabträufelnd, sich dem großen Fettstrome anschließen, der von diesen Ländern aus nach London und zu anderen großen Welthandelsplätzen hinabfließt.

Dem Statistiker ist es eben so interessant, solche Fetttröpfchen und Baarenpartikelchen zusammenfließen zu sehen, wie dem Naturforscher, die kleinen Ducken im Gesänge zu beobachten, aus denen die Klaffe entsteht.

Wir gelangten endlich zu derjenigen Stelle der Insel, zu der wir kamen, und von der ein Mann

derselben, ein fein gebildeter Mann, nicht wenig bedauerte, daß Lord Byron sie nicht gesehen habe, ich meine zu dem mitten durchgerissenen Wurtkirchhofe. — Es war ein 15 bis 20 Fuß hoher Hügel, der, mit Rasen bedeckt, vom Lande sanft aufstieg, gegen das Meer zu aber, wo er von den Wellen angenagt war, schroff abfiel. Auf der weiteren, jetzt weggeschwemmten Fortsetzung dieses Hügelns hatte das untergegangene Dorf gestanden. Sonderbar, daß die Wellen das Terrain der Lebendigen völlig weggerissen und nur das der Todten respectirt hatten. — Der Hügel schien eine Anhäufung von Särgen und Gebeinen zu sein; denn da, wo er mitten durchgerissen war, guckten zahlreiche Serpente und Dreter von Särgen aus dem schroff abgeschnittenen Erdreiche hervor.

Die Leichname waren natürlich horizontal über einander geschichtet. Zuweilen blühte ein grinsender Schädel aus dem lehmigen Boden hervor, zuweilen ein bloßes Rückgrat, da die Wellen den Schädel selbst schon abgeschlagen hatten. Einige Schädel hatten Löcher im Kopfe, und wenn die Wellen hoch steigen, so werden sich diese Gefäße, die sonst einen so edlen Stoff, wie es das Menschenhirn ist, einschlossen, mit Seewasserschäum anfüllen. Hier und da ragten bloß die Arm- und Beinnochen spitzig wie Lanzen aus dem Lehme in die See hinaus, indem alles Uebrige weggebrochen war.

Man konnte mit Hilfe dieser Serpente und Gebeine an der schroffen Wand hinunterklettern, indem man seinen Fuß von einem Schädel zum anderen setzte und die hervorragenden Arm- und Beinnochen der Todten als Handhaben benutzte.

Die Natur ist immer phantastischer als wir; sonst hätte gewiß ein Theaterdecorateur eine solche zertrümmerte Leichnamswand schon dazu benutzt, um Marx und Caspar im Freischützen daran auf die besagte Weise in die Walfschlacht hinabklettern zu lassen.

Ich fand einen Sarg, dessen eine Hälfte mit samt dem Leichname herausgeschlagen war, während das andere Ende desselben noch fest im Lehme saß. Der Pastor erzählte uns, daß im Frühlinge eine wilde Gans in diesem, aus faulen Brettern bestehenden Sargloche gemistet habe. Ihre Jungen mochten sich hier, geschützt vor Regen und Seewasser, recht behaglich geföhlt haben. Wäre dieß nicht ein hübsches Bild für Salvator Rosa?

Denkt man sich die eingeschlagenen Schädel, die hervorragenden, zersplitterten Knochen umher, die daran emporende Brandung des Meeres; die Jungen im Sarge zirpend, die Alten vor dem Neste kreischend oder auf dem herausragenden Sargbrette, wie Lauben auf ihrem Schlage, sitzend, so kann man den Genius der Zerstörung und die Hoffnung eines stets neuerwachenden Lebens nicht in schrofferen Contrast bringen.

Hiernächst sagt in seinem angeführten Roman, daß auf diesen wunderbaren Halligen schon manche wunderliche Scene sich ereignet haben möchte. So z. B. könnte es bei starken Fluthen schon oft passiert sein, daß ein ver Schlagenes Schiff in der Nacht quer über die Insel wegsegel sei, ohne daß es das gewußt habe. Es könnte dabei so dicht bei dem Fenster eines mitten im Wasser gelagerten Wirthhauses vorbei-

genommen sein, daß die sich mitten im Meere überlebenden Schiffer plötzlich in das Innere eines freundlich verlichteten und beleuchteten Wohnzimmers, wo die Leute ruhig am Theetische zusammengesessen, geblickt hätten und daß die Halligleute über das auf ihren Wiesen dahinausführende Schiff erschrocken wären.

Dieser Kirchhof läßt wieder andere Vermuthungen zu. Es wäre z. B. möglich, daß ein Schiff hier strandete, daß die dabei aus dem Schiffe geworfenen Leute, von der Brandung gehoben und mit Gewalt gegen das hohe Ufer geschlagen, auf den spitzen Armen und Beinen gespleßt würden. Es ist eine gräßliche Idee, sich einen Lebendigen zu denken, der auf den Knochen eines Gerippes gespleßt ist! Man könnte in der That Maler und Dichter vom Geblüte Lord Byron's und Salvator Rosa's ernstlich auffordern, diesen Stoff auszubeuten und die Bemerkungen, die ich hier darbiete, zu benutzen.

Oben auf dem Rasengipfel des Hügel's bemerkten wir ein Loch in der Erde, in welchem eine ganze Partie von Schädeln, Schien- und Schlüsselbeinen, Rippen, Beckenknochen und Rückgraten gesammelt war. Der Pastor sagte uns, er und seine Leute wären zu arm, um die Leichname alle ausgraben und sie auf einmal nach dem neuen Kirchhofe in ein ehrliches Begräbniß bringen zu können. Sie warteten daher, bis die Wellen einen Knochen nach dem anderen losgerissen und irgendwo an den Strand geworfen hätten; diese sammelten sie alsdann und warfen sie einstweilen in das Loch da oben. Wäre dieses gefüllt, was nach etwa zwei oder drei Jahren der Fall sei, so würde

den Tag festgesetzt, wo man diese Knochenammlung zusammenpackte und in Procession zu einem Grabe auf dem neuen Kirchhofe brächte, indem Jeder seine Knochenladung auf die Schultern nahm. Eine solche Procession der mit den Knochen ihrer Vorfahren besackten Friesen muß einen ganz eigenen Anblick gewähren.

Ich sage, diese Insulaner sind zu arm, um die Klüften ihrer Beroder alle auf einmal dem wilden Spiele der Bogen zu entreißen. Allein wenn sie auch noch so reich wären, so würden sie doch eher alles Mögliche thun, die Knochen an ihrer jetzigen Stelle zu befestigen, als sie von ihr wegzubringen; denn diese Knochen bilden mit dem sie umgebenden Erdreiche und Hügel ein Vorgebirge, einen Wall, der wenigstens in einer Richtung die Bogen noch ein wenig aufhält. Mit Betrübnis sehen daher die Leute, wie von diesem Leichenvorgebirge ein Knochen nach dem andern weggeschwemmt und der ganze Hügel allmählig in schmutzigen Schlamm aufgelöst wird.

Ich hoffe, man wird mich nicht anklagen, daß ich hier zu weit in das Detail des Lebens eines so unbedeutenden Völkchens, wie es die Halligenbewohner sind, die alle zusammen höchstens einige Tausend Menschen ausmachen, eingegangen bin. Ich meinerseits wollte nur, ich hätte Gelegenheit gefunden, mich noch mehr mit ihnen einzulassen und mich genauer mit ihrem geistigen und moralischen Zustande bekannt zu machen.

Die moralischen Zustände und Stimmungen sind fast in eben dem Grade verschieden wie die Organisation der Körper der verschiedenen Thierarten und Pflanzen.

Hat es nun nicht Naturforscher gegeben, die, wie z. B. der bekannte Dr. Lionet, ihr ganzes Leben und ihre ganze irdische Existenz bloß der Erforschung der Organisation eines einzigen kleinen Wärmes gewidmet haben? Und sollten nun die Zustände auf den Galligen unter dem Ensemble der großen Masse menschlicher Zustände und Staatsgesellschaften nicht wenigstens ebenso viel Recht haben, wie die Würmer unter der Menge von Elephanten, Vögeln, Fischen und anderen Thieren?

Alein sonderbarer Weise steht die Naturforschung, die sich doch nur mit lauter handgreiflichen und ungelähmten Dingen, wie Sehnen, Muskeln, Nerven, beschäftigt, viel höher als die doch viel edlere Wissenschaft, die sich die Erforschung der verschiedenartigen geistigen Zustände der Menschen zum Zweck gesetzt hat. Dr. Lionet, der Beschreiber und Kenner einer Gattung von Wärmern, hat sich eine Unsterblichkeit erkungen, die man Jemandem, der sich die Erforschung des Zustandes der Menschen auf den Galligen oder anderen solchen kleinen entlegenen Inseln zum Lebensziel gesetzt hätte, nie zugestehen würde.

Unser Schiff war nicht weit von dem Vorgebirge, wo die Vordäter der Dlander mit ihren Armen aus den erbrochenen Särgen in den freien Luftraum hinauszugreifen, als wollten sie die Wogen beschwören und ihre Nachkommen mit ihren Gerippen noch schützen, vor Anker gegangen. Wir nahmen von unserem guten Pastor Abschied und segelten davon, indem wir alle die Dlander Gallig-Eremiten im Geiste grüßten, — diese Leute, die Gott alle Jahre straft, denen er ihr Vaterland

raubt, und denen er dafür kein anderes Land gelobt hat, als das, welches er jenseits dieser Welt in seinem himmlischen Paradiese bereit hält.

Ihr kleines, hohes, festungartiges Wurdorf, in dem sie jetzt noch Alle in liebender Vereinigung beisammen waren, verschwand mehr und mehr vor unseren Augen in dem Nebel des Abends, wie es dereinst in den Wogen des Meeres zu versinken bestimmt ist, wonach denn alle die theueren Bande, welche die Menschen jetzt auf ihrer Wurt zusammenhalten, zerspringen werden, indem die Gemeindeglieder entweder in den Wellen untergehen, oder hierhin und dahin in verschiedene Orte des Festlandes sich zerstreuen werden, um da mit anderen größeren Gemeinden zu verschmelzen. Denn ebenso wie die zernagten Halligen selbst, so werden auch die zerstreuten Bewohner derselben allgemach immer mehr auf das Festland getrieben.

Der Schiffer, welcher uns führte, war auch ein Halligmann. Er hatte aber nur wenige Jahre seiner Kindheit dort zugebracht, sich dann während seines übrigen Lebens in Wyk auf Föhr aufgehalten und von da aus theils Handel nach Husum getrieben, theils den fremden Badegästen mit seinen Schiffen gedient. Er erzählte sehr viel Gutes von den Halligbewohnern und sagte unter Anderem, keiner käme von da aus in die „Sclaverei“ (das Zuchthaus), und grobe Verbrechen würden hier nicht begangen. Er sprach fast mit Rührung, und es war, als wollte er seinen Landsleuten auf den Halligen seinen Segen geben.

Wir fragten ihn, ob er wohl wieder dahin zurück

wolle, um dort als Galligmann zu leben. „O Gott, nein“, sagte er, „das hielt ich jetzt nicht aus. Ich bin nun in Wyl an ein frisches, thätiges und reges Leben gewöhnt und habe viele Bedürfnisse kennen gelernt. Ich muß unter gebildeten Menschen und dem Leben und Bewegen der Welt näher sein.“ — Kurz unser Schiffer sprach von Wyl, als wäre es ein kleines Paris. Demen, die Wyls Lebensfrische kennen, mag dieß etwas sonderbar erscheinen, uns aber, die wir nun auch ein Proben von den Galligen gesehen, kam es ganz natürlich vor, und es war, als wenn wir in ein anderes Element kämen, als wir in den Hafen unseres Fleckens einführen und die Reihe der illumirten Häuser unserer kleinen Capitale vor uns liegen sahen.

Die
Marschen und Inseln

des Herzogthums
Schleswig und Holstein.

Mit vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer,
die zwischen Belgien und Jütland liegen.

Von

J. G. Kohl.

In tenui labor.

Zweiter Band.

Mit eingedruckten Holzschnitten.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1846.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
XIX. Reise nach Amrum	1-60
Friesomanie. — Die Rörwagen. — Entstehung und Verbreitung desselben. — Der Rörwagen Alles in Allem. — Ebbe und Fluth. — Schlickfest. — Schlickläufer. — Gefahren der Schlickreisen. — Der Compas der Schlickläufer. — Unglücksfälle. — Die Wattfischer. — Alter des Wallfischfangs. — Die Art desselben. — Verunglückter Fischer. — Wunderbare Rettung. — Spuk auf den Watten. — Der Jupiter der Delche. — Eis- und Winter scene auf den Watten. — Anblick der Watten. — Das Schiffswrack auf dem Watt. — Die ihres Schmuckes beraubte „She.“ — Die Baken und ihre Befestigungen. — Idue auf dem Meere. — Verschiedenheit der Marschen. — Arten der Inseln. — Passion für die Dänen. — Flora und Fauna derselben. — Die Sattelbäue. — Dreifache Brandung. — Erschütterung der Dänen. — Sandbankgärtel. — Die Dänen als Schapflammern der Armen. — Dänen- und Strandläufer. — Kantuchensjäger. — Namen der Sandbänke. — Uiv's Däne. — Der falsche Sohn. — Belohutes Hoffen. — Der afrikanische General. — Centimen:	

talität der niederen Stände. — Das Brack und die halbverlorene Eisschlenenladung. — Gefährlicher Strand. — Westtürme. — Ekagen. — Jütische Westküste. — Leuchtfeuer. — Das finstere Amrum. — Sand- und Strandbögte. — Strandrecht. — Strandungsfälle. — Accorde mit dem Unglück. — Steinfiguren in den Dünen. — Steinkreife. — Der Schalltempel. — Bligdrhre. — Herenschäffeln. — Fabricate der Zauberzwerge. — Kirchenhutnägel. —

XX. Bemerkungen über die friesische Sprache 61—86

Friesische Dialekte. — Verschiedene Inselnamen. — Friesen und Freesen. — Dialekte der Inseln und des festen Landes. — Verschiedene Aussprache. — Englisch und Friesisch. — Friesisch:englisches Sprüchwort. — Charakter der friesischen Sprache. — Bauernfriesisch. — Irrungen. — Das Saterland. — Uebersicht des friesischen Sprachgebiets. — Nordfriesisch. — Zerissenheit der friesischen Literatur. — Friesische Polyglotte. — Sprachforscher: Geschenke. — Friesische Sprüchworte. — Sprachcuriositäten. — Ein Schiboleth. — Die Sprache als Probitstein. — Das Friesische in der Schweiz. — Erinnerungen aus Steiermark. — Insulanereinfalt. — Begrüßung des Königs.

XXI. Fahrt nach der Insel Sylt 87—101

Wetter und Fluth. — Nordostregen. — König Knut. — Langwierige Reisen. — Der friesische Obyßens. — Der friesische Archipel. — Benutzen der Fluth. — Postsenkennntnisse. — Die Nordwestharde. — „Härings“ und „Seehunde.“ — Freudenflaggen. — Schleswigisch: Deutsch. — Schleswigische Aussprache des Deutschen. — Hamlet's Monolog auf Schleswigisch: Deutsch. — Schlafrock und Rothurn. — Sollen und Müßen. —

Gine dem Westwinde ausgesetzte Baumreihe. —
 Sturmefecte. — Mühselige Erziehung der Inselbäume.
 — Jütische Vegetation. — Das Perspektiv. — Cha-
 rakterisierung der Friesen. — Die großen Gist-
 riter. — Provinzialschriftsteller.

XXII. Die Dünen 102—163

Wichtigkeit der Dünen. — Interesse für die Dünen.
 — Der goldene Saum des Landes. — Krieg mit dem
 Ocean. — Das Ansteigen der Dünen. — Bildung
 des Strandes. — Dünenbildung. — Entführung und
 Ablagerung des Sandes. — Sandpyramiden. — Drei-
 und vierfache Dünenreihe. — Breite des Dünenrüs-
 tels. — Wechsel in der Form der Dünen. — Die
 Wirkung des Windes auf die Dünen. — Höhe der Dü-
 nen. — Nachrücken des Meeres. — Fruchtbarkeit der Dü-
 nenegel. — Schichtung der Dünen. — Innere Struc-
 tur derselben. — Ihre hintere und vordere Seite. —
 Entgegengesetzte Windrichtungen. — Geschichte der
 Düne. — Zerstörung der Dünen. — Ost- und West-
 winde. — Wandernde Gebirgsreihen. — Circulation
 des Sandes. — Alter der Dünen. — Dünenvulcane.
 — Conservirung der Dünen. — Alter Dünenwall.
 — Alte Dünenkanten. — Doppelte Natur derselben. —
 Ihre Kostspieligkeit. — Rückzug. — Vegetation der-
 selben. — Der Dünenhalm. — Wurzelstangen. —
 Kreisfiguren des Dünenhalms. — Halmpflanzungen.
 — Bewaldung der Dünen. — Künstliche Dünen. —
 Beistöße des Windes. — Herstellung des alten Dü-
 nenwalles. — Vorschreiten des Meeres. — Kirchens-
 trümmer. — Versandung einer Kirche. — Flucht vor
 dem Sande. — Versandetes Dorf. — Die Hür-
 nummer Dünen. — Versandetes Wallfischgerippe. —
 Wedderkater. — Gelbe Amelisen.

XXIII. Der Austerfang und die Seehundjagd 164—186

Flensburger Auster. — Wohnplätze der Auster. — Ausfiden derselben. — Pflege der Austerbänke. — Der Austerfangsack. — Die „Striker.“ — Feinde der Auster. — Der Austerfischer. — Wachtthum der Auster. — Alter derselben. — Die Hünje. — Delphine. — Sibire. — Ein einsamer Seehund. — Ein Seebild. — Die jüttschen Römer. — Seehundjagd. — Fester Schlaf der Seehunde. — Verschiedene Arten des Seehundfangs. — Ueberlistung des Seehundes. — Verbreitung der Robben. — Verirrte Wallfische. — Der todtgeglaubte Wallfisch. — Verlorene Beute.

XXIV. Das Land Vist 187—208

Der Rdnalgehasen. — Anblick des Landes. — Eine Dünenlandschaft. — Seembven. — Der Eierkönig. — Dänenthiere. — Der „Eierling.“ — Die Dänenspinne. — Der Sandwurm. — Ein Sandgemälde. — Unnütze Künste. — Folgen eines Dänenbruchs. — Eine Sandcascade. — Die Wunder des Sandes. — Geschichte eines Sandkorns. — Dänenphänomene. — Kämpfe der Dänenpflanzen. — Das rothe Kliff. — Sylt und Helgoland. — Der Klauenbusch. — Ein Kämpegrab. — Die Hooger.

XXV. Ein Nordweststurm 209—232

Verlohlung der Blätter. — Ealniederschlag. — Das Schwalbennest. — Ueberschwemmung. — Die bedrohten Heerden. — Nachtszene. — Die gefährdeten Schafe. — Erzählungen bei der Lampe. — Das Schiff Utsabeth. — Das unthätige Nachtschiff. — „Aufstoßen des Schiffs.“ — „In die Boote.“ — Die Rettung. — Vier Strandungsfälle. — Der Strandvogt auf seinem Throne. — Graminirung eines

gekrandeten Capitans. — Eine holländische Schifferfamilie. — Ein Salto mortale. — Serrettetes Gut. — Sectorf. — Kostbares Strandgut. — Chinesische Bente. — Die werthvollen Reichen der Schiffscapitäne.

XXVI. Eine Bootsfahrt 232—242

Ein „Haverik“, — Ein „ramponirter“ Engländer. — Untersuchung des Schiffs. — Unterredung auf See. — Resignation. — Ein Fall für Advocaten. — Die Nordspitze von Amrum. — Die Krone Jütlands. — Bildung der Sandbänke. — Spitzenverlängerung der Inseln. — Flaches Wasser — „Uitsteken.“ — Bezeichnungen der Fahrwassertriefe. — Festsetzen. — Des Lesers Fragen. — Rechtfertigung. — Die Politik zuletzt.

XXVII. Traditionen und Sagen 243—316

Sandbank und Berglandschaft. — In der Kajüte. — Eine Fahrt ins friesische Fabelland. — Wollspinnen und Fabelerzählen. — Sagentrefse. — Das Weltschiff. — Die Erde als Blume, als Ei, als Tafel und als Schiff. — Schifferphantasieen. — Capitän und Mannschaft des Mannigfual. — Geologische Sagen. — Der Durchbruch des Canals. — Geologischer und historischer Beweis. — Die Manen verschwundener Völker. — Gnomen und Finnen. — Die Unterirdischen. — Gegenfältige Dienste. — Namen und Fabricate der Unterirdischen. — Cheltische Verbindungen. — Junge von Rantum und Olle Refsepen. — Die kleine und die große Olle. — Die Wunder des Brunnens. — Bestrafte Gabsucht. — Die Meerweiber. — Hjerte's Prophezeihung. — Der Mann im Monde. — Die Sage vom Sonnenuntergange. — Die himmlischen Jungfrauen und Junggesellen. — Eine ephurische Sage. — Hemmarik's

und Kott's Klabe. — Der Braunkuf. — Der Alte.
 — Die Hansgeister. — Die Pufe. — Wohnung und
 Nahrung der Pufe. — Redereien der Pufe. —
 Der Puf als atra cura. — Der Puf zur See. —
 Das Treiben des Klabantermännchens. — Die
 „Gongern.“ — Das „Stavenweib.“ — Dänenge-
 spenster. — Die Sage vom Dsenthal. — Friesisches
 Gespenstersystem. — Peter von Schottland. — Die
 „Hooger.“ — Namen und Bedeutung der Grabhügel.
 — Genauigkeit der Tradition. — Vergrabene goldene
 Schiffe. — Der braune Hautf. — Verschiedene Be-
 stimmung der Hügel. — Wodansausruf und Hügel-
 tänze. — Blutrache. — Wächnerinnentanz. — Mi-
 heldaischer Frauentanz. — Helventhät der friesischen
 Frauen. — Aberglaube. — Beurtheilung der Sagen.
 — Das Reich des Aberglaubens. — Ein nächtlicher
 Spuk. — Die neugierigen Pufe. — Die Hochzeit
 auf dem Watt. — Der Pufbräutigam und seine
 Braut. — Das Orchester und die Länger. — Lita-
 nentanz. — Jubel am Himmel und 'am Strande. —
 Hjerte's Wehruf. — Traum und Wirklichkeit.

XXVIII. Miscellen 316—366

Reisemiscellen. — Nothwendige Ergänzungen. —
 Schriftsteller und Publicum. — Frisia non cantat. —
 Sinn für Musik. — Friesische und händrische Lieder.
 — Holländisches in Friesland. — Friesischer Stolz.
 — Gottfried von Dänemark. — Die friesischen Ge-
 sandten im alten Rom. — Familientugenden. —
 Continental- und Inselklima. — Die große See-
 schlange. — Der Schutzpatron der Schiffer. — Die Rabe
 des Walsentnabens. — Welte Verbreitung dieser
 Sage. — Kinderreime. — Spottvers auf die Dänen.
 — Arabische Münzen auf Sylt. — Donnersteine. —

Steinerne Velle. — Grühlöfse. — Mangel an Eingebeln. — Druthologisches Cabinet. — Der „Dua-
 bebrand.“ — Fremdenhaß. — Gastfreundschaft. —
 Bekrafung des Ehebruchs. — Eho aus alter Zeit.
 — Das „Eheschwert.“ — Gebete um einen gesegneten
 Strand. — Literarische Fehde über dieses Gebet.
 — König Christian IV. — Der Pferdewopf. — Dug
 und Dug. — Redereien der Inselbewohner. — Hua
 Moders. — Das Zählen in Wäsum. — Der Butterfand.
 — Die Spitzenklöpplerinnen im Herzogthum Schles-
 wig. — Handschuhfabrication. — Zahl der Fabriken in
 Schleswig und Holstein. — Fertigung der häuslichen
 Geräthschaften. — Hausfleiß der Frauen. —
 Vereinte Industrie beider Geschlechter. — Einführ-
 ung des Spitzenklöppelns. — Verbreitung der Klöp-
 pelindustrie. — Beschränkung des Klöppelns auf
 magere Landschaften. — Steigen und Fallen dieser
 Industrie. — Englische Concurrnz. — Benach-
 theiligung Tonderns. — Spitzenmärkte. — Beschaff-
 ung und Vorbereitung des Rohproducts. — Alte und
 neue Dünner. — Die Anforderungen des Zeitge-
 schmacks. — Der Verleger und die Arbeiterinnen.
 — Der Verdienst der Arbeiterinnen. — Die Classen
 der Arbeiterinnen. — Die „Prilmädchen.“ — Die
 Ausschlägerinnen. — Körperliche Leiden der Arbei-
 terinnen.

XXIX. Gaffreise 367—398

Sechs Stunden an Bord. — „Liden.“ — Fluth
 und Ebbe. — Fluthschwingungswellen. — Die in-
 directe Nordsee-fluth. — Fortpflanzen der Wasser-
 schwingungen. — Die Süd- und die Nordwelle. —
 Unregelmäßigkeit der Fluth. — Fluthströmung. —
 Fluthströmungen in einem Inselarchipel. — Die

Rauchwolke. — Die Bögelswolke. — Inselweiden. —
 Land- und Seethiere. — Sehnsucht nach dem Lande.
 — „Da is nix im Wege.“ — Frießsche Geschichtschrei-
 ber. — Heinrich und Neocorus. — Mangel an Nothizen
 über außerordentliche Ebben. — Außerordentliche Eb-
 ben. — Zerstörung der Dünen. — Geologische Hypothe-
 sen. — Senkung des Landes. — Eingesenkener
 Deich. — Höhe der Deiche. — See- und Flußdeiche.
 — Pelworm. — Kosten der Pelwormer Deiche. —
 „Es dânt sich.“ — Windstille. — Hoffnung und Wind.

Reise nach Amrum.

Die Germanen sind das erste Volk der Welt. Sie haben die Menschheit seit dem Sturze des tyrannischen Seesvolks der Römer so gründlich revolutionirt, wie kein Volk vorher und nachher. Sie haben allen Staaten und menschlichen Gesellschaften ihr Gepräge aufgedrückt, und man kann sagen, die Seele der Welt ist jetzt mit Hilfe der Engländer germanisch geworden.

Unter den Deutschen sind die edelsten die Niederdeutschen. Schon Tacitus sagt dies, indem er den Chaulen eine Lobrede hält, und noch neuerdings hat es ein niederdeutscher Fürst vom Throne verkündigt.

Nur unter den Niederdeutschen, z. B. in Westphalen, findet man noch jetzt solche blaue Augen und blonde Haare, wie die Römer sie beschreiben. Sie sind die deutschesten unter den Deutschen. Und die Engländer sind auch Niederdeutsche.

Unter den Niederdeutschen sind entschieden die edelsten die Friesen. Auch dies spricht schon jener vornehmste Historiker des vornehmsten aller Seesvölker, der Römer, aus. Und kaum bedarf es eines Beweises,

Kohl, Marschen u. Inseln Schleswig-Holsteins. II.

doch wird diese Behauptung durch folgende Punkte unterstützt.

Zunächst haben die Friesen in ihrer Sprache mehr Ausdrücke für Reinigen, Putzen, Abwischen, Scheuern, Abwaschen, Auskehren u., als irgend ein niederdeutscher Stamm, nämlich 16. Dieß beweist, daß sie die reinlichsten Menschen sind. Reinlichkeit aber ist die Basis aller Moralität und aller Nationaltugenden.

Zweitens essen die Friesen viel Fische. Fisch ist aber köstlicherer Nahrung: von Wälen als eine wenig kräftige Nahrung betrachtet worden. Es ist vielmehr die Zutrittöffnung aller menschlichen Nahrung. Die griechischen Dichter essen Ambrosia und waren daher Götter — die Friesen essen viel Fisch und sind also auch die besten unter den Menschen.

Erstlich haben die Friesen wie die Engländer, ihre Nachkommen, den vorzüglichsten Wachs, die reinste Hautfarbe, den fleckenlosesten Teint, den hellsten Verstand, das zarteste Herz. Die große friesisch-englische Schönheit spricht sich im Körperbau und besonders in der Form des Angesichts der friesisch-englischen Völker aus. Sie besitzen das edelste Welbosantitz auf der Welt.

Friesischer als alle Friesen, die allerfrieslichsten unter den Friesen, sind die Bewohner der kleinen Insel Amrum, denn sie haben, als am entferntesten liegend, ihre Sitten nie mit denen der verderbten Seefahrer vermischt.

Within findet sich hier auf Amrum, wie es aus allem Vorigen logisch und unabwieslich zu folgen scheint, die Krone, der Gipfel und die Blüthe der

der Menschheit. Wie alle Gipfel nur schmal und klein sind, so ist auch diese Insel nur eine Meile lang, und die ganze Amrumer Nation zählt wohl kaum 600 Seelen.

Dies ungefähr war die Quittessenz eines allzu patriotischen, von jener Insel handelnden friesischen Wortes, welches mir in die Hände fiel.

Gewiß, dachte ich mir, ist an jenen Versicherungen über die Amrumer ein wenig Wahres, und ich machte mich daher eines Morgens frühzeitig auf, um ihre Insel in Gesellschaft eines Bekannten zu besuchen. Wie beißgen dazu einen solchen stuhlreichen Körwagen, wie sie hier zu Lande gebräuchlich sind und „Körwagen“ genannt werden; denn in diesem Lande der Fluth und der Ebbe ist es möglich, selbst Inseln zu Wagen zu besuchen.

Es ist ein wunderliches und unbequames Ding so ein nordalbingischer Körwagen, oder vielmehr so ein niederdeutscher Körwagen sollte ich sagen. Denn wie die friesischen Schiffsbauer die Bauart der friesischen Jolle in allen Häfen der Nordsee bis nach Holland hin erkennen und nachweisen, so geht auch die Bauart eines solchen Körwagens fast durch ganz Niederdeutschland.

Weil man diese Wagen im ganzen Süden von Deutschland nicht kennt, und weil man daran recht zeigen kann, wie unbequem nicht selten unsere einfachsten Erfindungen sind und oft Jahrhunderte lang bleiben, so will ich hier versuchen, einen Begriff von einem solchen Stuhlwagen zu geben.

Derselbe ist ohne Zweifel eine Erfindung der niederdeut-

fischen Bauern. Man kann noch ganz deutlich erkennen, wie er aus den gewöhnlichen dort üblichen Heu- und Erntewagen hervorgegangen ist. Der Hauptsache nach ist er weiter nichts als ein 7 Ellen langer Leiterwagen, auf dessen Leitern 3, 4 oder 5 Stühle festgeschmalt wurden. Nimmt man die Stühle ab, so hat man einen Erntewagen, schmalt man sie wieder auf, so hat man einen Personen-, Staats- und Gesellschaftswagen.

Die Stühle sind äußerst eng, weil sie zwischen den Leitern des Wagens herabgehen. Nur zwei Personen können sich zur Noth darin herunter zwingen. Sie sind einer hinter dem anderen aufgereiht, und die vier oder fünf Paare, welche sie einnehmen, drehen sich daher dem Rücken zu. Der vordere Stuhl stößt beständig auf die Kniee des in dem Hinterstuhle sitzenden Paares. Von Rechtswegen sollten sich daher bei jedem Wagen zur Schonung der Hüften und Kniee einige Knieleder befinden.

Weil die Seitenleitern des Wagens gerade so hoch geblieben sind, wie sie beim Heuwagen waren, und weil man noch immer nicht auf die Idee gekommen ist, eine Seitenthür darin anzubringen, so müssen Damen wie Herren immer über jene hohen Leitern hinwegsteigen. Ein paar höchst unbequeme steife eiserne Fußtritte, die natürlich nicht weiter abstehen dürfen als die Räder und daher ganz senkrecht herunter gehen, helfen dabei. Beim Aussteigen sind diese Fußtritte besonders unbequem und gefährlich, weil man sie nicht sehen kann und oft vergebens mit dem Fuße heruntertappt, um sie zu finden.

Auf den Posthöfen, bei den Wirthshäusern und auch hie und da auf den Edelhöfen hat man daher eigends für diese Wagen bestimmte kleine Leitern, die von den Hausknechten, wenn man daselbst ankommt, sogleich herbeigeschleppt und angelegt werden, und auf denen dann die Reisenden wie Hühner vom Hühnerkall herabklettern.

In der österreichischen Monarchie, in Galizien, Ungarn und anderen Provinzen findet man eine von Währen ausgegangene Wagenform, die sogenannten Reitischenken, sehr verbreitet und fast allgemein in Gebrauch. Wer dieses leichte, elegante, wohlfeile und bequeme Fuhrwerk kennt, der wird diese seine große Verbreitung sehr begreiflich finden. Die russische Droschke, die ebenfalls einige vorzügliche Qualitäten besitzt, hat sich in neuerer Zeit ein so großes Terrain erobert, wie vielleicht kein zweiter Wagen. Auch dies wird man nicht unnatürlich finden.

Daß aber auch der besagte Kdrwagen so große Aufnahme hat finden können, ist mir fast unerklärlich, aber es ist ein Factum, daß er fast so weit geht, wie die niedersächsische Sprache. Man findet ihn als die eigentliche Grund- und Urform der Personewagen fast bei allen Bauern um Bremen, Oldenburg und Hamburg herum und eben so bei allen wohlhabenden Marschbewohnern in allen Elb- und Wesergegenden, in Ostfriesland, in Nordfriesland, in den Dithmarschen &c. Auch fast alle wohlhabenden Bürger in den Städten des bezeichneten Länderbezirks besitzen solche Stuhlwagen, die der Haupt-

sache nach ganz dieselben wie die der Bauern sind, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf Federn gelegt und die Stuhlreitern elegant verziert sind.

An Sonn- und Festtagen kann man aus den Thoren Bremens und anderer norddeutscher Städte eine Menge solcher langer Kötswagen hervorstechen sehen, worauf die geschmückten Städter zu 10 oder 12, Zwei bei Zwei, hintereinander gereiht sind. So bei den Hochzeiten und Festgelagen der Bauern steht man zuweilen eben solche Wagen in langen Reihen hinter einander herfahren, auf denen jedem ein halb Duzend Paare hochzeitlich gezierter auf- und abhospender Bauernweiber thronen.

Auch im Herzogthum Schleswig und selbst auf den felsigen Inseln hat man überall diese Wagenform, Jeder Wohlhabende auf diesen Inseln besitzt einen solchen Wagen. Er ist hier überall auf allen Gütern der gewöhnliche Wirtschaftswagen, der Wagen, mit dem man auf die Jagd fährt, der Wagen, mit dem der Herr des Hauses oder die Beamten des Guts die benachbarten Städte und Geschäftsorte besuchen. Bestellt man sich hier zu Lande einen Wagen, um eine kleine Reise von einem Orte zum anderen zu machen, so bekommt man immer nur einen Kötswagen, auf dem, wenn man ein einzelner Mensch ist, man zwischen allen den Stühlen die Wahl hat. Man setzt sich in einen und sitzt da, wie ein einsamer Frommer, der zwischen leeren Kirchenstühlen sein Gebet am Sonntag-Nachmittage in der Kirche verrichtet.

Selbst nach Jütland und nach den dänischen

Inseln greift diese sonderbare Wagenform noch weit hinein, und sie ist, wie wir es scheint, die Grundform, aus der sich hier alle anderen Wagen, die nicht eben vom Auslande eingeführt wurden, hervorgebildet haben. — Selbst die bedeckten Chaisewagen, die der mit Extra-post Reisende auf den Posthöfen bekommt, sind nur solche Stuhl-Literwagen, auf denen der hinterste Stuhl mit einem Lederverdeckt versehen wurde.

Wir durchfahren die ganze Insel Föhr, Osterland und Westerland, der Länge nach und kamen an ihrem äußersten Ende an, als eben die Ebbe den niedrigsten Stand erreicht und das ganze Land zwischen den beiden Inseln Föhr und Amrum bloßgelegt hatte, so daß man von einer Insel zur anderen hinüber fahren konnte.

Das ganze Binnenmeer, in welchem die friesischen Inseln liegen, läuft nämlich innerhalb 24 Stunden zwei Mal bis an den Rand voll, und zwei Mal wird es stellenweise bis auf den Boden trocken. Zur Zeit der Fluth laufen alle Häfen über, alle Schiffe sind flott, alle Küstentränder und Deiche werden von den Wellen bespült. Zur Zeit der Ebbe hingegen zieht sich das Wasser aus den Häfen und Buchten zurück, die Schiffe legen sich auf dem Schlick schieb herum, ganze weite Vorlande zeigen sich vor dem Rande der Küsten trocken, nur die tieferen Stellen bleiben vom Meere bedeckt, und zwischen einigen Inseln, die durch einen unterseeischen Rücken verbunden sind, entblößt sich dieser letztere völlig und steigt aus dem Meere hervor wie der nackte Arm in Schiller's Laucher. —

Zwischen ist es nur ein schmaler Rücken, in der Regel aber ein weites flaches Land, das dann verbindend zwischen die beiden Inseln sich einschiebt.

So wie die Leute von einer Insel, die durch Absatz von Schlamm mit dem festen Lande auf immer verbunden ist, sagen, sie sei „landfest“ geworden, so sagen sie von einer Insel, die durch eine solche täglich zwei Mal entblößte Sandbank mit einer anderen oder mit dem festen Lande zusammenhängt, sie sei „schlickfest.“ Viele Inseln sind weder mit einander, noch mit dem Festlande schlickfest, weil sie rund herum von tiefem Meerestheilen umgeben sind.

Amrum ist mit Föhr schlickfest, mit Sylt ist aber keine von beiden Inseln schlickfest. Dieses Phänomen findet bei vielen von den Inseln statt, welche der Küste der Nordsee bis nach Holland hin vorliegen. Man benutzt es natürlich, um eine engere Communication zwischen den Inseln und dem Festlande zu bewerkstelligen, denn die Verbindung zu Schiffe ist immer etwas umständlich. Die, welche kein Schiff haben, die Armen, die Fußgänger, die Boten, die Briefträger u. s. w. warten alle das Abflauen des Meeres zur Ebbezeit ab, um dann über den „Schlick,“ oder das „Watt,“ so wird das bloßgelegte Land genannt, ihre Reise anzutreten.

Eine solche Schlickreise ist nicht immer ohne Gefahr, und man hat daher eigene Leute, welche diese Gefahren und die Beschaffenheit des Schlicks kennen. Man nennt diese Leute „Schlickläufer,“ und sie dienen als Boten und Postillons von einer Insel zur anderen.

Uebrigens nennt man auch jeden Fußgänger, der die Schlickreise wagt, für die Zeit derselben einen „Schlickläufer,“ so wie man auch Den einen „Berg-“ oder „Alpensteiger“ nennen würde; der eben die Alpen bestiegt, wenn er auch nicht ex professo ein solcher wäre.

Der Meeresboden, so flach er sich hier im Ganzen zeigt, ist doch natürlich kein völlig ebener. Hin und wieder finden sich Vertiefungen, in denen das Meer wie in Tüchern stehen bleibt, die man auf Umwegen umgehen muß. Dann ziehen sich die Fortsetzungen der Schote oder Priete und die sogenannten „Tiefen,“ in denen die Schiffe bei Fluthzeit fahren, durch den Schlick hin. Auch diese Canäle muß man umgehen oder die geeigneten Stellen und Furthen kennen, auf denen man sie passiren kann. Die und da ist der Schlick sumpfig, oder der Sand unter ihm nicht fest, sogenannter Trieb- oder Fluthsand. Auch diese Stellen muß man kennen und meiden. — Die kundigen Schlickläufer sind hier also eben so nöthig, wie auf den Alpen die kundigen Gletscher- und Schneeläufer.

Bei solchen Inseln wie Jöhr und Amrum, die verhältnißmäßig so viel Verkehr mit einander haben, hat man zwar den gang- und fahrbaren Weg ein für alle Mal mit Strüchern und Reifern ausgesteckt, nach denen sich jeder richten kann, aber diese Reifer werden zuweilen vom Wasser ausgeriffen, und eine Verirrung auf dem völlig wüsten, weg- und freglosen Schlick ist dann, wenn sie länger als sechs Stunden anhält, allemal verderblich, da nach dieser Zeit ohne Wiberrede

die Fluth zurückfährt und von ihrem usurpirten Eigenthume wieder Besitz ergräbt.

Dazu kommt, daß zwar die Fluth in der Regel ihre einmal vorgeschriebenen Fristen von 6 zu 6 Stunden einhält, und daß man daher meistens mit der Uhr in der Hand die Zeit bestimmen kann, wann es für einen Menschen, wann für einen Fisch auf dem Schiff geheimer ist, — daß aber dennoch Ausnahmen stattfinden. Wenn draußen auf der See starke Westwinde aufspringen, so werden die Gewässer dem Lande zugezogen, und wenn sich nun ein solcher Westwind mit der ebenfalls aus Westen kommenden Fluth verbindet, so heeilt sie manchmal ihre Schritte und ist schneller und mit größerer Heftigkeit da, als man nach dem Kalender erwartete.

Der Schlickläufer muß daher auch ganz wie der Alpensteiger das Wetter zu beurtheilen verstehen, um danach seine Schritte zu reguliren.

Im Winter, wo das Meer oft wegen des Eises nicht zu befahren ist, wird der Schlick oder das Watt am meisten zur Communication benutzt. Allein dann droht hier auch die meiste Gefahr, denn oft ist das ganze Watt mit Eischollen belegt, welche die Fluth zurückstößt, und zwischen denen der Weg schwer zu finden ist. Und doch muß so mancher arme Insulaner, sei es eines Processus wegen, sei es um Geld zu holen, sei es um einen wichtigen Brief zu überbringen, sei es um des Arztes oder Apothekers Hilfe für einen geliebten Kranken in Anspruch zu nehmen, diesen gefährlichen Weg wegen.

Gefahrvoller aber noch als durch Eis und Fluth, wird das Watt durch einfallende Nebel oder Schneegestöber. Bei hellem Wetter kann man wenigstens die entfernte Insel sehen und danach seine Richtung nehmen, wenn aber Nebel und Schneeflocken die Luft verfinstern, so ist man auf dem verrätherischen Watt so rathlos wie in der Wüste. Da läuft nun der arme Schlickläufer zuweilen, in der Meinung, er gehe dem Festlande zu, geradezu ins offene Meer hinaus, der Fluth direct entgegen, und findet er sich nicht bald zurecht, so ist er unrettbar verloren. Die Schlickläufer haben daher gewöhnlich, um gegen plötzlich eintretende Nebel gerüstet zu sein, einen Compaß bei sich, und die Fußgänger und Kutscher „peilen“ daher hier eben so gut wie die Schiffer, nehmen ihren Cours bald nach Ost oder West, bald nach Nordwest oder Südost. Wenn man an solche peilende Schlickläufer denkt, so wird man sich noch besser erklären können, was ich oben über die Sitte der Griebemerkte, auch bei ganz gewöhnlichen Spaziergängen ihren Cours nach den Himmelsgegenden und der Stellung des Polarsterns zu bestimmen.

Unsere Leute erzählten uns eine Menge Geschichten von Schlickläufern, die in Folge ihrer Unkunde, Unvorsichtigkeit oder Tollkühnheit auf dem Watt angekommen waren. Ich will einige dieser Geschichten mittheilen, weil sie für das Leben und Treiben auf diesen Landstrichen bezeichnend sind.

Einmal, sagten sie, waren von Amrum aus zwei Wagen ausgefahren. Ein starker Sturm habe ihnen

entgegengeweht und sie in ihrer Fahrt länger aufgehalten, als sie vermuthet, und da die Ebbezeit gerade gegen Abend eingefallen, so wäre bald die Dunkelheit auf das Watt und auf sie herabgesunken. Zugleich hätte auch der Sturm die Fluth schneller zurückgeführt, und schon wäre das Wasser in die Prielen und Schloten eingeströmt und hätte sich drohend gehoben. Ihnen wäre nun Angst geworden, und sie hätten, wie dies in solchen Fällen geht, den Kopf verloren. Diese Inselbewohner wissen nur zu gut, daß der Fluth nicht zu entkommen ist, und die Idee von der Uebermacht der herantrollenden Gewässer und dem Unvermögen, dem anschwellenden Oceane zu widerstehen, wirkt stark auf sie ein. Die Rückkehr sei eben so schlimm gewesen als das Weiterfahren, da sie sich schon zu weit auf's Watt hinausgewagt hätten. Da etwam strömenden Prielen, der ihnen in den Weg gekommen, hätten sich die Parteien getheilt. Ein Wagen hätte es gewagt, an einer Stelle durchzufahren; dieser sei glücklich davon gekommen. Die Führer des anderen Wagens hätten dagegen geglaubt, das Priel auf einer leichteren Furthstelle, die noch einige Tausend Schritte weiter hinaus gelegen, besser passieren zu können, aber sie hätten diese Stelle in der Finsterniß nicht ausfindig machen können. Vermuthlich wären sie in ihrer Angst und Hast nicht ruhig genug gewesen und, als sie die gesuchte Stelle nicht gleich gefunden, wohl in die Kreuz- und Quere gefahren, und so hätten sie, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, bald hier, bald da hinauszu kommen versucht, um der sie immer mehr und

mehr unstrickenden Stuth zu entgehen. Zwar hätten sie allerdings einen Compaß gehabt, allein es würde bei ihnen, wie schon die nach Hause Bekommenen gerügt hätten, das Versehen vorgefallen, daß nicht der Pferdeleuter selbst, sondern einer der Passagiere den Compaß in der Hand gehabt hätte. So wie es aber bei den Schiffen Regel sei, daß der Steuermann selbst auch „peilen“ müsse, weil sonst das Schiff nie genau seinen Cours verfolgen könne, so sei es auch bei den Schlitz- und Watreisenden feste Regel, daß der Rutscher selbst den Compaß auf dem Schooße haben müsse, weil nur dann alle Bewegungen der Pferde richtig und pünktlich ausgeführt werden können. — Zuletzt, als sie nicht mehr gewußt, wohin, seien sie wahrscheinlich auf's Gerathewohl in's Wasser hineingejagt und so ihrem Verderben entgegengerannt. Am anderen Tage hätte man die Leichen der Menschen und Pferde und den Wagen an verschiedenen Stellen gefunden, wo die Ebbe sie deponirt habe.

Es giebt auf diesen Inseln viele Leute, die sich mit der Fischeret auf den Watten beschäftigen und die daher oft der Gefahr, auf dem Watt umzukommen, ausgesetzt sind. Man nennt diese Leute „Wattfischer.“

Die Stuth bringt natürlich jedesmal eine Menge Fische heren, die mit der Ebbe wieder davon gehen. Diese Fische ziehen sich beim Abfließen des Wassers, eben so wie das Wasser selbst, erst in die Vertiefungen und Canäle zurück, halten sich da so lange, als sie darin Wasser finden, und schwimmen dann allmählig in diesen

Sandten mit dem Wasser wieder in die See hinaus. Sie haben also auf dem Watt, so unregelmäßig dies auch dem Auge erscheint, eben so ihre regelmäßigen Gänge und Züge, wie das Wasser. Die Wattfischer gehen nun zur Ebbezeit auf das Wasser hinaus und befestigen ihre Fangapparate an geeigneten Stellen, und damit sie diese Stellen wiederfinden können, so machen sie von dem Halm, der auf ihren Dünen wächst, eine Menge Stroh- oder Schilfbüschel und nehmen sie mit.

Alle paar Hundert Schritt stecken sie einen solchen Strohwisch in den Sand. Die Fluth, die sehr allmählich sich hebt und diese Strohwische in der Regel stehen läßt, bringt Fische herbei und die Ebbe führt sie in die Nege. Die Wattfischer kommen wieder, wann die Wasser völlig abgelaufen sind, finden die Wege mittels der Strohwische und leeren ihre Nege. Zuweilen aber sind ihre Strohwische doch entführt, dann wollen sie ihre Nege nicht im Stiche lassen und suchen wohl vergebens danach, — oder sie haben einen reichen Fang gemacht und halten sich zu lange bei seiner Bergung auf. Da überraschen sie wohl unversehens Nebel und Fluth und bringen den Wattfischer zu den Seefischen unter die Wellen. Die Fischer errichten zuweilen auch hohe Bänne auf den Watten, um die Ebbefische zu fangen. Schon Plinius erwähnt dieses Fischfangs der Eriesen. „Ihre Fischneze,“ sagt er, „machen sie aus Blasen, und mit solchen Nezen fangen sie bei ihren Hütten die mit dem abfließenden Wasser zurückgebliebenen Fische.“

Ein friesischer Fischer gab mir folgende genaue Schilderung ihres Verfahrens. Die Leute stecken Seangen in den Sand der Watte und verbinden sie durch dicke Rinsen- oder Strohgäbte. Diese Pfähle stellen sie zu einer langen Bickackline so auf, daß dieselbe gerade den Strom der Ebbe quer durchschneidet. Auf der inneren Seite des Wehres machen sie einen flachen Graben. Dieser Graben, in dem nun Wasser zurückbleibt; ist also der eigentliche Fangbehälter. Das Wehr hindert nun die Fische, mit der Ebbe über den Graben wegzuschwimmen, in dem sie vielmehr stecken bleiben. Nach eingetretener Ebbe kommen dann die Fischer, gehen den Graben entlang, tasten mit den Füßen und Händen im Wasser herum und fangen so die Fische, meistens Schollen und Watten. Dann ziehen sie dieselben auf eine große krumme Radel und schleppen sie an einem Stricke im Graben hinter sich her, damit die Fische frisch und lebendig bleiben. Den Strick, an dem sie die Fische hinter sich her schleppen, haben sie meistens in einem Knopfloche oder am Gürtel befestigt. Ich möchte wünschen, daß einer unserer Maler einmal einen solchen Minischen Fischfänger zum Gegenstande seiner Darstellung wählte.

Ich freue mich immer, daß die Römer doch ein Stück von dieser Gegend noch gesehen und durch ihren Bericht gewissermaßen geadelt und verherrlicht haben. Weiter nach Norden hin, wohin jetzt römisches Ansehen drang, kommt es mir schrecklich finster vor.

Noch vor Kurzem, sagte man mir, wäre so ein Aumer Fischer, der vergebens nach seinen Strohroschen

und Nezon gesucht, auf dem Watt um's Leben gekommen, ein anderer hätte sich vor ein paar Jahren nur mit Mühe und Noth folgendermaßen das Leben gerettet. Er hatte sich ebenfalls von der Fluth überraschen lassen, indem er sich zu lange mit dem Aufstellen der Netze beschäftigt. Als er die Gefahr bemerkte, machte er sich auf und lief so schnell als möglich über die trocknen Schlackstellen hin; durch ein paar Vertiefen wadete er hindurch, über eine dritte schwamm er hinüber. Aber es war zu spät, das Wasser stieg so mächtig, daß Alles rings um ihn her bereits überschwemmt war. Er hatte endlich eine Stelle erreicht, die etwas höher war als die Umgegend, und, ganz entkräftet, beschloß er, auf dieser Stelle entweder die Fluth auszuhalten oder um's Leben zu kommen, wie es des Himmels Wille sei. Er postete sich daher auf dieser Stelle und ließ die Gewässer um sich her ruhig ansteigen. Sie hatten bald seine Brust und seine Schultern erreicht. Glücklicherweise hatte der Mann seinen „Kubben“ bei sich — so nennen die Friesen den plumpen hölzernen Kasten, in welchem sich die Feldarbeiter, Fischer und Reisenden Proviant und andere kleine Utensilien mitnehmen, — und ihn brachte er sich unter die Füße. Dadurch kam er wieder um einen Fuß weiter aus dem Wasser heraus. Glücklicherweise war er nicht stürmisch, und die Fluth wuchs sehr langsam und spiegelglatt heran. Schon ging sie ihm bis an die Schultern, und er merkte noch immer, daß sie stieg. Seine Angst und Todesfurcht wurde gränzenlos bei dieser so langsamen Hinzuechtung, doch hielt er dieß Alles still und

gebuldig aus. Klagen, Schreien und Jammern hätte nichts geholfen, weil es Nacht und das Ufer so weit entfernt war, daß Niemand ihn vernehmen konnte. Die Sterne schimmereten freundlich, und er konnte auch deutlich wahrnehmen, was rings um ihn her auf der Wasserfläche vorging.

Auf dem höchsten Punkte seiner Noth war er eben im Begriff, mit sich zu Rathe zu gehen, ob es nicht besser sei, seinem jämmerlichen Zustande und seiner Bedrängniß dadurch ein Ende zu machen, daß er sich freiwillig in die Wellen hinausstürze und sich ihnen ohne Widerstand überlasse, als er auf einmal wahrzunehmen glaubte, daß das Wasser ihm nicht mehr wie bisher um den Mund plätschere. Er betrachtete nach einiger Zeit wieder seinen Nacken und seine Schultern und beobachtete deutlich, daß sie sich merklich aus dem Wasser hervorhoben. Nun sah er, daß die Fluth vorüber und die Ebbe im Anzuge sei, und faßte neuen Lebensmuth, drehte sich auf seinem Klubben herum, machte volto facio gegen die zurückfließende Ebbe und kamme sich noch heftiger als zuvor gegen seinen Stecken, mit dem er seinen Rücken unterstützte. Endlich, endlich gegen Morgen legte das Wasser wieder seine Füße trocken. Er freute sich daß als wolkand Noah, da seine Arche auf dem Berge Ararat festgebauet saß und die Taube ihm den ersten Delyweig brachte. Er nahm seinen Klubben hervor, lief auf dem Watt nach Hause und befand sich ganz wohl darnach.

Noch erzählte man mir eine Geschichte von

einem anderen Manne, der zu Pferde eine solche Fluthzeit über auf dem Watt ausgehalten habe. Das Pferd habe wie ein Baum gestanden. Es seien aber dies zu vollführen, nicht alle Pferde tauglich, es müsse schon ein sicheres und fluthfestes Thier sein, wie man schuffeste Pferde auf der Jagd habe. Denn häufig würden auch die Pferde, wenn sie das Wasser umgarnen, wie die Menschen von Angst, Beklemmung und Schwindel ergriffen.

Die Friesen haben mehrer Sagen und Märchen von einem schlimmen Geist, einer Art bösen Rabezucht, der draußen, außerhalb ihrer Dünen und Dricke, sein Wesen treibt und die Menschen, ehe sie sich's versehen, umgarnet und in's Verderben lockt. Sie verbannen auch meistens alle Gespanster aus ihren Deichen auf die Watten hinaus.

Ihre Deiche sind ihnen gewissermaßen etwas Heiliges, eine geweihte Umzäunung für das für den Menschen gezettete und den unheimlichen Naturgewalten entzogene Gebiet. Man wird dies Alles sehr begreiflich finden, wenn man solche aus dem Leben gegriffene Erzählungen, wie die vorigen, erwägt, wenn man sich an die Stelle solcher einsamen, auf den Watten beschäftigten Fischer und Wanderer versetzt. Sie sind in ihren Geschäften und Gedanken verloren. Auf einmal fängt es auf dem Sande rund um sie herum zu blitzen und zu blinkern an. Es ist das Wasser, welches erscheint, als ergösse es sich aus unterirdischen Urnen. Es braust und donnert in der Ferne. Es ist die Fluth,

die im Haguge ist, und die, mit dem Winde oder anderen ihr entgegentre tenden Strömungen kämpfend, sich Bahn brecht. Erschreckt, beflügelt der Wanderer seine Schritte. Ueberall, wohin er tritt, zeigt sich schon das verderbliche Element. Mit Mühe und Noth erreicht er das graufige Ufer eines Deichs und blickt entsetzt zurück auf die Bogen, welche seine Fußspuren vertilgen, und die, mit Dorschen, Watten, Seehunden und anderen Meeresthieren vermischt, wie die wilde Jagd im Freischuß daher brausen.

Zu Hause am traulichen Feuerherde angekommen, erzählt er dann von seinem Abenteuer, und die Volksgedächter sprechen hinterdrin von einem wilden Gespenst, von dem rauhen Meerjäger, der die Menschen draußen verschlinge.

Man könnte von den Deichen dasselbe sagen, was Schiller in seinem hübschen Gedichte: „der Spargengang“ von der heiligen Umzäunung der Stadtmauer singt. Wenn die Römer, die einen Gott für die Erden und einen für die Stadtmauern hatten, in diesen Marschgängen gewohnt hätten, so hätten sie gewiß den Deichgott dem obersten Jupiter zunächst gesetzt.

Im Winter, wenn das Meer zwischen den Inseln mit Eisschollen, die sich selten zu einer festen Landbrücke verbindenden Decke zusammenlagern, weil das hier stets bewegte Meer sie täglich zwei Mal zerstückt und zersprengt, bedeckt ist, wird zwar in der Regel der größte Theil der Eisschollen, welche die Fluth hereinführte, mit der Ebbe wieder ins freie Meer hinausgerissen; allein wenn der

Wind der ausströmenden Ebbe entgegenweht, dann bleiben die obenschwimmenden Schollen, auf die der Sturm von oben eine größere Gewalt übt als der Strom unten, auf dem Batten liegen. Dann häufen sich die Eisschollen auf den Batten zu ungeheureren Massen, und die Schlickläufer, die doch darüber müssen, haben dann ihre größte Noth.

Ein Inselarzt, der einem Sterbenden auf der benachbarten Insel seine Hilfe bringen wollte, beschrieb mir einen solchen Winter-Battübergang, bei dem er sein eigenes Leben erliriet hatte. Er sagte mir, er habe als Führer vierer Schiffsleute mitgenommen, welche in diesen Gewässern die kühnsten und erfahrensten sind. Das Ufer der Insel sei rund umher mit festen Eise garnirt gewesen, und hier hätten sie das Schiff, mit welchem sie die Ueberfahrt bewerkstelligen wollten, schieben müssen. Darauf sei ein Strich trockenem Land gekommen, das aber der Art mit Schollen bedeckt gewesen wies, daß sie nur mit Mühe und Noth durchgekommen, indem sie ihr Schiff getragen. Dann seien sie zu einem breiten Strome gelangt, in welchem die Fluth bereits brausend hingeströmt sei. Sie hätten ihr Schiff hier ins Wasser gebracht, aber die in demselben schwimmenden Eisschollen hätten ihnen die größte Noth gemacht. Um diesen Schollen zu entkommen, hätten sie freies Wasser gesucht und so auf einem Umwege ihr Ziel zu erreichen gestrebt. Sie hätten deshalb die Eisschollen immer vor sich weggeschoben und seien endlich glücklich ins Freie gekommen. Hier hätte aber der Wind mit bedeutender Stärke

geweht, und das kleine Schiff sei fruchtbar hin und hergeschleudert worden. Da es dadurch bald mit Wasser gefüllt worden sei, so habe er die Schiffer gebeten, das Wasser auszupumpen oder auszuschöpfen. „Ach was, pumpen!“ hätten diese Anruher geantwortet, „wir haben keine Zeit zu pumpen, wir müssen segeln, Herr Doctor.“

Sie hätten immer bloß auf ihre Segel, ihre Steuer, den Wind und das vor ihnen liegende Ziel geachtet; nicht sei das Wasser inzwischen fast bis an den Rand gestiegen, und er habe sich nicht mehr retten können. „Dumpe und schaufelt doch, ihr Leutchen, wir müssen ja ertrinken!“ habe er noch einmal gerufen. „Ach was pumpen, wir müssen segeln, Herr Doctor,“ hätten sie wieder geantwortet und wären immer drauf los gesteuert. Mit dieser Theorie hätten sie ihn denn auch richtig an's Land gebracht und danach erst ihr Schiff und ihre Kleider ausgepumpt und ihm auch seine für ewige Zeiten eingesalznen Reiseeffecten herausgegeben.

Hier an der schleswigschen Küste giebt es mehr als ein Duzend Inseln, die entweder unter sich oder mit dem Festlande schliefest sind. Außerdem ist zur Ebbezeit jede Insel mehr oder weniger mit entblößten Watten umgeben. An der Westküste von Holstein giebt es noch ausgebehutere Watten. Eben solche Watten sind an der ganzen Küste von Hannover, Oldenburg, Ostfriesland, und Holland. Auch findet sich wieder etwas Aehnliches an der Westküste von Frankreich und Spanien, auch da giebt es schliefeste Inseln. An der

südlichen und westlichen Rüste der Wärdsee mag sich die Ausdehnung dieser Matten, dieser Erdoberfläche, die täglich zweimal Festland und zweimal Meer ist, vielleicht auf mehr als 100 Quadratmeilen belaufen, und man sieht daher, daß es nicht so ganz uninteressant und unwichtig ist, das Leben, die Ereignisse und die Scenen auf diesen Matten zu studiren und darzustellen.

Wie kamen nicht lange nach Sonnenaufgang auf das Watt hinaus, das einen eigenthümlichen Anblick darbot. Die weite Fläche eines völlig wässren, wässren Landes zeigte sich vor unseren Augen, die kahlen Sandflächen streckten sich weit und breit vor uns aus, und zwischen ihren schwach gehobenen Rücken blinkten zahlreiche mit Wasser belaufene Stellen. Das Wasser war einige Zoll, einen Fuß und stellenweise ein paar Fuß tief und dabei spiegelblank. Diese blanken Wassertümpel haben die niederländischen Maler auf ihren Ebbe- und Fluthgemälden oft dargestellt und zu hübschen Effecten benutzt.

Selbst aus weiter Ferne leuchten noch solche Wassertümpel hervor, besonders wenn die Sonnenstrahlen schräg auffallen, wie es jetzt zu unserer Tageszeit der Fall war.

Die Halligen, die auch zur Ebbezeit von solchem mit einem dünnen Wassersehleier theilweise überzogenen Morlande umgeben sind, schienen mir oft wie in einem blinkenden Spiegel eingefaßt, in welchem sich ihres Landes und Wärdten reflectirten. Ich schrieb dies anfangs einer Luftspiegelung zu, bis mir die Insulaner

sagten, daß man oft eine solche Lufespiegelung mit dem blinkenden und zurückstrahlenden Schiffe verwechselt.

Watten auf dem Watte, jedoch etwas näher nach Höhe zu, lag der Krumpf eines vor Kurzem gestrandeten englischen Kohlenschiffe.

Von Watten kam uns dieses Schiff unglaublich groß vor. Es lag natürlich schief, und auf der einen Seite hing ein dickes Strickende herunter. Ich berechnete, daß dieses Strickende wenigstens zwanzig Fuß über dem Boden hängen müßte. Als wir aber nahe hinzu fuhren, hing es in unseren Wagon herab, so daß wir es zum Hinansteigern benutzen konnten. Das Schiff fanden wir völlig verwestet, die Masten waren bis auf den letzten Stumpf abgebrochen, und übrigens hatten auch schon die Berger Alles abgenommen, was nicht nitz- und nagelfest war. Die Leute erzählten uns, die Mannschaft des Schiffe hätte sich, als sie in Gefahr gerathen, in zwei Theile getheilt. Vier Mann wären in das Boot gesprungen und davon gesegelt, bisher aber noch nicht wiedergefunden worden; der Capitän aber mit den übrigen 3 Mann sei an Bord geblieben, um das letzte Schiff auf eine Sandbank in der Nähe des Festlandes zu setzen. Er habe also ein Nothsegel befestigt, sei mit der vollen Gewalt des Sturmes zwischen zwei Inseln gegen das Land angelaufen und so hier zum Stranden gekommen, wo die Amruener ihn und seine Mannschaft gerettet hätten. Die Leute sagten, wenn die Engländer sich nur ein wenig weiter nördlich gehalten hätten, so würden sie sehr gut die Sandbänke vermieden und das Schiff in den Wyker Hafen gebracht haben.

Die Engländer, die sonst fast alles Unbelebte zur Sache machen, schreiben dem Schiffe bekanntlich Persönlichkeit zu, und in der That sieht ein Schiff, weit mehr als irgend ein anderes so großes Nachwerk von Menschenhand, einem lebendigen Wesen, einem Walfisch oder einem Riesenschwanz ähnlich. Es ist gerade nach denselben Grundsätzen gebaut, nach denen die Natur die Fische und die Wasservögel bildet. Seine Erscheinung und äußere Form ist so grazios, wie seine Bewegungen. Seine Umrisse zeigen dieselben schönen, gekrümmten Wellenlinien, die der Körper des Weibes darbietet, — einen gefüllten Busen, einen schlanken Leib, schwellende Segel und flatternde Wimpel, wie die Schleier und Bänder einer Schönen, dieselben gleichmäßigen, lieblich schwankenden Bewegungen, dieselbe Glätte und Ruhe — kurz ich sage, es ist kein Wunder, daß die Engländer aus dem Schiffe eine „Sho“ machen. Und wenn man nun eine solche „Sho“ von den Stürmen zerzaust, ihres Schmuckes beraubt, gefangen und gelähmt auf dem Schlick liegen sieht, so giebt dieß einen höchst melancholischen und fast herzzerreisenden Anblick. Es ist, als wenn man eine gefangene, übelbehandelte Nymphe sähe, die sich nicht zu helfen wußte.

Wir fahren auf dem Watte weiter. Unser Weg war uns durch eine Menge kleiner, mit Seetang und schmutzigem Seeschlamm behangener Sträucher, die in dem Sande befestigt waren, und die wir der Reihe nach über's ganze Watt hin verfolgen konnten, vorgezeichnet. Diese Sträucher waren nur 3—4 Fuß hoch. Sie

brauchen nicht höher zu sein, weil sie auf dem Watt, der sonst ganz kahl ist, leicht zu unterscheiden sind. Sie dürfen aber auch nicht höher sein, weil sie sonst, wenn sie über das Fluthwasser hervorragten, die Schiffer irre führen möchten. Denn für diese giebt es wieder andere, ebenfalls mit Sträuchern abgesteckte Wege, welche natürlich ganz anders laufen, da sie das tiefe Fahrwasser bezeichnen, während jene das hohe Land marquiren. Die Fahrwasserzeichen, die man Baken nennt, sind natürlich möglichst hohe junge Baumschösschen, die immer 7 — 10 Fuß über die Fluth hervorragen. Sie bedürfen einer gewissen Festigkeit, um den Stürmen widerstehen zu können, doch müssen sie auch zugleich schwankend und elastisch sein, um den Schiffen keinen Schaden zuzufügen und geduldig nachzugeben, wenn solche etwa darüber hinsegeln sollten. Gewöhnlich werden dazu junge Birkenbäume genommen, wenn man sie haben kann; und so unordentlich diese struppigen, schief- und krummgewachsenen Wegweiser im Vergleich mit unseren Meilenzeigern auf dem Festlande aussehen, so entsprechen sie doch vollkommen ihrem Zwecke im Meere. Um sie zu befestigen, spigt man den Baum unten ein wenig zu und steckt ihn in den Sand. Dann hält ein Mann ihn unten fest, während ein anderer sich oben mit den Händen an das Holz hängt und sich in der Luft hin und her schwenkt. Der Baum, der diese Bewegung mitmachen muß, wird dadurch allmählig tief in den Boden hineingedrückt. Durch die Wellen, welche nachher die Bäume ebenfalls hin und her werfen, werden

sie eher noch mehr befestigt und in den Boden hinket-
gerammt, als gelockert.

Der Postbote hat die Aufsicht über die kleinen
Sträucher für die Schlickläufer; er steckt neue auf, wenn
sie verloren gingen, er versetzt sie, wenn vielleicht die
Physiognomie des Watts, wie dies natürlich oft ge-
schieht, sich verändert haben sollte. Die hohen Baken
stehen unter Aufsicht der dazu bestimmten Schiffer und
Bakenmeister. In den größeren Tiefen treten an
die Stelle der Baken kleine und große Seetonnen, die
an Ketten vor Anker gelegt werden. Auf den See-
karten sind alle mit Säumen oder Tonnen ausgehaken
Bege mit kleinen Pünctchen bezeichnet, die sich auf dem
Bilde wie Charaffeen ausnehmen.

Es begegnete uns ein Schlickläufer auf dem Watt,
der uns schon von Weitem zuwinkte. Als wir näher
kamen, fragte er uns, ob wir nicht wüßten, ob der
Doctor bald käme, er erwartete ihn mit Sehnsucht, denn
sein Weib auf Amrum läge seit 24 Stunden in Noth-
bedürfnissen, und man habe den Arzt schon bei der
Ebbe vor gestern Abend erwartet. Wir sagten dem
armen Ehemanne, daß wir dies nicht wüßten, daß er sich
aber spüren möchte, denn die Fluth sei schon im
Anzuge.

Unser Kutscher machte uns auf das Brausen, das
draußen vom Meere heraufschallte, aufmerksam. Er
sagte, es müsse wohl das Wetter sich ändern wollen
und der Wind auf dem Meere schon im Anzuge sein.
Wir hörten einen entfernten Lärm, den wir noch deut-

stärker vernahmen, wenn wir das Ohr an den Boden des Watts legten. Ich wünschte wohl, daß ein Akustiker sich einmal die Mühe gäbe, dieß Phänomen recht deutlich zu erklären. In unserer Nähe war Alles ganz still und, so weit wir sehen konnten, das heiterste Wetter. In sehr weit entlegener Ferne aber rauschte und tobte es, als wenn dort Alles darüber und drunter ginge. Man konnte sich kaum überreden, daß dieß bloß von über einander schlagenden Tropfen und von Schaum herrühren sollte. Es klang gerade so, als wenn Balken über einander stürzten und zersplitterten; auch waren oft so polternde und scharfabgeschnittene Töne darunter, als ob eine Masse von Kugeln und Steinen einen Berg hinunterrollte. Auf welche Weise und nach welchen Gesetzen mögen doch durch die bloße Entfernung und durch das Verfließen in der Luft Töne so entsteht und noch dazu so verschärft werden? Man sollte vermuthen, daß alle scharfen und eckigen Töne durch die Entfernung milder und dumpfer und gleichsam abgestumpft werden müßten. Diese aber schienen zwar weniger stark als in der Nähe, aber doch eckiger, prasselnder und krachender, so daß sie gar nicht mehr solchen Tönen, wie sie durch Wasser verursacht werden, ähnlich waren. Man braucht nicht weit in die Akustik hineinzublicken, um zu erfahren, daß sie eine noch wenig aufgehellte Wissenschaft sei.

Die Insel Anacum oder, wie sie Einige schreiben, Anicam, an deren sanftigem Ufer endlich unsere Pferde hinaufkamen, stellt sich dem Auge als ein Haufen von Dänen dar, die sich in einem Halbmonde herum-

ziehen und auf der Außenseite eine kleine, etwa 3 Stunden lange Ebene oder Marsch umkränzen.

Wenn ein Seefbewohner, ich meine ein Sachse, Oesterreicher oder Preuße, denn dieß sind in den Augen der Friesen lauter Seefleute, von Marsch hört, so darf er dabei nicht immer gleich an lauter Fett und Fruchtbarkeit denken. Zwischen Marsch und Marsch ist ein großer Unterschied. Es giebt ganz außerordentlich schwere und fette Marschen, wie z. B. die berühmten Marschen von Eibersstädt, Wilster und Krempe, es giebt aber auch Marschen von sehr geringem Werthe; manche sogar, die gar nicht zu gebrauchen sind.

Die kleinen Marschen, welche diesen kleinen Dünensinseln anhängen, sind von der letzten Bonität. Sie sind nicht eingedeicht und vermischen sich auf ihren Gränzen theils mit den sandigen Watten, theils mit den noch sandigeren Dünen, die beständig viel Sand landeinwärts senden. Man findet auf Amrum magere Weiden, ziemlich kärgliche Acker, mit Heide' überzogene Striche, und die ganze Insel hat ein ziemlich todttes und ödtes Aussehen. Den größten Theil des Landes nehmen die Dünen weg, deren Hügelreihe 200 bis 300 Schritte, ja hier und da wohl 1000 Schritt breit ist.

Vom Himmel aus betrachtet, giebt daher Amrum das Bild eines Halbmondes, der auf der Außenseite vom Sande gelblich und grau gefärbt, auf der Binnenseite aber von den Heidekräutern und Seefarn etwas grünlich und bräunlich angelauten ist. Die Insel sieht daher ungefähr wie Norderney, Wangeroo, Spi-

korog und wie die ganze an der südlichen Nordseeküste hinliegende Reihe von Düneninseln aus, für die sie als Modell und Typus dienen kann. Sie ist aber ganz anders beschaffen als Helgoland, welches ein röthliches Felsstück ist, ganz anders als Veltorm und Nordstrand, welche beide aus grünen, mit Deichen eingefassten Ländereien bestehen, ganz anders als die Halligen, die der Gnade oder Ungnade des Meeres preisgegebene Schafweiden vorstellen, ganz anders als Fähr, welches ein aus Seeft und Marsch gemischtes Ländchen ist.

Auf der inneren Seite der Insel liegen die Dörfer, von denen das vornehmste, Nebel genannt, die Residenz des Predigers und der wohlhabendsten Schiffer, ungefähr in der Mitte liegt. Auf der äußeren Seite aber befinden sich die Gegenstände, die den Reisenden am meisten anziehen, die Dünen, die Sandbänke, die Brandung.

Die Friesen und Jüten fordern den Reisenden häufig auf, ihre Dünen, die bis an die Nordspitze von Sütlund hin auf einer Strecke von 60 Meilen das Land besäumen, zu besichtigen, und fragen ihn oft, ob er die Dünen schon besucht habe, wie die Schweizer sich erkundigen, ob er ihre Alpen und Gletscher schon kenne. Sie sprechen zuweilen geradezu: „Ist es nicht eine wunderbare Gebirgswelt, die sich in unseren Dünen erschließt?“ — Man weiß erst nicht recht, was die Leute damit sagen wollen, und ist fast geneigt, sie auszulachen, wenn man zum ersten Male in diese trostlose Dünenwästen hineinsieht und darin nichts als mehr oder weniger un-

regelmäßig gefaltete, kleine und große Sandhaufen erkennt. Allein es hat sich schon mancher Spötter in einen eifrigen Liebhaber verwandelt. Die Dünen sind gefährlich wie solche Schönen, die ihre Liebreize im Verborgenen tragen.

- Ich sah die Dünen anfangs von einem etwas hohen Alpenstandpuncte aus an, aber allmählig fand sich der Geschmack, und ich lernte später recht wohl verstehen, was jene Leute eigentlich sagen wollten. Es giebt in diesen Ländern oft Menschen, die sich so in die Verhältnisse der Dünen einstudirt haben, daß sie am Ende ganz in und mit den Dünen leben und weben, in der Nähe derselben ihre Wohnung aufschlagen und am Ende glauben, von den sich an sie knüpfenden Fragen hänge das Wohl der Menschheit ab. Ich begriff zuletzt auch diese Menschen und war fast geneigt, mit ihnen Partei zu machen.

Es scheint zwar im Ganzen unglaublich einfach, daß der Wind Sand zusammenweht und daraus kleine und große Haufen bildet. allein sieht man sich die Sache näher an, untersucht man die innere Construction der Dünen, ihre Schichtung, ihre Höhe, die Größe ihrer inneren und äußeren Winkel, die Längen- und Querschnitte, welche sich durch sie hinziehen, so stellen sich die interessantesten Phänomene heraus. Betrachtet man die in ihnen enthaltenen Quellen, Moräste und Seen, all- dann die hier und da von Hügeln eingeschlossenen Flächen und wiederum die langen Reihen von gleichförmigen Sandbergen, so vermehren sich die Fragen noch bedeutend.

Bedenkt man weiter, daß nicht wenige Thiere in der Welt der Dünen ihr eigentliches Lebensgebiet und Element finden, daß es Dünentwürmer, Dünenspinnen, Dänensilber, Dänenvogel und Dänenvierfüßer giebt, die den Dänenland nöthig haben, um ihre Nester oder Höhlen darin zu bauen, sich darin zu verkrüppeln, ja selbst um denselben zu verschlingen und sich davon zu nähren, so gewinnt die Sache gewiß noch mehr an Reiz und Interesse.

Spät man weiter, daß die Dänen wandelnde Gebirge sind, die sich seit Jahrtausenden immer mehr landeinwärts gewölzt haben, daß sie über Felder, Acker, Dörfer und Kirchen hinweg schritten und daß sie viele merkwürdige Ruinen in ihrem sandigen Schooße bergen, — und läßt man sich endlich sagen, daß der Mensch sich sonach seit langer Zeit mit den Dünen im Kampfe befindet, daß es ihm in neuerer Zeit in Frankreich, Holland und auch hier in Jütland gelungen zu wollen scheint, ihren Verwüstungen ein Ende zu machen, diese rollenden Berge zu fixiren und sie aus schädlichen Sandwüsten in nützliche, schützende Dämme zu verwandeln, so kann man vielleicht sagen, daß die Dänen dreißig Jahre anderen Unebenheiten der Erdoberfläche an die Seite setzen können, und daß sie dem Verstande eben so viele Probleme zur Lösung aufgeben, als sie der Phantasie Ecken zur Beschäftigung darbieten.

Wir waren an den Prediger der Insel gewiesen, den einzigen gebildeten, — ich meine auf Hochschulen gebildeten Mann, der hier wohnt, und er hatte

die Güte, uns vor allen Dingen zu seinen Dünen zu geleiten. In der Mitte der Amrumer Dünenreihe liegt eine Düne, die sich durch ihre Höhe vor allen anderen auszeichnet und die auch eben so wie alle besonders hohen Dünen, gleich den höchsten Spitzen der Alpen, ihren eigenen Namen hat. Sie wird von den Deutschen gewöhnlich die „Satteldüne“ genannt, als wenn man ihre Benennung von „Sattel“ hergenommen hätte. Ihr eigentlicher friesischer Name soll aber „Saheldün“ sein, was von „Sah“ (sehen) herkommt und sonach die Sehdüne bedeutet. Die Amrumer Fischer sollen sie so genannt haben, weil sie dieselbe zum Merkzeichen gebrauchen, wenn sie in großer Entfernung auf dem Watte ihre Netze aufsetzen. Sie ist 105 Fuß hoch und ragt über alle übrigen hervor.

Wir bestiegen zunächst diese Düne, auf deren oberster Spitze ein Pfahl errichtet ist, und die man an den meisten Punkten der Insel sieht. Man hat von hier aus den schönsten Ueberblick der Insel und der ganzen vorliegenden Küste, einen Ueberblick, der für einen Binnenlandbewohner ganz wunderbar sein muß.

Zur Rechten und Linken hat man einen breiten Streifen von Dünenhausen, die zum Theil von darüber hinlaufenden Heidekräutern braun gefärbt, zum Theil kahl und rostgelb sind. Nach vorn eröffnet sich dem Dünenbesteiger das weite Meer und zunächst im Vordergrund das prachtvolle Schauspiel einer dreifachen Brandung.

Es ziehen sich nämlich die Westküste entlang große

breite Sandbänke hin, welche die Insel mit einem dreifachen Gürtel dergestalt umgeben, daß Homer sie ganz „das unnahbare Umräum“ genannt haben würde. Diese Sandbänke verlieren sich gegen das Ufer hin allmählig, gegen das Meer zu aber sind sie etwas schroffer, ganz so wie die Dünen, welche ebenfalls unter einem kleinen Winkel aus dem Lande aufsteigen, nach dem Meere zu aber unter einem größeren schroff abfallen.

Hierdurch entstehen zwischen den Sandbänken tiefe mit Wasser gefüllte Thäler. Manche derselben sind so tief, daß es bedrängten Schiffen möglich wird, in diesen Furchen zwischen den Sandbänken Rettung zu finden. Man könnte diese Vertiefungen Längenthäler nennen.

Man muß sich die Sandbänke zwar im Ganzen als langgestreckte und in ziemlich geraden Linien fortlaufende Sandstriche denken, jedoch nur im Ganzen; denn hier und da sind sie durchbrochen und dadurch in Stücke getheilt. Man könnte diese Durchbrüche Quersphäler nennen und somit dasselbe System, wonach fast alle Gebirge und auch die Dünen Längen- und Quersphäler haben, selbst noch unter das Meer bei den Sandbänken fortgesetzt sehen.

Die drei Bänke scheinen mir wohl eine halbe Stundweit von einander entfernt zu sein, eine Strecke, die auf der weiten Fläche des unübersichtbaren Meeres nicht viel anseht. Auf allen drei Streifen stand eine gewaltige Brandung in die Höhe. Das Meer stürzte gegen jede Bank mächtig heran, schlug in hohen Wellen auf und

stürzte in einem langen Streifen weißen Schaumes wieder zurück.

Es schien uns, als sähen wir einen gewaltigen breiten Strom in drei Absätzen einen Katakt herunter kommen.

Bei solchen heftigen Aufregungen der See schlugen die Wellen mit großer Gewalt gegen die Seiten der Dünen, so daß diese davon sehr merklich erschüttert werden. Mir erzählte ein Capitain, daß er bei der Strandung eines mit Manufacturwaaren beladenen Schiffs mit zwei Juden an den Strand gegangen sei, um die Lage des Schiffs zu besehen. Sie hätten sich, um eine kleine Collation einzunehmen, in eine Sandhöhlung hinter der vordersten Reihe der Dünen niedergesetzt, aber gleich darauf so starke Erschütterungen der ganzen Dünenreihe verspürt, daß die beiden Juden entsetzt, wie bei einem Erdbeben, aufgesprungen und davon gelaufen seien.

Von der ganzen Meeresfläche vor uns kam: ein mannschaftiges Rauschen, Raffen und Klatschen der Wogen zu unseren Ohren, bei dem wir zuweilen genau die Schläge einzelner Wellen unterschieden. Die weißen Löwe gingen indeß in dem allgemeinen Schaum auf, das darüber hinwegzog, und es machte einen ganz eigenen Eindruck, wenn man einige der höchsten Wogen der entferntesten Wogenreihe mit dem Perspective betrachtete. Man sah sie sich heranwälzen, gegen die Sandbank sich brechen, sich hoch aufhäumen und in weißen Schaumberge sich auflösen, und hoch vernahm das Ohr sein entsprechendes Gepolter.

Noch weiter auf der hohen See, in der Entfernung von mehreren Meilen, soll es noch einen Gürtel von Sandbänken und noch eine Brandung als äußerste Umfassung geben. Mehr oder weniger zeigt sich übrigens die Brandung oder wenigstens eine eigenthümliche Meeresbewegung auf allen Sandbänken, selbst auf denen, die mitten im Meere so tief unter der Oberfläche liegen, daß die Schiffe gewagt darüber hinfahren können. Selbst die große, 50 Meilen lange Doggerbank, in der Mitte der Nordsee, wissen die Schiffer sogleich an dem eigenthümlichen, gebrochenen Wellenschlage, der auf ihr stattfindet, zu erkennen.

Ein Nordseefischer sagte mir, er sei in einem regen Unwetter in zweimal vierundzwanzig Stunden über die ganze Nordsee hingeschlagen und habe dabei auf der Doggerbank die größte Gefahr ausgestanden, weil dort die Wellen merklich kürzer, höher und unruhiger seien als in den tieferen Gewässern der Nordsee, wo sie sich länger und gleichmäßiger hinzögen. Die Doggerbank liegt 10 Faden tief unter dem Meere, und es ist bemerkenswerth, daß von einer solchen Tiefe herauf die Sandbänke noch auf die Bildung der Wogenberge influenziren können.

Die Dänen sind in vieler Hinsicht die Schatzkammern der Armen dieser Inseln. Die Kinder der Armen unter den Insulanern laufen zu den Dänen, um von dort stehenden Kaninchen nachzustellen; die armen Männer und Weiber, die keine Schafe besitzen und mithin keine Wolle zu spinnen haben,

gehen in die Dünen, schneiden den hier wachsenden Halm (Dünenhalm) ab und machen daraus Stricke, die sehr fest und gesucht sind und von hier aus zu mancherlei Hausgebrauch als Handwerksartikel weit im Lande herumgehen; die, welche keine Wiesen in der Marsch besitzen, treiben ihre Schafe in die wilden Dünen, welche Gemeingut sind, und auf denen diese mageren Thiere der Armen einige Heidekräuter und dürre Sandgräser finden. Doch wird diese Bewaldung der Dünen jetzt mehr und mehr unterdrückt, weil dadurch die Begrabung des Sandes nicht wenig verhindert wird.

Auch sieht man wohl hier und da einen armen, in Lumpen gekleideten Mann in den Dünen und am Strande herumstreifen; von Zeit zu Zeit ein Stückchen Schiffsholz oder sonst ein verwehtes Lappchen, das er gebrauchen könnte, aufhebend. — Während die Straßenseher von Paris längst durch Meisterstüffel verewigt wurden, hat diese armen Lappen- und Lumpensammler, die sich doch in allen Dünen bis nach Spaniens Gränge hin eben so wie die Kanakken finden, noch Niemand geschildert, wie sie mit im Sturme flatternden Gewändern lugend und spähend im Sande herumstreifen, bald ein Bröckchen aus der Brandung fischen, bald ein Stück Kalkstein erhaschen, bald einem an's Land geworfenen Seehunde die Haut abstreifen, bald allerlei Stroh und Schilfhälme zum Brennen und zum Bedecken der Häuser sammeln, bald mit forschenden Blicken nach dem Meere schweifen, um zu erspähen, was von da herzu geführt werden möchte.

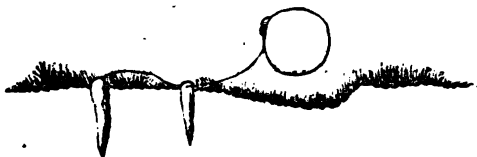
Wir trafen einen kleinen munteren, rosenwangigen Jungen, der sich mit einer Menge Kaninchenschlingen beschwert hatte. Er sagte, die Kaninchenjagd in den Dünen sei ganz frei, und es könne sie betreiben, wer da wolle. Ich dachte dabei, auch von den Dünen könnte man singen: „Auf den Bergen ist Freiheit etc.“ — Auf diese entlegenen Inseln kann man dies Wort gewiß oft eben so gut anwenden wie auf die entlegenen Berggipfel.

Ich weiß nicht gewiß, wie die Kaninchen hierher gekommen sind. Einige geben dafür ein sehr junges Datum an. Uebrigens findet man sie auch auf Nordcecy, Wangaroo, auch in den Dünen Hollands, sowie auf allen anderen Düneninseln verbreitet, und man würde es für ein wahres Wunder ansehen, wenn dies nicht so wäre, da die Kaninchen und die Dünen wie für einander geschaffen zu sein scheinen. Wir kamen zuweilen an Dünenstellen, wo wir eine ganze Menge Kaninchenlöcher erblickten. Die Kaninchen sind übrigens den Dünen sehr schädlich, und an ihrer völligen Ausrottung arbeitet man daher in Holland schon seit 200 Jahren. Denn ein kleines, durch sie gegrabenes Loch ist oft hinreichend, dem Winde einen Halt-punct zu geben, wo er die Dünen anfassen und, weiter bohrend, sie zerstören und entführen kann. Vielleicht ist der Schaden, den die Kaninchen verursachen, dadurch geringer, daß sie ihre Löcher in der Regel nach der Seite hin anlegen, woher der Wind nicht kommt.

Der Kleine zeigte uns die Art, wie er die Kaninchen fange, und uns fiel dabei auf, daß er seine Schlingen so weit von den Eingängen des Hauses entfernt legte.

Sein Verfahren war ganz aus der Beobachtung des Benehmens der Thierchen hervorgegangen. Er erklärte uns, daß, wenn das Kaninchen aus seinem Bau hervorkomme, es sehr vorsichtig sei, erst mit dem Kopfe herausblicke, rechts und links sehe und dann langsam vorwärts kriechen; erblicke es nichts Feindliches, so fange es sofort an, in raschen Sprüngen weiter zu gehen. Daher setze er seine Schlingen nicht dicht bei den Löchern aus, denn hier würde sie das Kaninchen jedesmal entdecken. Er bringe sie vielmehr immer in 10 bis 12 Schritt Entfernung an, wo das Thierchen schon angefangen habe, in raschen Schritten blindlings vorzuschreiten.

Die Kaninchen haben ihre bestimmten Gänge, in denen sie immer hin und her laufen. Der Kleine wies uns selbst auf dem festen Rasen Spuren an den Pflanzen, welche bewiesen, daß die Kaninchen vorbeigehüpft seien, und zeigte uns, auf welchem Fleck er seine Schlinge setzen müsse. Diese bestand aus einem messingnenen Drahte. Daran war ein großer Pflock zum Befestigen und ein kleiner



zum Dirigiren derselben. Die Schlinge kommt so hoch über den Boden, daß das Kaninchen bequem hinein springen kann, indem die Kraft des Sprunges zugleich dazu dient, ihm die Schlinge fest um den Hals zu ziehen.

Es werden hier auch einige abgerichtete Frettchen unterhalten, welche den Kaninchen in ihren Bauern nachgehen und bei den Jagden des dänischen Hofes auf diesen Inseln gebraucht werden.

Die Namen, welche sowohl die Sandbänke als die einzelnen hohen Dünen erhalten, hängen zuweilen mit den Namen auf der Insel berühmter gewordenen Personen zusammen. So heißt eine der drei, die Insel umgürtenden Bänke: Jung-Namens-Sand, weil hier einst ein gewisser Jung-Namens, vielleicht ein Amrumer Seeheld, gestrandet und umgekommen sein soll. Eine andere Bank nennt man: Antep's Sand; eine der höchsten Dünen heißt „Ulv's Düne,“ und es wurde uns dabei folgende Geschichte erzählt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte auf Amrum ein alter Schiffer, Namens Ulv, dessen einziger hoffnungsvoller Sohn in die Sklaverei der tunesischen Seeräuber gefallen war. Der Vater hatte ihn nur ungern in die Gewässer des Mittelmeeres entlassen. Als nun die Zeit herankam, wo sein Sohn von der Fahrt zurückkehren sollte, begab er sich auf die hohe Düne, die jetzt von ihm ihren Namen trägt, und blickte von da weit auf das Meer hinaus, um das Schiff seines Sohnes zu erspähen.

So war er täglich den ganzen Herbst hindurch auf die Düne gestiegen und hatte von dort vergebens seine Blicke ausgesandt.

Endlich lief eine Nachricht von dem Schiffe ein, die das glückste Vaterherz auf's Tiefste verwundeten mußte. Es sei dasselbe an der tunesischen Küste von

Seeräubern genommen und die ganze Mannschaft in die Sklaverei entführt worden. Diese Nachricht strackte den Alten auf's Krankenlager. Nachdem er aber etwas genesen, fing er an, eifriger als bisher zu arbeiten, bestellte seine Schafe und Kühe pünctlich, handelte beim Verkauf seiner Wolle bis auf den letzten Pfennig, hielt jede Kleinigkeit zu Rathe, und fand er am Strande ein Stückchen Holz, so bestimmte er es zu Hause nicht für den Ofen, sondern verkaufte es, um bares Geld zu gewinnen. Auch zeigte er sich bei Erwandungsfällen energischer und habgieriger als alle Uebrigen und rief dabei an sich, was er ergreifen konnte. Auf alle gegen ihn in dieser Beziehung gerichtete Bemerkungen antwortete er: „Ich brauche es für meinen Sohn.“

Es war nämlich der Plan in ihm zur Reife gekommen, er wolle ein Capital zusammenbringen, um seinen Sohn damit aus der Sklaverei zu erlösen. Solche Fälle kommen oder kamen bei diesen Schiffsvölkern nicht ganz selten vor, und sie wissen schon, wie sie dabei zu verfahren haben; auch giebt es immer Consuln in der Nähe, die ihnen dabei durch Vermittelung der Regierung zu Hilfe gehen. Als der alte Uto die nöthige Summe zusammengebracht, sandte er sie auf dem geeigneten Wege nach Afrika, und nun setzte er sich wieder auf seiner Düne, dem Ankerplaz seines Hoffnungs, hin und blickte voll Sehnsucht auf das Meer hinaus, um zu erspähen, ob es ihm nicht für Silber und Gold seinen geliebten Sohn zurückbrächte.

Die Sache kam indes in Richtigkeit, der junge

„Ulvosohn“ wurde ausgelöst, — und der Befreite segelte eines Tages der nicht mehr fernen Küste zu. Die Freude des Alten bei der Annäherung des so heißersehnten Schiffes und bei dem Gedanken, das Ziel seiner Hoffnung baldigst in seine Arme schließen zu können, läßt sich wohl nicht denken, aber seine Verzweiflung kann man vielleicht ermessen, als er bemerken mußte, daß der aus's Land Geflügene — nicht sein Sohn war. Es war noch ein anderer „Ulvosohn“ von Amrum in die Claveret gerathen, der, wie es bei den Friesen so häufig ist, ganz denselben Namen trug, und man hatte diesen Falschen ausgelöst.

Der Alte verfiel abermals in eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, und aus der er als ein sehr melancholischer und in der Welt vereinsamter Geis mit schneeweißem Haar hervorging. Niemand wußte ihm zu sagen, an wen er sich entweder wegen seines verlorenen Sohnes, oder auch wegen seines verlorenen Sparschazes zu wenden habe. Er fühlte nicht die Kraft mehr in sich, noch einmal ein solches Capital zusammenzubringen. Der Ankerplatz seiner Hoffnung, der sandige und windige Dünengipfel, wurde nun zum Orte seiner Melancholie und Verzweiflung.

Die Vorübergehenden sahen den alten Ulv oft auf seinem Hügel sitzen, auf dem der Wind mit seinen großen Locken spielte, während seine Augen trauernd auf der weiten Meeresfläche schweiften. Sei es, daß er Vergnügen darin fand, die Blicke nach der Gegend zu senden, wo sein Sohn entschwunden, sei es, daß ihn

doch noch eine kleine Hoffnung zuweilen belabte, daß sein Kind von daher zurückkehren müsse, — er suchte den Hügel immer wieder auf.

Eines Tages kehrten Schiffe aus dem Mittelmeere zurück und verwandelten plötzlich die Hoffnung des Alten zur Gewissheit. Sie brachten ihm Nachrichten und Briefe von seinem Sohne, worin dieser ihm mittheilte, er lebe nicht nur, sondern es gehe ihm auch recht wohl; er sei Slave eines afrikanischen Fürsten und durch das Vertrauen, das dieser in ihn gesetzt, auch einer von dessen Officieren und zuletzt sein General geworden; er sehne sich jedoch nach seiner Insel und nach seinem Vater zurück, und, sobald er könne, wolle er in seine Heimath zurückkehren.

Hätten es des Alten Mittel erlaubt, gewiß würde er auf seiner Düne einen Tempel der Freude haben bauen lassen, um die Wohlgefühle des süßen Wiedersehens in diesen heiligen Hallen zu genießen. In seinen jetzigen Umständen blieb ihm jedoch nichts weiter übrig, als wie bisher täglich auf dem Sande Platz zu nehmen und auf's Meer hinauszuschauen.

Es verstrichen aber noch einige Jahre, und der Alte seufzte oft: „Kommt mein Sohn nicht bald, so will er wohl nur auf meinem Grabe beten können.“ — Es kam jedoch ein wenig besser. Denn der afrikanische General kehrte eben noch zeitig genug in sein Vaterland zurück, um seinen alten schwachen Vater zu umarmen, ihm seine Liebe mit Bärtlichkeit zu erwidern und ihm, nachdem er den letzten Rest seiner Lebenskraft

mit ihm in Gemüthsruhe verbracht, ein ehrenvolles Begräbniß zu geben. Ihn, den General, machte man nachher zum Strandvoigt auf der Insel Amrum, als welcher er hier noch lange wirkte.

Die Amrumer erzählen noch heute von dem Uto sowohl als von dem General, und von dem Letzteren sagen sie, er habe im Dienste seines afrikanischen Königs sogar mehr als eine Schlacht gegen die Wilden der Küste gewonnen, und jene Däne heißt seitdem die Utodäne.

Mir fiel dabei die Geschichte der alten hochschottischen Witterstöchter bei, die als die Frau eines Schiffers in Sklaverei gerieth und am Ende Gemahlin des Kaisers von Marocco wurde, und deren väterliche Hütte ich auf einer Reise in Schottland sah. Auch erinnerte ich mich bei dem Amrumer auf der Däne eines alten schottischen Bauern, der mir ebenfalls bewies, daß solche Dinge unter den sogenannten gemeinen Leuten nicht unmöglich sind.

Dieser Bauer hatte viele der Seinigen verloren und nun, da er einsam stand, sich am Rande eines Berges zwischen zwei sehr nahe an einander stehenden Bäumen, die mit einander verwachsen waren, einen einsiedlerischen Sitz bereitet, auf dem er sich zuweilen am Sonntagen hinfetzte, um die weite Aussicht zu genießen und in der Erinnerung an die Seinigen zu schwelgen.

Schwärmerische und sogenannte sentimentale Empfindungen sind sonst gewöhnlich nur den gebildeten Ständen eigen, allein sie kommen auch bei den Bauern

vor und sind dann um so rührender, da sie mit aufrö-
 rer Rauigkeit in Contrast treten und gewöhnlich mit
 mehr wirklichem Gefühle verbunden sind.

Amrum mit seinen weit ausgebohrten Bänken ist
 als einer der gefährlichsten Orte in der ganzen Nordsee
 bekannt, ja vielleicht ist es geradezu der gefährlichste.
 Wir hatten davon einen handgreiflichen Beweis vor
 Augen, nämlich das Wrack eines vor Dargem gestran-
 deten Schiffes, das mitten zwischen den Sandbänken und
 Brandungen wie eine gefangene Fliege in einem Spin-
 nengewebe festsaß. Es war ebenfalls ein englisches
 Schiff, das mit seiner Ladung das rufchere Weiterkom-
 men auf dem Festlande hatte befördern sollen, — es
 hatte nämlich Eisenbahnschienen geladen, — und das
 nun selber sich nicht weiter befördern konnte.

Leider konnten wir nicht nahe hinzukommen, weil
 die Fluth die Bänke dahin noch nicht trocken gelagert
 hatte. Doch bemerkten wir durch das Prospectiv deut-
 lich, daß der Kumpf bereits so tief im Sande ver-
 sunken war, daß man von der Sandbank aus mit
 einem Schritt in's Schiff selbst hineinsteigen konnte.
 Eine Eisenschienenladung muß natürlich das Schiff
 schneller und tiefer in den Boden hineinbringen als
 z. B. eine Holzladung, die selbst, wenn das Schiff
 schon voll Wasser ist, das Ganze noch etwas hält
 und hebt. Die Berger hatten große lange eisene
 Scheeren, mit denen die Gärtner hohe Büsche be-
 schneiden, herbeigeschafft, um damit die eisernen Sche-
 ren aus dem unteren Boderraume hervorzuholen. Er

Rachen damit durch den Sand, faßten die Schienen und zerrten und hoben sie hervor. Sie sagten uns aber, die Verfaulung des Schiffes nehme so schnell zu, daß wahrscheinlich bald alle Schienen ihren Klammern entschlüpft sein würden. Sie hätten erst einen verhältnißmäßig unbedeutenden Theil der Ladung herangebracht, das Uebrige, meinten sie, würde wohl stecken bleiben.

Gleichwohl, so wird die Folge davon sein, daß sich hier wahrscheinlich ein kleines festes eisenhaltiges Sandsteinstück bildet. Das Meerwasser wirkt nämlich das Eisen auflösen und mit dieser Auflösung den Sand fast zusammenballen, wie denn eine solche Zusammenballung des losen Sandes zu Stein bekanntlich bei jedem Nagel oder Eisenstückchen, das man im Sande liegen läßt, eintritt. Eine ganze Schiffsladung Eisen mag wohl Rost und Eisenspyd genug herzugeben im Stande sein, um einen kleinen Sandsteinfels zu herzustellen.

Ein Herr, der von Seiten verschiedener englischer und deutscher Assuranzcompagnien mit der Controle über alle Strandungs- und Bergungsfälle an dieser ganzen gefährdeten elbischen Küste beauftragt ist, sagte mir, er erinnere sich eines Winters, wo auf den Sandbänken von Amrum die Rumpfe von mehr als 6 Schiffen auf ein Mal an verschiedenen Stellen festgefessen hätten. Sie kommen zumellen selbst oben auf die Dünen zu sitzen. Auch davon wurde mir ein Beispiel erzählt. — Er erklärte mir zu gleicher Zeit, wozu es käme, daß gerade auf diese Insel immer so viele Schiffe hingetrieben würden.

Es beruht dieß auf der Gestalt der ganzen Küste der Nordsee im Osten und Süden, auf der Richtung der Strömungen und der hauptsächlichsten Handelsstraßen dieses Meeres.

Die ganze eimbritische Halbinsel ist so zu sagen nur eine einzige große Sandbank, die von Schweden gegen Westen aufgeworfen ist und sich 60 Meilen weit von Süden nach Norden erstreckt. Diese Sandbank ist im Osten höher als im Westen; sie stellt dort ein anmuthiges Hügelland dar und hat eine Menge guter Häfen, Meerbusen und Einlässe und tieferes Meer in der Nähe der Küsten. Im Westen hingegen flacht sie sich gegen das Meer hin ab, steigt allmählig unter sehr Niveau hinunter, bildet eine Menge Sandbänke und eine 60 Meilen lange Reihe von Dünen, hat fast gar keine Häfen und weder tiefe Meerbusen noch bequeme Einlässe, so daß den Schiffen, die gegen diese Küste geworfen werden; nichts Anderes übrig bleibt, als mit ihren Fahrzeugen geradezu gegen diesen Strand anzusegeln und sie dort auf die bestmögliche Weise auf den Sand zu setzen.

Auch die Südküste der Nordsee ist zwar ein ähnliches flaches Dünen- und Marschland wie Jütland; allein dieses Flachland ist doch vielfach von Meerbusen und Strömen durchbrochen. Die großen tiefen Flüsse, die aus Deutschland hervorkommen, die Elbe, die Weser, die Ems, bieten ihre Mündungen dem Rettung suchenden Schiffer dar, und selbst, wenn man dieß, wegen der Schwierigkeit, die mit dem Einlaufen in solche Ströme verbunden ist, nicht hoch anschlagen wollte, so

Zeichen doch die vornehmsten herrschenden Luft- und Wasserströmungen der Nordsee parallel an dieser Küste hin und führen die Schiffe also hier vorbei, während die Richtung der jütischen Riesensandbank der Richtung jener Strömungen gerade entgegentritt, so daß die Schiffe durch beide Gewalten auf sie hingeführt werden.

Unter vier Stürmen, die auf der Nordsee wüthen und die Schiffe scheitern machen, kommen drei aus Südwesten, Westen oder Nordwesten, und die Hauptströmungen im Wasser führen ebenfalls auf Jütland hin, theils wahrscheinlich in Folge jener Windrichtung, theils wegen der durch den britischen Canal eindringenden Strömungen, theils in Folge der Richtung der Küste.

Jütland kauft im Norden bei Skagen am Ende in eine ganz schmale Sandbank aus, die sich weiter das Meer hin noch mehre Meilen fortsetzt. Rathlich ist dieser obeliche Punkt einer der gefährlichsten von allen, denn es müssen hier zwischen diesem Sandriff und Norwegen hindurch alle die englischen, holländischen, russischen, schwedischen und preussischen Handelsflotten passiren, die aus der Ostsee kommen oder zu ihr hinfahren. Es geht hier ein beständiger großer Zug von Schiffen vorüber, von denen immer einige so unglücklich oder unvorsichtig sind, diesem Sandriff zu nahe zu kommen.

Es ist daher diese Sandbank auch immer mit einer Menge von vor Kurzem gescheiterten Schiffen, von halb verrotteten und fast ganz unter dem Sande vergrabenen Wracks besetzt. Wie erzählte ein Augenzeuge, er habe dort einmal 15 Wracks zu gleicher Zeit gezählt.

Bei Stagen sind, beim Herausfahren aus der Ostsee, alle die genannten Schiffszüge oder Flotten noch beisammen. Etwas hinter Stagen trennen sich die norwegischen oder diejenigen baltischen Schiffe, die nach Archangel und überhaupt nach dem Norden bestimmt sind, sowie auch alle diejenigen, welche dem Canale zusteuern wollen. Sie gehen, sich von Lütland entfernend, schräg über die Nordsee nach Westen und Südwesten. Daher kommt es, daß die Westküste von Lütland wieder etwas weniger durch Schiffbrüche beschädigt ist als der äußerste Punct Stagen. Nur die hanseatischen Flotten, die nach der Elbe und Weser bestimmt sind, segeln direct nach Süden an dieser Westküste herunter und haben hier von jeher mehr als irgend eine andere Nation, die hungrigen Strandbewohner mit ihren Gerippen und Eingeweiden gefüttert.

Die Westküste von Nordjütland ist hafenslos und sandig. Aber zuweilen hat sie doch, wie es der Schiffer nennt, einen reinen Strand, und das Meer ist stellenweise tief, bis an das hohe Sandufer heran. Die Westküste von Schleswig und Holstein, von Friesland und Dithmarschen hat zwar Häfen, allein diese sind schwer zu finden und weit und breit von Küsten und Inseln mit Watten und Bänken umgeben. Auch wird hier im Süden wieder, ebenso wie an der Nordspitze, das Gedränge der Schiffe größer, als in der Mitte; denn Alles, was für die Elbe und Weser bestimmt ist, alle hanseatischen Flotten drängen sich hier in der südöstlichen Ecke der Nordsee zusammen.

Sie umsegeln Helgoland und werden dann hier oft von den Westwinden und Westströmungen ergriffen, weiter, als sie dachten, nach Osten geführt und auf die finstere, mit Leuchtfeuern nicht erhellte Westküste von Friesland geworfen.

Es befinden sich an der ganzen Küste der cimbrischen Halbinsel nur drei Feuer, was sich übrigens sehr natürlich aus der Hafenlosigkeit der ganzen Gegend erklärt. Nur da, wo es bedeutende Häfen giebt, in welche die Schiffe einlaufen, wird es sich lohnen, Leuchtfeuer anzulegen. Theils fordert die Menge der bei einem Hafen zusammenkommenden Schiffe weit eher dazu auf, etwas zu thun, theils ist es dort rentabler, weil bei einem solchen Hafen Feuer- und Leuchtthurmgelder erhoben werden können.

Die Westküste Jütlands zu illuminiren, wäre das Werk reiner Menschenliebe. Natürlich haben sich aber sowohl die Strandbevölkerungen, die Insulaner und Schiffer, als auch die Beamten, die ebenfalls aus den Strandungsfällen Gewinn ziehen, niemals sehr thätig gezeigt, für eine solche Beleuchtung zu wirken. Hier und da wäre die Errichtung eines Leuchtthurmes vielleicht auch sehr schwierig, weil sich nur lose Dünen und Sandbänke dazu darbieten und zuweilen die Batten so weit in die See hinausliegen, daß das Leuchtfeuer vom Festlande aus nicht weit genug reichen würde.

Die gefährliche Insel Amrum ist immer finster geblieben, und erst jetzt ist man ernstlich darauf bedacht, sie zu illuminiren. Dieß Alles bistot daher Umstände

genug, welche die große Gefährlichkeit dieser Insel in's rechte Licht setzen.

Wie in der Nähe einer Giftpflanze gewöhnlich in der Natur auch ein Gegengift gefunden wird, so haben die Watten, Brandungen und Sandbänke von Amrum die rühnen und wagemuthigen Amrumer Schiffer erzeugt, die, obgleich als etwas beutelustig verschrieen, doch manchem Schiffe schon als wahre Rettungseln in der Noth erschienen sind.

Die Amrumer Schiffer sind bei Weitem nicht so gut geschult und gebildet, wie die Föhringer, die daher auch als Capitaine und Steuerleute in „der großen Fahrt“ mehr gesucht sind. Allein kommt es darauf an, sich in offenen kleinen Booten durch 3 bis 4 Watten von Brandungen zu einem Schiffe durchzuschlagen, das mitten im Meere 2 Meilen von der Küste festligt, und an diesem Schiffe, an dem der Ocean hinausfließt, sich festzuklammern, die armen Schiffbrüchigen hervorzuziehen und wieder durch dieselbe Anzahl von Brandungen sicher an's Land zu schaffen, so sind die Amrumer die rechten Leute dazu; darüber sind Alle einig. Sehr verschieden aber lauten die Meinungen darüber, ob sie in solchen Fällen immer mit der möglichsten Ehrlichkeit und Humanität verfahren. Einige schildern sie als ein kleines Volk von Räubern, die bei bösem Wetter beständig in ihren Dünen liegen und immer nach den Schiffen hinausblitzen, um zu sehen, ob sich nicht eines in die Sandgewebe, mit welchen die Natur ihre Insel umspunnen hat, verliere, und sind bereit, sich

das Unglück der Strandenden so viel als möglich zu Ruhe zu machen. Solche Beschuldigungen sind aber größtentheils nur noch Reminiscenzen aus alter Zeit.

Etwas Wahres mag indeß doch daran sein. Das ganze dortige Bergungs-, Rettungs- und Strandungswesen ist aber jetzt von oben her viel besser organisiert als je zuvor. Es giebt sogenannte Strandbögte, die gewisse Districte des Strandes beaufsichtigen und unter deren Leitung und Commando die Bevölkerung der Inseln vertheilt ist. Auf Amrum selbst giebt es unter den Strandböigten auch einen besonderen, der die äußersten vorliegenden Sandbänke unter seiner Inspection und zu diesem Zweck die tüchtigste Mannschaft und die besten Boote unter seinem Commando hat. Es ist indeß natürlich, daß zuweilen ein Schiff irgendwo in einer entlegenen Gegend scheitern kann, ohne daß gleich ein solcher Strand- oder Sandbögte mit seiner Mannschaft bei der Hand ist, und daß dann die Leidenschaften der nicht organisierten und oberhauptlosen Bevölkerung durch Aussicht auf leichten Gewinn sich so erhitzen, daß jeder sich dabei zueignet, was ihm beliebt. Allerdings werden solche Fälle jetzt streng bestraft, aber sie werden sich wohl immer wieder ereignen, da die Menschen in Augenblicken entzündeter Leidenschaft sowohl die Strafe, die ihrer wartet, als das Unrecht, welches sie thun, vergeffen.

Es ereignen sich solche Fälle auch noch jetzt häufig in fast allen civilisirten Ländern. Ich hörte von einem solchen Falle auf den friesischen Halligen. Als ich in

England war, waren die Blätter voll von einer furchtbaren Schiffplünderung an der Küste von Wales. Von einem noch schlimmeren Falle an der neapolitanischen Küste meldeten im vorigen Jahre die österreichischen Zeitungen.

Es ist freilich ein Leichtes, über schändliche, barbarische und räuberische Sitten zu eifern, allein es liegt etwas Falshes in diesen Declamationen. Es sind oft ganz friedliche und gutmüthige Menschen, die bei einem Strandungsfalle unerhörte Dinge begahten. Witten unter diesen Anrühmern, unter den Halligenbewohnern, unter diesen Helgoländern und vielleicht auch unter jenen Italienern und Wallfischern lebte zu allen Zeiten ein Mensch, wenn er kein gestrandeter Capitän war, so sicher wie in Abraham's Schooße. Sie krümmten Niemandem ein Haar und stahlen keine Stecknadel. Eine Strandung aber ist ein eben so außerordentlicher Fall, wie ein Krieg oder eine Revolution, und was die Menschen in solchen Fällen allgemein aufgeregter Leidenschaft thun, das darf man ihnen nicht sogleich auf dieselbe Weise als Verbrechen zur Last legen, wie das, was sie in Friedenszeiten vollführen.

Man muß auf einer Insel^A gewesen sein und die Aufregung, die sich selbst der Besten bemächtigt, mit angesehen haben, wenn es heißt, es sei ein Schiff auf den Dünen gestrandet, — ein Handelsschiff vielleicht mit sehr kostbarer Ladung. Sieht es doch Schiffe, die mit Gold und Silberwaaren beladen sind, oder vielleicht Passagiere an ihrem Bord, die jeden ihnen gefallenen

Dienst mit Gold bezahlen. Was ist da nicht möglicher Weise zu gewinnen.

Hierdurch wird die Phantasie der Bevölkerung mächtig ergriffen und die Gewinnlust geweckt und gereizt. Die Frauen, die Kinder selbst helfen diese Stimmung erhöhen. Die Männer stürzen hinaus in ihre Boote. Das Schiff selbst erreichen sie gemeiniglich nicht ohne Kampf und Todesgefahr; einer sucht dem anderen zuvorzukommen, denn der Erste gewinnt am Meisten. Es ist eine Jagd, ein Krieg; es waltet dabei dieselbe Aufregung, wie bei einem gefährlichen Spiele. Das Schiff wird mit Lebensgefahr erkürrt. Vielleicht kommt die Mannschaft mehrer Boote gleichzeitig an demselben an; da hat nun der eine den anderen in Verdacht, und fangen sie an zu rauben, so berauben sie nicht sowohl die armen Schiffer, als vielmehr sich untereinander. Es ist wie bei der Plünderung einer eroberten Stadt, wo selbst der eheliche Soldat mit zugreift, indem er denkt: das was ich nicht nehme, nimmt mein Kamerad. Die Schiffer sind gleichsam die Feinde, um deren willen jeder der Gefahr ausgesetzt wurde, und die doch Alles verloren hätten, wenn man nicht gekommen wäre und ihnen das Kostbarste, das Leben, gerettet hätte.

Ich sage, auf diese Weise mag es sich zum Theil erklären, daß selbst sonst ganz ehrliche Küstenbevölkerungen bei Strandungsfällen zuweilen so ganz unbillige und oft unerhörte Thaten verrichtet haben.

Die Gesetzgebung hat sich in neuerer Zeit in vielen Ländern, und namentlich auch in Dänemark, ordnend in das Chaos der Strandräubereten eingemischt.

Aber es ist sogar nicht einmal rathsam, allem Unfuge zu steuern. So z. B. scheint es allerdings schändlich, mitten in der See, mitten in der Noth mit den Bedrängten zu capituliren und ihnen zu sagen: „Gebt Ihr uns so und so viel, so retten wir Euch, wo nicht, so lassen wir es bleiben.“ Und doch wäre es vielleicht nicht einmal im Interesse der Nothleidenden, wenn man dieß Accordiren völlig verbieten und verhindern könnte und wollte. Nur bei der Aussicht auf große Prämien macht der Mensch große Anstrengungen, und manches Schiff würde wohl in der Brandung stecken bleiben, wenn die rettenden Küstenbewohner nicht gewiß wären, daß ihre außerordentlichen Anstrengungen und Wagnisse auch außerordentlich belohnt werden könnten.

Der Prediger hatte versprochen, uns zu einem Plage in den Dünen zu führen, wo wir eine Menge alter Steinsetzungen sehen könnten. Da er lange nicht dagesewen war, so machte es ihm einige Mühe, die Stelle wiederzufinden. Doch gelang es uns endlich, nachdem wir mehre Dünenthäler durchirt und mehre Sandhügel erklimmen hatten, und wir fanden nun hier zwischen den Dünen einen mit Steinfiguren dergleichen bedeckten Fleck, daß dabei das Herz eines nordischen Alterthumsforschers vor Freude häpfen mußte.

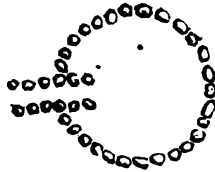
Es war ein flaches Stück Land von etwa 300 Schritt im Durchmesser, das rund umher von Dünen umgeben war. Auf der einen Seite dieses Dünenteffels stand ein kleiner Grabhügel, der nicht wie die

Dänen aus Sand, sondern aus schwarzem Erdbreich bestand und mit einer Menge von Lapfsherben und Knochen bedeckt war, die wir zum Theil oben aufliegend fanden, zum Theil auch aus dem Erdbreiche hervornahmen. Der Prediger erzählte uns, es hätten hier rund um den Hügel viele Hüpfen voll Knochen und Asche gestanden, allein die Leute hätten einen großen Theil davon zer schlagen, manche möchten auch von selbst zerfallen sein, und einige habe er für sein kleines Museum der Inselantiquitäten conservirt.

Auf der anderen Seite des Kessels fanden sich die Ruinen eines ähnlichen Hügels. Doch war das Erdbreich dort viel schwärzer und fast ganz moderig und fettig, auch, wie es schien, mit Kohlenstaub vermengt. Der Pastor sagte, es wären hier keine Urnen gefunden worden, und meinte, dies sei der Platz gewesen, wo man die Leichen verbrannt habe. Zwischen diesen beiden bezeichneten Hügeln, die etwa 200 Schritt auseinander liegen mochten, jedoch etwas näher bei dem letztgenannten, befand sich eine ganze Strecke Landes mit einer Menge von Steinkreisen besetzt. Sie bestanden aus lauter kleinen Steinen, von denen die meisten nicht viel größer waren als unsere kleinen Pflastersteine.

Die Kreise, zu denen sie zusammengestellt waren, mochten etwa 15 Fuß im Durchmesser haben und waren sehr regelmäßig gebildet, auch ziemlich von gleicher Größe. Da indessen einige halb von darauf gewehtem Dänensande bedeckt, andere später in ihrer Ordnung gestört worden waren, so war es schwer, ihre Anzahl zu bestimmen.

Ich zählte 12, deren Steine noch ziemlich vollständig waren. Unter dem Dünenande mochten noch mehr stecken. Die meisten Kreise waren an einer Stelle durchbrochen, als wenn da ein Eingang sein sollte, der auch durch zwei Reihen von Steinen bezeichnet war, nämlich so:



Das Ganze sah aus wie ein kleiner Steinergarten, und ich dachte mir anfangs, daß die Priester in diesen Ringen und Steingängen Processionen gehalten haben möchten; allein die kleinen Gänge oder Eingänge, wie ich sie genannt habe, können keine wirklichen Eingänge gewesen sein, denn die beiden Steinreihen liegen so dicht beisammen, daß man kaum bequem dazwischen hindurch gehen kann.

Unwillkürlich fallen einem bei diesen Steinkreisen die Cirkel ein, welche unsere Zauberer und Teufelsbeschwörer aus Schädeln und geweihten Steinen auf unseren Theatern und in unseren Gespenstersagen zurecht legen. Vielleicht hängen solche Zauberkreise mit den alten heidnischen Steinsetzungen zusammen. Vielleicht dienten sie auf irgend eine Weise bei den Beschwörungsceremonien der Schamanen der alten Barbaren, welche einst hier wohnten.

Auf den Dankwerth'schen Karten soll in dieser

Gegend der Insel der „Schalltempel“ verzeichnet stehen, bei dem ein Flüsschen, „Schallwasser“ genannt, vorbeifließt. Daß dieser Name nicht aus der Luft gegriffen ist, scheint daraus hervorzugehen, daß noch heutigen Tages eine benachbarte Düne „Skal-nesdune“ heißt. Sie liegt mitten zwischen den jetzt untergegangenen Dörfern Knipum und Mårum.

Es ist bekannt, daß es in diesen nördlichen Ländern viele solche mit Steinen ausgefüllte Stellen giebt. Auch in einigen Gegenden Livlands, an der Düna z. B., sind ganze Felder davon wie mit Mosaik besetzt. Dort hält man sie für alte Kirchhöfe und glaubt, daß die verschiedenen Grabstätten so bezeichnet worden wären. Indes ist es dabei sonderbar, daß zwischen den Kreisen nicht der geringste Hügel sich erhebt, der doch sonst bei jedem Grabe sich zu finden pflegt, und dessen Errichtung über den Gräbern noch jetzt in Europa allgemeiner Gebrauch ist, indem wir dabei unbewußt einer uralten heidnischen Völkersitte folgen. Und was sollten denn diese beschriebenen kleinen Anhängsel, die wir Eingänge nannten, bedeuten?

Der Grabhügel war erst in neuester Zeit seiner Urnen beraubt worden, weil, wie uns gesagt wurde, erst vor Kurzem das Ganze von einem Sturme aufgedeckt worden war. Es ist sehr wohl möglich, daß ein Sturm nächstens den Dünen sand wieder darüber hinführt und das Ganze unseren Augen auf lange Zeit entzieht. Doch wäre es wohl der Mühe werth, daß ein Kundiger einen genauen Plan dieses Ortes aufnehme und auch eine Ansicht von dem zwi-

sehen dem Dünenfande verborgenen Steinkreiselkessel und von diesen Trümmern des Dantwerth'schen Schalltempels anfertigte.

Auf einer der Dünen wehte der Wind glänzende kleine Röhren vor mir her, es waren Trümmer einer Bligröhre. Die Sandkörner waren zu einer dünnen halbdurchsichtigen glasgrünen Wand zusammengeschmolzen, und ich konnte fast meinen kleinen Finger hineinstecken. Die übrigen Theile der Röhre fand ich leider nicht. Der Blitz mag hier wohl oft solche Sandröhren bilden, und wir können sie vielleicht den eigenthümlichen Dünenproducten noch hinzufügen. Leider versäumte ich, zu fragen, was wohl die Insulaner von diesen Röhren fabeln möchten. Sie verfehlen sonst nicht, von allen Naturproducten, die der Zufall gewissen Kunstproducten ähnlich gestaltete, irgend eine Elfen- oder Feeengeschichte zu erzählen.

Im Ganzen nennen sie solche Dinge Hepen- oder Feeengeräthschaften. So findet man z. B. an dem Strande dieser Inseln sehr häufig gewisse kleine hohle Steine, die hier „Trolldasker“ (Hepenschäffeln) heißen. Diese Steine sehen bräunlich aus und scheinen Sand zu sein, der durch Eisen zusammengefügt wurde. Ich fand mehre von ihnen so groß wie große Nüsse, die hohl waren und inwendig noch einen röthlichen Sand enthielten, um den sich der Stein wie eine feste Schale um einen losen Kern herumgelegt hatte. Die meisten findet man aber schon in zwei Theile getheilt, und dann sehen diese Halbkugeln wie kleine Schüsseln aus.

Es giebt noch mancherlei solches Herengeräth, und auf der Insel Spitz ist ein Vorgebirge, das voll solcher Dinge ist und aus dem das Meer eine ganze Menge Geräthschaften von wunderlicher Gestalt, ähnlich unseren Schüsseln, Tellern, Flaschen, Röhren, Köpfeln, herausgewaschen hat, weshalb auch die Leute sagen, der Berg stecke voll von fabricirenden und schmiedenden Zamberywerge.

Die Dörfer auf Arrum haben, von außen gesehen, ein jämlich ödes und schmuckloses Ansehen. Im Inneren der Häuser stellen sich aber oft recht nette, reinliche Zimmer dar, mit allerlei Möbeln und gut im Stande gehaltenen Geräthschaften versehen. Indessen ein Sopha befindet sich auf der ganzen Insel nicht, nicht einmal der gute Prediger hatte eins.

Die Kirche der Insel interessirte mich in vielfacher Beziehung. Leider habe ich die Notizen, welche ich mir über sie machte, verloren und erinnere mich nur, daß sie voll von einer Menge gewundener und geschmückter eiserner Arme und Stangen war, deren Gebrauch ich nicht enträthseln konnte. Ich hielt sie Anfangs für Wandleuchter zum Tragen von Lichtern, der Prediger sagte mir aber, die Leute pflegten sie hier anbringen zu lassen, um ihre Hüte daran zu hängen. Die eisernen Arme waren zum Theil über eine Elle lang, sehr sorgfältig geschmiedet und im Arabeskenstyl ausgeschmückt. Auf einem eisernen Plättchen stand immer der Name des Besitzers oder Stifters des Huthalters dabei. Die Stände, die Chorgeländer, die Kirchstühle waren überall mit diesen sonderbaren Geräthen

versehen, auf die hier die Leute offenbar sich etwas zu Gute thaten. Ein Beweis, daß die Mode, wenn sie sich einmal auf einen Gegenstand richtet, sogar auf einer entlegenen Insel das Unbedeutendste zu einem Gegenstande des Luxus machen kann.

Wollten die Amrumer ihr Leben nach dem Maßstabe dieser prachtvollen und kostbaren Kirchenhutnägel einrichten, so müßten sie sich wenigstens einen Kölner Dom bauen, in königlichen Palästen wohnen und der Länge ihrer Insel 20 Meilen zusetzen.

Es scheint, der Mensch muß immer, wenn er es im Ganzen nicht kann, wenigstens in einem Punkte ausschweifen und groß thun. Die Amrumer verschaffen sich, weil sie es auf ihrer Insel haben können, wenigstens prunkende Kirchenhutnägel und lassen das Uebrige, was noch sonst zu einem Grandseigneur gehört, einstecken.

Bemerkungen über die friesische Sprache.

Man hat hier auf Amrum auch das eigenthümliche friesische Sonntagsgericht, das ich beim Westerland auf Föhr bemerkte und das dort „Oenbras“ heißt. Hier nennt man es „Oensahing“, was etwa so viel als „Ofensag“ bedeutet. Im Osterlande Föhrs, sagte mir mein Pastor, werde es „Pot“ (Topf) und in einer anderen Gegend Frieslands „Smuurpaan“ genannt.

Diese unsägliche Verschiedenheit der friessischen Dialekte wird mir ein festes Wunder bleiben, das man zum Theil daraus zu erklären pflegt, daß die friessische Sprache keine Schriftsprache wurde*). Zum anderen Theile erklärt es sich mit aus dem Charakter der an dem alten Herkommen ihrer Väter und ihrer speciellen Heimath so festhaltenden Friesen. Sie ziehen sich gern in sich

*) Allein dies erklärt nicht Alles. Denn das Lettische z. B. ist ebenfalls wenig geschrieben worden, hat keine Literatur, und doch ist die Spracheinheit in ihm bei Weitem größer. Es muß, wie in manchen Steinen, so auch in manchen Sprachen schon von Haus aus eine Neigung zum Zerbröckeln liegen.

selbst zurück und wollen selbst von ihren nächsten Nachbarn nichts Neues annehmen.

Sogar die allergewöhnlichsten Dinge, die beinahe in ganz Europa ziemlich gleich lauten, nennen die Friesen der verschiedenen Inseln und Røge ganz verschieden. So heißt z. B. der Vater auf Amrum „Aatj“, auf den Halligen „Baba“ oder „Baabo“, auf Sylt „Foder“ oder „Vaar“, in manchen Røgen des festen Landes „Täte“, im östlichen Theile von Föhr „Oti“ oder auch „Ahitj.“ Obgleich alle diese Leutchen nur ein paar Meilen von einander wohnen, so ist hierin doch mehr Unterschied, als in „père, pater, padre, Vater und father“ bei den Franzosen, Lateinern, Italienern, Deutschen und Engländern, die Hunderte von Meilen auseinander wohnen. So begrüßen die Sylter den Eintretenden mit den Worten: „Sat op to stoal, ihtj en styk os en koak!“ (setz euch an den Tisch und eß ein Butterbrod mit uns); die Föhringer dagegen sprechen zu ihm: „Sat op to boassel, ihtj en hötterschülf me us,“ was ganz dasselbe bedeutet.

Ein Tisch heißt auf Föhr: „Boassel“, auf Amrum „Boassel“, auf Sylt „Stoal“, auf den Halligen „Tafel“, in einigen Røgen des Festlandes „Skoew.“ Diese Worte sind so verschieden von einander wie Feuer und Wasser und scheinen keine Dialekte, sondern Grundverschiedenheiten der Sprache anzudeuten.

Forscht man näher nach, so findet man darin nicht bloß uralte deutsche oder germanische, sondern, man könnte sagen, allgemein europäische Wurzelworte, in die

sich die verschiedenen Friesen unter einander getheilt zu haben scheinen.

In der Bindlagharde, einem nördlichen friessischen Districte, begrüßt man sich mit den Worten „goi di,“ (guten Tag), was in anderen friessischen Dialekten „gut dai“ heißt.

Ein friessischer Schullehrer schrieb mir die Redensart: Habt ihr kein Vieh zu verkaufen, Peter? in dem Dialekte seiner Leute auf, wie folgt:

„Heo om naan forki to kup, Pedder?“

Ein anderer Schullehrer aus einer anderen Gegend sagte, in seinem Kooge schreibe und spreche man dasselbe so:

„Haa i naa sörkin tö koop, Pødder?“

Es war also kein Wort dem anderen gleich.

Wie verschieden die Dialekte sogar auf einer und derselben Insel sind, mag man noch daraus schließen, daß auf Sylt in einem Dorfe „küssen“ „toiko“ heißt, in dem anderen dagegen „tatje,“ daß in dem einen der Seehund „Rob“, in dem anderen „Sallig“ genannt wird.

Selbst die Namen ihrer Landschaften und Inseln lauten in ihren verschiedenen Dialekten sehr verschieden, so z. B. heißt diejenige Insel, welche sonst bei den Hochdeutsch sprechenden Friesen Sylt genannt wird, bei den Syltern selbst „Säl,“ bei den Friesen auf Föhr „Sol“ und auf Amrum „Sal.“

Sa sogar über ihre eigenen Nationalnamen sind sie unter sich noch weniger einig als die Deutschen oder Leutschen. So nennen die Amrumer die Friesen „Fräsk“

(kurz) und in den südlichen Festlandbögen heißen sie „Freeske“ (lang); in anderen Theilen Friesland aber wechseln nicht nur die Vocale, sondern auch die Consonanten, und das Wort lautet „Fraasche,“ so daß dann an dem ganzen Namen „Friesen“ nichts Bleibendes mehr ist, als die beiden Anfangsbuchstaben. Wir Deutschen haben wieder eine Variation darauf gemacht, die in ganz Friesland sonst nicht vorkommt, indem wir das Volk „Friesen“ nennen. Richtiger würde man sie wohl „Fresken“ heißen. Bemerkenswerth ist es, daß die alten Griechen, welche bereits von den Friesen Notiz genommen haben, dieß Volk mit einem Namen bezeichneten, der etwas mehr friesisch lautet als der deutsche Name. Sie nannten sie „oi Φρησα“ (die Fräsen).

Die mannichfaltige Modulirung der Vocale in den verschiedenen friesischen Dialekten ist ganz erstaunlich, und obgleich diese Modulirung dem Ohre eines Fremden oft kaum faßbar ist, so unterscheiden sie doch die Friesen sehr genau. Wenn man das Kleine mit dem Großen vergleichen darf, so kann man wohl sagen, daß es vielleicht in ganz Europa keine Sprache giebt, die auf so kleinem Gebiete so stark von einander verschiedene Dialekte hat, wie die friesische, so wie es vielleicht umgekehrt keine Sprache in der Welt giebt, die auf so ungeheuerem Gebiete eine solche Gleichförmigkeit der Dialekte, eine so außerordentliche Einheit der ganzen Sprache zeigt, wie die russische.

Man würde nur dann einen ordentlichen Begriff von dem Grade der Dialektverschiedenheit im Friesischen erhalten, wenn man den ganzen Bau und alle Eigen-

ähnlichkeiten jedes Dialekts mit einander vergleiche. Zur Zeit kann dieß aber noch kein Mensch, weil das Material dazu noch gar nicht gesammelt ist.

Ich will daher, um meinen Lesern den Grad jener Verschiedenheit noch näher anzudeuten, einige praktische Erfahrungen, die ich darüber machte, mittheilen. Einem nicht ungebildeten Friesen von Föhr, der sonst Deutsch las und Föhringisch-Friesisch gut verstand, legte ich ein Buch vor, das in der friesischen Sprache von Sylt geschrieben war. Er konnte es aber nicht gelaufig lesen; einige Worte und ganze Phrasen verstand er, dann kamen aber ihm unbekannte Worte und wunderlich aussehende Stellen. Er stockte, sah sich die Augen blind, klappte endlich ungeduldig das Buch zu und rief aus: „Ich verstehe gar nichts von dem Zeuge.“

Ein Prediger sagte mir, er habe einmal in einem friesischen Inseldialekt einen Friesen aus den nördlichen Festlandmarschen angerebet, und derselbe habe ihm geantwortet: „Ik ken den Frasch ei ferstian“ (Ich kann dein Friesisch nicht verstehen).

Ich kannte auf Föhr einen anderen Friesen, den ich zuweilen über dieß und jenes bezüglich der friesischen Dialekte befragte. Betraf es seinen Inseldialekt, so wußte er es, betraf es aber das Friesische vom festen Ball, so sagte er: „Fragen Sie darüber meine Frau, die ist vom festen Ball her, ich verstehe diesen „Deffang“ (er wollte sagen Accent) nicht; meine Frau hat ihn freilich auch schon zum Theil vergessen, aber wenn Einer von ihren festwalling'schen Bekannten herüber kommt, dann kommt

es ihr wider, dann plappern sie festwallingsch zusammen, und ich verstehe gar nichts davon."

„Meine Tochter,“ sagte mir ein Kaufmann in einem Dorfe Föhrs, „ist gewandt. Sie versteht alle Dialekte unserer Insel, wylsch, niblumsch, osterländisch und westerlandisch, und kennt alle Ausdrücke der Leute viel besser als ich; ich spreche eigentlich bloß wylsch.“ Um noch weiter zu bezeichnen, wie verschieden diese Dialekte sind, will ich noch anführen, daß mir ein Föhrringer sagte, daß eigentlich kein Wylor die föhrringer Sprache je ganz rein lerne. Und doch sind die Bewohner Wyls Friesen, die schon seit mehr als ein paar Jahrhunderten auf dieser friesischen Insel wohnen.

Zu der Verschiedenheit der Worte selbst kommt noch die große Verschiedenheit der Aussprache; so giebt es eine vierfache Aussprache des Lautes „ö“ in dem Worte, das Ihr bedeutet. Ein friesisches Ohr unterscheidet diese verschiedenen Laute sehr scharf, aber einem nichtfriesischen Munde wird die Nachahmung schwer. Ungefähr lautet die eine Aussprache wie „cloak,“ die andere wie „olook,“ die dritte wie „clook,“ die vierte wie „cloak.“

Die Amrumer behaupten, daß, so wie ihre Insel England näher liege, auch ihre Sprache dem Englischen verwandter sei als die der anderen Nordfriesen. Da diese entlegenen Inseln vielleicht am wenigsten dem Einfluß des Dänischen und Deutschen erfahren, so mag es wohl sein, daß sie auch die ältesten friesischen Formen, so wie sie nach England hinübergingen, bewahrt haben. „Wir haben noch das reine englische „th,“

sagte mir ein Amrumer, und ich könnte eine Menge amrum'scher Redensarten zusammensetzen, die im Englischen ganz eben so klingen. So z. B. fragen die Engländer: „How many miles?“ und die Amrumer: „Hu mani mile?“ Die Amrumer haben viel alte Worte, die in anderen friesischen Dialekten verloren gegangen sind, ganz so wie die Engländer, z. B. „want“ (nöthig haben). So heißt es auf Englisch „I want wool,“ auf Amrumisch „Ik want uhl“ (ich habe Wolle nöthig), auf Englisch „some,“ auf Amrumisch „sommen“ (einige). Sehr viele irreguläre Zeitwörter werden im Amrum'schen (allerdings auch überhaupt im Friesischen) ganz eben so umgewandelt wie im Englischen, z. B.:

englisch: think, thought,

friesisch: theenk, thoagt,

englisch: bring, brought,

friesisch: bring, broaght.

Ich will hier nur einmal diejenigen friesisch-englischen Worte aufschreiben, die mir auf meinen Wanderungen vorkamen. Es sind dieß folgende: gals gues (rathen, vermuthen), bradgum, bridgoom (Bräutigam), brikken, bridges (Hosen), büd, but (aber, nur), Fohmen, woman (Mädchen), Hohl, holo (Loch), hier, heer (hören), ihtj, eat (essen), kaasto, east (werfen), knif, kniwe (Messer), kai, kee (Schüssel), zwit, sweet (süß). Wahrscheinlich ist aus diesen Ländern auch die Gewohnheit der Engländer hervorgegangen, auf eine Frage mit „only“ (nur) „nein“ statt „ja“ zu antworten. Sehr häufig, nicht immer jedoch, beantworten die Friesen

eben so wie die Engländer die Frage, wie z. B. folgende: „Haben sie nur 10 Schafe?“ mit „nein,“ wo wir „ja“ sagen würden. Löst man sich das „nur“ mit „nicht mehr, als“ auf, so paßt dieß „nein“ ebenfalls sehr gut.

Uebrigens ist die Aehnlichkeit der englischen und friesischen Sprache im Allgemeinen den Leuten auch im Privatleben schon längst aufgefallen, und sie haben sogar ein Sprichwort darauf gemacht, welches in Holland, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ziemlich allgemein bekannt ist. Es lautet:

„Good bread an good cheese, is good Englisch an good Freese“ (gutes Brod und guter Käse, ist gut Englisch und gut Friesisch)*.

Ein friesischer Schriftsteller versichert daher auch, daß die friesische Sprache im Allgemeinen sich viel leichter ins Englische als ins Deutsche übertragen lasse. Er sagt: „Es ist im Friesischen wie im Englischen ein sehr tiefes, ein sehr ernstes, ein sehr poetisches Element, und es eignet sich dasselbe, wie das Englische, wegen seines Begriffreichthums besser als das Deutsche zur Poesie. Die friesische Sprache ist reich an einsylbigen Wörtern (das ist wahr, denn wenn ich in meinen friesischen Splyter Peterstag sehe, so finde ich manchmal ganze Reihen einsylbiger Worte darin) und in ihrer Begriffsbezeichnung

*) Wiarda schreibt dieses Sprichwort so:

Buwter, Breat, in griene tzies
Is guth Inglisch, in guth Friesch.

ungewöhnlich scharf und treffend. Das „g“ sprechen die Friesen gewöhnlich so hart wie die Engländer aus, ferner haben sie auch den Laut „w,“ das englische *double ja*. Ich habe 1030 Wurzelwörter aus dem englischen Sprachkörper herausgehoben, die echt friesisch sind.“

Ich will hier die charakteristischen, obwohl zuweilen etwas zu patriotischen Aeußerungen eines Friesen über das Verhältniß der hochdeutschen Sprache zur friesischen anführen. „Die friesische Sprache,“ sagt er, „ist die wahre Familiensprache, wie die ungelünstelte Wahrheit sie spricht, die deutsche ist die Umgangssprache, wie der Herr des Hotels sie zu seinen Gästen redet, um fein und lieblich zu ihnen zu sprechen. Die friesische Sprache ist die des Familienvaters, welcher sein eigener Herr im Hause ist, die deutsche Sprache ist sehr langstielig, wie die ganze Geschichte des Volks und alle seine politischen Vorgänge von jeher. Die Friesen können hundert und tausend Mal etwas durch ein Wort ausdrücken, wozu die Deutschen langweilige Umschreibungen bedürfen, und solche Wortmenge ist Sprechwuth. Der Reichthum einer Sprache besteht in etwas Anderem als in der Fülle von Wörtern zu philosophischen Ausdrücken und von Thaten der Mode und des geknechteten und hochverfeinerten Lebens.“

Bei diesen Aeußerungen fällt mir eine Menge ganz ähnlich klingender Aeußerungen anderer deutscher Provinzialschriftsteller bei, die über die Vernichtung ihrer Provinzialsprache durch die herzlose deutsche Schriftsprache klagen, wie jener Frieße, und die alle in

gewisser Beziehung Recht haben, zugleich aber sämmtlich außer Augen lassen, daß sie ihrer eigenen Muttersprache die Vorzüge, die sie noch mit vielen andern Volkssprachen theilt, ausschließlich zuschreiben. Die Rechte ihrer Sprache verfechtend, werden sie ungerocht gegen andere Sprachen.

Wenn man nun die verschiedenen, hier im Schleswigschen noch heut zu Tage blühenden friesischen Dialekte so zu sagen mit Händen gegriffen hat, wenn einem Monate lang die friesischen Phrasen und Worte in den Ohren geklungen haben, und wenn man sich dann in den Werken vieler Gelehrten umsieht, die über dieses Volk geschrieben haben, so kann man sich nicht genug wundern, wie groß noch im Allgemeinen die Unwissenheit in Bezug auf die Existenz dieser interessanten Sprache in Dänemark ist, und wie unwissend namentlich auch die Sprachforscher, welche über einen friesischen Sprachrest, den sie in ihrem eigenen Lande vor Augen hatten, so viel geschrieben haben, in Bezug auf diejenigen Reste sind, die sich davon in anderen Ländern befinden. Die Holländer, die Ostfriesen, die Oldenburger, die Bremar, die hannover'schen, die holsteinischen, schleswigschen und dänischen Sprachforscher wären diejenigen, welche hauptsächlich zur Forschung über die friesische Sprache berufen wären. Allein wenn man die älteren Schriftsteller nachsieht, so reden sie meistens nur von einem sogenannten „Bauernfriesisch“ oder von „wunderlichen alten friesischen Ausdrücken,“ die an ihrem Strande oder in einem gewissen Bezirke gäbe seien, ohne sich eine weitere Aussicht

zu verschaffen, und ohne die Sache einer behutsameren und vorsichtigen Untersuchung zu würdigen.

Gerodhnllich schreibt der Eine, ohne vom Anderen irgend etwas zu wissen. Die nordfriesischen Schriftsteller der cimbrischen Halbinsel haben meistens ignoriert, was die Holländer so reichlich über die westlichen Friesen geschrieben haben, und umgekehrt ignoriren die holländischen Schriftsteller meistens völlig ihre Brüder jenseits der Elbe.

„Jenseits der Elbe und Weser ist die friesische Sprache am ersten erloschen, indessen ist sie noch zu den Zeiten des Saxo Grammaticus, wiewohl damals schon vermuthlich verfallt, bekannt gewesen.“ Dies sagt Wiarda, einer der berühmtesten Schriftsteller Dänemarks, in seiner Geschichte der altfriesischen Sprache (S. 21), und doch hätte jeder anrumer oder söhningor Schiffer diese Aeußerung des Gelehrten bedeutend berichtigen können.

Ich fand zu meiner großen Verwunderung in den händereichen, sonst trefflichen Werken Wiarda's keine Spur davon, daß er auch nur eine einigermaßen richtige Vorstellung von dem Zustande Nordfrieslands gehabt hätte.

Selbst die Aeußerungen einiger neuerer Schriftsteller sind so auffallend falsch, daß man seinen Augen kaum traut. So sagt Natt in seiner altfriesischen Sprachlehre, wo er alle die Gegenden aufzählt, in denen noch friesisch gesprochen wird (S. 16): „Das Nordfriesische wird auf den schleswigschen Inseln und auf Helgoland gesprochen.“ Und was werden wohl alle

die Marsch- und Seestriesen, die noch viel zahlreicher sind als die Inseltriesen, dazu sagen, daß der Verfasser sie ganz vergessen hat?

Wie wenig die verschiedenen Ländertheile, in denen noch friesische Sprachreste sich befinden, überhaupt mit einander in literarische Verbindung getreten sind, mag noch folgender Umstand beweisen. Es giebt nicht weit von Emden ein kleines eigenthümliches friesisches Ländchen, das sogenannte Saterland, das von Morästen umgeben, von Sanden und Sümpfen durchzogen ist und in dem sich ein eigenthümliches friesisches Völkchen erhalten hat. Vor etwa 50 Jahren reiste in dieses Ländchen ein Pastor, Namens Hoche, der einige zwar schätzenswerthe, aber sehr weitschweifige und doch im Ganzen unbedürftige Nachrichten darüber in Bremen publicirte. Längst hätten wieder friesische Gelehrte ins Saterland reisen müssen, um die Sache genauer zu untersuchen, um die allmälige Umwandlung dieses originellen Völkchens zu verfolgen und es in seinen verschiedenen Phasen zu schildern, aber so dürftig sind unsere Nachrichten, daß über das Saterländische jene Reise des Pastors Hoche noch immer citirt wird. Er ist für das größere literarische Publicum die vornehmste Quelle über das Saterland geworden. Es mag andere und bessere Schriftsteller darüber geben, aber sie sind nicht so allgemein bekannt geworden. Ein englischer Sprachforscher, der vor 10 Jahren im Saterlande war, sagte mir, die Leute seien dort noch jetzt viel friesischer, als man im Allgemeinen glaube.

Ueber das Eater- oder Sagelsterland drückte Warba schon 1784 sich so aus, als wenn dort gar nicht mehr Friesisch gesprochen worden wäre. „In jenem Lande,“ sagt er, „ist die alte friesische Sprache noch in diesem Jahrhundert geredet worden,“ und doch wird sie daselbst noch 1845 gesprochen. Im Ganzen kann man wohl behaupten, daß wir Alle geneigt sind, viel zu leicht an den schnellen Untergang einer Sprache zu glauben, und daß die Sprachen im Untergehen weit langsamer sind als die Phantasie und die Prophezeihungen der Autoren.

Ich habe nirgends eine einigermaßen vollständige Uebersicht des jetzigen geographischen Verbreitungsgebietes der friesischen Sprache und der verschiedenen Grade, Schattirungen und Abstufungen der Reinheit oder der Vermischtheit, mit der sie gesprochen wird, finden können. Auch ich bin natürlich nichts weniger als im Stande, eine solche zu geben, allein einige Nachrichten, die ich einzog, mögen für die, welche noch weniger als ich hierüber erfuhren, nicht ohne Interesse sein.

In der holländischen Provinz Westfriesland giebt es in der Gegend von Leuwarden einen kleinen District, in dem das alte Friesische noch gesprochen wird. Ich glaube auch nicht, daß die friesische Sprache auf den holländischen Inseln Texel, Vlieland, Ameland, Borkum &c. völlig ausgestorben ist. Ein gebildeter Capitain von den schleswigschen Halligen, der einmal auf Ameland gelandet war, sagte mir, die Leute dort hätten mit ihm und seiner Mannschaft holländisch gesprochen, aber, sobald sie sich unter einander unterhalten, eine andere Sprache geredet, von

der sie geglaubt, daß er sie nicht versteht. Er hätte sie aber sehr wohl verstanden, denn es wäre seine eigene friesische Sprache gewesen, die sie gesprochen. In Ostfriesland hat zwar die Plattdeutsche Sprache das Friesische in eben dem Grade verdrängt, wie es die holländische in den Niederlanden gethan hat, aber es giebt dort noch das Eaterländische und vielleicht eben so viel friesische Worte in dem vorzüglichen Plattdeutsch, als die Bremen und andere Plattdeutsche niedersächsischen Worte in ihr Hochdeutsch hineingetragen haben. Von der an der ostfriesischen Küste liegenden Insel Wangeroog bemerkt Warba, daß die Bewohner derselben noch ein ganzes Jahrhundert das alte Friesische rein gesprochen hätten. Ich habe von den an der Küste von Ostfriesland und Oldenburg liegenden Inseln oft sagen hören, daß dort die Leute einen wunderlichen Jargon redeten, der kein dächtres Plattdeutsch sei. Sollte dieses unächte Plattdeutsch nicht vielleicht zum Theil dächtres Friesisch sein? Es wird so Vieles in der Welt für einen Jargon abgehoben, was eine eigene Sprache ist.

Im Oromischen, im Lande Wursten, ist noch lange friesisch gesprochen worden. Ein holländischer Beamter sagte mir, daß in allen den kleinen ehemals friesischen Marsch- und Küstenländchen im Hannoverschen zwischen der Elbe und der Weser in dem Munde des gemeinen Mannes sich noch eine Menge friesischer, dem Plattdeutschen beigemischter Worte finden.

Daß dies im Lande Diehmarschen Statt findet, und zu welchem Grade es der Fall, ist in einem fest-

Ich sehr dürftigen Auflage in Falk's Schleswig-holsteinschem Magazine nachgewiesen.

Die Insulaner an der Mündung der Elbe, die Helgoländer, reden rein friesisch.

Die Bewohner Eiderstedts, eines Ländchens, welches zunächst im Norden von Dithmarschen folgt, haben auch noch einige friesische Brocken und Reste in ihrer niedersächsischen Sprache. Dann kommt unser 25 Stunden langer ganz friesischer Küsten- und Inselstrich.

Wie in Holland sich das noch bestehende Friesische mit dem Holländischen und in Niedersachsen mit dem Plattdeutschen vermischt hat, so ist auch im Schleswig-Friesischen der Einfluß des Dänischen nicht zu verkennen, doch wird es am reinsten auf den Inseln gesprochen.

Daß hier im Norden das Friesische sich so lange Zeit in einer weit größeren und compacteren Masse erhalten hat, mag sich zum Theil wohl mit daraus erklären, daß hier ein großes, höchst merkwürdiges Sprachgränzgebiet ist. Die dänische, die niedersächsische und die hochdeutsche Sprache streiten sich hier seit uralten Zeiten um die Herrschaft, und wenn die Größeren um die Herrschaft kämpfen, so wird es gewiß den Kleineren leichter, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. In den Gränzgebieten zweier großen Sprachen kann man immer kleine Sprachen sich erhalten sehen. So erhielt sich das Baskische an der Gränze zwischen Frankreich und Spanien, so erhält sich das Wallonische in Belgien, dem Erdengrände zwischen der französischen und deutschen Sprache. So giebt es in den Alpen zwischen

Deutschland und Italien Ueberreste des Romanischen. Die cimbrische Halbinsel verengt sich da, wo sie sich an Deutschland anschließt, gewissermaßen zu einem engen Flaschenhalse, wo die Fortschritte der Sprache stockten, und das alte Friesische blieb in diesem engen Halse stecken. An der Südküste der Nordsee dagegen wurde das Küstenfriesische von dem übermächtig eindringenden Deutschen überwältigt.

In jener von uns eben beregten Zerstückelung und Verbindungslosigkeit der friesischen Literaten und friesischen Literatur spiegelt sich wieder der Zustand des ganzen Landes ab. Wie dieses von den Fluthen zerstückelt und zerbrockelt und in eine Menge von Inseln und Halbinseln gesprengt ist, so ist auch das Volk, von mächtigeren Völkern überfluthet, von jeher in eine Menge kleiner Seeländer und Republiken ohne politische Einigung zerbrockelt gewesen, und so ist auch die friesische Literatur, insoweit man von einer solchen reden kann, ohne inneren Zusammenhang und ohne Verbindung, und es sitzt bald auf dieser, bald auf jener Insel, bald in dieser, bald in jener Marsch ein friesischer Gelehrter und meditirt über die Ruinen und Reste dieses Volks und bringt es doch nicht weit mit seinen Studien, weil es ihm an Ueberblick mangelt.

Als eine kleine Besonderheit der friesischen Sprache will ich noch anführen, daß sie durchgängig mit lateinischen Lettern geschrieben wird, während doch rund um die Friesen herum alle germanischen Sprachen mit sogenannten deutschen Lettern geschrieben werden, sowohl das Dänische, als auch das Hoch- und Plattdeutsche. Wenigstens.

habe ich alles das Friesische, welches ich irgendwo gedruckt gesehen habe, mit solchen Lettern gefunden. Die friesische Sprache ist wohl innerhalb Deutschlands die einzige, die dies thut. Vermuthlich sind die Friesen in dieser Beziehung von Holland ausgehenden Impulsen gefolgt.

Der Prediger auf unserer Insel beschäftigte sich eifrig mit Sprachstudien und hatte, um endlich alles nordfriesische Sprachmaterial zusammenzubringen, den Plan gefaßt, eine friesische Polyglotte anzulegen. Er wollte nämlich alle ihm bekannten Worte des amrumer Dialekts niederschreiben und dann dieß Verzeichniß in mehreren Exemplaren in anderen friesischen Gegenden herum schicken und seine dortigen Freunde veranlassen, die Ausdrücke des bei ihnen herrschenden Dialekts beizufügen, — gewiß ein höchst verdienstliches, aber auch sehr schwieriges Unternehmen, wobei es sicherlich vieler seiner Hände, kundiger Köpfe und scharfer Ohren bedarf.

Wie schwer die Sache sei, alle Ausdrücke zusammenzubringen, zeigte uns unser Pastor sehr deutlich. Er sagte, er entdecke noch täglich im Gespräche mit seinen Amrumern Worte, die ihm nicht bekannt seien, es gehe ihm wie einem Insectenhascher auf den Wiesen. Es gebe Worte, die nur selten erschienen, und passe man da nicht auf, fange man sie nicht gleich ein und fixire sie durch die Schrift, so flögen sie wie Schmetterlinge davon und kämen so bald nicht wieder.

Ich hörte hier noch eine Hypothese über die Endsybte „~~um~~“, die, wie ich oben erwähnte, stattfindet bei den meisten fries-

fischen Dorfnamen aufstellen. Mein Pastor sagte nämlich, es gebe eine friesische Silbe „am“, die eine Collectivendung sei und andeute, daß eine Menge von Dingen in einen Begriff oder in eine Vorstellung zusammengenommen werden solle; „Dün“ z. B. heiße die Düne, „Dünam“ aber eine Menge von Dünen, wie „Gebirge“ eine Menge vom „Bergen.“ Jenes „am“ der Dörfer könne wohl ein verbodenes „am“ sein und auf die Masse von Menschen und Häusern hindeuten, die in einem Dorfe zusammengefaßt seien. Bei dem Namen seiner Insel, den man allgemein Amrum schreibt, der aber eigentlich Amram laute, zeige sich, daß das „am“ oft in „um“ abgedrückt worden sei.

Naturforscher schenken sich wohl unter einander Conchylien, seltene Schmetterlinge und dergleichen. Sprachforscher können sich nichts Schöneres schenken als Worte, und so schenkte mir denn mein amrumer Freund zum Andenken an seine einsame Insel das Beste, was er mir geben konnte, eine Reihe von Sprüchwörtern, die unter den amrumer Fischern, Schlickläufern, Schiffern, Strand- und Sandvögten gangbar sind, und eine Reihe kleiner Sprachcuriositäten. Ich will einige von ihnen hierhersehen, mögen sie zugleich dem deutschen Leser einen Begriff vom Laute dieser Sprache geben.

„Wan't naan as um gud Lidj, wuurd Tadera to sadorn boden“ (wenn's Knapp steht mit guten Lauten, so werden wohl Tataren [Bigeuner] zu Grattoern gebeten).

„Hi hält bi a Ploak un lät a Meareg star“

(er hält beim Wrost fest und läßt die Blatwerst fahren). Die Friesen gebrauchen dieses Sprüchwort dann, wenn Jemand an einer kleinen Sache ängstlich festhält und sich dabei einen großen Vortheil entgehen läßt.

„An witten hinget skal föl Streilang haa“ (ein weißer Hengst muß viel Streu haben) sagen sie von einer verwöhnten Frau, die viel Nadelgeld bedarf.

„Jarag Hünjer luup altidj me rowlag Skan“ (böse Hunde laufen allezeit mit zerrissener Haut), heißt es, wenn man einem Kaufs- oder Krückenbolde mit blauem Auge begegnet.

„Hi träpt op wan a Püssel an falt doel un Bussam“ (er stolzt auf im Saale und fällt herunter im Stalle), spotten sie, wenn ein Armer seine Bergeselder in Geseftan vergeudet und dann in Armuth geräth.

„Dot skal haal kaasto, sa'd a Sparrag dea skal hi Gunsoi warp“ (das wird aber ein Loch werden, sagte der Sperling, als er ein Gänsest legen wollte).

„Diar nun a kual spüljet mut't sallam idj“ (wer in den Kohl speit, muß ihn selbst essen).

Die uns mitgetheilten kleinen anderen Curiositäten bestanden in ein paar Phrasen, die der Prediger zusammengesezt hatte, und bei denen das Sonderbare das war, daß eine und dieselbe Lautzusammensetzung eine fünffache Bedeutung bekam, z. B.: „Man, man, man ha't jil man man,“ (aber mein Mann hat des Geldes nur wenig). Man bedeutet nämlich „aber“ und „mein“ und „Mann“ und „nur“ und „wenig;“ „an an an“ heißt „und eine Ente.“ Hätten „an“ und „man“ noch einige Tausend

Bedeutungen, so wäre nichts leichter in der Welt zu lernen als die friessische Sprache, aber auch allerdings nichts schwerer zu verstehen.

Hier will ich auch eines friessischen Wortes Erwähnung thun, das mir, seitdem ich es zum ersten Mal hörte, wohl schon einige hundert Mal durch den Kopf gegangen ist. Es ist dieß der friessische Ausdruck für „Spiegel,“ der bei den Friesen „Schemsteen“ oder „Schimstih“ heißt. Dieses Wort sieht dem deutschen, das mit ihm gleiche Bedeutung hat, so unähnlich, wie eine arabische oder indische Benennung dieses Gegenstandes. Uebrigens ist es doch bei genauerer Betrachtung deutsch und zwar eine Zusammensetzung aus „Schemen“ (Schatten) und „Steen“ (Stein). Es enthält also eine gute Definition des Wortes „Spiegel“ als eines Glases oder Steines, der den Schattenriß zeigt.

Hätten die Friesen in dieser Weise fortgefahren, alle ihre Mobilien und Geräthschaften umzutauschen, so würden sie wohl statt Stühle „Sizhölzer,“ statt Hämmer „Haublöcke,“ statt Pfeifen „Rauchröhren,“ statt Tassen „Theetrinknäpfe,“ statt Stiefeln „Fußkleider,“ statt Matratzen „Schlafpolster“ sagen und hätten jedenfalls eine hübsche Sprache, in der jedes Wort, so zu sagen, seine Definition im Munde führte.

Es liegt, wie mir es scheint, etwas Eigenes, ich will nicht sagen Wohlklingendes, aber doch eigen Hochtönendes, Kräftiges und Energisches in dieser friessischen Sprache. Es kommt mir vor, als hörte man das ehrwürdige Alter der Sprache heraus. Sie hat weit

mehr scharfe Endungen der Worte als die plattdeutsche, die oft in stummen Sylben verschwebt. Sie erinnert durch ihre vielen vollen Vocale an das alte Gothische und an manche oberdeutsche Gebirgsdialekte und verhält sich in mancher Beziehung zum Plattdeutschen, wie zum Dänischen das Schwedische, das auch vollkommener und mächtiger ist. Das Friesische scheint mir etwas viel Würdevolleres als das Plattdeutsche zu haben und ist dabei auch bündiger. Man lese nur folgende friesische Phrase:

„Dir iz nim klirk so krol, az klirrkamstirkrol
 hore, di klirk aller klirkon iz hia to krol“ (es ist
 kein Geistlicher so stolz wie der Clericus von Claro
 Campo, dieser Geistliche ist stolzer als alle anderen
 Geistlichen).

Dies ist eins von den Schibolethen, welche in alten Zeiten die das Fremde hassenden Friesen den Ausländern, die sich bei ihnen aufhielten, auszusprechen aufgaben, um sie daran zu erkennen und hinterdrein über die Gränze zu schaffen oder auch wohl über die Klitze springen zu lassen*). Ich führe dieses Schiboleth an, weil es auch mir mehre Male in Friesland zum Nachsprechen aufgegeben wurde, freilich nicht in so böser Absicht, sondern nur um mich als Fremden etwas zu necken und meine Zungengeldausigkeit zu üben.

*) Biarba spricht nur von einem Falle, wo jene Phrase angewandt worden sei, aber andere friesische Schriftsteller führen sie auch bei anderen Fällen an.

Es ist übrigens merkwürdig, daß sich solche Scholastik bei vielen Völkern finden, und daß diese, wenn es darauf ankam, Fremde zu erkennen, immer zu der Sprache als dem besten Probestein griffen, vermuthlich weil sie die Bemerkung, die sich dem Reisenden noch täglich aufdringt, gemacht hatten, daß, wenn die Ausländer auch sonst alles Einheimische angenommen haben, doch noch Zunge, Lippen, Gaumen und Zähne sie zu verrathen im Stande sind.

Ich las die besagte Phrase, wie erwähnt, in mehreren Büchern über Ostfriesland, und ich hörte sie wieder eben so in einem entfernten Winkel von Nordfriesland. Es ist merkwürdig, wie solche Dinge so lange unter den Völkern herumspuken.

Man hat häufig die Bemerkung gemacht, daß die friesische Sprache wegen ihrer vielen harten Gaumen- und Zischlaute, wegen ihrer vielen einsylbigen Worte und der vielen Endsyllben, die sich nicht in stummen Lauten verlieren, sondern meistens scharf absetzen, mit dem schwetzerischen Deutsch viel Aehnlichkeit habe, und dieß ist in der That eine Bemerkung, die sich auch dem Fremden sogleich aufdringt. Sie muß, wenn es seine Richtigkeit damit hat, für diejenigen, welche in den Tönen und in der Physiognomie einer Gebirgssprache, wo man die Felsen und schroffen Schlünde und Bergspitzen wieder erkennt, recht niederschlagend sein. Man sollte bei den Friesen, die, ihre Dünen ausgenommen, das flachste Land bewohnen, das sich denken läßt, die biegsamste, geschmeidigste und flachste Sprache von der

Welt vermuten. Sie leben eigentlich mehr auf und in dem Wasser als auf dem Festlande, und man sollte daher denken, daß, wie ihr Land unter der Welle gleichsam zerschmilzt, so auch die Laute in ihrem Munde zerschmelzen müßten.

Man hat sogar einen der schweizerischen Gebirgsdialekte zum Theil aus dem Friesischen ableiten wollen. Man erzählt nämlich, daß die heutigen Bewohner des Haslithales Nachkommen von 1200 Friesen und 6000 Schweden seien, die im 5ten Jahrhundert wegen einer Hungersnoth ihr Land verlassen hätten und in die Alpen ausgewandert wären. Diese Sage soll noch in einem schweizerischen Volksliede von 77 Versen leben. Der Dialekt des Haslithales soll häufig an diese Sprache erinnern.

Ich weiß nicht, auf welcher Autorität diese Nachricht beruht. Wäre etwas Wahres daran, so hätten wir hier wieder einen kleinen Einbern- und Teutonenzug, der sich mit dem großen, welchen Marius bekämpfte, in eine interessante Parallele stellen ließe.

Uebrigens wurde ich auch noch in mancher anderen Beziehung auf diesen flachen friesischen Inseln an die Alpen und ihre Bewohner erinnert.

Man könnte das ganze Friesland füglich mit einem auf dem Boden liegenden Gebirge vergleichen. Die Städte Husum, Londern u. lägen dann am Fuße dieses Gebirges, die Marschen wären die schönen Thäler und Anlande desselben und die äußersten Dänensinseln Amrum, Sylt u. seine höchsten Gipfel.

Wenn ich diese armen Insulaner und ihr Treiben ansah, so fielen mir unwillkürlich die armen steierischen Alpenbewohner und ihr Treiben bei. Bei den Seehundsjägern dachte ich an die Gamsjäger, bei den Schlickläufern und ihren mit Sträuchern bezeichneten Schlammwegen an die Alpen- und Gletscherbesteiger und ihre mit Sträuchern bezeichneten Schneewege. Sah ich diese vor Weibern, Schäferinnen und Meierinnen bevölkerten Inseln, deren Männer im Seebienste leben, so fielen mir dabei die von Sennerinnen bewohnten Gebirge in Steiermark bei, deren Gletschte in österreichischem Militärdienste stehen. Es giebt eine Art von Dünenrosen, sowie es Alpenrosen giebt.

Auch die Art und Weise, die simple Naivetät, mit der diese Insulaner ihren König begrüßten, erinnerte mich an die Hochschotten und Steiermärker, von deren Denk- und Ausdrucksweise bei Besuchen, die ihnen von ihrer Königin und ihrem Kaiser zu Theil wurden, ich ähnliche Proben gesehen hatte.

Der König von Dänemark pflegt nämlich, wenn er im Seebade auf Föhr lebt, zu Zeiten kleine Dampfschiffsfahrten nach den benachbarten Inseln zu machen. Da kommen ihm denn die Insulaner entgegen und überreichen ihm Gedichte. Bei einer solchen Gelegenheit erhielt er auf Amrum ein Gedicht, das die simple Naivetät dieser Insulaner, auf die ich eben anspielte, recht charakteristisch zeigt. Ich will seinen Inhalt hier mittheilen, weil manches Interessante darin vorkommt.

Sie sangen das Lied, oder wollten es wenigstens

singen, nach der Melodie: „Hier sitz' ich auf Rosen zc.“ (natürlich nur auf Dämenrosen, denn andere giebt es dort nicht).

Im ersten Verse redeten sie den Landesvater an und freuten sich, daß er sie so oft besuche:

„Landesvater, du kommst ja recht oft auf dies Land, betriffst bereits zum sechsten Mal den Strand der Aminger. Darum ist voll Freude unser Herz. Ja es entzückt dies die Bewohner dieser mit Sand umringten Insel.“

Dann beklagten sie ihre Unbedeutendheit und die Verachtung, in der sie bei anderen Menschen ständen, trösteten sich aber damit, daß der König sie doch nicht verliesse.

„Auf dem Festlande, so hört man, achtet man uns nicht viel! Wir gehören zu den Kleinen, das wissen wir wohl, aber das kann man nicht hindern, unseren Werth nicht vermindern, wir sehen ja, daß unser König viel von uns hält. Hatte Du nur viel von uns, wir halten auch viel von Dir!“

Hierauf versprachen sie dem Könige ein großes Fest, das sie ihm geben möchten, wenn sie nur Geld dazu hätten, und wenn in solchen bedrängten Zeiten das Großthun nicht gar zu theuer zu stehen käme:

„Wären wir nur etwas vermögender, so sollte ein Haufen von Gold, ja eine Mahlzeit für Christian und seinen Hof bereit sein, und wir wollten dabeiivat singen. Aber leider, wir haben's nicht in unserem Vermögen. Wer etwas die Welt kennt, sieht das auch

wohl ein. Bei armen Auserwählten, Seelen und Schäfern zieht das Großthun in dieser Zeit zu viel auf den Beutel."

Sie baten dann den König, den guten Willen für die That zu nehmen, ersuchten ihn aber, bevor sie nach Hause gingen, es nicht bloß bei dem guten Willen bewenden zu lassen, wenn sie sich einmal mit Bitten an ihn wenden müßten:

„Wir hoffen, hier gilt der gute Wille für die That. Regent, bleibe gut gegen uns, bitten wir, bevor wir nach Hause gehen, und hilf uns, wenn's nöthig wird, auch durch die That.“

Sie schlossen mit folgendem Verse:

„Dem Könige und dem Königshause gehe es stets gut! Gott halte unser Vaterland immer auf festem Fuß! Er stärke Dich, Landesvater! Für Dich ist nichts Besseres. Wenn Du seinen Beistand hast, so hast Du keine Noth!“

Solchen simplen Leuten denke man sich einen gütigen königlichen Landesvater gegenüber, der dies Alles lächelnd und gnädig aufnimmt, und man hat dann wirklich eine hübsche und ansprechende Scene vor sich.

Fahrt nach der Insel Sylt.

Wir hatten auf Föhr Gelegenheit, längere Zeit hindurch ein höchst merkwürdiges, täglich wiederkehrendes Wetterphänomen zu beobachten, das aus dem Zusammenhange des Luftmeeres mit dem Wassermeeere hervorging. Es war dieß ein regelmäßiger Wechsel zwischen schlechtem und gutem Wetter, der ganz genau mit dem Wechsel von Fluth und Ebbe correspondirte.

So lange die Ebbe anhielt, war das schönste Wetter von der Welt, das bis zu dem Augenblicke fort dauerte, wo das Wasser seinen niedrigsten Standpunct erreichte. So wie aber die Fluth steigend heranzog, erschien am äußersten Horizonte über dem Meere ein grauer Nebel, der höher und höher am Himmelsgewölbe heraufstieg, endlich die Sonne und den blauen Himmel verschlang und mitunter einen starken Regen herabsendete. Es erhob sich dabei ein heftiger Wind, der am stärksten war, wenn die Fluth am höchsten stand. Mit dem Fallen der Gewässer zersplitterten sich auch die Wolken wieder, der Regen hörte nach und nach auf, der

Wind legte sich und der heiterste Himmel lächelte über den entblößten Watten und Inseln.

Weil die Fluth alle Tage über eine halbe Stunde später eintrat, so hatten wir auch täglich den Regen wie den Sonnenschein über eine halbe Stunde später. Da das Luftmeer ohne Zweifel von denselben Gewalten, welche Fluth und Ebbe im Ocean verursachen, in ähnlicher Weise influencirt wird, wie dieser, so läßt sich ein solcher Zusammenhang von schlechtem und gutem Wetter mit Fluth und Ebbe wohl denken, obgleich man weder sieht, warum uns gerade die Fluth immer das schlechte Wetter bringen muß, noch sich es erklären kann, warum ein solches Phänomen nicht alle Tage des Jahres eintritt.

Allmälig verlor sich dieser regelmäßige Wechsel, es schien, als habe sich das Wetter wieder unabhängig vom Ocean gemacht und befolge nun seinen eigenen Willen. Zunächst war dieser Wille ein sehr böser, denn es wurde anhaltend schlecht. Es flutheten beständig Regenkröme vom Himmel herab, und es wehte der Wind so anhaltend aus nordöstlicher Richtung, als wenn es keine andere auf der Windrose mehr gäbe. Keine Ebbe wollte mehr verfangen und keine konnte mehr in diesem Untwesen eine Pause bewirken.

Wir wünschten eine kleine Reise nach der benachbarten Insel Sykt zu unternehmen, deren Name in Griekland einen guten Klang hat. Auch lag ein trefflicher syktischer Freund mit seiner kleinen Smak schon im Hafen bereit, um uns hinüber zu holen, aber vom Morgen wurden wir auf den Abend, vom Abend auf

den Morgen vertrocknet, und dazu mußten wir noch das trostlose Sprüchwort, das die Friesen in Bezug auf den Nordostwind gemacht haben, hören, das so heißt: „Nordost rihmon, uhl Wäffens grionon ha nimmer na Omj“*) [Nordost-Regen und alter Weiber Wehen hat nimmer ein Ende]. Diese ungeduldigen Elemente hier, diese Stürme, die kein Mensch beschwört, diese Fluth; die ungebeten kommt und sich Platz macht, diese Ebbe; die zur bestimmten Zeit unerbittlich Abschied nimmt und das Schiff unfehlbar auf den Strand setzt, diese Wellen, die dem Menschen zum Aerger wild auf dem Ocean einherjagen, sind recht dazu gemacht, Geduld zu lehren.

Sie sind es, die den ausdauernden und gleichmüthigen Charakter des Seemannes bilden. Diesem geht es in seinem Umgange mit der wilden Natur, wie dem Sokrates in seiner Ehe mit der Xanthippe. Je ungezügelter die Elemente sind, desto stiller und langmüthiger werden jene.

Es scheint mir überhaupt in dem Charakter aller Insel- und Seelüstenbewohner im Gegensatz zu dem der Binnenlandbewohner etwas sehr Zähes, Ausdauerndes, Gleichmüthiges und Geduldiges zu liegen; namentlich zeigt sich dies bei den Friesen, denen man es fast in jedem Zuge

*) Ich schreibe dieses Sprüchwort so auf, wie ein alter Frieße es mir angab. Sonst habe ich immer mehr gehört von dem vielen Regen, den der Südwestwind herbeiführt. Der bekannte, aus ölgetränkter Leinwand bestehende Hut der Nordseefischer, der sogenannte „Südwestern“ scheint ebenfalls, mehr auf diese Windrichtung als die richtigste hinzuweisen.

ihres Wesens ansetzt, daß Gottes Rütche beständig über ihnen hängt.

Wir schwebte in diesen Gegenden immer ein Bild vom Könige Knut vor, das ich einmal auf einer Londoner Kunstausstellung gesehen hatte. Es bezog sich dieses Bild auf die bekannte Geschichte von jenem Könige, die mir sowohl in England, als auch hier in Friesland häufig erzählt wurde, und der zufolge einmal der mächtige Monarch seinen Schmeichlern und Hofleuten, die ihn weiß gemacht hatten, er vermöge Noth, einem lehrreichen Verweis gab. Er lud sie ein, sich mit ihm an dem von der Ebbe entblößten Strand zu setzen, weil er beschloffen habe, sich daselbst der rückkehrenden Fluth zum Troste zu vergnügen. Der König war auf jenem Bilde dargestellt, wie er eben von seinem Throne aufspringt, da gegen seinen Willen die anschwellende Brandung seinen Fuß benetzt und seinen Mantel mit Schaum bespritzt hat. Er ergreift seine Gemahlin bei der Hand, um sie zu retten, und schilt seine erschrocken Hofleute, die ihn belogen haben und mit Verwunderung ihren unbeflegbaren König vor weichem Schaum und leichten Wassertropfen die Flucht ergreifen sehen.

Könnte man so recht in das Räder- und Uebelwerk der Geschichte sehen, so würde man vielleicht erkennen, daß schon die täglich wiederkehrende Belehrung über die ganz gleichmäßige menschliche Unmacht bei allen diesen freien und republikanischen Insel- und Küstenvölkern Uebermuth und Tyrannenfinn fast vollkommen unterdrücken und die Lehre von den

Stärke aller Menschen hier an den Seefäßen besonders tiefe Wurzeln schlagen mußte.

Eublich vernahmen wir das schöne friesische Wort, „es sei nichts mehr im Wege,“ gingen an einem regnerischen Morgen an Bord und bewegten uns mit Hilfe von Stangen und Staken langsam aus dem kleinen Byker Hafen ins Freie hinaus. Neben uns schwankte eben, so langsam das Dagebülter Fahrschiff heraus, das bereits einige werthe Badegäste entführte. Wir reichten ihnen über Bord die Hand, und da unsere Schiffe bald entgegengesetzte Course fiederten, so ließen wir die Latschentücher flattern, bis der Regen sie demassen tränkte, daß an kein Flattern mehr zu denken war, und wir uns in unsere respectiven Cajüten zurückzogen.

Wir trafen unterwegs noch mehrere andere kleine Schiffe, von denen man uns sagte, daß sie vor etwader zweimal 24 Stunden ausgesegelt seien, und die jetzt noch nicht weiter waren als wir. Sie hatten den ganzen Tag über conträren Wind gehabt, die folgende Nacht bei eingetretener Ebbe auf dem Schilf fest geseffen und waren nun endlich mit uns später Ausgelaufenen auf rascher Fahrt.

Es ist unglaublich, was die Leute in diesem kleinen friesischen Inselarchipelagus, wo alle Punkte doch nur ein paar Meilen auseinander liegen, für langwierige und abenteuerliche Fahrten machen. Die Stadt Husum, der Haupthafen dieses Archipelagus, liegt höchstens 6 Meilen von Föhr. Bei gutem Winde segelt

man in 4 — 5 Stunden hindurch, aber nicht selten brauchen die Leute eben so viele Tage dazu, und manchmal kommt man eben so schnell auf die Halbwegsstation zwischen Liverpool und Amerika, als von Bpfl nach Husum.

Man hört hier von den Binnenschiffen Erzählungen, die an die Abenteuer des vielwundenden Odyssus erinnern. Und wirklich hat auch dieser friessche Archipelagus, wie es scheint, eine Art von Odyssus; wenigstens theilte man mir sehr viele Abenteuer von einem friessischen Schiffer mit, der, ich weiß nicht wann, hier lebte und handelnd von Insel zu Insel fuhr. Einmal saß er 8 Tage lang auf einer Sandbank fest und wäre dort halb verhungert und verdurftet; ein anderes Mal segelte er bei sehr hoher Fluth mitten über eine Insel weg, und weil er glaubte, hier eine neue Meerenge entdeckt zu haben; die noch Niemand vor ihm gesehen hätte, so nannte er diese Meerenge nach seinem Namen. Einmal glaubte er, bei einer andern Insel irgendwo eine solche Meerenge zu entdecken, und segelte lustig landeinwärts; es war aber nur ein sogenannter Schlot, der bei der Fluth sehr voll gelaufen war. Als die Nacht kam, ging er vor Anker und war sehr verwundert, als er am andern Morgen zur Ebbezeit sein Schiff mitten zwischen blumigen Wiesen sitzen sah. Die Kühe und Ochsen, die in seine Kajüte hineinblöken, hatten ihn aufgeweckt.

Man darf nur alle die Naturserscheinungen in diesem sonderbaren Archipelagus, die ich zum Theil schon

berührt habe und zum Theil noch erwähnen werde, vor Augen haben, und man wird begreifen, daß hier Stoff genug ist zu den mannichfaltigsten Abenteuern, und daß ein launiger friesischer Dichter hinreichend Gelegenheiten finden würde zu einer, wenn auch nicht heroischen, doch sehr komischen Odyssee und so ein sehr volksthümliches friesisches Gedicht schaffen könnte. In Kleirussland existirt eine sehr national gewordene kosakische Odyssee, in welche alle Ereignisse und Abenteuer, die auf den Steppen ihrer Natur nach entweder gewöhnlich oder auch nur möglich sind, sehr hübsch eingeflochten erscheinen. Jedes Land bietet, je nach seiner Beschaffenheit, Gelegenheiten dar zu einer eigenthümlichen Epopöe dieser Art.

Liebt man Odysseische Abenteuer nicht, so muß man das Glück und Geschick haben, in dem friesischen Archipelagus alle Reisen von Insel zu Insel innerhalb einer und derselben Fluthzeit zu vollenden. Man muß diesen Archipel nämlich als ein durch die Dünen der vorliegenden Inseln gebildetes Binnenmeer betrachten, das bei jeder Ebbe halb ausfließt und bei jeder Fluth durch alle die Eingänge zwischen den Inseln wieder bis an den Rand verläuft. Dann muß der Reisende die Zeit wahrnehmen und sich mit einer und derselben Fluth ungefähr innerhalb 6 Stunden von Küste zu Küste schwingen: Sänkt der Sprung nicht, so bleibt er auf den Waten sitzen und muß da übernachten, bis am anderen Tage die Fluth wiederkommt. So wie daher die Wasser einströmen, sieht man auch überall die Gewässer mit Segeln bedeckt; so wie aber die Ebbe abfließt, ist Alles

totd und still, und die Schiffe liegen entweder in den Häfen oder auch mitten im Meere schief auf dem Sande.

Unsere Schiffer vertieffen oft das von den Vätern vorgeschriebene Fahrwasser, nachdem sie darüber consultirt hatten, ob sie es wohl wagen könnten, diesen oder jenen kleinen Nichtweg einzuschlagen. Solche Schifferconsultationen machen sich gewöhnlich durch ein paar Blicke, Nenzen und Handbewegungen ohne viel Wortturus ab. Da weder die Fluth noch die Ebbe plötzlich eintritt, also der Wasserstand in jedem Augenblicke ein anderer ist, so ist natürlich in jedem Augenblicke über jedem Bodenthelle eine verschiedene Tiefe; jetzt ist dieses Watt noch passirbar, in der nächsten Stunde ist es aber schon zu weit entblößt, als daß man nicht tiefere Stellen auffuchen müßte.

Man kann sich also zu jeder Zeit der Fluth verschiedene kleine Vorthelle zu Nuzge machen und andern Nichtwege einschlagen, so wie man zu jeder Zeit der vorgerückten Ebbe größere Umwege machen muß. Die Schiffer müssen daher mit einer genauen Kenntniß der unterseefischen Wege, ihrer Richtung, ihrer Tiefe und Ebbe, eine beständige Kenntniß der Fluth- und Ebbezeit combiniren, und man darf sich nicht wundern, wenn man liest, daß die alten Friesen ehemals ihre Tage ganz und gar nach Fluth und Ebbe eingetheilt und regulirt haben.

Dierzu kommt aber noch, daß die Fluthen bald stärker, bald schwächer sind. Zuwellen ist es eine ein-

ſache Fluth, zuweilen eine Springfluth, welche anſtrömt. Jetzt haben eine Zeit lang ſtarke Weſtwinde geherrscht, die das Waſſer in die Thore und Einläſſe hinautreiben, ſo daß das Meer immer bis zum Ueberlaufen voll iſt und ſelbſt zur Ebbezeit noch viel Waſſer hält. Dann haben vielleicht Tage lang Oſtwinde geweht, welche die Binnengewäſſer hinautrieben und ihnen ſo ſtarken Waſſerſtand veranlaßten, daß es ſelbſt bei der Fluthzeit nicht hoch ſteht. Starke Oſtwinde vermögen die Gewäſſer dermaßen aus dem Archipelagus hinauszupelzen, daß einige Batten, die ſonſt täglich zwei Mal überfluthet werden, wohl Wochen lang bloß liegen. Die Schiffer, die zur Ebbezeit auf ſolche Batten zu liegen kommen, ſind dann wohl in Gefahr, zu verhungern und zu verdurſten. Daraus ergebt ſich, daß die Steuerleute und Lootſen alle jene vorhergehenden Umſtände wohl zu berückſichtigen haben. Bei Spring- oder Weſtwindfluthen können ſie mehr wagen und directer fahren als bei gewöhnlichen und Oſtwindfluthen.

Endlich müſſen ſie auch ihr Schiff genau kennen und immer vor Augen haben, ob es ſtark oder ſpitz gebaut iſt und wie tief es im Waſſer geht; aus der Combination aller dieſer Kenntniſſe, der Kenntniß ihres Schiffes, der Kenntniß der Bodenbeſchaffenheit, der Kenntniß der Fluth- und Ebbezeit, ſowie des Standes der Sonne und des Mondes, geht erſt die vollkommene Kunſt und Wiſſenſchaft eines tüchtigen Lootſen und Steuermanns in dieſigen Gewäſſern hervor. Man

sicht, daß sein Studium einer ebenso ins Unendliche gehenden Vervollkommnung fähig ist, wie jedes andere Studium, und man wird begreifen, was es heißt, wenn einem dieser oder jener Lootse als ein der Gewässer außerordentlich kundiger Mann bezeichnet wird, der mehr als alle andere befähigt sei, über die Batten und Sandbänke hinweg und hindurch zu fahren. Was von den friesischen Lootsen und Schiffern gesagt ist, gilt natürlich auch von allen denen der Elb-, Weser- und Rheinmündungen.

Die Insel Sylt soll früher ein großes Land gewesen sein, das die friesische Nordwestharde genannt wurde, und dessen alte Kirchen, Wiesen und Fußpfade unter dem Meere zu suchen sind.

Es soll dieß Land 16 Kirchdörfer und außerdem noch viele andere Orte gehabt haben.

Was jetzt noch davon übrig ist, hat nur noch 3 Kirchen und folgende Beschaffenheit. Es ist eine langgestreckte Insel, zusammengesetzt aus drei Halbinseln. Eine davon geht nach Norden, eine nach Süden und eine, dem inneren Meere zugewandt, nach Osten. Die beiden ersten Halbinseln sind lange sandige Dünenarme, die nur wenig bewohnt sind, die zweite ist wie Föhr zum Theil Marsch, zum Theil Geestland und enthält die meisten und reichsten Dörfer. Das Hauptdorf heißt Keitum und liegt gerade in der Mitte des Ganzen.

Der Name der Insel wird verschiedentlich abgeleitet. Viele sagen, er sei eine Zusammenziehung des Wortes „Silland“ (Seeland). Wie viele von den Frie-

sen bewohnte Districte, wie die sieben friesischen Seelände, die es im Mittelalter an der südlichen Küste der Nordsee gab, wie die Inseln der Schelde- und Maasmündung und die dänische Hauptinsel, die noch heutigen Tages „Seeland“ genannt werden, so habe auch Splyt sonst diesen Namen gehabt, und derselbe sei erst später zu dem jetzigen Worte corumpirt worden. Andere leiten dieses Wort von dem nordischen „Sild“, das so viel als Häring bedeutet, ab und sagen, die Insel sei so genannt worden, entweder, weil ihre längliche Gestalt an einen Fisch erinnere, oder weil die Einwohner sonst viel Häringefischeret betrieben hätten und daher auch noch heutiges Tages einen Häring im Wappen führten. Diese Einwohner, die sich selbst „Splyttinger“ (oder Söltreng), sowie die von Amrum „Demrenger“ nennen, seien daher auch wohl sonst auf dem Festlande scherzweise „Häringe“ gescholten worden. Ein anderer Frieser sagte mir, der Beiname der Splyttinger wäre eigentlich „Salliger“, was so viel als Seehunde bedeute und von dem alten Worte „Selig“ oder „Sallig“ herkomme. Da die Friesen viel Seehunde erschlugen und sich auch beim Erlegen dieser Thiere als Seehunde verkleideten, da sie, wenn sie an's Festland kamen, wie Seehunde aus der See hervorstiegen, so kann ich mit diesen Spottnamen recht gut erklären, um ihn sowohl mit „Splyter“ als mit „Seeländer“ und „Splyttinger“ in Zusammenhang zu bringen.

Die langen gestreckten Dünenhalbinseln Splyts sehen von Weitem ganz so aus, wie zackige Berge nachahmende Wolkenstreifen, die man zuweilen im Herbst

tief unten am Horizonte über dem Meere hervortreten sieht. Da aber jede von ihnen 4—5 Stunden lang ist, so übersieht man ihre Enden nicht.

Die dem Lande zugesehene Halblasel endigt in einem hohen schroffen, vom Meere abgeschnittenen Ufer, welches Worsumkliff genannt wird und das wir umsegeln mußten. Kaum hatten wir dieß ausgefährt, so erkannten wir mit unseren Perspectiven die Flaggen, die in dem Hauptorte uns zu Ehren aufgezogen waren. Sofort ging auch an Bord unserer Smack eine Flagge in die Höhe, um den Gruß zu erwidern. Dieses Flaggen bei freudigen Gelegenheiten ist eine echt friesische Schifferfette. Die Leute thun es nicht bloß, wenn sie etwas von der See aus erwarten, sondern auch bei allen vorkommenden feierlichen Gelegenheiten im Inneren der Inseln.

Überall findet man neben den Häusern in den Gärten oder auf den Feldern hohe Flaggstäbe errichtet, an denen ein buntes Tuch flattert, so lange im Hause Gäste sind, oder eine Hochzeit, Kindtaufe oder sonst ein Fest gefeiert wird. Wenn der König oder sonst eine hohe Person durch die Dörfer der Inseln zieht, so flattert und flaggt es aus allen Gärten. Meistens werden alsdann auch den Windmühlen große Flaggen an des Flügel gesteckt.

Wir mußten noch einige Mal weit ansholen, gegen conträren Wind hin- und herkreuzen, ehe wir endlich in der Bucht von Reitum vor Anker gehen konnten. „Und so kam ja Doctor —ersen an Bord, und so

fliegen wir ja denn in seine Hölle, und als wir an's Land kamen, trafen wir ja denn da die Uebrigen, und so wurde mein Freund ja denn bei Doctor — ersen und ich bei Capitain — essen einlogirt.“ Dieß ist ein Wörtchen freisich-deutsch oder überhaupt schleswigh-deutsch gesprochen. Denn, so wie man in Bremen keine Geschichte erzählen kann, ohne einige hundert Mal „und da“ einzufügen, z. B.: „und da kam mein Notar — und da sagte er mir — und da gab er mir ein Buch — und da ging ich mit ihm“ u. s. w., so kann man in Schleswigh nichts berichten, ohne einige Duzend Mal „und so ja“ zu sagen. Wir Nichtschleswigher pflegen in der Regel „ja“ bloß dann einzufügen, wenn wir bei dem Zuhörer schon eine Bekanntschaft mit dem Erzählten voraussetzen und ihn nur an die Ereignisse erinnern wollen; so sagen wir z. B. in dieser Absicht: „Du hast mir ja damals selbst versichert.“ Die Schleswigher sprechen aber tramer so, und es hat daher den Anschein, als ob sie dieß bei jeder, selbst der wildfremdesten Geschichte voraussetzen könnten.

Wenn ich auch nicht das Geringsste davon weiß, daß dieser oder jener Schleswigher einmal einen Orden bekommen hat, so erzählt er mir diese Sache doch so: „Ich reiste nach Petersburg, und so gab mir ja der Kaiser den Wladimir-Orden, und als ich abreiste, so ging ich ja denn noch ein Mal zu ihm, und so sagte er mir ja denn zc.“

Wahrscheinlich kommt dieß, gleich Vielen in ihrem Dialekte, aus dem Dänischen, wie dieß unter Anderem auch mit der Auslassung des Pronomen reciprocum bei mehreren im Gespräch oft vorkommenden Worten der Fall ist. „Ich erinnere

mich" heißt z. B. auf Dänisch bloß „husker“ ohne „mig“ (mich), und ebenso drücken die Schleswiger sich stets so aus: „D ja, ich erinnere das wohl,“ oder: „Erinnern Sie die hübsche Geschichte, die uns passirte?“ Ich weiß nicht genau die Gründe anzugeben, warum diese Unart meinem Ohre höchst unangenehm war.

Ueberhaupt lassen sich die meisten Eigenheiten des schleswisch-deutschen Dialekts aus dem Dänischen erklären. Wie die Niederdeutschen in Bremen und Hamburg weit mehr plattdeutsche Worte in ihr Hochdeutsch aufgenommen haben, als sie selber wissen, so haben die Schleswiger viele dänische Worte mit ihrem Hochdeutsch vermischt. Ihre Aussprache des Deutschen nähert sich außerordentlich dem Accent, mit dem der Däne unsere Sprache spricht. So z. B. scharfen sie das „s,“ wo es bei uns weich ist, zu einem sehr scharfen tausenden Laute, sie sagen nicht „so,“ „sein,“ sondern „so,“ „sein,“ nicht „See“ sondern „soe.“ Auch unser hartes „ð“ verwandeln sie in ein solches „ß,“ z. B. sagen sie „su“ statt „zu,“ „ßerreißen“ statt „zerreißen.“ Auch den Kaufslaut „sch“ geben sie meistens durch ein „ß“ wieder, wenigstens dann, wenn er vor einem „l“ steht; so z. B. sagen sie „Kafen,“ „ßleubern,“ „ßlaff,“ statt „schlafen, schleubern, schlaff.“ Dazu machen sie das vorstehende „ß“ so ungeheuer scharf, daß mir es dabei oft durch die Ohren schnitt, und mir es immer vorkam, als wenn sie sich ordentliche Mühe dazu gäben.

Dieß haben sie offenbar von den Dänen, die den Laut „ð“ in ihrem Alphabete gar nicht besitzen und unser

„sch“ entweder mit „f“ oder mit „ß“ vertauschen, wo das „f“ fast immer scharf ist. Unser „o“ wird von den Schleswigern in vielen Worten mit „u“ vertauscht, indem sie z. B. „vull“ statt „voll“, „vun“ statt „von“ sagen. Umgekehrt wird häufig das „o“ an die Stelle des langen „a“ gesetzt, z. B. in „Klogen“ statt „Klagen“, in „frogen“ statt „fragen.“ Dieß geschieht auch im Plattdeutschen, und man kann es bei allen ungebildeteren, hochdeutsch sprechenden Niedersachsen bemerken.

Das „g“, das im Munde des Berliners ein „j“ wird, verwandelt sich bei den Schleswigern in „ch“, so daß, wenn ein Berliner einen Schleswiger fragt: „S mein Gott, wie jeh't's Ihnen?“ dieser antwortet: „D, es cheht mir recht chut.“ Dieß geschieht bei den echten Schleswigern sogar am Ende der Wörter, z. B. in „lanch“ statt „lang.“ Umgekehrt wird das „ch“ oft in ein „t“ verändert, z. B. in „nichts“ oder „nit“ statt „nichts.“ Das „t“ in „ist“ und in „nicht“ wird völlig weggeschliffen, und daher blos „is“ und „nich“ gesagt. Dieß thun auch die Engländer und alle Niedersachsen, wie die Bremer, Hamburger, Oldenburger &c. Ein verehrter Freund las mir einmal den berühmten Hamlet'schen Monolog „Sein oder nicht sein“ auf Schleswig-Deutsch vor. Geschrieben nimmt er sich etwa so aus:

„sein obr nich sein, das is hier die Froge,
Obs edler im Ghemüth, die Feil un fleibern
Des wüthenden Ghefits ertrogen, ober
Duch Widstand sie enden; sterben, klosen.

Nix weite, — 'tis ein Stiel
 us's innigste zu wünschen. — Sterben, — klosen,
 klosen — vielleicht auch treimen? So da liegt's,
 Des swincht uns fill zu stehn. Das is die Rickficht,
 Die Glend läßt zu hohen Toren kummen."

Man hat das Vater Unser zum Frommen des Sprachstudiums in vielen germanischen Dialecten bracken lassen. Man sollte einmal auch einen solchen Monolog in den verschiedenen Pronunciationswesen des Hochdeutschen bracken lassen, zum Frommen der immer mehr und mehr sich herausbildenden deutschen Sprachreinheit und Spracheinheit. Bei einem so pathetischen Gegenstande treten die Unarten besonders schreff und komisch hervor. Es ist, als wenn man den gewöhnlichen schleswigschen Menschen in Schlafrock, Pantoffeln, Nachtmäße und Pfeife auf hohem Rothirn mit der tragischen Maske vor dem Antlitz erblickte.

Hier im Schleswigschen habe ich auch die Quelle der Eigenheiten der englischen Sprache im Gebrauche der Hilfszeitwörter „wollen und sollen“ (shall and will), die uns beim Erlernen dieser Sprache so viel Mühe machen, entdeckt.

Die Engländer haben die Regeln über diesen Gegenstand ohne Zweifel mit von der cimbrischen Halbinsel gebracht.

Bei uns gebraucht man das „sollen“ nur da, wo ein Zwang und Befehl angedeutet werden soll, und „wollen“ dagegen nur da, wo der freie Wille herrscht, indem wir z. B. sagen: „Ich soll das thun,“ d. h. es ist mir befohlen, das zu thun, und „ich will sprechen,“ d. h. es ist meine Absicht zu sprechen.

Hier vermischt man sonderbarer Weise den freien

Willen mit dem Zwang und setzt oft den einen für den anderen. Wenn man z. B. von Jemandem etwas wünscht und er unseren Wunsch erfüllen will, so sagt er hier nicht, wie bei uns: „Ja das will ich wohl thun,“ sondern: „Ja das soll ich wohl thun.“ Statt: „Ich werde oder ich will das nicht vergessen,“ spricht man immer: „Das soll ich wohl nicht vergessen.“ — Sehr häufig auch setzt man das „sollen“ (devoir) für das „müssen“ (il faut). Wird man hier zu Lande z. B. von einer Magd durch die Straßen eines Dorfes oder einer Stadt gewiesen, so wird sie bei jeder Ecke sagen: „Jetzt sollen wir hierhin,“ oder „jetzt sollen wir rechts, jetzt sollen wir links,“ statt: „jetzt müssen wir rechts oder links.“ Es finden hier noch manche im übrigen Deutschland ungewöhnliche Gebräuche und Vertauschungen solcher Hilfszeitwörter wie wollen, mögen, wünschen u. statt, auf die ich später zurückkommen werde.

Der kleine Hafen dieser Insel war der kleinste Miniaturhafen, den ich je gesehen habe, 40 Schritt lang und 40 Schritt breit. Doch ist er eine Wohlthat, welche die Insel einem ihrer energischsten und thätigsten Einwohner verdankt. Es lagen darin einige kleine Miniaturschiffe, Austerfahrzeuge, Schiffchen aus Norwegen mit Holz, aus Fusum mit Torf.

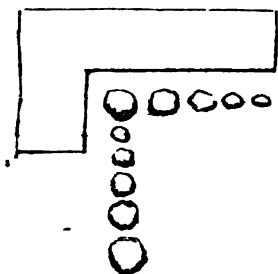
Die Dörfer der Insel Sylt sehen ähnlich aus, wie die von Föhr, nur haben sie nicht so viele Bäume, wie diese. Die netten wohlerhaltenen, reinlichen, von rothen Ziegelsteinen erbauten Häuser liegen in einem lockeren Verbände zusammen. Ihre Gehöfte und etwaigen Gemüsegärtchen haben die Einwohner mit hohen Wällen gegen die

Gewalt des Westwindes eingefast. Statt der Bäume steht neben jedem Hause ein Flaggstab; nur einige haben Bäume zum Schmuck, die aber vom Westwinde - übel zugerichtet worden sind.

Bei dem Hause, in welchem ich auf dieser Insel wohnte, sah ich eine merkwürdige Wirkung des Westwindes an den Bäumen. Das Haus bestand aus zwei Flügeln, die in einem rechten Winkel zusammengesetzt waren. Vor dem Hauptflügel war eine Reihe von fünf bis sechs Bäumen aufgepflanzt. Sie standen alle der Reihe nach von Westen nach Osten, so daß der eine den anderen gegen den Westwind bedekte. Man kann hier keine Reihe von Bäumen gerade gegen Westen Front machen lassen, sie würden sonst alle einzeln verdorren. Der vorderste Baum nach Westen zu war ganz klein und krüppelig und hatte fast nur dürre, völlig blätterlose Zweige. Der zweite, der schon etwas Schutz von jenem empfing, war einige Fuß höher und hatte einige belaubte Äste. Der dritte war wieder größer und besaß bedeutend mehr Laub, nur waren alle seine Spitzen noch ganz dürr. Der vierte zeigte kaum noch einige dürre Äste, der fünfte und der sechste endlich waren völlig gesunde und vollständige, schön abgerundete Bäume. Die Reihe nahm sich ungefähr so aus:



Dies ist hier ein sehr gewöhnliches Phänomen. Nun aber stand mit dieser Baumreihe in rechtem



Winkel eine Reihe von Sträuchern, die in entgegengesetzter Richtung aufgetrept war. Der kleinste und krüppeligste der Reihe befand sich unter dem schönsten Baume der ersten Reihe, und der am meisten entwickelte stand am entferntesten vom Hause, wie die nebenstehende Figur zeigt.

Ich konnte mir dies Phänomen erst nicht erklären, bis mein Wirth mich darauf aufmerksam machte, daß der Westwind vom vortretenden Nebenflügel des Hauses zurückgeworfen würde, und daß dieser Stoß oder Prallwind, unter diesen Umständen in einem Winkel von 90 Graden zurückgeschossen, die Busch- oder Straucherreihe auf seine Weise zerstört habe.

In jedem folgenden Strauche konnte man deutlich erkennen, wie viel mehr Schutz er vor dem Winde gehabt hatte, und die letzten waren vollkommen buschig und groß, so wie der erste vollkommen entblättert war, als wäre er von Raupen abgefressen.

Solche nordfriesische Baumreihen können Einem ein recht symbolisches Bild davon geben, wie auch im Leben der Hintermann vom Vornehmen gehalten wird, und Einer auf den Schultern des Anderen emporsteigt. Sie sehen aus wie die verkörperte Geschichte eines Gr-

schlecht, dessen Urahnen bettelarm in's Land kamen, wogegen es dem Sohne schon besser ging, und der Enkel und Urenkel dicke, reiche und große Herren wurden.

Die Bäume haben in der That eine mühselige Existenz auf diesen Inseln. Im vorigen Jahre, erzählten mir meine Freunde, hätte bereits im Anfang Juli ein mehre Tage anhaltender Sturm alle Blätter auf der ganzen Insel geschwärzt und versengt, und den ganzen Sommer und Herbst hindurch hätten sie dann völlig kahle, struppige Bäume gehabt, wie anderstwo nur im Winter.

Weiter nach Norden in Jütland hinauf wird den Bäumen das Leben noch saurer gemacht. Man findet sie dort in den Gärten und vor den Häusern nicht nur überall so aufgetreppelt wie hier, sondern auch noch viel ärger verkrüppelt.

In den hohen Heidegegenden der Westküste Jütlands gedeiht kein einziger Baum, und kommt ein Samenkorn zum Wurzeltreiben, so entsteht daraus statt eines Baumes ein kräppeliges, strunkiges Gewächs, das sich kaum über die hohen Heidekräuter erhebt.

Ein Jüte machte mir eine Schilderung der Vegetation auf der jütischen Westküste, die mich an das, was ich auf der sibirischen Steppe gesehen und von Sibirien gelesen hatte, erinnerte. Selbst die Eichen werden dort nicht höher als die Disteln. Die ganze jütische Westküste, das mittlere Heideband, so wie endlich auch das berühmte Land Li und Wensyfel im Norden des Limfjord sind völlig baumlose und kahle

Segenden, in denen der beständige Druck des Westwinds alle Vegetation niederhält.

Sogar auf der hügeligen Ostküste des Landes, wo es mehr Schutz giebt und wo sich die einzigen Wäldungen befinden, welche die eimbeckige Halbinsel hat, nehmen dieselben nach Norden hin sowohl an Zahl als an Größe immer mehr ab, und jenseits des Limfjords hören sie ganz auf. Endlich ist dem ganzen Lande im äußersten Norden die völlig weiße Sandwüste, die Elagener Halbinsel, aufgesetzt, wo nicht einmal ein Grasstamm mehr wächst und wo seit Jahrtausenden der Wind den Sand bald so, bald anders zusammenwirft und herumwirbelt.

Die Natur scheint hier auf dem jütischen Sande und Meere zu ersterben, wie auf den sibirischen Tundern. Und doch! — geht man noch weiter vom Norden Jütlands nach Norwegen hinüber, so lebt sie auf einmal wieder auf, und es scheint, als sei man von Spitzbergen mit einem Schritt nördlich wieder nach Mitteleuropa hinübergelommen.

Jütland ist der Hauptsache nach eine große mit Heide bewachsene Sandbank und giebt den Westwinden alle mögliche Gewalt über sich, während Norwegen mit seinen Bergen, Thälern und Schluchten seiner Vegetation vielfältigen Schutz gewährt.

Das Innere der jütker Häuser ist eben so ansprechend, reinlich und wohnlich, wie man dies in allen friesischen Districten bemerkt. Ueberall finden sich blanke Möbel, streckendes Messinggeräthe und segelnde Schiffe als Schildereien

an den Wänden, und meistens über der Thüre ein englisches oder holländisches Perspectiv in altmodischem schönen Lederfutteral.

Ein solches Perspectiv gehört hier fast eben so zu den gewöhnlichen Geräthschaften eines Hauses, wie zu denen eines Schiffes. Diese Küstenteute haben immer etwas in der Ferne und namentlich auf dem Meere zu beobachten, und so wie sich etwas am Rande des Horizontes zeigt, greifen sie gleich, entweder aus bloßer Neugierde oder weil sie vielleicht irgend ein reales Interesse daran haben, zum Perspectiv.

Aus der Ferne, von der See erwarten sie ihr wöchentliches Fährschiff, das ihnen Briefe, Botschaften und Güter vom Festlande bringt, von der See erwarten sie die Rückkehr der Ihrigen. Von der See kommt ihr Wetter, und durch sie ist der Bestand ihrer Marschen, Weiden und Heiden bedingt. Kurz also ein Perspectiv, um damit beständig den Meereshorizont zu bestreichen, ist ihnen ein sehr dringendes Bedürfnis.

Ich konnte diese Insel Splt und das Innere ihrer Dörfer und Wohnungen nicht ohne ein gewisses Gefühl von Ehrfurcht und Respect betreten, denn der Ruhm der splter Insulaner kam mir schon zu Ohren, als ich kaum einen Fuß auf friesischen Boden gesetzt hatte. „O Herr,“ hatte mir ein alter ernsther Frieser vom Festlande gesagt, „die Splter, das sind die besten Menschen unter der Sonne, ehrlich wie Gold und zuverlässig wie Eisen. Sie halten noch an der alten Sitte der Väter und sind weniger als andere

Menschen von dem neuen Götze verborben.“ Die Etymen, die ich vernahm, schienen mir hierüber einig und gaben den Spiltern unter allen Friesen die Palme. Was der Professor Michelson in seinem trefflichen Buche: „Niedersachsen im Mittelalter“ von den Friesen im Allgemeinen sagt, gilt von den Spiltern vorzugsweise. „Die Seefahrt,“ heißt es darin, „macht den Körper gewandt und stark, den Sinn fest, treu und gesetzt. Der Schiffer hat wider Sturm und Ungewitter kämpfen, hat oft Lebensgefahren wähibig in's Auge blicken müssen, ihn verläßt die Fassung und Entschlossenheit nicht leicht. Er sah verschüdenartige Menschen und Länder, sein Gesichtskreis wurde frei und weit, er ist sich seiner Kraft und Lühigkeit aus Erfahrung bewußt. Ein Volk, welches Marschländer zu gewinnen und zu bebauen hat, kann sich nie vernachlässigen, denn schrecklich straft die hereinbrechende Fluth die Versäumniß. Ihm warf kein zufälliges Glück sein blühendes Besiethum in die Hand. Welche Wachsamkeit, endlose Anstrengung der Einzelnen wie der Gemeinden ist nothwendig, um sicher zu wohnen und seines Besiethums sich zu erfreuen. Nur feste Ordnung kann hier Schutz gewähren, strenges Recht kommt in die Verfassung und den Sinn der Menschen. Liebe zu dem heimathlichen Boden, der so theuer erkauft wurde und noch täglich theuer erkauft wird, wurzelt sich tief in die Gemüther ein. Keine erhabenen Berge, keine reizenden Thäler erfüllen die Seele mit wundersam spielendem Wohlbehagen, aber der Anblick des ewig aufbrausenden und ewig doch zum lichten Spiegel sich be-

ruhigenden. Moores gab diese Sicherheit und gründliche Klarheit der Geister."

Ich finde diese Darstellung des friesischen Charakters ganz ausgezeichnet und habe fast überall in meinem Umgange mit den Friesen empfunden, daß sie sehr treffend und wahr sein müsse. Auch kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, auf das genannte Werk aufmerksam zu machen. Es geschieht so selten, daß die kleinen Länder und Provinzen und ihre Geschichte von Meisterhand geschildert worden. Die ausgezeichneten Talente unserer großen Geister und Historiker wenden sich gewöhnlich den großen Ereignissen und Entwicklungen zu, der Geschichte Europas, Roms, der Kaiser und der Könige.

Sie schildern und zeichnen den in Europa oder in der ganzen Welt athmenden und waltenden Zeitgeist einer Periode. Sie schreiben das „*siècle de Louis XIV.*," die „*histoire du Consulat et de l'Empire*," aber die Angelegenheiten der Provinzen, der Herzogthümer, der Freistädte, der Bauergemeinden, der kleinen Republiken und Inseln sind gewöhnlich in den Händen von sehr unbedeutenden Talenten, obgleich es oft für die Wissenschaft wichtiger wäre, daß hier ein Tacitus oder ein Thucydides einmal auf classische Weise die Geschichte hinschielte und die Quellen, aus denen ja die Ströme der großen Geschichte zusammenfließen sollen, aufklärte und regulirte.

Wenige Städtchen und Landschaften haben einen solchen aufräumenden Kritiker erzeugt, wie Denabrecht seinen

Möser. Die meisten besitzen zwar eine Masse von Schriftstellern, Historikern, Beschreibern und Berichtstattern, aber keiner unter ihnen hat sich zur Clafficität erhoben. Die meisten schreiben nur eine Menge von Dingen zusammen, durch die der Forscher, welcher das Bild der Provinz erkennen und in diesem Bilde den Geist der Zeit und seine Einwirkungen sich deutlich reflectiren sehen möchte, sich mühsam hindurcharbeiten muß.

Erst wenn jede Stadt, jede Provinz, jede Commune ihren classischen und zuverlässigen Historiker gefunden hat, der die Geschichte seines Erdwinkels nicht mit engherzigem Provinzialfinn, sondern mit weitblühendem Weltgeiste schreibt und diesen kleinen Erdwinkel immer in seinem Zusammenhange mit dem großen Weltorganismus zeigt, erst dann werden auch die Weltkorymphen im Stande sein, eine wahrhaft erfrischende Weltgeschichte zu schreiben, die ahnen läßt, wie das, was in dem großen Weltsaale sich regt und bewegt, in tausend Echos in den Ländern wiederhallt und in tausend Bildern sich mannigfaltig abschattirt.

Die Dünen.

So wie die Einwohner von Sylt für die trefflichsten der Menschen gehalten werden, so sind die späten Dünen die bedeutendsten in Friesland. Die alten heidnischen Grabhügel, die Sagen und Erzählungen, die von diesen Hügeln unter dem Volks umgehen, sind hier zahlreicher als auf den übrigen Inseln; kurz die Insel Sylt wird, so wie sie die längste unter den friesischen Inseln ist, so ziemlich auch für die interessanteste angesehen.

Von den Dünen hängt, so zu sagen, die ganze Existenz der Insel ab, und wir machten daher gleich am nächsten Tage nach unserer Ankunft eine Ausflucht in den Westen derselben, der ein 5 Meilen langes Dünengebirge darstellt.

Ich habe immer gefunden, daß, wenn uns ein neues Verhältniß oder ein neues Phänomen in einem fremden Lande aufstößt, wir anfangs, so lange wir noch wenig davon kennen, uns ziemlich gleichgültig dagegen verhalten und sogar wohl geneigt sind, die Sache liegen zu lassen oder geringschätzig zu behandeln, bis wir

allmählig mehr davon kennen lernen und nun wohl gar eine Vorliebe, ja eine große Leidenschaft dafür gewinnen. Es kommt Einem dabei oft so vor, als hätte man im Kopfe für jede Sache ein eigenes Verständniß und als müßte Einem dieß Verständniß für jede Sache besonders eröffnet werden. Namentlich gehört bei den so unscheinbaren und beim ersten Anblicke so wenig reizenden Dänen einige Zeit dazu, ehe das rechte Interesse für sie in uns geweckt wird. Ich lernte auf meiner Reise in diese Gegenden wenigstens so viel davon kennen, daß ich in Zukunft gewiß nicht wieder leichtfertig und unaufmerksam durch Dänen reisen, vielmehr jedes Phänomen in ihnen genau beobachten werde.

Wohnte ich lange in den Dänen, ich glaube, ich könnte dahin kommen, sie andern Gebirgen vorzuziehen, d. h. ich meine die Betrachtung ihrer Bildung, Gestaltung und Umwandlung, insofern sie ein Problem für den menschlichen Verstand sind. Bei den Alpen und andern Hochgebirgen sind vulcanische und neptunische Kräfte vielfältig thätig gewesen und haben ihre Wirkungen durchkreuzt. Da giebt es eine große Mannichfaltigkeit von Stoffen aller Art, die durcheinander gemengt sind, und es schwindelt Einem der Verstand. Bei den Dänen hingegen findet sich nichts als mehr oder weniger feiner Sand, wozu als schaffende und zerstörende Gewalten bloß der diesen Sand aufstürmende Wind und das ihn niederdrückende und weiter schlebende Meer kommen. Dieß ist sehr einfach und leicht begreifbar, schreckt den Verstand nicht ab und verwirrt nicht die Phantasie, und doch

sind die Wirkungen dieser einfachen Principien so mannigfaltig, daß der Verstand sich immer wieder angetrieben und gereizt fühlt, alle die mannichfaltigen wunderlichen und bunten Effects so einfacher Kräfte en détail zu verfolgen.

Dazu kommt noch, daß das ganze Studium der Dünen eine sehr praktische Seite hat, da gleich hinter ihnen die Marschen und die Wiesen liegen; die durch sie geschützt werden sollen und die um so besser geschützt werden können, je genauer man die Befehle der Bewegung des Sandes und der Gestaltung und Verstärkung der Dünen kennt.

Man hat den langen künstlichen Esedich, der sich schützend um ganz Friesland herumzieht, nicht nur in neueren Büchern, sondern auch in alten Chroniken „den goldenen Saum des Landes“ genannt, weil er das Volk unschädlich und mehr als Goldes werth sei. Die Dänereichen, die sich auf den Außenseiten als zweite Wehr um das Land ziehen, sollten daher wenigstens den Silbersaum genannt werden; denn sie bergen nicht nur das ihnen, wie das Fleisch den Rippen, zunächst anliegende Land, die Inseln, sondern sie schützen auch, so wie die Rippen Lunge und Herz vertheidigen, das weiter einwärts liegende Land, die Binnenmarschen, indem sie gleichsam wie eine friesische Avantgarde die Hauptmacht des Oceans brechen.

Man darf sich daher nicht wundern, wenn man sieht, wie die Leute hier mit ihren Dünen so zu sagen umgehen, wie mit hohen Eiern. Wer so glücklich ist, nur ein Bißchen Düne zu haben, der conservirt sie

sorgfältig und verwendet sein Leibes auf ihre Befestigung und ihren Ausbau. Die schöne, fette, reiche Landschaft, die Halbinsel Eiderstäde im Süden von Frisland, hat vorn auf der Spitze gegen das Meer hin nur eine kleine Dünenstrecke von etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meilen Länge; aber die Leute sprechen dort so viel von ihrem Dünenbesatz, als wäre ihre Land mit Vereen besetzt. Sie sehen auf diese Dünen wie auf ihren wichtigsten Schutz gegen den Ocean. Sie haben sie mit im ihre Deichsysteme hineingezogen und sie sogar Jahre lang mit Soldaten besetzt gehalten, um sie vor muthwilliger Beschädigung zu bewahren.

Man könnte also sagen, daß der Mensch hier wirklich mit Truppen gegen den Ocean zu Felde zieht und gegen ihn Krieg führt. Daß das ganze Land eigentlich immer mit dem Ocean im Kriege ist, wird Etwas auch durch die Robenweise der Leute stets gegewärtig gehalten. Sie sprechen häufig von „dem Feind“, d. h. dem Westwinde und dem Ocean, der „Vertheidigung und Verschanzung gegen diesen Feind“, d. h. dem Dünen- und Deichbau, der „Avantgarde“, d. h. den vorliegenden, der „Arrieregarde“, d. h. den hinterliegenden Inseln; „Schanzer“ werden auch wohl die Deichgräber und Arbeiter genannt. Ich bitte zu erwägen, wie bedeutend ein Zustand, wie er aus diesen Daten hervorgeht, auf den Charakter des Volkes einwirken muß.

Wir fuhren quer über die Mitte der Insel durch mehre Dörfer, deren äußerstes, am Fuße der Dünen gelegen, „Westerland“ heißt.

Auf dem Wege dahin begrüßten wir den trefflichen Landvogt der Insel, den wir eben mit einer Criminaluntersuchung beschäftigt fanden. Sie betraf einen kleinen Diebstahl, den eine arme alte Frau verübt hatte. Er sagte uns, ein solcher Fall sei ihm seit langer Zeit nicht vorgekommen, und wir hätten ihn wohl hundert Mal besuchen können, ohne ihn in einer ähnlichen, auf dieser Insel so seltenen Angelegenheit beschäftigt zu finden.

Gleich hinter dem letzten Dorfe beginnen die Dünen und ihre Einwirkungen auf den Boden. Lange Streifen Sandes ziehen sich einwärts in's Land; diese Streifen werden zu hohen Bänken und häufeln sich. Schreitet man noch weiter vor, so steigt man allmählig auf höhere Spitzen hinan und gelangt endlich auf den äußersten Rand der Dünen, von wo es ziemlich schroff zum Meeresstrande hinabgeht. Die meisten hohen Spitzen liegen dicht am Strande, so daß also die Sandmasse, welche die Dünen bildet, unter einem sehr kleinen Winkel sich gegen das Land hin abflacht, nach dem Meere zu aber unter einem sehr großen Winkel abfällt, etwa so:



Der Strand selbst ist eine ganz ebene, schöne, weiße Sandfläche, auf welche die Brandung beständig mehr oder weniger hoch hinaufschlägt. Weil die Wogen des

Meeres hier bei Weststürmen sehr groß sind und außerordentlich weit ausuolen, so ist hier der Strand ungemein breit. Es ist ein flacher Streifen von 150 bis 200 Schritt Breite, der sich zwischen dem Fuße der Dünen und dem Rande des Meeres hinzieht.

Zur Zeit der Fluth und an einzelnen Stellen, wo das Ufer weit vorspringt, ist er natürlich etwas schmaler. Und wenn das Meer bei starken Weststürmen bis auf den Grund aufgereggt ist, so wird er überall mit Schaum und Brandung bedeckt.

Die Wellen, so wild sie heranschlagen, ebenen sich doch, sobald sie zerplatzt sind, wieder aus, und indem sie dem allgemeinen Streben des Wassers, ein gleiches Niveau anzunehmen, folgen, fließen sie ruhig und überall gleichmäßig vertheilt zurück. Die Masse von kleinen Sandkörnern, welche die Wogen theils vom Meeresgrunde mit heraufgeführt, theils vom Uferande abgerissen haben; ordnen sie demnach auf ihrem Rückzuge ganz gleichmäßig, und indem sie sie absetzen, lassen sie jenen völlig ebenen, platten Strand zurück.

Dieser Strand zeigt, wie das Meer auf das Festland operirt und welche Absicht es mit ihm hat. Es will dasselbe egallisiren und, alle seine Theilchen wegschwemmend, es zu einer glatten Sandbank ausgleichen. Der Strand selbst ist der Anfang derjenigen Sandbank, zu welcher das Meer später alles Land niederreißen will.

Mit diesem Streben würde das Meer schneller zu Stande kommen, wenn es nicht seiner Zerförungswuth selber Schranken setzte und durch dieselbe Kraft,

mit der es einreißt, sich auch einen Damm aufwärts. Die Gewalt der gegen das Land anbringenden Wellen wird natürlich vom Strande allmählig gebrochen. Die Wellen kommen mit großen mächtigen Wassermassen und mit niederschmetternder Kraft heran; je weiter sie aber fortschreiten, desto mehr verlieren sie von dieser Masse und Kraft, indem bei jedem Fortschritte von der Widerstandskraft des Festlandes ein Theil des Wassers zurückgewiesen und in Ruhestand versetzt wird. Endlich werden die Wellen auf diese Weise ganz dünn abgeschliffen, und die äußersten Ränder derselben nur noch durch Tröpfchen und Schaumblasen gebildet. Da diese äußersten Ränder nicht so viel Gewalt über das Land haben, wie die großen Massen weiter nach innen, so bildet sich der Strand daher ganz so aus, wie die Böschung eines Deiches, und er steigt allmählig unter einem kleinen Winkel zum Festlande an.

Bei dem heftigen Schwunge, in welchem sich die gegen das Ufer anstürmenden Wellen befinden, werden die Sandtheilchen und andere schwerere Theile noch weiter fortgeführt und höher hinauf geworfen als die Wassertheile selbst, nach demselben allgemeinen Naturgesetze, nach welchem die schweren Körperchen, wenn sie mit leichteren fortgeschleudert werden, weiter fliegen als diese.

Durch die Anhäufung dieser entführten Theilchen entsteht am Rande des Meeres ein Damm von Steinen und Sand. Diesen Damm, den das Meer zu bilden beginnt, erhöhen noch die Stürme.

So lange das Meer den Sand des Strandes bespült und näßt, ist es freilich dem Luftzuge nicht möglich, ihn zu heben. Wenn aber das Wasser zuweilen Wochen oder Monate lang in seinen gewöhnlichen Grenzen blieb, dann trocknet der Sand am Meere aus und wird in diesem Zustande ein Spiel der Winde. Diese treiben ihn auf der geneigten geebneten Fläche des langgestreckten Strandes in die Höhe und würden ihn so weit landeinwärts führen, als sie selber gehen, wenn es hier am Uferlande nur eben so wenige Hindernisse und eine eben so platte Fläche gäbe wie am Strande. Da sich aber gleich oben Gräser und Sträucher und andere Unebenheiten finden, so prallen die kleinen entführten Körner daran zurück, häufen sich darum an, und es ist so der Anfang zur Bildung der Dünen gegeben.

Blieben anfangs nur kleine Sandhäufchen liegen, so groß, als sie einen Gras- oder Schilfhalm umgeben mögen, so setzen doch diese kleinen Häufchen den nachfliegenden Sandkörnern verstärkten Widerstand entgegen, und es kommt so dahin, daß die ganze Masse des vom Sturme aufgeführten Sandes nicht mehr gleichmäßig über das ganze Land hin vertheilt wird, sondern überall ganz in der Nähe des Uferlandes liegen bleibt und so die Insel mit einem Damme umsäumt.

Wenn alle die den Flug des Sandes hemmenden Hindernisse am ganzen Uferlande hin gleich groß, stark und hoch wären, so müßte, vorausgesetzt, daß der Wind ganz gleichmäßig stark bliese, dieser Damm überall gleich hoch

sein und ebenso regelmäßig wie der von der Welle gebildete Strand ansteigen.

Allein erstlich ist der Sand am Strande nicht überall gleichmäßig ausgebreitet und kann strichweise vom Winde leichter oder schwerer emporgehoben werden. Dann giebt es selbst in den Luftströmungen, welche wir Winde nennen, einzelne stärkere Wirbel, heftigere Stöße und wiederum schwächere Züge, und daher wird stellenweise mehr oder weniger Sand hinaufgeführt. Endlich ist das Ufer bald mit einem Strauche oder mit einem kleinen Erdhäufen versehen, hinter dem sich die Sandkörner besser niedersetzen, bald aber kahl, wo sie dann leichter eine Zeit lang gerade fortlaufen. Die hinten und vorn in einem solchen Busche sich anlegenden Sandkörner bilden einen kleinen Häufen, der überall wie eine Pyramide glatt abfällt.

Auf diese Sandpyramide laufen nun wiederum andere vom Winde fortgetriebene Körner hinauf und bleiben hinter derselben, wo sie in Schutz vor dem Winde zur Ruhe kommen und hinabfallen, liegen und vergrößern so beständig ihre Breite und Höhe.

Man muß dabei die Art und Weise, wie der Wind die Sandkörner treibt, vor Augen haben. Die meisten jagt er ganz dicht über den Boden weg, sehr wenige schleudert er hoch in die Lüfte, und nur Wirbelwinde und heftige Stöße führen ganze Massen Sand in die Höhe.

Aus diesem verschiedenartigen Zusammenführen des Sandes erklärt es sich nun, daß die Dünen nicht ein

ausförmiger Ball von gleicher Höhe, sondern ein Gebirge mit Spitzen und Vertiefungen geworden sind. So wie kleine Höhen und Berge sich bildeten, mußte natürlich in den Thälern und Vertiefungen die Stärke des Windes durch Zusammenpressung der Luft noch vermehrt werden, und es war also um so weniger Aussicht da, daß diese Vertiefungen jemals ausgefüllt werden würden.

Der Sand, der in diesen Vertiefungen fortgeführt wurde, drang nun etwas weiter in's Land hinein, blieb aber hier auf dieselbe Weise hinter großen und kleinen Hindernissen liegen, wie der erste Hügel, und so bildete sich eine zweite Hügelreihe hinter der ersten.

Da zwischen den Vertiefungen dieser zweiten Reihe ebenfalls der Wind heftig und sandentführend hindurchbrauste, so konnte sich noch eine dritte Hügelreihe hintenansehen. So kam es, daß die Dünen nicht eine einfache Hügelreihe blieben, sondern doppelte, dreifache und vierfache Reihen vorstellten, und es erklärt sich zugleich daraus, wie in diesen Gebirgen sowohl Längens-, als Querthäler entstehen mußten.

Noch ist es natürlich, daß diese Reihen nicht überall so geordnet neben einander stehen, wie die Reihen einer Compagnie Soldaten. Es geht aus dem, was ich sagte, hervor, daß gleich in der ersten Reihe eine Düne größer sein konnte als die andere, sowie daß weitere und engere Einschnitte vorkamen und mithin in diesen Einschnitten auch eine größere oder geringere Masse Sand fortgeführt wurde.

Stellenweise bildet sich daher in der zweiten Reihe eine kleinere und neben eine größere Düne. Da das Sandornis, an dem die Düne sich aufbaut, oft näher, oft entfernter gefunden wurde, so bildeten sich die Dünen auch bestweger unregelmäßig aus, und es kamen viele kleine und große Dünen in einem mehr oder weniger breiten Hügelgürtel neben einander zu stehen.

Hier ist dieser Gürtel meistens zwischen 400 bis 600 Schritt breit, zuweilen aber hat man eine Viertelstunde und noch länger im Sande zu waten, um ihn in der Mitte zu durchschneiden. In Holland ist der Dünengürtel zuweilen über eine Stunde breit.

Durch diese Darstellung ist auch erwiesen, warum in der Regel — es ist dies nicht immer der Fall — in der Nähe des Meeres die höchsten Dünen sich finden, und warum diese nach dem Lande zu meistens niedriger werden. Das Meer ist die Quelle des Sandes, die Wellen bringen ihn herbei, und der Wind trägt ihn fort. Das Meiste häuft er daher in der Nähe des Meeres auf, und in das Innere des Landes hat er immer weniger zu entführen.

So wie das Wasser, wenn es zur Ruhe gelangt, das Stoben hat, sich überall ins Gleichgewicht zu setzen, so haben die Sandkörner, die der Wind fallen läßt, von Natur das Streben, zu Pyramiden zusammenzufallen. Jedes Körnchen fällt so lange hinab, bis es ein anderes bereits gehörig gestütztes Körnchen findet; auf das es sich seiner Seite stützen und festsetzen kann, und hieraus baut sich dann eine Pyramide auf.

Wenn man immer ein und derselbe Wind andauer und derselben Himmelsgegend herrschte, so müßten diese Pyramiden allmählig zu länglichen und prismatischen Böden werden. Da sie aber im Laufe des Jahres von Winden aus allen Richtungen umgangen und davon befallen werden, so conservirt sich die Pyramidenform, die man auch bei einigen Dänen sehr regelmäßig beobachten sieht.

Hätten die Winde und Wellen weiter nichts zu thun, als beständig Sandkörner an Grasshalmen und Rischgras aufzuhäufen, so würden wir in den Dänen weiter nichts als lauter hohe und niedrige, mehr oder weniger regelmäßig geordnete Pyramiden haben, zwischen denen wir, wie zwischen einer Menge von Zuckerrüben, herumgehen könnten.

Allernächst kommen endlich die heftigen Regengüsse, welche die Dänen beständig bearbeiten, den Sand wegspülen und die Pyramidenform zerstören. Alsdann erhebt sich das Meer zuweilen zu ungewöhnlicher Höhe, benagt den Fuß der Dänen, ergießt sich auch wohl über ihren Gipfel hinweg und läßt sie so wieder zusammenfließen.

Da, wo das Meer den Fuß einer Däne benagt, fällt diese, je nachdem der Sand mehr oder weniger feucht oder trocken ist, mehr oder weniger schräg ab. Da, wo die Wogen über den Rücken des Dannes hinüberfliegen, bilden sich unregelmäßige Einsenke und Einsenkungen:

So auch der Wind zerstört sein eigenes Werk.

184 Die Wirkung des Windes auf die Dünen.

Es kommen Wirbelwinde, die eine Düne anbohren und große oder kleine Löcher in sie reißen, indem sie den Sand entführen.

Wie ganz unbedeutende Anfänge, Sträucher und Grashalme, dazu hinreichten, eine Düne zu bilden, so weichen auch eben solche unbedeutende Anfänge, Kammerhöhlen oder sonstige kleine Löcher, dazu hin, eine Düne wieder zu zerstören. Der Wind setzt sich in solchen Löchern fest, bohrt sie aus, erweitert sie zu großen Schlünden und läßt das Ganze endlich zusammenstürzen.

Daher kommt es denn, daß man in den Dünengebirgen fast eben so viele und mannichfaltige Formen und Gestaltungen des Terrains findet, wie in den Gebirgen von anderem Ursprunge, schroffe Sandwände, Sandhöhlen, Ebenen, Pyramiden, leichtgewölbte Höhen, spitze Gipfel &c.

Da, wo der Wind durch eine weite Oeffnung in einem mächtigen Luftströme hineinbrauste und den Sand in allen Richtungen auseinander stäubte, findet man nicht selten einen großen mit Sandhügeln umgebenen Kessel. Da, wo seiner Richtung eine Reihe von Sträuchern und Gräsern, oder etwa ein kleiner Landrücken quer entgegentrat, hat er den Sand zu einem langen gleich hohen Damm aufgeworfen. Da, wo die Basis des Bodens gleich von Anfang herein uneben war, oder wo viele kleine Windströme sich begegneten und kreuzten, findet man diese Dämme sehr zerissen und in eine Menge unregelmäßiger kleiner Haufen aufgeworfen.

Auf den ersten Blick scheint es, als müßte der Wind im Stande sein, die Dänen zu einer außerordentlichen Höhe aufzuthürmen. Das Sandbörnchen, das er bereits hundert Fuß hoch führte, indem er es von Stufe zu Stufe, d. h. von einem bereits befestigten Sandkorne zum anderen, hinauftrieb, kann er in dieser Höhe wieder eben so leicht fassen, wie unten am Strande, und indem er nun solcher Sandbörnchen im Laufe der Jahrhunderte immer mehr herbeibringt, könnte er am Ende Sandberge von mehreren Tausend Fuß Höhe bilden, und es schiene demnach dem Wachsthum dieser Berge nur erst in jenen ruhigen Regionen unserer Atmosphäre, wo keine Stürme mehr walten, eine Grenze gesetzt zu sein.

In der Wirklichkeit aber zeigt sich, daß die Dänen niegend auf Erden eine solche außerordentliche Höhe erreichen. Die höchste hier auf Sylt erhob sich zu 100 bis 120 Fuß. In Jütland giebt es Dänen von 200 Fuß Höhe, und in anderen Ländern, namentlich an den Küsten des südlichen Frankreichs, sollen sie zu 300 Fuß emporsteigen.

Es fragt sich, woraus sich diese Erscheinung erklärt. Daß der Sturm in einer Höhe von 120 Fuß schon so bedeutend an Stärke abnimme, daß er keine Sandkörner mehr emporheben könnte, ist nicht denkbar. Daß die Quantität Sand am Meere zur Bildung höherer Massen nicht ausreiche, ist eben so wenig denkbar, denn diese Quantität ist unerschöpflich.

Es bleibt nichts Anderes übrig, als anzunehmen,

deß, da die sandhaufende und dünenbildende Kraft un-
begrenzt ist, auch die dünenzerstörenden Kräfte, die im Meere
und im Meere liegen, gewisse Perioden der Wiederkehr
haben, welche ihnen eine höhere Entwicklung durchaus
nicht gestatten.

Beim Meere läßt sich dieß zum Theil nachweisen.
Das Meer greift hier immer mehr um sich, wütht den
Dünen nach, benagt den Fuß derselben und läßt sie zu-
sammensinken, noch ehe sie eine große Höhe erreichen
können. Der Wind nimmt die Krümmung und den
Rand dieser zerstörten Dünen wieder auf, fährt ihn
weiter landeinwärts und baut daraus neue Dünen
von 10, 20, 50 und endlich von 100 Fuß Höhe. So
wie er sie aber vielleicht im Laufe einiger Jahrhunderte
zu dieser Höhe gebracht hat, so ist das Meer auch wieder
so weit nachgerückt und zerstört die neue Bildung.

Da, wo das Meer nicht so gewaltig nachwütht
und nicht so schnell die Küsten wegnagt, als hier, z. B.
im südlichen Frankreich, würden sich höhere Dünen
bilden können, weil sie vom Meere länger in Ruhe ge-
lassen werden.

Wahrscheinlich aber giebt es auch ein gewisses Gesetz
der periodischen Wiederkehr solcher Windstöße und
Wirbelwinde, welche die Dünen angreifen und zerstören
können.

Diese Windstöße und Wirbelwinde mögen sich
in verschiedenen Gegenden der Erde in verschiedenen gro-
ßen und kleinen Perioden wiederholen. Da, wo sie
häufig eintreffen, werden sie den Dünen ein nicht so

hohes Sandstumpfen erlauben. Hier in Friedland sind sie zwar gerade so vertheilt, daß sie eine Däne bauen, wenn sie bis zu etwa 100 Fuß Höhe angetrocknet ist, gewöhnlich schon so oft gestossen haben, daß sie bereits völlig unterminirt wurde und entweder zusammenstürzt oder wenigstens sich nicht höher heben kann.

Vielleicht ist indes noch ein anderer Umstand in Bezug auf die größere oder geringere Höhe der Dänen wichtig. Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß die Sandkegel selbst im heißesten Sommer bis nicht unter ihre Oberflüche, ja, bis an ihre äußersten Spitzen hinauf, voll Wasser sind. Man braucht mit der Hand nur wenige Zoll tief in den Dänen zu graben, um sofort auf feuchten Sand zu stoßen. Man schreibt dieß der Capillaranziehungskraft der Capillaren zu. Die Grundwässer steigen theils von unten in die Dänen, wie in einem Backofen, von Sandkorn zu Sandkorn hinauf, theils bringen die atmosphärischen Wässer von oben ein und fallen, von der Adhäsionskraft der Körner gehalten, nicht tief in die Däne hinab.

Dieser Umstand trägt nun natürlich viel zur Befestigung der Dänen bei. Würden dieselben lauter trocken, trockene, lose Sandkegel, so würden die Winde ein gar zu leichtes Spiel mit ihnen haben. So aber können diese nur die obere eben ausgetrocknete Sandschicht in Bewegung setzen.

Es ist möglich, daß der Sand an verschiedenen Küsten nach seiner Beschaffenheit eine geringere oder stärkere Capillaranziehungskraft besitzt, daß er daher

die Gewässer in den verschiedenen Dünenlagern oft mehr oder minder hoch aufsteigen läßt und auf diese Weise der Zerstörung der Dünen ein größeres oder geringeres Hinderniß entgegensetzt. Vielleicht, sage ich, erklärt sich auch hieraus die verschiedene Höhe der Dünen an den verschiedenen Küsten.

So viel über die äußere Form und Gestalt wie über die Höhe der Dünen. Indes haben die Sandberge auch eben so wie die Berge der Alpen ihre eigene innere regelmäßige Structur, die um so interessanter ist, je weniger man sie hier bei so wild durcheinander geworfenem Sande zu vermuthen geneigt ist. Alle Dünen sind geschichtet, und man hat zuweilen Gelegenheit, diese Schichtung an Stellen, wo die Sandwand plötzlich abfiel und auseinander brach, zu beobachten.

Wären die Sandkörner, aus denen die Dünen bestehen, alle gleich groß und würden dieselben durch eine stetige gleichförmige Windkraft zusammengeführt, so würde wohl schwerlich eine Schichtung entstehen. Die Aufschichtung der Körnchen würde ein Mal wie das andere erfolgen und hierdurch ein völlig gleichmäßig durchgebildeter Sandkegel entstehen.

Dies ist indes nicht der Fall. Die Sandkörner sind außerordentlich ungleich, und man findet bei genauerer Untersuchung einige, die mehre Hundert Mal größer sind als die anderen und im Verhältniß zu diesen also als wahre Felsblöcke erscheinen.

Ferner wehen die Winde nicht gleichmäßig, son-

bern in Absätzen, bald mit großer, bald mit geringer Stärke; bald auch tritt völlige Windstille ein.

Schon die austrocknende Kraft der Sonne und Luft wirkt auf die feineren Sandkörner anders als auf die gröberer. Diese werden leichter ausgetrocknet als jene, die daher länger gebunden bleiben und nicht so leicht vom Winde bewegt werden können.

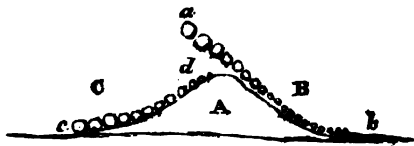
Im Ganzen möchte der Late auf den ersten Blick geneigt sein, zu glauben, daß die unteren Schichten der Dünen aus gröberem Material und die oberen aus feineren Körnern bestehen müßten.

Die Sache verhält sich indesß zum Theil gerade umgekehrt. Der Wind führt die gröberer Körner weiter und höher hinauf und läßt die feineren weiter unten liegen. Man kann dieß auch an vielen Stellen deutlich bemerken, indem man oben auf der Spitze der Dünen zuweilen einen sehr grobkörnigen Sand findet, wogegen man einen desto feineren entdeckt, je weiter man nach unten steigt.

Es erklärt sich dieß sehr leicht daraus, daß die groben Körner, wenn sie einmal in Schwung gesetzt sind, nicht so leicht zur Ruhe kommen, wie die feinen. Der Wind streut die Sandkörner nach demselben Gesetze aus, wie der Landmann seine mit leichter Spreu und schweren Steinchen gemischten Roggenkörner.

Indesß kann man aus diesem Umstände noch nicht sogleich folgern, daß die Düne oben durchweg gröbere Sandschichten habe als unten. Vielmehr scheint es mir, daß an den verschiedenen Seiten der Dünen das Entgegengesetzte eintreten müße. Dieses neue Material wird näm-

lich den Dünen von zwei verschiedenen Seiten und auf verschiedene Weise zugeführt, erstlich von vorn, wo der Wind den Sand heranzführt, und dann von hinten, wo der vom Winde über die Gipfel weggeschleuderte Sand herabfällt. Bei diesem Herabfallen der Körner in der ruhigen Atmosphäre hinter den Dünen werden ebenfalls die schwersten und größten Sandkörner am weitesten fallen und am tiefsten hinabrollen, und je feiner sie sind, desto früher und höher werden sie liegen bleiben, und es wird also auf der hinteren Seite der Düne, demselben Gesetze zufolge, eine gegen die vordere umgekehrte Schichtung der Sandkörner stattfinden. Die feinsten werden oben, die größten unten liegen.



A sei eine kleine Erhöhung, an welcher sich eine Düne bildet, bei B sei die Vorderseite dieser Erhöhung, von woher die Wellen und der Wind die Sandkörner herzuführen. Dieselben werden ihrer Größe nach so geordnet sein, wie die Punctreihe ab es zeigt. Bei C sei die innere ruhige Seite der Düne, wo die Körner hinabfallen. Sie werden so geordnet erscheinen, wie die Punctreihe od es darstellt.

Demnach würde der Querschnitt einer Düne, wenn sie fertig wäre, ungefähr folgende Schichtung der Sandkörner zeigen: auf der Vorderseite oben gröbere, unten

feinere Körner, auf der Hinterseite umgekehrt oben feinere, unten gröbere Körner.

Der Wind löst indes dem Sande vorn wenig Stahe und treibt ihn immer weiter, und die Hauptmassen setzen sich immer hinten an. Wenn sich die Düne beständig zerstückt und hinten beständig vermehrt, weshalb die Art und Weise der hinteren Schichtung bei jeder Düne prävaliren muß. Da in der Regel nur die gröberen Körner über die Dünengipfel hinweggeschleudert werden, so sind auch selbst die feinsten unter diesen gröberen (bei a) doch noch viel gröber als die feinsten auf der Vorderseite (bei b), und es geht daraus hervor, daß die Dünen im Allgemeinen auf der Hinterseite gröbern Sand enthalten als auf der Vorderseite.

Arbeitsweise der Wind immer regelmäßig aus einer und derselben Richtung an den Dünen fort, so läßt sich ihre Schichtung und innere Structure aus dem Angegebenen einigermaßen vollständig begreifen. Allein die Winde ändern sich zuweilen; es tritt oft ein Ostwind ein, der die Sanddünen anders schichtet, als es der herrschende Westwind that. Ein solcher Ostwind wirft die größeren Steinchen, die der Westwind fallen ließ, wieder in die Höhe. Fängt nun der herrschende Westwind von Neuem zu wehen an und bedeckt er diese größeren Steinchen wieder mit feinem Sande, so entsteht dadurch in der Düne eine Art gröberen Sandes an einer Stelle, wo man diesen gar nicht vermuthen sollte.

Die Dänen haben daher Gänge, wie die durch vulcanische Gewalten gebildeten Gebirge. Könnte man nun einmal den ganzen Bau einer hohen alten Däne genau studiren und ihn in der ganzen Richtungsweise seiner Sandkörner und mit allen seinen Adern und Gängen größerer und feinerer Sandkornse deutlich auf's Papier bringen, so müßte man in diesen Sandblättern eben so deutlich die Geschichte der Winde einiger Jahrhunderte lesen können, wie in den mehr oder weniger dicken Holzringen eines Eichbaumes die Geschichte der guten und schlechten Jahre.

Allein die Natur hat zwar überall die Geschichte ihrer Revolutionen deutlich verzeichnet, diese Aufzeichnungen aber wiederum mit so vielem Schutt und Dunkel umhüllt, daß, wenn wir keine Gnomen sind, wir sie nicht lesen können. Wir haben nicht die feinen Hände und Augen dazu, um in diesen Sandkörnern zu studiren. So wie wir einen Spatenstich darin machen, fällt die künstliche Structur zusammen.

Es geht uns mit diesen Dänen wie mit vermoderten Zeichnamen; indem wir sie anfassen, um ihnen in's Autilig zu schauen, zerfallen sie in Staub.

Ich habe hier nicht die Absicht, die Lehre von den Dänen und ihrer Gestaltungsweise ganz gründlich zu behandeln, ich will nur diejenigen Gedanken und Hypothesen niederschreiben, die sie in mir aufregten, und indem ich an diese wilden bürren Sandberge klopfte und versuchte, welche Quellen der Erkenntniß aus ihnen hervorsprudeln möchten, wünschte ich nur die-

junger Leser auf sie aufmerksam zu machen, welche gleichgültig oder wohl gar mit Abscheu diese wilden Gestaltungen des Meeres und der Stürme zu betrachten pflegen.

Die Dänen sind Producte, die aus der Zerföhrung und Zertrümmerung des Meeresufers durch die Wogen und Stürme hervorgegangen sind. Diese Zerföhrung setzt sich noch immer fort, das Meer nagt beständig an dem Küstenrande. Da es ihn jedoch mit Dänen belastete, so geschieht die Umwandlung etwas langsamer, als sie geschehen würde, wenn gar keine Dänen da wären.

Die Wogen und Meeresströmungen spülen beständig von den Sand- und Thonschichten, aus denen das Land ursprünglich gebildet ist, Theilchen ab. Die feinen Thonschächchen zerschmelzen im Wasser und werden von den Wellen, die sich mit ihnen schwängern, weit fortgeführt oder in den ruhigen Binnengewässern der Marschen als neues Festland abgelagert.

Die schwereren Körner der in's Meer zurückfallenden Dänen hingegen bleiben am Ufer, der Wind und die Wellen heben sie von Neuem in die Höhe und setzen sie auf dem rückschreitenden Ufer auf.

Es sind indeß nicht sowohl die bloß gegen das Ufer aufschäumenden, brandenden Wogen, welche das Zerföhren des Fußes der Dänen und deren Zusammenstürzen verursachen, als vielmehr die Strömungen, die sich im Meere befinden. Solcher Strömungen giebt es erstlich in Folge des Windes. Der Ostwind veranlaßt

zum Beispiel an diesen Küsten dadurch eine Strömung, daß er die Gewässer auf der Oberfläche weit in die See hinausstreift. Die von ihm westwärts zusammengetriebenen Gewässer drücken auf die Gewässer unter ihnen, und diese unteren Gewässer werden daher, in umgekehrter Richtung mit den oberen vom Winde getrieben, nach Westen gedrängt. Es entsteht also auf diese Weise durch den Ostwind eine aus Westen gerichtete Strömung der unteren Gewässer. Der Westwind läßt umgekehrt die oberen Gewässer nach Osten hin gegen das Ufer fließen, und am Ende erregt so auf dem Meere jeder Wind, der eine Anhäufung der Gewässer verursacht, in Folge der nach Ausgleichung strobender Wasserschichten auch mehre Strömungen.

Die Ebbe und Fluth wieh von den Küsten zurückgetrieben und veranlaßt eben solche Strömungen, und endlich giebt es noch aus anderen Ursachen Strömungen im Meere.

Alle diese Strömungen mögen ursprünglich auf die Küsten gerichtet sein, wie sie wollen, unter einem schiefen, stumpfen, spitzen oder rechten Winkel, in der Nähe der Küsten werden sie, von dem Lande zurückgewiesen, meistens längs der Küste hin fließen, entweder von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden.

Diese stromenden Bewegungen des Meeres nun, sage ich, sind angreifender für die Dünen als die schaukelnden der Brandung und der Wellen. Denn diese reißn bloß Löcher, die sie selber durch die nachfolgenden

Wellen wieder anfüllen, jene Strömungen aber schneiden ein und sägen und führen das Material zu anderen Stellen hin.

Auf diesem Umfande beruht die Erscheinung, daß die Dünen beständig landeinwärts wandernde Gebirgsreihen sind. Das Meer und die Seerolle rollen gleichsam das Land fortwährend am Ufer auf, scheiden die feinen schwimmenden Theile von den schwereren, entführen jene und werfen diese ans Ufer zurück.

Wären die Dünen eine einfache Hügelreihe, so würde das, was vorn abfällt, bei jedem Hügel hinten wieder zugefügt. Da sie aber schon breite Hügelmassen sind, so geschieht diese neue Aufwerfung des am Strande Abgestühten hinter der ganzen Masse auf ihren inneren Grenzen.

Es sei die nebenstehende Zeichnung der Dünen-
 durchschnitt einer Dünenreihe. Bei A befindet sich der
 Meeresstrand, und die Düne a sei vom Meere be-
 nagt und halb zerstört. Der von ihr abgefallene
 Sand wird vom Westwinde aufgenommen und
 landeinwärts getrieben. Auf den Dünen b b b
 findet dieser Sand keinen Platz mehr, weil sie schon
 die gehörige und unter den obwaltenden Umstän-
 den möglich größte Höhe haben. Der Sand wird
 daher durch die Schluchten und Thäler der Dünen
 weiter wandern und sich hinten an den neu-
 erwachsenden Dünen c c c ansetzen.



Demzufolge kann man annehmen, daß die dem Meere zunächst liegenden Dünen die ältesten sind und die vom Meere entfernteren ein immer jüngeres Alter haben.

Man kann demnach das ganze Landestheils sich wälzende Dünengebirge als eine Masse von Sandkörnern ansehen, die im Laufe der Jahrhunderte in einer beständig circulirenden Bewegung erhalten werden. Sie werden vorn weggerissen, vom Winde aufgenommen, nach hinten geführt, liegen dort einige Jahrhunderte ruhig auf einem Flecke, bis die ganze Masse der übrigen über sie wegschreitet und die Meeresbrandung wieder zu ihnen gelangt, sie abermals aufreißt und dem Winde übergibt, der sie wiederum in die hinteren Reihen führt. Dies sieht beinahe der Hunnenschlacht von Kaulbach ähnlich, denn es ist ein stetes Kämpfen, ein stetes Töbten, ein beständiges Erwecken zu neuer Thätigkeit, eine Zerstörung und Circulirung der Massen und Kräfte, wie in der ganzen Natur. Man sieht in diesen Dünenernissen die Vorgänge in der ganzen Welt abgespiegelt. Die Dünen sind ein wahrer Mikrokosmos.

Es wäre wohl interessant und lehrreich genug, wenn wir etwas Genaueres über das Alter der einzelnen Sandhügel wüßten, wenn wir sagen könnten, wann sie zuerst gebildet wurden und wann sie verschwanden.

Es giebt einzelne Sandmassen, die sich erst seit Menschengedenken aufgeworfen haben; man findet aber auch andere, die in ihrer jetzigen Gestalt und Größe länger, als die Menschen gedenken können, daliegen.

Es giebt einzelne große Dänen, die seit Jahrhunderten einen festen Namen behalten haben und die diesen Namen schon in alten Büchern und Chroniken führen. Solche Dänen sind z. B. auf der Insel Egit die Dänen Beder, die Bettedüne, die Ledten-Mannsdüne und mehrere andere solche Dänen, die über 100 Fuß Höhe und zuweilen einen Umfang von mehreren Tausend Schritten haben.

Es giebt es nicht nur einzelne Dänenspitzen, sondern auch ganze Dänenreihen, Dänenthäler, Dänensattel, Dänensseen, Dänensümpfe, die seit langer Zeit denselben Namen und dieselbe Physiognomie haben, so z. B. die Thäler: Dikjen-däl, Krosson-Jacobs-däl, Wardin-däl, Jens-Lang-däl.

Ich sage: seit langer Zeit. Seit wie langer Zeit aber, kann Niemand zu bestimmen wagen, da es Niemand der Mühe werth gefunden hat, und genaue Pläne der Dänen zu zeichnen. Hätten wir aus jedem Jahrhunderte eine vollständige Zeichnung der Dänenreihen und ihrer Verzweigungen, Thäler und Schluchten, nebst genauer Angabe der Namen derselben, so könnten wir eine deutliche Vorstellung davon erlangen, nach welcher Befolgen und in welchen Zeiträumen sich diese Sandmassen fortwälzen.

Ich habe einige kurze Andeutungen über die Namen der verschiedenen Theile des Dänengebirges, von einem Egitler verfaßt, gelesen. Daraus schien hervorzugehen, daß die meisten dieser Namen nicht über 150 bis 200 Jahre alt sind.

An einigen Stellen werden die Dünen noch entgegessen als an andern. Es kann nämlich sein, daß sie sich an einer Stelle durch eine günstige Pflanzenbedeckung, oder daß eine vorliegende Sandbank oder eine feste Mergelschichtung ihnen hinreichenden Schutz gab. Daher mögen sie sich auch an einigen Orten viel schneller vor als an andern, und während sie an einer Stelle in beständiger Aufwühlung und Wanderung begriffen sind, liegen an einer andern die ganzen, hundertjährigen, Jahrhunderte alten Dünenhäupter unangefastet.

Doch wechseln auch diese Angriffe, und zumal, wenn es dem Winde gelang, sie einmal anzubohren, werden plötzlich auch solche alte, lange ruhig gebliebenen Haupter aufgeregt und in Bewegung gesetzt, während andere, bisher oft angegriffene Stellen zuweilen, wieder in Folge von Veränderungen in der Bewegung des Meeres oder der Winde, die wir nicht berechnen können, eine Zeit lang Ruhe erlangen.

Man könnte solche Dünenhäupter, die eine Zeit lang unter einer sie überziehenden Pflanzenbedeckung ruhen und dann auf einmal zu stürzen und Sand von sich zu geben anfangen, mit den Vulkanen vergleichen, die Jahrhunderte lang still sind und dann plötzlich wieder zu rauchen und zu sprühen beginnen.

Das Ausschweifeln des Meeres und das Fortschreiten der Dünen nach dem Inneren des Landes zu bringt man den Menschen und seine Werke in Collision mit diesem merkwürdigen Naturphänomen.

Die Dünen selbst, als meistens kalte Sandberge,

gewöhnen uns Menschen wenig Nutzen, hinter ihnen aber liegt fast überall ein schönes fruchtbares Land, das er in Besitz genommen hat, und das durch jenes Gerüstschichten gefährdet wird.

Die beweglichen Sandhügel weichen sich über seine Acker, Dörfer und Klöster hin und machen sie unbrauchbar und unbewohnbar. Das Meer bringt hinter den Dünen herab und rißt am Ufer das ganze Land in's Wasser hinein. Der Mensch hat daher nachhelfend auf Mittel gefunden, die Einwirkungen der Dünen und des Meeres zu bekämpfen, und es ist daraus der künstliche Dünenbau hervorgegangen.

Den Dünenbau lernte man durchweg später anzufangen zu haben als den Deichbau, vielleicht weil die Dünen erst in neuerer Zeit in so traurigen Zustand gerathen sind. Aus frühesten hat man unbedingt in Holland daran gedacht. Erst im Anfange des letzten Jahrhunderts erkannte man an der afrikanischen Küste, daß die Kette der vorliegenden Inseln einen stetiglichen Dünen der Mensch bilde, und daß das ganze Land bei ihrer Conservierung interessirt sei. Damals fing man zuerst an, energische Maßregeln für den Dünenbau zu nehmen. Man ließ sogenannte „Dünenmeister“ oder „sandverständige“ Personen, die in Holland den Dünenbau seitem, aus diesem Lande kommen. Hier in Nordfriesland kam die Sache noch später in Schwung.

Wenn das Meer die Dünen überall gleichmäßig vor sich herschöbe, so wäre das Einzige, was der Mensch dabei zu thun hätte, die Fixirung des be-

weglichen Sandes der einmal vorhandenen Dünen. Da das Meer aber auch einzelne Dünenstellen besonders bedroht, sie mehr als andere wegfräst, anbohrt und zu durchbrechen strebt, so muß man auch darauf bedacht sein, neue Dünen künstlich zu schaffen.

Es ist schade, daß die Menschen nicht schon in früheren Zeiten ein ordentliches System des Dünenbaues sich erfonnen haben; denn vermuthlich wären dann große Länderströcke vom Untergange gerettet worden.

Es ist nämlich mehr als wahrscheinlich, daß sonst ein großer langer Dünenwall vor allen diesen Küsten gelegen hat. Die Reste dieses Walles und die Umriffe der Sandbänke unter der Meeresoberfläche zeigen noch heutiges Tages seine Richtung und Ausdehnung. Er lag in einer Entfernung von 4 — 5 Meilen von der jetzigen Festlandküste über die äußersten westlichen Spitzen der holsteinischen und schleswigschen Halbinseln, Sandbänke und Inseln hin.

An schwachen Stellen durchbrach ihn das Meer plötzlich, ebnete dann zur Rechten und Linken des Durchbruchs die Dünen aus und verschlang die hinterliegenden Länder, bevor sich neue Dünen zu ihrem Schutze zu bilden angefangen hatten.

Die Spuren solcher Durchbrüche sieht man zwischen allen diesen Inseln, Halbinseln und Sandbänken deutlich verzeichnet. Und solche Durchbrüche sind auch wiederum an schwachen Stellen der Dünen zu fürchten, wenn der Mensch nicht im Stande ist, mit

seiner jetzigen Dänenbau den Naturgewalten Stillstand zu gebieten.

Vermuthlich haben die Küstenbewohner schon seit uralten Zeiten in allen Ländern, in denen es Dänen gibt, das heißt namentlich an den südlichen Küsten der Ostsee, in Livland, Kurland, Preußen, dann an den südlichen Küsten der Nordsee, an der cimbrischen Halbinsel, in Holland und im südlichen Frankreich an den Küsten der Gascogne, gewisse unvollkommene Veranfkaltungen getroffen, um sich und ihre Besizungen gegen das Vordringen des Dänensandes zu schützen. Sie mögen sich immer bemüht haben, die staubende Oberflähe der Dünen durch Bepflanzung zu fixiren; auch mögen sie hinter den Dünen wohl immer schon an solchen Stellen, wo der Sand besonders hincinstäubte, Dänen und Werke aufgeführt haben, um den Sand von ihren Feldern abzuhalten.

In Kur- und Livland z. B. errichten die Letten hohe Flechtwerke von Zweigen hinter den Oeffnungen, aus denen der Sand hervorstäubt. Vor und hinter diesen Flechtwerken bleibt der Sand liegen und häuft sich hier zu neuen Dünen auf. Die Bewohner der west- und ostfriesischen, sowie der holländischen Inseln wandten seit uralten Zeiten eben solche Flechtwerke an, die sie „Flagen“ nannten. Dieses Verfahren mag schon ein sehr altes sein, so wie auch das Bepflanzen und Besäen der Dünen mit Gras. Selbst hat man erst in neuerer Zeit nach den Vorgängen der großen holländischen „Dänenmeyer“ — so heißen in den Niederlanden die Leute, welche mit des In-

spection und Unternehmung der Dänen beauftragt sind — in Frankreich und auch in Dänemark, Preussen und Rußland angefangen, den Dännebau systematisch und mit bedeutenderen Mitteln zu betreiben und ihn als eine wichtige Landes- und Staatsangelegenheit zu betrachten, und es macht sich jetzt in ganz Europa ein solcher Eifer für diese Sache bemerklich.

Man muß die verschiedenen Arbeiten beim Dännebau vor allen Dingen in solche theilen, welche bloß auf Conservirung der vorhandenen Dänen hinczielen, und zweitens in solche, welche an die Stelle der zerstörten Dänen neue setzen.

Da die vorhandenen Dänen sowohl von dem Meere als von dem Winde, ihren Erzeugern, wieder zerstört werden, so hat man die Conservirungsarbeiten wieder einzutheilen in solche, die gegen das Meer, und in solche, die gegen den Wind agiren sollen.

Die ersteren Arbeiten sind die schwierigsten und kostspieligsten, aber freilich auch die wirksamsten, denn wenn sie tüchtig gebaut werden, so verstopfen sie die wahre Quelle der ganzen Dännezerstörung.

Da es nicht sowohl die Brandungen der Wogen, als die tagelich an den Küsten auf- und abwechselnden Strömungen im Meere sind, welche den Fuß der Dänen angreifen, so kommt es hauptsächlich darauf an, diesen Strömungen ein Hinderniß entgegenzusetzen. Man weiß daher ganz ähnliche Dämme vor den Dänen auf, wie man sie vor den Deichen hat und welche sie oben beschreiben habe.

Diese Dämme bestehen aus Holzpflagen, Felssteinen, aus starken eichenen Pfählen, die man in den Boden einwärts nur mit großen 8 bis 10 Centner schweren Felssteinen beschwert.

Die Dambigen sagen, daß diese Dämme, wenn sie den Fuß der Dänen vollkommen vor allen Angriffen schützen sollten, 300 Ellen lang, allmählig gegen das Meer hin abgeneigt, auf ihrem Rücken abgerundet und auf der Breite der Käste und der Dämme senkrecht stehend sein müßten. Auch müssen sie alle untereinander parallel und nicht weiter als 600 bis 1000 Ellen von einander entfernt sein.

Warum sie auf dem Ufer senkrecht stehen müssen, wird man begreifen, wenn man daran denkt, daß die meisten Meeresströmungen die Küsten entlang laufen, und daß die Dämme daher diesen Strömungen nur dann hinderlich entgegentreten können, wenn sie vom Ufer aus geraden Weges ins Meer hinausgehen. Solche Dämme sind natürlich außerordentlich kostspielige Werke, und die Insel Sylt auf ihrer ganzen Länge von 5 Meilen mit ihnen zu versehen, würde, wie man berechnet hat, allein einen Aufwand von 15 Tausend Goldestücken erfordern.

Es können daher nur so reiche und werthvolle Länder, wie Holland, an solche außerordentliche Dänenbauten denken, und selbst dort findet man sie nur selten, und nur da, wo man sich gar nicht anders zu retten und zu helfen weiß, ausgeführt.

An allen diesen dänischen Dänenufern, wo die

Stärke geringer und weniger concentrirt sind als in Holland; beschränkt man sich bloß auf die zweite Art der Dänenconservirungsarbeiten, auf die Befestigung der Oberfläche, wodurch erstlich verhindert wird, daß der Sand, von der Oberfläche herabgeführt, die inneren Felder und Wiesen zerstöre, und dann, daß die Dänen selbst durch dieses Abwehen geschwächt und vom Meere leichter zerstört werden. Da man hier die Quelle des Uebels nicht verstopfen, d. h. den Rand des Meeres nicht befestigen kann, so giebt man sich also eigentlich preis und geht einem offenbaren Untergange entgegen, nur sucht man diesen Untergang so lange als möglich hinaushalten. Man entsagt der Vertheidigung der Festung und sichert sich nur einen möglichst ehrenvollen und langsamen Rückzug, indem man die Dänen so viel als möglich befestigt, um dem Meere in seinem Zerstörungswerke wenigstens die Beihilfe des Windes zu entziehen und den Wellen durch Concentrirung und Beschränkung der Dänen auf einen schmalen Streifen ihre Arbeit zu erschweren.

Die Dänen sind wie böse Hoshunde, eine Wohlthat und zugleich ein Gegenstand des Schreckens. Wie man die Hunde auf dem Hofe nöthig hat, sie aber doch an eine Kette legen muß, so hegen und pflegen zwar die Küstenleute ihre Dänen, suchen sie aber doch möglichst in Schranken zu halten.

Dies thun sie nun erstlich durch allerlei Präventivmassregeln und zweitens durch selbstthätiges und schaffendes Einschreiten.

Die Präventivmaßregeln bestehen in der Entfernung alles dessen, was Gelegenheit zum Aufwühlen des Dünenlandes geben kann, also in der Ausrottung der Hasen und Kaninchen, welche Höhlen graben, und in dem Verbote, die Dünen als Weide für die Rinder zu benutzen, weil diese den Sand aufregen, die Pflanzen zertrümmern und die Gräser wegfressen. Die Dünen wurden daher auch in mehreren Ländern als unter dem Schutze des Königs stehend angesehen, und es giebt hier und da eigene Dünenwächter und Düneninspectoren, welche alles Schädliche entfernen sollen. Doch ist man weit davon entfernt, schon überall eine so gute Dünenpolizei zu haben, daß nirgends ein Kaninchen sein hochverrätherisches Schnäuzchen im Sande erhöhe, und daß nirgends eine Kuh ihre, des Landes Untergang befördernden Fußstapfen hinterlasse.

Die Hauptthätigkeit in der Befestigung der Dünen gegen den Wind besteht endlich in der Bepflanzung ihrer kahlen Rücken und Scheitel. Zum Theil sorgt die Natur selbst für die Bildung einer den Sand befestigenden Pflanzendecke. Sie hat mehre Pflanzen erzeugt, welche ganz dazu geeignet sind, auf dem dürron Sande ihr Leben zu fristen, und diese Pflanzen findet man überall in den Dünen zerstreut.

Da giebt es mehre Kriech- und Schlinggewächse, die den Sand mit langen Fäden, in Stämmchen, dünn wie Bindfäden, überspinnen. Da giebt es kleine niedrige Büsche, welche sich hier und da festsetzen und Wurzeln schlagen. Da giebt es insbesondere die sich

so gern vergesellschaftenden und wandernden Heidekräuter, welche die Dünen zuweilen in Masse überziehen, ferner Quacken und Dünenerbsen, Dünenhafser, Dünentweizen, Dünentroggen, kurz eine vollständige, eigenthümliche Dünenflora.

Allein diese von der Natur hingesezte Vegetation ist von Haus aus in einem sehr traurigen und zerrissenen Zustande. Der Wind und der beständig sprühende und laufende Sand lassen jenen Pflanzen keine Zeit, gehörig Wurzel zu fassen, sich zu besamen und in hinreichenden Massen zu vervielfältigen und zu vergesellschaften.

Hier steht man einen einzelnen Dornbusch stehen, den aber die Westwinde hin und her zausen und zu keinem gedehlichen Aufwachsen gelangen lassen. Dort schlägt sich ein kleines Dünentröschen mit dem Winde, der ihm seine Blätter und Blüthen entreißt und sie, mit dem stäubenden Sande vermischt, weit hin entführt. Dort wieder kriecht eine Dünenerbse oder eine 20 Ellen lange Quacke, aber sie werden in dem bürren Boden nur eine kurze Zeit lang ihre Existenz erkämpfen. Vergebens senden sie die Zweige wie um Hilfe ringende Arme aus, die Genossen, welche sie suchen, wollen sich nicht zu ihnen gesellen. Dort richtet sich an einer feuchten Stelle etwas Schilf empor, aber der nimmer rastende Sand kürzt darüber hin und erstickt, sich ringsumher anhäufend, Wasser und Schilf.

Die Heidekräuter, welche sich anderwärts mit einer unwidderstehlich wuchernden Gier in dichten Massen über

den Sandboden ergießen, brauchen hier eine lange Zeit, um festen Fuß zu fassen, und diese gestattet ihnen der stets sie aufwühlende Wind nicht. Nur die alten Dünen, welche lange ruhten, sieht man mit ihnen dicht bedeckt.

Die Pflanzen befinden sich hier also in einem beständigen Kampfe um ihre eigene künftige Existenz und haben nicht Zeugungs- und Lebenskraft genug, um sich hinreichend zu vervielfältigen und das nomadisch bewegte Erdreich zu bewässigen und zu befestigen.

Der Mensch muß ihnen also durch eine systematische Beförderung und Nachpflanzung zu Hülfe kommen; und daß er sich dazu im Stande sieht, ist allerdings wieder das Verdienst der Natur, die ihm überall zur Hand geht und ihm Fingerzeige gibt, indem sie es ihm dann überläßt, diese Fingerzeige zu befolgen und zu benutzen.

Es liegt wirklich etwas höchst Wunderbares und Unerklärliches darin, wie die Natur überall neben das Gift und das Unheil, das sie schuf, auch gleich das Gegengift und das Heilmittel setzte. Die Dünen haben selber dasjenige Gewächs erzeugen müssen, das am meisten geeignet ist, sie zu bewässigen und ihren Sand zum Stehen zu bringen. Es ist dies der sogenannte „Dünenhalm,“ eine höchst wunderbare Pflanze, die sich auf allen Dünen der Welt findet.

Dieser Dünenhalm, auch „Sandschilf“ oder „Hägelrohr“ genannt, ist ein ellenlanges hartes Gewächs, das in dichten Büscheln aus einem Wurzelknollen hervorleimt. Seine Blätter sind so fest und hart wie die Hanffasern, und

man verfertigt daraus die sehr dauerhaften Stricke, die ich schon oben erwähnte.

Es giebt mehre Arten des Dänenhalms, die man Dänenroggen, Dänenhafer und Dänenweizen genannt hat. Die beiden ersten sind die wichtigsten, sie haben die unschätzbare Eigenschaft, daß sie sehr lange Wurzeln in den Sand hineinsenden, und daß sie, von diesem bedeckt und überfluthet, immer wieder daraus hervortwachsen. Sie durchdringen die Sandberge mit 10 bis 15 Ellen langen Wurzeln und befestigen sie auf diese Weise im Inneren. Ihre Halme ragen, nach allen Seiten auselinander gebogen, etwa einen Fuß hoch über den Boden hervor und hemmen auf der Oberfläche den Fortschritt des Sandes, der sich in einer Menge kleiner Haufen um die Halme herum anlegt.

Da, wo Dünen vom Meere zerstört wurden und zum Theil abfielen, sieht man oft die schroffen Wände mit einer Masse von langen Halmenwurzeln durchzogen. Sie hängen zuweilen in dicken, 10 Ellen langen Bändern daran herunter und flattern im Winde, wenn die Luft den Sand, den sie früher umklammert hielten, austrocknete und herabfallen ließ.

Solche im Winde flatternde Wurzelflaggen gehören mit zu den charakteristischen kleinen Zügen der unruhigen Dünensteppe, die der Maler und Naturschilderer beachten muß. Eben dahin gehören auch die regelmäßigen Kreisfiguren, welche die Dänenhalme, wenn sie allein stehen, beständig im Sande ziehen. Da die Halme, wie gesagt, über eine Elle lang sind und in schwanken

Bogen mit den Spitzen auf den Sand herabhängen, so drehen sie sich im Winde immer ganz oder halb um ihren Mittelpunkt, wo sie an den Boden gewachsen sind, herum. Die Halmspitze wird dabei stets in gleicher Entfernung von diesem Mittelpunkte auf dem Sande herumgeschleift und bildet eine etwas ausgetieftete Linie, die völlig kreisrund ist. Als ich dieß zum ersten Mal sah, konnte ich mich kaum überreden, daß diese Kreise von den Halmen gebildet werden könnten, und dachte, wie der Mensch beim Anblick regelmäßiger Bekaltungen, die nicht von seines Gleichen herrühren, dieß gewöhnlich thut, fast an Herrentwerk.

Zuwollen steht man ganze Sandstrecken mit solchen kreisbeschreibenden Halmen und ihren zierlichen Kreisen bedeckt. Nicht selten stehen zwei oder drei Halme dicht neben einander und beschreiben Kreise, die sich einander durchschneiden, und es entstehen dann daraus regelmäßige bunte Figuren. Der Wind verschüttet freilich diese Figuren, aber sogleich schwingt sich der Halm wieder ein paar Mal um seinen Stiel und zeichnet seine Kreise von Neuem in den oberen Sand hinata.

Dieses trefflichen unschätzbaren Halmes, der zum Fassen und Bewältigen des Sandes eben so wunderbar eingerichtet ist, wie das Wattengewächs, dessen ich oben erwähnte, der „Queller,“ zum Auffangen des Schlicks, hat sich nun der Mensch bemächtigt, und er hat es gelernt, ihn durch Ausäden und Anpflanzen zu vervielfältigen. Da, wo es schon von Haus aus Pflanzen giebt, die man nur noch dichter zu haben wünscht, sät man die Dünenhalme nach. Da aber,

wo die Dänen zahl sind und wo die Stürme den Samen verwehen würden, pflanzt man sie und dängt sie sogar, wie das Getreide, mit vermoderndem Seetang.

Es wäre natürlich zu wünschen, daß die Dänen in ihrer ganzen Breite und Länge mit diesen Pflanzen bedeckt werden könnten, allein die Anlage und Unterhaltung solcher großartigen Pflanzungen würde zu kostspielig sein, und man beschränkt sich daher meistens auf solche Stellen, wo die Einkerbung des Sandes besonders groß und gefährlich ist.

Durch die Länge der Zeit haben die Palmplanzer eine große Übung darin erlangt, diese Pflanzungen so anzulegen, daß sie am besten zum Zwecke führen. Sie wissen die Zeit, wo die Arbeit zu beginnen ist, sie kennen die Orte, wo man die Pflanzung anlegen muß, und die Stellen, wo diese oder jene Art des Dänenhalmes am besten gedeiht. Auch setzen sie die Palmstößlinge nach einem gewissen System, z. B. kreuzweis, so vor einander, daß sie einen gehörigen dichten Verband und Schluß bilden.

Der fliegende Sand wird dadurch gefast und am Sandeinwärtsziehen verhindert. Er häuft sich um die Pflanzen an, und diese bringen in zahlreichen Sproßlingen und Stauden in allen Richtungen nach oben. Doch ist es nöthig, damit die Pflanzen dies thun, daß man ihren Palm, wenn sie reif sind, oben abschneide. Viele Pflanzen gehen natürlich zu Grunde, und es ist daher ein beständiges Nachpflanzen solcher Palmanlagen nöthig.

Man hat den Dänenhalm jetzt wohl in den meisten

Dänenländern Europas nach dem Vorgange der Hollandländer, die in allen Dünen-, Deich- und Wasserbauangelegenheiten das große leuchtende Muster für ganz Europa sind, cultivirt. Selbst in verschiedenen Theilen Rußlands hat man in den letzten Jahren bedeutende Pflanzungen angelegt.

So vortheilhaft indeß diese treffliche Pflanze ist, so läßt doch auch sie noch Manches zu wünschen übrig. Sie fordert ein beständiges, sehr mühsames Nachpflanzen und gewährt außer ihrer Benutzung zur Strickfabrication wenig Nebenvortheile.

Man ist daher auf nützlichere Pflanzen bedacht gewesen und hat sich hier und da, z. B. im südlichen Frankreich, bemüht, die Dünen mit Fichten und Tannen zu bepflanzen und ihre Oberfläche mit nutzenbringenden Waldungen zu bedecken, die dem Winde noch kräftiger widerstehen, weniger Mühe erfordern, wenn sie einmal Wurzel gefaßt, und einen größeren Gewinn abwerfen. In Ostfriesland befördert man die Anpflanzung einer Menge von Pflanzen in den Dünen, z. B. der Busch- und Bitterweiden, des Haft- und des Seestrandbornes u.

In hiesigen nördlichen Gegenden aber ist, wie man allgemein behauptet, eine solche Verwandlung der Dünenwüste in Waldland nur ein frommer Wunsch. Die Nordwestwinde zerstören sogar noch in der Mitte des Landes alle höhere Vegetation und würden unmittelbar am Küstenrande, wo sie mit ungeändigter Wuth das Festland angreifen, keinem Baume sich zu erheben gestatten.

Noch viel interessanter als die Mittel zur Con-

Verletzung der vorhandenen Dünen ist das Verfahren zur Unterstüßung schwach gewordenen oder völlig vernichteter durch Anlegung von neuen.

Wenn das Meer und die Winde eine Dünenstelle dermaßen angegriffen und weggeschleift haben, daß es ersichtlich ist, man werde mit dem Bepflanzen nichts mehr ausrichten, so giebt man eine solche Dünenstrecke preis, zieht sich vor dem Feinde zurück und bezieht sich, indem man den bisher behaupteten Posten aufgibt, etwas weiter rückwärts festen Fuß zu fassen und sich da hinter einer künstlich gebildeten Dünenreihe zu verschanzen. Man errichtet zu diesem Zwecke zunächst einen Wall und Graben, der so lang ist, wie die schadhafte Dünenstelle, die man unterstützen will. Da der dicht am Boden hinfieselnde Sand sich vor dem geringsten Hindernisse festsetzt, so braucht dieser Wall nur eine geringe Höhe zu haben. Der Graben wird hinter ihm gezogen, und in diesen fällt der über den Damm wegstürzende Sand. Zur besseren Befestigung des Ganzen bepflanzt man den Damm noch mit Dünenhalmen. Der Sand häuft sich nun an, die Dünenhalme treiben in die Höhe, bewältigen und befestigen ihn, wachsen mit dem Sande, und man ist auf diese Weise im Stande, Sandberge von 50 bis 70 Fuß Höhe mittels der Halme emporzuziehen. Und diese künstlichen Berge stehen dann fertig, bewachsen und durchwurzelt da, bevor die alte Naturdüne vom Meere und Winde völlig zerstört ist.

Das Interessanteste bei der Bildung solcher neuen Dünen ist die künstliche Art und Weise, mit der die Arbeiter

den Sand herzuführen. Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß man das nöthige Material herankarre oder herzufahre, die Winde selber müssen allmählig Körnchen für Körnchen herbeispülen.

Der Sand wird hauptsächlich, wie ich oben sagte, in den Einschnitten, Thälern und Rinneu der Dünen fortgetrieben. Diese Rinneu betrachten und behandeln die Dünenbewohner nun gewissermaßen wie die Landleute die Wassercandale, durch die sie ihre Wiesen zu berieseln suchen. Man tief sie aus, und spalten sie sich nicht von selbst, so hilft man nach und sucht sie in verschiedene Candale zu theilen, damit dann der rinnende Sand auf diese Weise zu allen Theilen des aufgeworfenen Dammes komme, und der Wind gleichmäßig an der neuzubildenden Düne arbeite.

Es ist ein interessantes Schauspiel, den Sand so aus dem Meere hervorsteigen, in der ihm vorgezeichneten Bahn wild heranlaufen und Körnchenweise sich in die Gruben stürzen zu sehen, um sich da nach der Vorschrift des Menschen zu ordnen und zu einem Gebirge zu erheben. „Wir müssen den Sand aus dem Meere herausholen,“ sagen die Leute, „wie wir das Wasser mit der Archimedischen Schraube aus unseren Gründen ziehen. Er muß uns gehorsam werden und dahin laufen, wohin wir selber ihn haben wollen.“

Alle Stimmen sind darin einig, daß der kräftige und rationelle Dünenbau der neueren Zeit das rasche Vorschreiten und Verfliegen der Dünen wesentlich auf

gehalten habe. Und schon haben sich Kühne Stimmen vernehmen lassen und die Frage aufgestellt, ob es nicht sogar möglich wäre, den alten Dänenwall, der einst längs der ganzen Küste hinlief, und dessen niedergestreckte Hügel, jetzt zu Sandbänken ausgeglichen, mitten im Meere liegen, wieder erstehen zu lassen. Man müsse nur, behaupten sie, die Sandbänke mit Dänenhalmen bepflanzen und mit deren Hilfe Berge aus dem Boden hervortreiben lassen.

Man könnte anfangs dem Meere noch einige Thore lassen, durch die es täglich, Schlamm mit sich führend, aus- und einfähre, bis sich hinter dem Damme allmählig wieder große Marschen angelegt hätten, und diese Thore nach und nach vermindern und endlich ganz schließen. Auf diese Art könnte man den Feind, der noch heutigen Tages einen so großen Theil des Landes besetzt hält, völlig in seine früheren Schranken zurückweisen und so das alte Friesland selbst wieder erstehen lassen und seine Kirchen und Dörfer von Neuem erbauen.

Ich sage, man könnte — wenn die Sache nicht zu schwierig wäre. Einer, der jene Ideen für ausführbar hielt, müßte nicht gesehen haben, welche Noth und Mühe es macht, sich auch nur in einer einzigen kleinen schwachen Stelle einer geschlossenen Dänenkette zu verschanzen.

Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß in den neueren Zeiten nicht nur in den nordfriesischen Rügen und in den ostfriesischen Völsbern, sondern auch in den in Holland mit Hilfe von Dampfmaschinen ausgepumpten Binnenmeeren eine Menge altes, längst verlorenes Land

für den Menschen von Neuem gewonnen worden ist. Wie interessant wäre es, wenn wir genau sagen könnten, wie viele Quadratmeilen Landes in jedem der früheren Jahrhunderte verloren und wieder gewonnen wurden. Wahrscheinlich würde das 19te Jahrhundert einft bei seinem Abschlusse einen bedeutenden Ueberschuß an Zuwachs zeigen und beweisen, wie der Mensch jetzt mittels seiner Dampf- und Pumpwerke, seines verbesserten Dünen- und Deichwesens mit überlegener Macht gegen die rohen Naturkräfte kämpft.

Es ist ein großes Unglück für die lange Insel Sylt, daß ihre Dünen gerade in der Mitte ihrer Ausdehnung, wo der meiste Anbau und das fruchtbarste Land ist, und die zahlreichsten Dörfer vorliegen, am schwächsten und bedrohlichsten sind. Hier in der Mitte giebt es Stellen, wo das Meer seit 50 Jahren über 1000 Fuß vorgeschritten ist und die Dünen eben so weit zurückgeworfen hat. Es gab hier Berge, die noch vor 50 Jahren über 1000 Fuß weit vom Ufer abstanden und die jetzt längst im Wasser vergangen und zertrümmert sind. Sogar eine ganze Stadt, Namens Wendingstedt, die einen Hafen und blühenden Handel hatte, ist hier untergegangen. Man soll zuweilen, wenn ein sehr lang anhaltender Ostwind die Gewässer von den Küsten der Insel entfernt, noch einige Trümmer ihrer Mauern auf jetzt weit vom Ufer entfernten Sandbänken liegen sehen. Daß diese Stadt nicht ganz unbedeutend gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß von ihr erzählt wird, sie habe einmal in einem Sturme 200

Schifferboote verloren. Im 14ten Jahrhunderte wurde sie zerstört, und die wenigen übrig gebliebenen Einwohner erbauten weiter im Inneren des Landes ein Dorf, das noch heutigen Tages existirt und ebenfalls Wendingstedt heißt.

Die Kirchen mehrerer Dörfer fielen in's Meer hinab oder wurden, wenn sie bedroht waren, abgebrochen und weiter in's Innere des Landes versetzt. Es liegt hier ziemlich in der Mitte der Insel ein kleines Dorf, Namens Rantum, welches seine Kirche, die immer wieder von dem nachdringenden Sande bedroht wurde, in den letzten 50 Jahren zwei Mal versetzte und sie doch am Ende völlig verlor.

Die Dünen bedeckten die Kirche, wälzten sich über sie hinweg und ließen ihre Trümmer am Strande wieder hervorkommen, bis das gierige Meer sie in seinem gewaltigen Schooße verschlang und den Kirchhof in eine Sandbank verwandelte.

Die Trümmer des letzten Baues liegen noch jetzt mitten in den Dünen. Man erzählte uns von einem alten Manne, der in der ersten Kirche, die jetzt weit draußen im Meere liegt, getauft worden sei, in der zweiten, in der Nähe des Strandes liegenden sich habe trauen lassen und in der dritten, in der Düne selbst gelegenen, die Predigt gehört habe.

Wir besuchten diesen merkwürdigen kleinen Ort und seine Kirchentrümmer, um zu sehen, wie sich ein unter den Dünen verschwindendes Dorf ausnahm.

Die Reste der Kirche fanden wir mitten in einem

Dänenkessel von hohen Sandhügeln umgeben. Es waren ein paar Mauertrümmer, die aus dem anschwellenden Sande hervorragten. Man beschrieb uns genau, wie es bei dem Untergange der Kirche zugegangen sei. Der Sand sei von allen Seiten Tag und Nacht herbeigeschlagen, man habe die Fenster und Thüren nicht so dicht zuhalten können, daß er nicht überall eingebrungen sei, kein Schaufeln und Fegen habe geholfen. Da die Kantümer indeß zu arm gewesen, um ihre Kirche neu zu bauen, so hätten sie sich wenigstens so lange als möglich in derselben gehalten. Der ganze Boden und die Kirchenstühle seien später mit Sand ganz bedeckt gewesen, der Prediger habe mit seiner Kanzel mitten im Sande gestanden und die Gemeinde neben ihm sich auf den Sand gesetzt. Endlich habe sich die Kirche mit Sand völlig angefüllt, und man habe nur noch mit Mühe durch die Thüren und Fenster in die Kirche hinein kommen können. Da habe man denn im Jahre 1801 den letzten Gottesdienst in ihr gehalten, sie dann an einen Schiffer für 100 Thaler verkauft und sich darauf an eine andere Kirche angeschlossen. Der Schiffer habe Alles, was er von der Kirche loszubringen vermocht, zum Baue eines Wohnhauses benutzt, mit dem Altare und der Kanzel aber die Kajüte seines Schiffes ausgeschmückt. Wo das Schiff mit seinen geweihten Kajütengeräthen gestrandet sei, wußte man mir nicht zu sagen.

Mich dünkt, es ließe sich ein Gedicht auf das Schicksal dieser Kirche machen oder wenigstens ein nicht

wenig ergreifendes Gemälde von dem letzten Gottesdienste der armen trauernden Kantanner auf dem Sande ihres Gotteshauses.

Zu dem Dorfe selbst führte uns der Weg über ein schmales Grasland, das zwischen den Dünen und der Küste des inneren Meeres in die Enge getrieben war. Die Insel ist hier von den rückschreitenden Dünen immer mehr abgeschnürt worden, und die Leute, die sich mit ihrem ganzen Dorfe wie mit ihrer Kirche immer weiter vor den Dünen zurückzogen, wohnen jetzt am äußersten Rande des Meeres. Es sieht aus, als bliebe ihnen, wenn die Dünen noch ferner nachschreiten sollten, nichts mehr übrig, als sich ins Meer hinabzustürzen.

Noch vor 40 Jahren hatte das Dorf 22 Häuser, jetzt besitzt es nur noch 8, und noch sieht man am Rande der Dünen die alten Häuserstellen unter dem Sande hervorragen. Die Bewohner derselben brachen ihre Wohnungen ab, gaben ihr vom Sande überschüttetes Besitztum auf und zogen als Tagelöhner in andere Gegenden.

Auch lagen hier noch einige Häuser am Rande der Dünen, die schon nicht mehr bewohnt und zum Abbruche reif waren, weil der Sand ihre Gehöfte bereits halb verschüttet hatte.

In Arabien an der östlichen Küste des rothen Meeres findet das Umgekehrte statt. Dort zieht sich das Meer vor den Menschen zurück, und diese transportiren ihre Wohnungen weiter hinaus, um der Vortheile des Meeresstrandes nicht verlustig zu gehen, und man sieht so die Trümmer der alten verlassenem Städte,

aus denen die Bevölkerung vorschreitend hervortrod, im Inneren des Landes liegen, während man hier bei der rückwärtigen Bewegung der Bevölkerung die Trümmer im Meere suchen muß.

Die Wiesen am Fuße der Dünen erinnerten mich an die Wiesen auf den Alpen, auf denen Schneemassen und Gletscher zerstörend sich hinschieben.

Man könnte die ganze Insel Sylt, nicht bloß ihren Dünenstrich, als eine wandernde Insel bezeichnen. Denn so wie vorn bei den Dünen immer etwas abgenommen wird, so wird hinten bei den Marschen immer etwas zugefügt. Die ganze Insel bewegt sich also dem Festlande zu und wird vielleicht in 1000 Jahren ganz auf das Festland zurückgeworfen und mit demselben verbunden sein.

Uebrigens ist jenes entlegene untergehende Dünendorf für die friesischen Alterthumsforscher noch in mancher Hinsicht interessant. Denn die Bewohner desselben, die sich jetzt nach dem Untergange ihrer Felder von der Fabrication von Palmstricken, vom Fischfange und von dem, was der Strand ihnen zuspült, nähren, haben in ihrer kleinen Gemeinde noch manche alte Sitte, manchen eigenthümlichen Aberglauben, eine eigene Sprache und besondere Worte bewahrt.

Die Sylter bezeichnen daher auch oft die Kantumer als für den Forscher bedeutungsvoll. Sollte es aber mit der Abnahme dieser Nation wie bisher fortgehen, so werden bald nur noch 2 oder 3 alte Leute im Besitze aller jener von Kind auf Kindeskind tradirten Schätze sein.

Uebrigens sollen Contraste und Extreme sich ja wohl überall begegnen. Und so fanden wir denn in diesem Dorfe eine Familie, deren Stärke der blühendsten Hauptstadt würdig gewesen wäre. Es war die eines Normanns, der sich mit einer Friesin verheirathet und mit ihr 22 Kinder gezeugt hatte. Diese hatte, wie sie uns erzählte, 9 Söhne als Schiffer und Matrosen auf der See.

Von Rantum aus ragt die schmale unheimliche Dünenkette noch 3 Stunden weit nach Süden hinaus. Sie ist völlig unbewohnt und endigt mit den Hörnumer Dünen, die einen sehr unheimlichen wilden Anblick gewähren.

Auf dieses bei den Schiffern übelberüchtigte Vorgebirge, das sonst von Seeräubern bewohnt wurde, verbannten die Inselbewohner alles Unheimliche. Da spukt's, da ruht der Wind nie, und die Seelen der erschlagenen Schiffer und Verunglückten ziehen dort noch im Sturm am Strande herum.

Von jenen Seeräubern mag wohl noch der alte Vers herkommen, den ich hier hörte, und der ungefähr so klingt wie das Räuberlied bei Schiller: „Ein freies Leben führen wir ic. Er heißt so:

„Frei ist der Fischfang,
 Frei ist die Jagd,
 Frei ist der Strandgang,
 Frei ist die Nacht,
 Frei ist die See
 Auf der Hörnumer Meer“ (Rhebe).

Es mag wohl jetzt noch manchen Strandgänger geben, der diesen Berg vor sich hindrummt.

Auf einer der Sandbänke, die sich von diesem Vorgebirge aus weit in's Meer hinausziehen und sich mit den Anruumer Sandbänken vereinigen, soll das Gerippe eines großen Thieres im Sande liegen. Die halbvergrabenen Knochen blicken noch aus dem Sande hervor, und man zeigte uns ein Stück von einem solchen Knochen, das ein Schiffer dort losgeschlagen hatte. Die Schiffer meinten, die Knochen wären versteinert, und allerdings war das Stück, welches man uns zeigte, fast so hart wie Stein. Höchst wahrscheinlich ist es das Gerippe eines Wallfisches, der vor undenklichen Zeiten hier scheiterte und auf den Strand lief. Vielleicht haben sich die Knochen im Sande und im Seewasser etwas verhärtet.

Dieses Gerippe, sagten uns die Leute, könne man indess nur alle 10 Jahre ein Mal sehen, wenn es sich trüfe, daß bei anhaltenden Ostwinden das Meer sich weit vom Ufer zurückzöge. Es sollen noch an mehreren anderen Stellen der jütischen Küsten solche Wallfischgerippe liegen, namentlich auch eins auf der obersten Spitze der Halbinsel bei Skagen.

Bei solchen niedrigen Wasserständen sieht man auf den diese Inseln umgebenden Sandbänken überhaupt Alles zum Vorschein kommen, was sonst das Meer gewöhnlich verdeckt, z. B. Hafenplätze, ehemalige Häuser, Steine von Brunneneinfassungen, Kirchentrümmer, alte Begräbnisstätten und sonstige Gemäuer, die Ruinen von

Wendingstedt und dazwischen die Gerippe von untergegangenen Schiffen.

Namentlich soll im Norden der Insel das Gerippe eines großen Ostindienfahrers liegen, das in gewissen Perioden über den Spiegel des Wassers hervordrückt.

Es müßte sehr interessant sein, einmal eine Reise zu allen diesen aus dem Meere hervorragenden Trümmern und Thiergerippen zu machen. Man müßte nur dabei dafür sorgen, daß das Meer sie nicht unversehens mit sammt den Reisenden mit dem Schleier der Vergessenheit überzöge.

An dem niedrigen Strande von Rantum blickten wir über den Spiegel des von den Dünen geschützten ruhigen Binnenmeeres, das die Leute hier eben so wie anderswo das „Haff“ nennen. Die Landenge ist hier so schmal, daß man den großen Ocean draußen durch die Dünen hindurch toben und branden hören kann. Bei der Rückkehr bemerkten wir über dem Haff und über den Wiesen der jenseit liegenden Halbinsel eine Luftspiegelung. Meine Freunde sagten mir, daß man hier mehre Arten von Luftspiegelungen kenne, und daß die Friesen verschiedene Namen dafür hätten. Leider habe ich diese Namen vergessen, nur ein sonderbarer, für das Erzittern der unteren Luftschicht an heißen Sommertagen, ist mir im Gedächtniß geblieben. Sie nennen dieses Phänomen „Wedderkater.“ Die Jüten sollen dasselbe noch sonderbarer „Jacobloi“ (den faulen Jacob) nennen. Ich möchte wissen, was das hübsche und unterhaltende Phänomen, das wie

ein Tanz der Luftgeister aussieht, mit einem faulen Jacob oder einem Kater gemein hat.

Auf dem Rückwege zu unserer Insektenresidenz besuchten wir noch eine der runden Burgen von Splyt, welche die Sitze alter Insekten Tyrannen gewesen sein sollen. Sie hieß Tinnumburg und lag, eben so wie die oben bei Föhr geschilderte, an den Gränzen der Seeß und der Marsch. Auch war sie im Uebrigen eben so beschaffen, wie jene, und es erhob sich unter uns hier ein eben solcher Streit wie dort über die eigentliche Bedeutung dieser sogenannten Burgen, der aber von der einstimmigen Volkslage hier wie überall zu Gunsten der kriegerischen Bedeutung derselben entschieden wurde.

Die Gegend um die hohen Wälle der Burg herum war weit und breit mit einer unzähligen Menge kleiner Erdhügel bedeckt, die sich wie hohe Maulwurfs- haufen ausnahmen. Wir fragten einige dieser Hügel, die mit Gras bedeckt waren, auf und fanden sie voll von kleinen hellgelben Ameisen. Man sagte uns, daß alle Hügel von diesen Ameisen herrührten, und daß dieselben hier überall in den zahlreichsten Colonien an der Gränze der Marsch und der Seeß wohnten.

Die Marschen von Splyt sind nicht eingedeicht und werden daher nicht selten überschwemmt. Jene Ameisen aber, die an der Gränze von diesen Ueberschwemmungen zuweilen erreicht werden, retten ihr Leben dabei mit Hilfe jener dichten Grasdecke, welche über ihre Wohnungen gezogen ist, und die das Wasser nicht durchläßt.

Der Austernfang und die Seehundjagd.

In Kopenhagen, in Stockholm, in Petersburg machen die Leute sich viel aus den sogenannten holstein'schen oder Flensburger Austern. Ich hatte sie in der letztgenannten Stadt genossen, ohne genau zu wissen, wo und wie diese Delicatesse eigentlich gezogen und gefangen werde. Es freute mich daher nicht wenig, als ich erfuhr, daß ich hier bei den friesischen Inseln in das eigentliche Geburtsland jener berühmten Thiere gekommen sei, die in Petersburg „holstein'sche“ genannt werden, weil man unter Holstein auch Schleswig mit begreift, oder „Flensburger,“ weil sie von Flensburg auf der Ostküste der Halbinsel verschifft werden.

Wir wünschten einem Austernfange beizuwohnen, und am folgenden Tage hatten unsere Syder Freunde ein sehr appetitliches kleines Austernschiff flott gemacht, und wir segelten damit in angenehmer Gesellschaft nach Norden, wo die besten Austernbänke liegen.

Man sagt, daß die Austern hier auf Befehl des Königs Kanut's des Großen ausgesäet worden seien. Die Beschaf-

fenheit des Meeresbodens war wohl besonders günstig für die Ausbreitung dieser Thiere, die kein zu tiefes Wasser lieben und die sich hier auf den Sandbänken weit verbreiten können.

Da die Sandbänke meistens ziemlich eben sind, so ist hier auch der Austernfang leichter als z. B. an den norwegischen Küsten, wo man die Austern von den Felsen auf eine beschwerliche Weise abbrechen muß.

Die Austern lieben ein frisches und bewegtes Wasser und setzen sich daher in der Regel an den Rändern der Sandbänke fest, da, wo diese zu den tieferen Rinnen abfallen. An diesen Rändern giebt es die meiste Bewegung, die den Austern frisches Wasser zuführt. Aus eben dem Grunde sitzen sie auch gern in den Engpässen zwischen zwei Inseln, wie man denn überhaupt annehmen kann, daß sich alles Leben in der ganzen Natur an Rändern und in Verengungen, in Schluchten und Verstecken concentrirt; die Läuse des Balkfisches wohnen, wie wir sahen, unter seinen Flossen, die Säume und Pflanzen verkriechen sich an den Rändern der Thäler, die Menschen concentriren sich in großen Hauptstädten an den Meerengen, im Inneren der Buchten und an den Ufern und Rändern der Seen und Flüsse.

Die besten und schwachhaftesten Austern sollen da sein, wo das Wasser am muntersten bewegt ist, und wo ihnen, den Unbeweglichen, die nicht auf ihre Naherung Jagd machen können, diese immer neu zugeführt wird.

Da zwischen diesen freiflüssen Inseln täglich zwei Mal ein frischer Wasserstrom sich ergießt, der eine Menge nährenden Thellchen herbeiführt, so ist hier trefflich für sie gesorgt.

Die vornehmsten Austerndänke liegen bei den Inseln Amrum und Sylt. Sie sind königliches Eigenthum und vom Staate an eine Gesellschaft verpachtet. Diese Gesellschaft zahlt noch jetzt jährlich 20,000 Thlr. dafür und hat eine Menge freiflischer Austerndänke im Golde, die besonders im Herbst mit dem Fange derselben beschäftigt sind.

Zwischen Amrum und Sylt bei Hörnum und im Norden von Sylt bei List liegen die besten Dänke, weil es hier das frische Wasser giebt. Alle diese Dänke haben besondere Namen, und die renomirteste von ihnen ist die sogenannte „Hüntje“ oder „Höntje“, der wir zuerst erwähnten. Sie liefert die fettesten und besten Auster, denn es giebt auch Dänke, auf denen nur geringere Thiere von dritter und vierter Qualität vorkommen.

Die Veränderungen, welche beständig im Meere statthaben, und die Einflüsse der Bitterung sind aber im Stande, die Austerndänke anzugreifen, im Werthe zu vermindern oder sie ganz zu zerstören. Es wird daher im Laufe der Jahrhunderte zu Zeiten nöthig, sie zu versehen oder neue anzulegen, oder die alten mit Nachwüchsen zu versehen.

Soll dies geschehen, so verfährt man ein Schiff mit anderwärts gefangenen jungen Auster, läßt es über der Bank, die man zu bepflanzen gedenkt, hinsetzen

und weist von Zeit zu Zeit die kleinen Schaafstern aus. Wenn das Experiment gelingen soll, so muß man fast eben so Vieles beobachten, wie der Ackermann bei seiner Getreideaussaat, nämlich sowohl die Lage und Tiefe der Bank, als auch die Zeit der Aussaat und das Alter der jungen Kustern.

Es giebt Bänke, wo sich viel Schlamm ansetzt, die Kustern liebt aber einen festen Sandboden. Andere Bänke dagegen liegen zu tief, so daß die Kustern dort von der Luft zu sehr entfernt werden. Noch andere Bänke wiederum sind zu hoch, so daß zu fürchten ist, daß bei anhaltendem Ostwinden die ganze Bank bloß gelegt werden könne. Die Kustern dürfen nicht zu jung und nicht zu alt, sondern sie müssen im besten Alter sein, damit sie sich tüchtig fortpflanzen und eine frohliche Nachkommenschaft erzeugen.

Strenge Winter sind den Kustern besonders gefährlich, da sie dann leicht unter der Eisdecke ersticken. Der Winter von 1829 — 1830, wo das Eis unverwundbar viele Wochen lang festlag, zerstörte hier mehrere Kusternbänke.

Der Mensch mag ein Geschäft betreiben, welches er will, er ist immer allerlei Noth und Drangsal ausgesetzt und hat immer Nachdenken und Vorsicht nöthig, selbst zu einem so einfachen Geschäfte, wie es die Pflege und der Fang der dummen Kusternthiere zu sein scheint. Zu jedem Dinge gehört Kunst und Wissenschaft.

Wenn einige alte Bänke, sei es in Folge von

harten Wintern, sei es in Folge von sonstigen Uebeln — die Auster haben Krankheiten, sie haben Feinde im Meere, die sie verfolgen, — sehr mitgenommen sind, so gewährt man ihnen einige Jahre Ruhe, so wie die Forstmänner zuweilen ihren Wäldungen und Wildständen Ruhe gönnen. Auf den jungen Bänken thut man zuweilen einen Zug, nur um zu sehen, wie die Thiere gedeihen.

Auch wir befanden uns eigentlich auf einer solchen Probefahrt. Denn wie man einen Weinkenner im Weinkeller von Faß zu Faß führt und ihn von jedem kosten läßt, so fuhr man uns auf verschiedenen Austerbänken herum, die wir wie Butterfässer anstachen und kosteten.

Auf der einen Bank wurden die Auster etwas alt und mager, auf der anderen delikat und fett gefunden. Auf der einen waren unzählige leere Schalen dabei, auf der anderen erwiesen sich alle Schale gefüllt.

Auch die leeren Schalen sammeln die Fischer sehr sorgfältig und werfen sie wieder ins Meer. Wenn ich mich recht erinnere, so sagten sie, sie thäten dieß, um den jungen Auster dadurch wieder bequeme Anhaltspuncte zu verschaffen.

Gefangen werden die Thiere auf folgende Weise. Man hat ein etwa 4—5 Fuß langes, starkes Eisen, das auf der vorderen Seite etwas geschärft ist. Dieß ist das Streicheisen, welches über den Boden des Meeres hingeschleift wird und die Auster loobricht.

An diesem Eisen hängt ein aus eisernen Ringen zusammengefügter kurzer Sack, der vorn durch einen eingespannten Bogen offen erhalten wird. Zwei eiserne Ötangen gehen vor dem Sacke in einem rechten Winkel zusammen, so daß sie mit dem Streicheseisen einen Winkel bilden. An der Spitze dieser Stange ist ein Strick befestigt, an welchem die ganze Vorrichtung hinter dem Schiffe hergeschleppt wird.

Die Leute werfen zuweilen zwei solche eiserne Sacke zugleich aus. Läßt man das Instrument senkrecht herunter hängen, so sieht es ungefähr wie nebenstehende Figur aus; unten auf dem Meeresboden kommt es schon von selbst zurecht zu liegen. Das Streicheseisen schiebt die Auster und wirft sie nachwärts in den eisernen Sack. Das Schiff segelt dabei natürlich immer fort. Doch erfordert das auf diese Weise etwas genirte Segeln einige Vorsicht in der Stellung der Segel.

Unsere Schiffer besaßen zwar keine Karten von ihren Austerbänken, aber sie hatten eine Menge ebenso unrichtlicher Zeichen an den Ufern der Inseln, an denen sie wahrnahmen, ob sie sich über einer Austerbank befanden oder nicht. Wenn ihnen dieser Austerthurm gerade zur Rechten, jener gerade zur Linken stand, wenn diese Mühle gerade den Gipfel jener Düne zu decken schien, oder wenn ein solches Haus, oder ein solcher Busch zuerst hinter dem und dem Sand-

vorgelagte sichtbar wurde, dann wußten sie mit Gewißheit, daß sie sich auf dieser oder jener Bank befanden.

Die Austernfischer selbst nennen sich auf Englisch „Striker“, welches Wort vermuthlich so viel als „Stecher“ bedeutet und wahrscheinlich von der beschriebenen Operation hergeleitet ist, die mehr einem Abschreihen der Austern vom Boden als einem Fischen ähnlich ist.

Die Striker liegen im Herbst, in der Zeit des Austernfanges, — die Austern werden vorzugsweise in der Herbstzeit gefangen, weil sie dann weicher leicht verdaulich sind und auch von Haus aus gesünder sind als im Sommer. — oft Wochen lang auf der See, und gewöhnlich frieren sie alle Jahre ein Mal im Eise ein und erquirern dann mitunter, ihr Leben bloß mit dem so oft genannten Frühstücksdelicatessen feisten zu müssen.

Die Austern werden sogleich am Bord des Schiffes in Tonnen verpackt. Es kommen etwa 700 Stück in ein Faß. Die meisten gehen nach Hamburg und Flensburg und werden von beiden Orten aus nach Berlin, Petersburg und vielen anderen nordischen Hauptstädten geschafft.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß bei unseren jetzigen Eisenbahnen, Dampfschiffen und sonstigen raschen Beförderungsmitteln die Austern, wie jede andere schnell verderbliche Waare, sehr an Werth gewinnen werden und daß man sie mehr und mehr begehren wird, weil sie nun über ein weit größeres Gebiet rasch vertheilt werden können.

Die Austernparke, wie man sie an den Küsten

von Frankfurt und Belgien sieht, kennt man hier nicht. Wie wir sagten, verkaufe die Regierung ihre ungeführten Austern (ungefähr 2000 Tonnen) an Det und Sieke jährlich für 20,000 Thlr. Ich möchte aber wohl wissen, wie hoch sich die Summe beläuft, welche die Souveräne jährlich für diese Austern bezahlen, wenn sie sie auf dem Teller vor sich haben.

Die Hamburger thun damit groß, daß sie frischere Austern zu offen bekommen als wir übrigen Deutschen im Inneren des Landes. Aber es giebt hier wahre Aestere, welche die Austern so frisch genießen, wie sie stand sonst auf Erden, und die ihrer Seite wieder die Hamburger verachten. — Namentlich thun diese die sogenannten Geisterne, welche große Fische der Austern sind. Sie überraschen die Austern, wenn sie sich eben der frisch herankommenden Fluth eröffnet haben, und langen mit ihrer elastischen aber zähen Aestere, wöhen sie sich zwingen sie so, sich ihnen preiszugeben.

Wir fangen eine Menge von diesen kleinen Wüchslingen, von denen natürlich von den Stücken keines begnadigt würde.

Es giebt auch Würmer, die sich in dem Fette der Austern selbst erzeugen und sie dann für Menschen ungenießbar machen. Zuweilen leiden ganze Bänke am Darne, so daß man sie nicht berühren kann. So ist die Natur überall geübt, selbst im frischen, Gesundheit athmenden Meere.

Auch im Vogelfische haben die Austern ihre Feinde, nämlich die sogenannten „Austernfische.“ Diese Vögel sind

auf allen diesen Insekt zu finden. Sie sind sehr groß, wie die Krähen, schwarz und weiß gefiedert, langbeinig und mit hochrothen Füßen und Schnäbeln versehen. Ihr Schnabel ist offenbar von der Natur zum Hacken und Einschneiden eingerichtet. Er ist spitzig und so stark wie ein dickes Messer, und dabei nicht wie ein Entenschnabel in die Quere abgeflacht, sondern umgekehrt, so daß, wenn man einen Entenkopf auf den Kopf eines Austerfängers legen wollte, die Flächen ihres Schnabel sich senkrecht schneiden würden.

Da indeß oft selbst unsere stählernen Messer die Gewalt der Muskeln, mit denen die Auster ihre Gehäuse zusammenziehen, nicht zu überwinden vermögen, so ist es kaum glaublich, daß dieser Vogel mit seinem weichen Schnabel dieß zu thun im Stande sei.

Ich sprach häufig darüber mit den Leuten. Einige sagten, der Vogel wisse die Auster, wenn sie geöffnet daliege, an ihrer wundesten Stelle, mit dem Schnabel rasch hineinfahrend, so zu treffen, daß sie gleich ermatte und sich ihm ergebe. Andere glaubten, er flöge mit der Auster in die Luft, ließe sie dann aus der Höhe herab auf Felsen fallen und zerschmettere sie so. Dieß ist aus vielen Gründen unglaublich, besonders auch deshalb, weil hier rund herum keine Felsen sind. Wieder Andere meinten, der Vogel möchte wohl bloß auf diejenigen Auster Jagd machen, welche vom Sturme an's Ufer der trockenen Bänke hinaufgeworfen würden und dort verschmachteten. Dieß ist am wahrscheinlichsten, wenn es überhaupt gewiß ist, daß der Austerfischer, wie

die Naturforscher allgemein vorziehen, ist vorzugsweise von Austern nährt. Es zerfällt aber so manche Beschreibung, welche die Naturforscher von ihrem Stur bezuimmern aus machen, in Nichts, wenn man der Natur selber hier und da etwas näher tritt. Es ist's vielleicht auch bei diesem Vogel mit seinem supponirten Austerfange.

Bei abgezogenen Schalen finden wir eine Menge Auster, die alle mit kleinen Seeegeln und sogenannten See-urpen sehr stark bewachsen waren. Dies war unsern Seefahrern gar nicht recht, denn dieser Befund war ihnen ein Zeichen, daß diese Bank in irgend einer Beziehung stehen müsse. Die Auster müssen außen eine möglichst reine Schale haben. Gesunde, starke Auster dulden solches Bewachsen nicht, und das Vorhandensein von Wachspflanzen ist immer ein schlimmes Anzeichen.

Das Wachsthum der Auster ist mir ein wahres Wunder und Räthsel. Es geschieht wohl meistens nur auf der Rante, wo die beiden Schalen zusammentreffen. Sie legen inwendig jedes Jahr eine neue Schicht von Schale ab. Als zum völligen Auswachsen vergrößert sich ihr Haus, dann aber wird der Rand inwendig durch die jährlich abgelagerten Lagen immer kleiner.

Man erkennt diese Schichten mehr oder minder deutlich und soll davon das Alter der Auster berechnen können, da jede neue Schicht für ein Jahr gilt.

Die Leute sagen uns, man könne an einer Auster zuweilen nicht über 40 Jahresschichten zählen. In einem

Kopenhagener Museum sah ich eine Muschel, deren Schale über einen Zoll dick war. Der innere Raum, in dem das Thier geflossen, war durch die abgelagerten Schichten so verengt, daß es frey vor seinem Ende fast zu einem Nadeln zusammengeschrumpft sein mußte. Es mochte vielleicht 100 Jahre alt geworden sein, wahrlich für eine Muschel, die Jahr aus Jahr ein nichts thut, als in derselben Wiege, in der sie geboren wurde, bequemlich zu schlafen und nur zuweilen frisches Wasser zu schnappen, ein außerordentliches Geschenk von dem Urtheiler von Leben und Tod, besonders in Betracht dessen, daß dem nie rastenden Menschen im glücklichsten Falle auch keine größere Frist zugemessen ist. — Die Seelen, welche bei der Seelenwanderung in Muscheln verweilt werden, da ein Jahrhundert lang in engem Gefängniß sitzen und dabei noch von Wärmern geplagt werden, wußten wohl als Menschen die schlimmsten von allen gewesen sein.

Unter den ausgefarbenen, ausgefaltten, ausgefrorenen Muscheln, die wir heraufhoben, befanden sich viele, welche gerade in der Mitte der Schale ein Loch hatten und also ringartig gestaltet waren. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß die Muscheln eben so von innen nach außen wieder vergehen, wie sie von innen nach außen wachsen. In der Mitte sitzt der kleinste Theil der Schale, und dieser wird zuerst mürbe und faul, von da geht das Verderben weiter nach außen. Auch hier ist eine Analogie mit dem Baume, der ebenfalls zuerst in seinem Kerne oder Marke anfängt.

Wir freuzten freichend drei Meilen weit um die Riffe hinauf. Zuweilen entdeckten wir unterwegs ein vorzüglicher Gänsehuhn auf dem Meer, und kamen wie näher, so erobete sich dieses Gänsehuhn als ein außer- mer Fischer, der in seinem Boote auf- und nieder- schwankte und in stiller Beschäftigkeit Buxen und Schwim- mel ansetzte.

Endlich gelangten wir zur „Gänse,“ die ihrem Namen nicht von Küstern, sondern von Hundern, näm- lich Seehunden, die auf ihr nicht selten erscheinen, er- halten haben soll.

Wir waren hier in der Meerenge zwischen den Inseln Ronne und Liff und merkten dies bald nicht nur an dem stärker strömenden Wasser, sondern auch an dem lebhafteren Durchzuge von Seethieren.

In den Meerengen gibt es immer mehr Leben und Passage, wenn nicht von Schiffen, von denen hier keine Rede war, denn unser Aukerboot war das ein- zige Fahrzeug weit und breit in dieser Einsamkeit, doch von Seemagern. Sechs Delphine zogen in der Nähe unseres Schiffes vorüber, alle sechs wie die Gänse in ganz gleichen Umständen hintereinander, als wären sie an eine Schnur gereiht, alle sechs wie auf Verabredung mit den Rücken über das Wasser auftauchend und dann wieder in ihrer eigenthümlichen saumlosen Weise, die ihnen auch bei den Schiffen den Namen Taumel (Dümler) verschafft hat, ins Meer hinabstiegender.

Sie schienen sich in ihrem Marsche durch un- ser Schiffen in Nichts fördern zu lassen und man

schritten so regelmäßig, wie ein Trupp Soldaten, welche die Wache beziehen, an uns vorüber. Es macht einen sehr komischen Eindruck, von dummen Thieren solche menschliche Manöver ausgeführt zu sehen, die eigentlich keinen Zweck haben und doch so aussehen, als hätten sie einen höchst wichtigen.

Uebrigens kann man bei manchen menschlichen Beschäftigungen oft einen ganz ähnlichen Eindruck empfangen. Wir gebärden uns oft, als hätten wir das Wichtigste zu thun, sparen mit der Zeit, laufen hastig, und fragt man uns, was die Triebfeder all' dieses Thuns sei, so zeigt es sich, daß es ein Trugbild ist.

Auch große Stöcke passirten hier, und wir sahen einige von ihnen sich aus dem Wasser erheben und vor lauter Lust und Uebermuth, so dick sie waren, in die Luft springen, wie die Facellen es in unseren Waldbächen thun.

Auf einer vorspringenden Sandfläche, nahe der Hiantsje, lag ein einsamer Seehund ganz ruhig und schien seine Stieße zu feiern, wie diese fetten Herren dies gern thun. Wir folgten etwa 100 Schritte weit vor ihm vorüber, er ließ sich aber nicht hören und blieb an seiner Stätte.

Die Seehunde haben unter allen Säugethieren, so wie die Affen unter den Landthieren, mit dem Menschen die meiste Aehnlichkeit. Ihr runder Schädel, ihr helles Auge, das behende Drohen und Umhülfen mit dem Kopfe giebt ihnen etwas sehr Kluges. Ihre Jungen schreien wie die Kinder der Menschen, und wenn sie auch nicht

sprechen, so niesen und schnauben und prusten sie doch nach Art der Menschen, wie ich dieß in England bei jungen Seehunden zu bemerken Gelegenheit hatte. Und wenn ein Thier niest, so klingt dieß beinahe ebenso verständig, als wenn es gesprochen hätte.

Ich muß gestehen, diese ganze Scene hat sich mir unauslöschlich tief in's Gedächtniß geprägt und steht mir noch immer als deutliches Bild vor Augen, — auf der einen Seite die öden Dünenhügel von List, die sich mit langen dürrn Armen in's Meer erstrecken und in die nahen Häfen und Meeresarme eindringen, welche kein Schiff besucht, auf der andern Seite im Nebel des Horizontes die Sandbänke der Insel Romoe, weit und breit das todte segellose Meer, — die Schiffer meiden diese gefährliche See, nur von Angst und Sturm getrieben kommen sie hierher, — in der Mitte diese soldatisch marschirenden Delphine, diese lustig hüpfenden Störe und recht im Centrum der auf seiner Sandklippe ruhende Seehund, der philosophisch auf die Wasser- und Sandebenen hinablickte. Ich beneide so ein Thier aus dem Grunde meiner Seele, da es keiner Kleidung bedarf, sich nichts aus Sturm und Kälte macht, in die Tiefen des Oceans hinabsteigt, wenn es ihm gefällt, und ebenso wieder an die Luft und zum Festlande hervorkriecht. Was könnte man als denkender Einsiedler nicht an Zeit sparen, wenn man so auf einer Sandbank leben und über das Schicksal und die Bestimmung der Welt nachsinnen könnte, ohne Sorge für Nahrung und Kleidung, nur gelegentlich zur Stillung des

Hungers einen vorüberziehenden Lachs oder Hering erschnappend.

Die Insel Rom oder Röm ist nichts weiter als eine etwas höher als gewöhnlich über's Meer hervortauchende Sandbank. Die Bewohner dieser Insel, die jütischen Römer, sind noch jetzt eben so berüchtigt, wie die italienischen Römer zu der Zeit des Raubs der Sabinerinnen, wenigstens bei den südlichen Friesen und Schleswigern. Man sagt, sie seien ein räuberisches Gesindel, das die armen strandenden Schiffe und Schiffer nicht zum Besten behandelt. Sie sind keine Friesen, sondern Jüten, und sollen dem Trunke und anderem tollen Treiben ergeben sein. Die Friesen nennen sie eigentlich nicht Römer, sondern „Römmer“ und noch gewöhnlicher „Ramsen.“ Die Friesen, scheint es, bilden nur die Volkswamen ihrer eigenen Landsleute mit der Endung „inger,“ z. B. Föhvinger, Amtinger, Splytinger zc. Sie sagen von Fremden nie: Röminger oder Fühvinger. Die Sylbe „inger“ scheint höchst friesisch zu sein, man findet sie wenigstens an der ganzen Küste von hier bis in den Süden zu den Stebingern, Ledbingern, Butjadingern an der Elbe und Weser, und nach Westen bis zu den Gröningern, Scheveningern, Wageningern, Greveningern in den Niederlanden.

Die Seehunde werden hier schon in ziemlicher Menge gefangen. Es giebt deren an allen jütischen und dänischen Küsten, auch bei allen dänischen Inseln der Ostsee. Dort auf diesen dänischen Inseln gehört die Seehundsjagd selbst zu den Vergnügungen der Herren aus den gebildeten Ständen. Wer ein Gut am Strande hat,

der schiff oft zu einsamen Inseln, Vorgebirgen und Sandbänken hinüber und stellt sich dort auf den Anstand wegen eines Seehundes, wie wir es eines Hasens wegen thun. Um den Jäger zu verdecken, errichtet man daselbst gewöhnlich aus Stroh geflochtene Wände.

Doch kommt der Mensch diesen Thieren hier auf verschiedene Art bei. Eine dieser Arten z. B. ist folgende. Die Jäger nehmen ein kleines Boot und segeln damit nach der Gegend, wo sie Seehunde vermuten. Sobald sie deren ansichtig werden, legen sie sich der Länge nach in's Boot und lassen dieses wie ein menschenleeres Schiff auf die Seehunde zutreiben. Die Thiere fürchten sich vor einem leeren Schiffe nicht und lassen es nahe herankommen. Das Boot schaukelt auf den Wellen auf und ab, und der Jäger muß nun den Augenblick, wo es mit der Spitze in das Wellenthal hinabgeht, wahrnehmen und in diesem das Thier erlegen.

Hier und da sind die Seehunde schon so häufig, daß sie wie in Grönland und anderstws mit Knüppeln erschlagen werden. Und erlegen die Leute auch nicht, wie dort, Hunderte, so giebt es doch wohl auf einer einzigen Jagd eine Ausbeute von 30 bis 40 Stück. Es ist schwer, sich den schlafenden Thieren zu nähern; hat man sie aber einmal überrascht, so ist es auch leicht, sie alle zu fangen; denn sie schlafen so fest, daß das eine oft nichts davon merkt, wenn man seinen Nachbar erschlug. Die Seehunde selbst kennen diese ihre schwache Seite und wissen wohl, daß sie leicht die rechte Zeit verträumen; daher stellen sie Wachen aus, welche bei Zeiten Alarm

schlagen. Eben so gut wissen sie, wie plump und unbeholfen sie sich auf dem Festlande bewegen, wie schwer es aber den Menschen wird, ihnen im Wasser zu folgen. Sie kriechen daher zwar immer der Bequemlichkeit halber an flachen Sandbankstellen auf's Festland hinauf, Posto aber zum Schlafen oder Sonnen fassen sie nur an schroffen Uferstellen, wo das Wasser tief ist, und wo sie daher mit einem Sage in's Meer hinabspringen können. Werden sie auf einer langen, allmählig abfallenden Sandbank von Menschen überrascht, so sind sie allemal verloren, weil sie trotz aller Anstrengung, ihrem Verderben zu entinnen, nicht im Stande sind, die lange Arrioregarde des Fettschwanzes rasch genug fortzuschleifen. An den schroffen Ufern aber, die sie sich als Lieblingsplätze aussuchen, und wo sie wie die Sirenen an der Küste Siciliens scherzen und verkehren, bedürfen sie nur eines Sages, sich in Sicherheit zu bringen.

Die Leute legen hier diesen Thieren auch Angeln im Sande, in denen sie sich mit den Füßen fangen. Allein unsere Schiffer gaben uns die Beschreibung von einer noch grausameren oder wenigstens in der Vorstellung gräßlicheren Fangweise mittels Haken, die so gelegt werden, daß die Thiere sie sich selbst in die Brust stoßen. Dergleichen eiserne Haken sind an einem Quereisen befestigt und mittels eiserner Ringe und Ketten mit einander verbunden. Man hat Fangeisen mit 30—40 solcher Haken in geringen Entfernungen von einander, und diese ganze Hakenreihe wird an zwei langen Ketten oder

Stricken ausgespannt und im Wasser da vor Anker gelegt, wo die Seehunde gewöhnlich in's Wasser hinabzuspringen pflegen. Die Haken stehen etwas schief und sind ein wenig gekrümmt, so daß sie gerade mit dem ebenfalls etwas schrägen Sprunge des Thieres zusammentreffen müssen. Da die Seehunde, wie gesagt, gewöhnlich an einer anderen Stelle die Sandbank hinauf- und an einer anderen hinabgehen, so merken sie nichts von der ihnen gelegten Falle, und werden sie nun im Schrecken gesetzt, so stürzen sie sich mit Gewalt auf die Haken hinab, und mancher bleibt dabei, wenn es glücklich geht, hängen. Die armen Thiere müssen sich oft lange auf ihren Haken herumdrehen, bevor der Mensch sie völlig tödtet.

Die hübscheste, aber auch arglistigste Weise, die Seehunde zu fangen, ist die, bei der die Menschen sich selbst als Seehunde verkleiden und sich mitten in die Gesellschaft dieser Thiere begeben. Ich glaubte sonst, daß diesen Kunstgriff bloß die Grönländer verständen, aber ich hörte zu meiner Ueberraschung, daß auch die Friesen hier ganz ähnliche Künste üben. Sie haben ein aus Seehundsfellen gefertigtes Kleid, das sie über den Kopf und den ganzen Leib ziehen. In diesem Kleide kriechen sie oft auf langen Strecken über die Sandbänke langsam und unbehilflich zu den Seehunden heran. Am leichtesten verráth sich der Mensch durch seine langen Arme und Beine. Sene ziehen sie daher bis zum Ellbogen an die Brust heran, und die Bewegungen der Beine verbergen sie unten am Boden, indem sie

ein nachschleppendes Fell darüber hinwerfen. Die Finte halten sie unter dem Leibe.

Oft kriechen zwei oder drei Jäger zugleich auf verschiedenen Wegen zu den Seehunden hin. Daß diese Maskeade ihnen so häufig gelingt, ist ein neuer Beweis davon, wie viel Aehnlichkeit der Mensch mit diesen Thieren hat. Eine gut zusammengepackte ägyptische Mumie ist kaum davon zu unterscheiden. Ich sage dieß nicht, um den Menschen herabzumwürdigen oder zu bespötteln, sondern will ich daraus beweisen zu können glaube, daß die Alten ihre Vorstellungen von den Tritonen, Sirenen, Nereiden und anderen mythischen Halbmenschen und Halbfischen von den Seehunden hergenommen haben.

Die Seehunde haben allerlei wunderliche Manieren und machen pugige Gesten und Pantomimen. Besonders lebhaft sollen sie werden, wenn das Weibchen das Männchen ruft, sowie wenn sie sich schändeln und kosen. Sie halten zuweilen im Kriechen still, erheben sich, schwingen sich mit dem Kopfe und Oberleibe hin und her und zappeln mit den Vorderfüßen.

Die Menschen, welche sie beschleichen, wissen ihnen dieses Spiel täppisch, d. h. hier geschieht genug nachzumachen. Sie erheben sich wie sie, schwingen sich mit Kopf und Brust recht plumpe hin und her und zappeln mit den Händen, als riefen sie ihre Genossen.

Sind sie ihnen endlich nahe genug, so werfen sie die Maske ab, und es heißt für die Thiere: *sauvo qui peut!* Ein jüdischer Schiffer, mit dem ich einmal über diese

Jagd sprach, und der mir eine Schilderung davon machte, begleitete seine Erzählung so durchgängig mit den eigenthümlichen Gesten und Manieren der Seehunde, daß sie ihm ganz natürlich geworden zu sein schienen, und ich ihn geradezu einige Mal an dem Arme fassen mußte, um ihn zu nöthigen, wieder menschliche Manieren anzunehmen, denn ich war nahe daran, dem guten Manne in's Gesicht zu lachen.

Zuweilen verläuft sich auch wohl ein Seehund in die Dünen, wo er dann leicht von den Leuten, die immer suchend und spürend am Strande auf- und abschleichen, entdeckt wird. Besonders thun die Thiere dieß da, wo das Dünenland so schmal ist, daß sie die Brandung des äußeren Meeres in stillen Nächten von dem inneren Meere aus vernehmen können. Der Seehund geht dem Rufe dieser Brandung, die er ertauscht, nach.

Ich kann noch hinzufügen, daß überall an den Mündungen der Weser und Elbe der Robbenschlag auf den Watten ein kleiner Erwerbszweig der Bewohner ist. Die Robben kommen bis an die Sandbänke bei der Mündung der Ems und auch bis nach Holland.

Bei Liff und Röm giebt es die größten Fischereien dieser Gegend. Es werden hier Störe, Heringe und andere Fische gefangen. Zuweilen, d. h. vielleicht alle 20 Jahre, strandet hier auch ein Walfisch. Dieses interessante Thier war sonst in diesem Meere gar nicht selten, jetzt erscheint es aber hier so verein-

einzel, wie etwa der Wolf in der Lausitz. Indessen sind noch in diesem Jahrhunderte an allen Küsten der Nordsee, in England, Holland, Norddeutschland, Jütland, Norwegen, Wallfische gescheitert und gefangen worden. In dem Museum zu Bremen hängt das Gerippe eines solchen gescheiterten Wallfisches, in dem Museum zu Edinburgh befindet sich ebenfalls eins, und auch die holländischen Museen hat die Nordsee mit solchen Thier skeletten versorgt.

Es wäre interessant genug, wenn wir einmal eine vollständige Zusammenstellung aller Scheiterungsfälle von Wallfischen an den besagten Küsten erhalten könnten.

Die flachen Küsten der friesischen Seeländer sind dem Wallfische besonders gefährlich, und kommt er in diese Gegend, so ist er meistens verloren. Er wird dann vom Sturme auf den Strand geworfen, oder, was wohl noch gewöhnlicher ist, die Fluth führt ihn über die Sandbänke heran, und die Ebbe läßt ihn darauf liegen. Ja, man sagte mir, die Wallfische können zuweilen freiwillig, von Läusen geplagt, auf die Sandbänke, um sich daran zu scheuern, und es ereigne sich dann zuweilen, daß sie ihre große Körpermasse nicht wie herunterbringen könnten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts sollen 10 Wallfische, 5 Männchen und 5 Weibchen, auf ein Mal zwischen der Weser und der Elbe auf den Strand gelaufen sein. Man machte dabei die Bemerkung, daß die Männchen und Weibchen immer in einer Reihe so schwimmen, daß sie mit einander abwechseln, d. h. daß erst ein Männchen, dann

ein Weibchen, dann wieder ein Männchen u. s. f. schwamm.

Ich hörte hier von mehreren neueren Strandungsfällen von Wallfischen. Einer war mir besonders merkwürdig. Jätische Schiffer sahen einen Wallfisch auf einer Sandbank liegen und waren, da er sich nicht regte, der Meinung, er sei todt. Sie kamen also mit Stricken herbei und legten, indem sie diese Stricke am Schwanze und den Flossen befestigten, das Thier vor Anker, damit die Fluth es ihnen nicht wegspülen möchte. Dann sängen sie in aller Gemüthsruhe an, dem Thiere den Speck aus dem Bauche zu schneiden, und brachten auch wirklich einige Tonnen heraus. Als aber Einer etwas tiefer schnitt und mit seinem Hiebe auf Knochen und Fleisch kam, fing die ganze scheinbar todte Masse plötzlich an zu zucken, sich zu regen, zu bewegen und in furchtbaren Convulsionen um sich herum zu schlagen. Der Wallfisch hatte, wie es diesem Thiere oft geschieht, in einer ohnmächtigen Betäubung dagelegen, und die Hiebe in's Fleisch hatten ihn erweckt. Er arbeitete so gewaltig, daß es ihm gelang, tieferes Wasser, das unglücklicher Weise sehr nahe war, zu erreichen, und die Jäten, die dieß noch zeitig genug bemerkten, schnitten so schnell als möglich ihre Stricke ab, um wenigstens diese und die Anker zu retten. Der Wallfisch kann als Säugethier bekanntlich 2, 3 und mehr Tage auf dem Sande liegen, ohne des Wassers zu bedürfen und ohne zu sterben.

Nach einigen Wochen vernahmen die Fischer durch die

Tagesblätter, daß an der östlichen Küste Englands ein gescheiterter Wallfisch mit einem Strickende am Schwanz gefunden worden sei, der offenbar schon ein Mal in den Händen von Menschen gewesen sein müsse, und sie erkannten daraus, daß sie nun alle Hoffnung auf die Wiedererlangung ihres Thieres aufgeben mußten.

Das Land Liff.

Wir landeten endlich auf Liff. Dies ist eine Dünensaset, die durch einen Dünensiftnus mit der Insel Esst zusammenhängt. Liff ist seit 400 Jahren von einer Hand voll Läten bewohnt und gehört unter dänisches Regiment. Die Friesen behaupten, daß dieses Land sonst ihnen gehört habe, und die ersten dänischen Bauern, die dasselbe in Folge eines königlichen Schenkungsbriefes in Besitz nahmen, lebten im Krieg und Unfrieden mit den Friesen. Sie gingen daher nie ohne Waffen aus und durften es auch lange Zeit nicht wagen, die Kirchen der friesischen Dörfer zu besuchen. Sie folgten deshalb jeden Sonntag nach der drei Stunden entfernten Insel Röm zur Kirche, bis sich allmählig diese Streitigkeiten ausgeglichen hatten.

Eigentlich gehöret das ganze Liff'sche Land nur zwei großen Bauergutsbesitzern, welche dänische Volds oder Lehnsleute sind. Wahrscheinlich sind sie die größten Bauergutsbesitzer in ganz Dänemark, denn es gehöret ihnen das ganze Land mehrer Stunden weit rund herum. Da es aber meistens lautes Dünen mit wenig anliegen-

den Wiesen und Aekern sind, so bedeutet ihr Besitz nicht viel. Außerdem wohnen dort noch einige Häuſler, im Ganzen etwa 50 in diesem Erdwinkel verlorene Menſchenſeelen.

Wir beſuchten die Bauern und fanden in ihren Häuſern Alles recht hübſch und ordentlich eingerichtet. Ihre Gehöfte waren groß und geräumig, und ihre Familien präſentirten ſich mit Anſtand und Würde. Auch fanden wir einige dänische Waſbegäfte bei ihnen; die ſich dieſen einfanden Strand ausgeſucht hatten, um die Störungen allzugroßer Geſellſchaft bei der Cur zu vermeiden, ein Zweck, den ſie hier gewiß vollkommen erreichten. Neben den Häuſern lagen Schiffsplanen, Bruchſtücke von Raſten und anderes Schiffsgeräth, das die Bauern von geſtrandeten Schiffen zuſammengeſchleppt hatten. Bei allen ſolchen entlegenen Dänendörfern findet man bergleichen vielantheiliche Reſte der Verſtörung.

Der Afbild des Landes rings umher iſt der eigenthümlichſte, den man haben kann. Das Dorf liegt auf einem hohen Grasplatze, der eine Art Landzunge bildet. Vom da aus gehen Wiesen am Ufer hin und Landeinsiedel, die wir mit dem Vieh der Bewohner bedeckt fanden. Die Wiesen ſehen überall ſchroff gegen die Dänen ab, die in langen, mit Heide bewachſenen Sandmaſſen ſich gegen ſie vorgeschoben haben. Mehrere Buchten dringen ins Land hinein, und lange dünne unbewohnte Dänenarmen ſtrecken ſich zwiſchen dieſen Buchten hin, wie die bemöbten Aeſte eines vertrockneten Baumes. Eine dieſer Buchten heißt der „Schlachten-

hafen," eine andere der „Königshafen," weil hier der ritterliche König Christian IV. im Jahre 1644 eine vereinigte schwedisch-holländische Flotte schlug. Das Andenken an diese Schlacht lebt noch im Munde der Leute.

Um zu begreifen, daß eine solche Schlacht hier zwischen den Dänen geschlagen werden konnte, muß man wissen, daß die Meerenge im Norden von Liss, zwischen dieser Insel und der Insel Röm, einen sehr tiefen Durchgang hat, und zwar den tiefsten und bequemsten aus dem ganzen Rüste der einbreischen Halbinsel. Es können hier aus dem stürmischen Decan die größten Linienfahrtschiffe sich in das ruhige Binnenmeer retten und hinter den Dänen von Anker gehen. Viele, die das „Lister Tief" kennen und erreichen können, benutzen dies in Zeiten der Gefahr, und es ist schon oft die Rade davon gewesen, hier wieder einen brauchbaren Hafen anzulegen.

Wir liefen über die sumpfigen Wiesen hinweg und erklimmten die Dünen, und man wünschte ich wüßte zu können, um dem Leser, der so etwas nicht gesehen hat, einen Begriff von dem Anblick zu geben, der sich uns darbot.

Auf der Innenseite waren alle Dünen von blühenden Heidekräutern, mit welchen sie überzogen waren, dunkelbraun gefärbt. Diese dunkle Farbe warf eine schöne Schattirung in das helle Gelb, von dem die andern kahlen Sandberge schimmerten.

Vor uns lag ein breiter großer Dünenkessel, der wohl über eine halbe Stunde im Umfange haben mochte. Er schien sumpsig und mit etwas Schilf und Guds-

fern auf seinem Grunde bewachen zu sein. Diese weiße Dünengipfel, deren Farbe mit dem dunkeln moorigen Grunde des Koffels in unallegorischen Contrasten stand, rollten sich rings um ihn herum. Ein kleines Mädchen, das, ich weiß nicht, auf welche Botschaft ausgesendet worden war, arbeitete sich mühselig, aber geduldig durch diese Sandeinde hindurch.

Zur Rechten und Linken eröffneten sich noch manche solcher Dünenkessel und mehrere wohl überwachte Dünenerthen, von denen die eine „der Ellenbogen“ hieß.

Vorn über den Dünenkessel hinaus schweifte die Blick auf dem großen Ocean hin, dessen Brandung weit umher das Ufer mit einem weißen Gürtel umschloß. Dieser Gürtel schien uns wie eine dünne schmale Schneemauer fest zu stehen, weil wir zu entfernt waren, um die darin vorgehenden Bewegungen bemerken zu können.

Rückwärts lag uns das ruhige Dänekmeer und vor ihm Königshafen mit seinem prächtigen Namen und tiefen Wafen, aber ohne ein einziges Schiff. Hier und da zeichneten sich im Wasser die Linien der aus dem Meere hervortretenden Sandbänke ab, und da und dort entblühten eine kleine Insel oder Halbinsel ihren nackten Rücken mitten in den graulichen Wogen. Auf einem dieser Sandrücken ragte ein hohes Gerüst hervor; es war eine aus Wallfischrippen gebaute Erntupfsorte, welche die Lister dort einst zu Ehren ihres Königs errichtet hatten.

Wie gesagt, ich kann diese Krone von Dünenerthen und Sandgebirgsreihen, welche hier dem Nord-

schel der Insel aufgesetzt ist, mit nichts Besseren verglichen als mit einem dürrern Baume; nur sind die Aeste Stunden lang, das anhängende Moos wird vom ganzen Moos, Schilf, Heide- und Gestrüppfedern gebildet, jedes Aest gibt eine der Rangen des Baumes ab, jeder Aest bildet ein Astloch, und jedes Heidefeld macht einen Strich in seiner Richtung. Dazu ist der ganze Baum umgestürzt und liegt faulend im Wasser.

Wie die Mütter die Aeste eines solchen Baumes umtanzen, so flogen Schaaren von großen Seemöven von Hügel zu Hügel. Sie saßen in Menge auf der ganzen Seemövenfläche, in großer Gesellschaft und doch einsam, denn jede hatte ihren besondern Platz eingenommen und hielt sich 10 Schritte von ihrer Nachbarin entfernt. Sie nahmen sich in der Ferne wie weiße Blumen aus, die am Saume des Ufers blühten. Sie nickten und schauten sich zuweilen hin und her, und es schien, als wenn Blumen vom Winde bewegt würden; sie küsteten sich unter die Flügel, und man bildete sich ein, die Blumen öffneten ihre Kelche.

Diese Seemöven, sowie viele andere Vögel, die sogenannten Bergenten, verschiedene andere Entenarten, Aukerfischer, Streithähne, wilde Gänse (man nennt sie auch zuweilen Eisgänse), nisten hier zu Tausenden in den Dünen. Die Bewohner des Landes nehmen ihnen im Frühling die Eier, sammeln sie und verhandeln sie am Festland. Sie sollen jährlich 30,000 bis 50,000 Stück gewinnen.

Den Bergenten baut man aus Brettern eigens kleine, bequeme Nester, die man in die Dänenhöhlen und Löcher hinstellt. Diese Nester oder Kasten haben oben einen Schieber, so daß man bequem hineinkriechen und selbst unter der Mutterente, die ihr Nest nicht verläßt, so viel Eier wegnehmen kann, als man abtzt liegen zu lassen wünscht.

Die Leute wählen Einen unter sich aus, den sie über die Eier und Nester setzen, und welcher der „Eierkönig“ genannt wird. Dieser Eierkönig hat das weite Dänengebiet zu seinem Tag- und Nachtquartier, und es liegt ihm ob, die Nester der Bergenten vorzurichten und nachzusehen, wo die Möven nisten und legen, und sie vor Raubthieren und Menschen zu behüten. Die Mövenster sollen den Fährweibern an Nahrunglichkeit nichts nachgeben, obgleich sie allerdings einen Beigeschmack von der See haben.

Wir fanden auf den Gipfeln der Dünen überall kleine runde, rothgefärbte Kugeln, die aus dem Gesäme einer Beere zusammengeballt zu sein schienen. Man belehrte mich, daß die großen Seemöven diese Kugeln von sich gäben, wie die Raubvögel und die Fische ihr Gevöll.

Die Möven nämlich kommen, nachdem sie sich am Strande mit Fischen und Würmern gesättigt, hinhier auf die Gipfel der Dünen, um zu verdauen, und es scheint, als wenn ihnen dabei die rothen Beeren eines gewissen hier sehr häufigen Gewächses besonders dienlich wären. Sie können aber die Schalen und Körner dieser Beeren nicht verdauen und geben sie, zu den besagten Kugeln geballt, wieder von sich. Ich sah die Beeren hier überall und be-

merkte, daß Farbe, Körner und Schale mit den Ingrezienzen des Seemöbengeroddes völlig übereinstimmten.

Ich muß gestehen, ich trennte mich schwer von diesem tiefmelanchollischen, in seiner Art aber großartigen Erdst. Ich überblickte noch einmal das ganze öde Bild, ich gedachte des einsamen Seehundes auf der Sandecke, — der vereingelten Fischer, die in ihren Booten auf- und abtanzten, — der Möven auf den Hügeln der Dünen, — der Triumphpforte aus Wallfischknochen, — des Eierkönigs, der über diese Wüsteneien seinen Birkenstab als Scepter schwingt, und konnte mir, wenn ich in den morastigen Dünentessel unter mir hineinsah, ganz gut einbilden, daß ein griechischer Dichter, wenn er diesen Ort gekannt, wohl einen der Eingänge zur Unterwelt hierher verlegt haben würde.

Ich bin nicht sicher, ob die Naturforscher dem Publicum schon zum Ueberdruß von den Thieren erzählt haben, welche diese Sanddünen entweder erzeugt haben, oder die doch von der Eigenthümlichkeit dieser Dünen in ihren Sitten und Gewohnheiten bedingt werden. Ich hörte sehr viel Merkwürdiges von ihnen und zwar besonders von dreien, nämlich erstens von einem Fische, zweitens von einer Spinne und drittens von einem Wurme.

Der Fisch, der mit dem Sande der Dünen in Verbindung steht, ist klein, länglich und dünn und heißt Spierling. Er hat die Eigenheit, daß er sich im Sande verkriechen kann. So wie er im Wasser verfolgt wird, schießt er auf das Land und schlüpft in den Dünen- sand hinein. Er soll dieses Manöver mit einer so gro-

ßen Schnelligkeit ausführen, daß er auf der Stelle wie ein Blitz verschwunden ist, und oft mehre Fuß tief in den feuchten Sand eindringt.

Gegen den Menschen hilft ihm indess diese wunderbare Geschicklichkeit nicht viel, denn ist die Natur schlau und verbirgt sie ihre Kinder im Wasser oder in der Erde oder im Sande oder in den Bäumen oder in der Luft, so holt sie der Mensch doch überall aus dem Wasser, aus der Luft, aus den Bäumen, aus dem Sande und aus der Erde hervor. Die Leute wissen zu beurtheilen, wo im Sande der besagte Fisch etwa stecken möchte, und sie holen ihn mit Haken aus seinem Schlupfwinkel hervor. Man kennt diesen Fisch auf allen Däneninseln der Nordsee. Wo aber keine Sanddünen sind, da findet er sich nicht.

Die Dünenspinne ist dadurch merkwürdig, daß sie sich eine sehr künstliche Wohnung im Sande bereitet. Sie soll sich eine ziemlich tiefe regelmäßige kleine Höhle mit mehreren Abtheilungen und langen wohlversteckten Eingängen anlegen. Auch soll bei ihr ein höchst wunderbares Phänomen sich zeigen. Das Weibchen soll nämlich nach der Begattung, sobald das Männchen den befruchtenden Samen in ihr niederlegt, eben dieses Männchen anfallen und aufreffen. Diesen Umstand berichtete mir ein naturforschender Arzt der Insel.

Es ist interessant, zu sehen, wie die Thiere sich überall den Umständen accommodiren, wie sie sich ihnen anschließen und Neues lernen oder Altes verlernen, je nach der Beschaffenheit des Wohnplatzes, der ihnen

angewiesen ist. Man kann wohl sagen, daß, wie jede Bodenart, je nach der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, ihre eigenen Pflanzen hat, sie ebenso auch ihre eigenen Thiere erzeugt.

Das merkwürdigste von allen hiesigen Sandthieren ist aber dasjenige, welches den Sand nicht nur zur Wohnung benutzt, sondern denselben auch frißt und beständig in großen Quantitäten verschlingt.

Es ist dieß ein großer dicker Wurm, der im Dünenlande am Rande des Meeres wohnt und dem die Fischer nachgraben, um ihn als Lockspeise zu benutzen.

Dieser Wurm ist unserem Regenwurme sehr ähnlich, aber dicker als dieser. Er hat seine Wohnung etwa einen Fuß tief unter der Oberfläche. Hier liegt er in gekrümmter Lage, mit dem Maule nach der einen Seite und mit dem Schwanzende nach der anderen Seite gerichtet.



Damit er in dieser Lage nicht durch den Sand über ihm genirt werde, hat er, ich weiß nicht wie und durch welchen Leim und Kitt, eine kleine Sandröhre gebildet, in welcher er sich bequemlich je nach Umständen ausstreckt oder zusammenzieht. Ich habe eine solche Sandröhre selbst besessen. Sie war im höchsten Grade zierlich und bestand durchweg nur aus einer Lage von Sandkörnern; aber alle diese kleinen halbdurchsichtigen Körner waren so fein aneinander gefügt, daß es ohne Zweifel einem Edelsteinarbeiter unmöglich gewesen wäre, eine solche Röhre zu Stande zu bringen. An keiner Stelle waren die Sandkörner zusammengeballt, sondern

eines befand sich regelmäßig neben dem anderen, so daß das Ganze sich als ein bewunderungswürdiges Kunstwerk darstellte.

Vorn nun schluckt das Thierchen den Sand in Masse ein und schiebt, wenn es wohl gespeist hat, wie eine kleine Sandwurst aus. Die nährenden Theilchen, welche der Sand und das mitverschluckte Wasser enthalten, verbraucht es zu seiner Existenz, den Sand aber giebt es auf der anderen Seite wieder von sich. Dieser wird in einer Menge kleiner runder Streifen auf die Oberfläche des Strandes hinaufgedrängt und liegt da wie ein Häufchen durcheinander geschlängelter und verwirrter Würmer.

Man sieht in der Ebbezeit den Strand mit Millionen solcher Sandhäufchen bedeckt, und neben den meisten entdeckt man etwa in einer Entfernung von 4 bis 5 Zoll ein Loch, welches davon herrührt, daß hier der Wurm den Sand in sich einsaugt.

Viele Menschen zertreten diese Löcher und Häufchen, ohne zu bedenken, welches wunderbare kleine Naturphänomen sie da unbeachtet lassen.

Der Dünenand hat sogar die Menschen zu einer besonderen Art von Thätigkeit und Kunstfertigkeit erweckt. Ich sah auf meiner Insel ein „Sandgemälde,“ wie ich es nie zuvor gesehen. Es hatte ein müßiger Künstler verschiedene Arten von Dünenand gesammelt, sie, ich weiß nicht mit welchem, Kitt verbunden und zwischen einem hölzernen Rahmen so auf- und eingetragen, daß sie wie eine Art Mosaik eine ganz

häßliche Landschaft darstellten. Dieses Gemälde erinnerte mich an eine Waterei aus dem Farbenstaub von Schmetterlingsflügeln, die ich einst in einem österreichischen Kloster sah. In London traf ich einen armen Polen, der eine ziemliche Anzahl großer häßlicher Landschaften aus Papierschnitzeln äußerst künstlich und geschmackvoll zusammengeleimt hatte. Die einzelnen Blätter der Bäume dieser Landschaften bestanden aus zierlich zurecht geschnitzten grünen Papierstückchen. Bei jeder Baumgattung war die besonders, ihr eigenthümliche Form der Blätter naturgetreu nachgebildet. Da man die Geschichte der freien, schönen und nützlichen Künste schon geschrieben hat, so mußte nun Jemand die Geschichte der unnützen Künste und Kunstleien schreiben. Es könnte dieß ein eben so interessantes Buch abgeben, wie das einer Geschichte der menschlichen Irthümer.

Unsere Freunde hatten ihre Körtwagen nachkommen lassen, und wir machten der Abwechslung wegen unsere Rückreise zu Lande. Auf der schmalen Landzunge, welche die Inseln Liff und Sylt verbindet, blieb uns zuweilen zwischen den Dünen und dem Haß nur ein enger Weg am Rande übrig, weil die Dünen hier ebenfalls sehr stark vom Ocean zurückgeworfen werden. Man fürchtet sehr für diese Stelle und besorgt, daß sie einmal durchbrochen werden möchte.

Obwohl bei einem solchen Durchbruch unmittelbar nichts als Sandwüstenei verloren gehen würde, so gewöhne dadurch doch das Meer ein neues Thor, um ungehindert in die inneren Gewässer zu gelangen. Es wür-

den dadurch alle entfernteren Marschländerorten, nicht nur die der Insel, sondern auch die der gegenüber liegenden Festlandsküste dem Verderben mehr exponirt sein; auch würden alle Verhältnisse des inneren ruhigen Meeres dadurch geändert werden. Alle Landschaften weit und breit umher sind deshalb dabei interessirt, daß die Dänen hier conservirt werden.

Der letzte bedeutende Dünendurchbruch, der in diesen Gegenden auf der Westküste Jütlands stattgehabt hat, ist der Durchbruch des Limfiords, ich glaube im Jahre 1834, gewesen, und es ist unglaublich, wie viel wir die Leute von den verschiedenen Veränderungen, die in Folge dieses Durchbruchs stattgehabt hatten, zu erzählen wußten.

Bis zum Jahre 1834 war jener große, über 20 Meilen lange Meeresarm ein abgeschlossener Busen des östlichen Meeres. Durch den Durchbruch wurde er eine Meerstraße zwischen der Nordsee und dem Kattegat, und das nördliche Jütland, das Land Ban-Syssel, wurde dadurch eine Insel. Die Fluth und die Ebbe der Nordsee gehen nun in dieser Straße aus und ein, und die anliegenden bisher geschützten Landschaften genießen jetzt alle Vor- und Nachtheile, welche Ebbe und Fluth veranlassen. Namentlich sind die Fische des Limfiords durch diesen Durchbruch verstroyt worden und die Härtingsfischer verarmt, denn diese Thiere fanden sonst hier, wie in allen übrigen östlichen Fjorden des Landes, Zuflucht und Schutz, den sie nun entbehren, weshalb sie sich nur selten noch einstellen.

Uebrigens hat sich der Limfiord im Laufe der

Jahrhunderts schon mehre Male bei Sturmfluthen geöffnet und wieder durch Versandung allmählig auf Jahrhunderte geschlossen.

Wir haben in diesem Jahrhunderte schon mehres bedeutende Dünendurchbrüche erlebt, so namentlich auch den von Pillau bei Königsberg. Von einem anderen an der russischen Küste, von dem Niemand bei uns Notiz genommen hat, könnte ich gleichfalls berichten, wenn es mich hier nicht zu weit abführen würde. Es wäre interessant, wenn man sie alle in nationalökonomischer und naturhistorischer Beziehung schildern und zusammenstellen könnte.

Ich betrachtete von jezt an jede Form und Gestalt, unter welcher sich mir eine Düne darstellte, als ein interessantes Phänomen, daher war mir auch eine große lange Dünenbarre oder Schleuse sehr merkwürdig, die ich in der Nähe jener beengten Inselstelle auf Spilt sah. Sie bestand einzig und allein aus gelbem, sehr klarem Sande.

Sie war ohne Zweifel noch nicht lange aufgeworfen, denn es wuchs kein einziges Grashalmchen auf der ganzen Strecke. Sie leuchtete in die Ferne, wenn das Licht stark darauf fiel, wie eine Bank von Schnee. Wahrscheinlich war hier eine Stelle, wo der Wind sehr stark angreift und den Sand in einem fortwährenden Stauben vor sich her schiebt. Mitten zwischen den anderen grünen und begrastten Dünengipfeln kam mir jene Bank wie ein Wassersturz vor, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht aus Tropfen, sondern aus Sandkörnern bestand, und daß er im Laufe der Jahrhunderte nur sehr langsam fortströmte.

Der Sand bestand aus lauter reinem, durchsichtigem Quarz. Ich konnte diesen Sand nicht anders als mit der größten Verwunderung betrachten. Ist er das Product der Wellen, welche die Kieselsteine und Quarzblöcke an einander schlugen und zertrümmerten, so vermochten sie dieß Werk nur im Laufe unzähliger Jahrtausende zu Stande zu bringen.

Wir brauchen nicht erst zu den Sternen und ihren unberechenbaren Größen, Entfernungen und Zahlen hinaufzusteigen, um den Schwindel des Erstaunens zu empfinden. Hier auf Erden in dem puren Sande finden wir Wunderwerk genug. Man denke nur an alle die Sandkörner einer einzigen solchen Düne und dann an alle die Dünen an diesen weitgedehnten Küsten, aller der unzählbaren Sandkörner der arabischen, afrikantischen und preussischen Sandwüsten zu geschweigen. Da ist für den nachdenkenden Phantasten Anlaß zu Schwindel genug vorhanden.

Wie lange, wie oft erhoben sich die Wellen, die all diesen Grus zertrümmerten? Das ist eine Geschichte, die weiter hinaufreicht als die mosaischen Schöpfungstage.

Ich begreife nicht, daß wir nicht mehr geistreiche Untersuchungen über den Sand haben. Vielleicht gehört er zu den großen Wundern, die nur deswegen nicht mehr beachtet werden, weil sie zu gemein sind.

Ich hatte, so lange ich an jenen Küsten weilte, immer etwas Sand zwischen den Fingern, rieb und schob ihn hin und her, betrachtete ihn von allen Seiten, legte ein kleines blinkendes Sandkorn auf die Spitze meines Fingers

und dachte mir, wie es wohl mit seinen Winkeln und Ecken und in seiner ganzen Gestalt eine längere Geschichte hätte als die ganze alte deutsche Nation, vielleicht eine längere als das ganze Menschengeschlecht. Wo wurde der Quarzkrystall gebildet, zu dessen Krümmern dieses Sandkörnchen gehört? — Wo war dieser Krystall einst befestigt? — Wer brach ihn da los? — Wie zerstückten ihn die Wellen in kleinere und immer kleinere Stüchchen?

Sie warfen ihn Neunen lang am Strande hin und her, ließen ihn, Millionen Tage lang, täglich tausend und aber tausend kleine Reisen machen, rollten ihn auf und ab. Der Wind führte ihn fort und gebrauchte ihn zum Andämmen einer Düne; da lag er, von anderen seiner Leidensgenossen gepreßt, die Marschen schützend und von den Anwohnern der Röhren gesegnet, zwei Jahrhunderte lang, bis er wieder, vom nacheilenden Meere ergriffen, ins Wasser fiel und den alten Tanz von Neuem begann und die Luftreise von vorn anfieng, bis er abermals zum Schutz und Segen der Marschen in der Düne sich zur Ruhe legte.

Es liegt etwas Wunderbares in einem solchen Sandkorn, und ich könnte dahin kommen, auf jedem einzelnen am Ende einen kleinen, sein Schicksal bewachend und sein Spiel mit ihm treibenden unsterblichen Geist zu erblicken. Könnte man vor jedes Auge sich ein Mikroskop binden und dann wie der Spierling in so eine Düne hineinschlüpfen, so würde einem ein Dänenberg, der ja in der That nur eine Anhäufung einer unzähligen Masse kleiner Krystallbrockchen ist, wie das wun-

verbarste Gebilde von der Welt vorkommen. Die Sonnenstrahlen würden erleuchtend durch alle diese kleinen krySTALLEN Körper fallen. Man würde sehen, wie jedes Sandkörnchen gestattet und von mannichfaltigen kleinen Bruchflächen begrenzt ist, und würde erkennen, wie es noch selbst wieder aus vielen Theilen zusammengesetzt ist.

Doch das ist für Leute, die nur gewöhnliche Augen haben und die in den Dünen weiter nichts als uninteressante Sandhaufen erkennen, bloße Phantasterei. Wahr ist aber noch dies, daß die Dünen hier und da zuweilen auf ihrer Oberfläche kleine Naturspiele zeigen, die ganz allerliebste in die Augen fallen.

So beschreibt z. B. der Kopenhagener Naturforscher Professor Forchhammer ein artiges kleines Phänomen, das er mehre Male auf der Oberfläche siltiger Dünen beobachtete.

Diese Dünen sind zum Theil aus gelbem Quarzsande und schwarzem bröckeligen Utaneisen gemischt. Wenn der Wind über den Hügel hinfährt, so häufelt oder furcht er den Sand und überzieht ihn auf dieselbe Weise mit einer Menge kleiner Wellen, Wellenberge und Wellenthäler, wie dies dann geschieht, wenn der Wind über das Wasser hinfährt. Dies zeigt sich bei allen Dünen. Bei jenen aber ist nun das Besondere, daß jeder Wellenberg aus weißem Quarzsande besteht, während in jedem Wellenthale nur schwarzer Eisenand liegen bleibt, so daß dort die gelben Dünen mit einem feinen Netze schwarzer Striche überzogen sind.

Meine Freunde machten mich unterwegs auf mehre

Dünenabhängige aufmerksam, wo die Heidekräuter und die Dünenhalme mit einander gemischt waren und neben einander wuchsen. Sie sagten, die Heide habe hier den Vertilgungskrieg mit dem Dünenhalm begonnen, und dieser sei im Absterben begriffen. Wie nämlich auf den Schilfbänken, welche allmählig ackerbare Marschen werden sollen, eine Pflanze nach der anderen erscheint und eine die andere verdrängt, eben so geschieht es auch auf den vom Winde aufgeworfenen Sanddünen.

Hier erscheint zuerst gewöhnlich Dünenhafer, den der Dünenroggen, der stärker ist als dieser, erdrückt. Nun erst können die Heidekräuter kommen, dringen aber mit solcher Uebermacht an, daß sie im Laufe weniger Jahrzehnte allen Dünenhalm vertilgt und ausgeschlossen und den Sand mit brauner Heide überzogen haben.

Auf einem Felde, wo dieser Kampf stattfindet, steht die Heide mehr oder weniger dicht, und dazwischen sieht man kleine Stellen, die noch mit grünen Dünenhalmen bewachsen sind, wie eingesprengte kleine Nasen. Da, wo der Sieg der Heide schon entschieden ist, erscheinen nur noch in Entfernungen von 10 Schritten ganz vereinzelt Dünenhalme. Wenn die Heide den Sandboden eine Zeit lang — vielleicht 100 Jahre? — bedeckt hat, so können auch Ackerpflanzen kommen. Der Boden kann aufgerissen und zum Kartoffel-, Rüben- und Haferbau benutzt werden. Es giebt mehrere kleine innere Dünen, die mit in das Gebiet des angebauten Landes gezogen worden sind.

Zu den berühmten Naturschauspielen auf der west-

lichen Seite von Zütland gehet noch die Aussicht von dem sogenannten „rothen Kliff,“ das wir auf dem Heimwege besuchten. Es ist dies ein über 100 Fuß hoher schroffer Abhang der Klippe, der dadurch entstanden ist, daß das Meer hier das hohe Geestland der Insel durchfägt hat. Es sind selbst auf dieses hohe Ufer Dünen aufgesetzt und mit ihnen ist das Ganze etwa 200 Fuß hoch.

Man sieht von hier weit über das Meer hin, und der breite helle Saum des flachen Sandstrandes, der sich rechts und links wie eine große Heerstraße am Fuße hinzieht, nimmt sich wie ein magnifiquer Kunstweg zwischen Fels und Meer aus.

Das rothe Kliff hat seinen Namen von der röthlichen Farbe seines Gesteins, und die Nordseeschiffer kennen diesen rothen Streifen der Insel Sylt sehr wohl. Man zeigte uns später mehrere Dendriten, Schinkten und andere versteinerte Gegenstände, die sich in diesem Kliff finden, und bemerkte zugleich, daß dieselben Gegenstände auch in dem Gestein von Helgoland zu finden seien, und daß der helgolander Felsen überhaupt ganz aus derselben festen Keuperformation bestehe, wie diese Sylter Klippen.

Sollte dies, wie ich glauben muß, seine Wichtigkeit haben, so wäre es wohl eben so wenig zweifelhaft, daß Helgoland einst mit diesen Gegenden zusammengehungen und daß das Meer diesen Zusammenhang getrennt hat, wie dasselbe bei den französischen und englischen Kreideklippen geschehen ist, die sich ebenfalls einander vollkommen gleichen.

Ich will hierbei noch bemerken, daß man mir auf Eylt ebenfalls mehrfach versicherte, daß der Dialekt der helgolander Friesen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der Sylringer habe, und daß ein Sylringer noch heutigen Tages einen Bewohner des entfernten Helgoland besser verstehe als seine nächsten Nachbarn, die Föhringer und Fastewallinger. Ich sage, ich will dies erwähnen, obgleich ich nicht so kühn sein will, zu behaupten, daß schon damals, als die rothen Felsen von Helgoland noch mit den rothen Klippen von Eylt zusammenhängen, hier Friesen gewohnt und in Folge dieses Zusammenhanges einen gemeinsamen Dialekt gehabt hätten.

Man wird hier im Westen der cimbrischen Halbinsel vielfach an den Westen von Irland erinnert. Doch sind die Aussichten von den westlichen Klippen Irlands noch viel großartiger als die von den rothen Klippen der cimbrischen Halbinsel. Uebrigens fanden wir auf diesen höchsten Spitzen der Dünen und Klippen Eylts selbst im stärksten Sturme eine eben solche Windstille, wie auf denen von Irland, und dies aus sehr erklärlichen und natürlichen Ursachen. Was mir aber interessant dabei war, war der Umstand, daß auch das in den Dünen lebende Vieh dies sehr wohl weiß, indem es sich bei einem starken Sturme gleich auf die Gipfel der schroffen Dünen zurückzieht und sich da aufstellt, um Ruhe und Schutz für seine Augen gegen den ins Sturme entführten Sand zu suchen. Dieser vom Winde bewegte eckige Sand ist höchst unangenehm und kann, wenn die Hörner etwas

groß und spitzig sind, den Augen gefährlich werden; daher lassen auch Einige, die viel in den Dänen zu thun haben, sich Dänenbrillen anfertigen.

Vom rothen Kliff aus kamen wir durch die Ueberreste eines springischen Waldes, welcher „Klauenbusch“ heißt. Diese Ueberreste bestanden in einem einzigen niedrigen Busche, der mit seinen knorrigen, verwachsenen und in einander verklammerten Zweigen ganz so aussah, wie es viele Büsche und Bäume in diesen cimbriischen Gegenden giebt. Er hatte dieselbe Physiognomie wie die zu Büschen erniedrigten Bäume in den Steppen und andern windreichen Ländern.

Die Geschichte, die man uns von jenem Busche erzählte, hätte Aesop in seinen Fabeln benutzen können. Der Klauenbusch, hieß es, sei früher ein großer dichter Wald gewesen, der guten Bestand gehabt hätte, weil ein Baum dem andern gegen den Wind Schutz gegeben.

Die Bewohner der beiden benachbarten Dörfer hätten ihre „Klauen“ (das Nackenholz am Pferdegeschirr) daraus geschnitten. Weil aber die Bewohner des einen Dorfes geglaubt, daß die des andern eifriger und mehr geschnitten, als ihnen zugekommen, so hätten sie selber nun noch eifriger darauf losgehakt, um ihren Antheil am dem kostbaren Holze in gehöriger Fülle zu beziehen. Dieß hätten die Andern bemerkt, und, um ihrer Seite nichts zu verlieren, hätten sie ihre Nebenbuhler im Eifer noch übertroffen.

Beide Parteien hätten nun so lange blind darauf

los gearbeitet, bis sie auf einmal zu ihrem Schooßen erkannt, daß von ihrem ganzen Besitztume nichts mehr übrig geblieben als jener alte knorrige Busch, während sie doch, wenn sie sich gegenseitig über ihre Rechte vereinbart hätten, den Wald zu ihrem und ihrer Nachkommen Nutzen recht gut hätten retten können. Jenen Busch hätten sie daher als Monument ihrer Thorheit oder vielleicht auch in der vergeblichen Hoffnung, es möchte wieder ein großer Wald daraus entstehen, unangetastet gelassen. Jetzt ist das einzige Gehölz auf der Insel nur noch das niedrige Gebüsch, welches die Entenkose umgiebt, und hier giebt es eine Menge kleiner Fußpfade unter den niedrigen, verschrumpften und dicht verschränkten Bäumen für die Bewohner der Insel, welche an Festtagen oft Vergnügungspartien hierher machen, um zu erfahren, wie es sich in einem Hainé ergehe.

Wir ließen uns die Mühe nicht verdrießen, unseren Körwagen zu verlassen, um eines der an unserem Wege liegenden Gräber zu besuchen, das uns um so mehr interessirte, da es eines von den seltenen flachen viereckigen war, die sich aus uralter, noch über Odin hinaufreichender Zeit herschreiben, und welche Kiesenbetten oder „Rämpegräber“ (Heldengräber) und hier auf Spitz „Börder“ genannt werden.

Diese Börder sind vielleicht auch deswegen seltener, weil sie in der Regel sehr niedrig sind und sehr viel Raum wegnehmen, so daß sowohl größere Möglichkeit, als auch mehr Grund vorhanden ist, den Pflug über sie

hingehen zu lassen und sie mit dem Ackerfelde zu verbinden, als bei den hohen kegelförmigen Hügeln, welche man hier bloß „Hooger“ (Hügel) nennt. Während es auf Sylt über 200 solcher Hooger giebt, sind der Bärder kaum ein Duzend übrig.

Wir erkannten auf unserem Grabe noch deutlich zwei Oeffnungen, in denen wahrscheinlich die zum Grabe gehörigen Steinkammern gestanden hatten. In dem einen Loche lagen noch einige Steine. Doch diese Sylter Grabmäler und die sich an sie knüpfenden Sagen verdienen es wohl, daß wir noch einmal auf sie zurückkommen.

Ein Nordweststurm.

So wohl uns auf dieser Insel gebettet war, so mußten wir doch allmählig an unsere Abreise denken und bestimmten dazu den folgenden Tag. Allein Aeolus und Neptun sprachen dazu ein bestimmtes und deutliches „Quod non!“

Es hatte den Tag vorher schon ziemlich stark geweht, in der Nacht wurde der Wind noch stärker, und den folgenden Tag behauptete man schon, es sei ein Halbstorm; gegen Abend aber blieb uns nichts übrig, als diesen Halbstorm für einen entschiedenen Sturm zu erklären, der uns nun dermaßen zu belagern anfing, daß wir uns noch einige Tage in Geduld fassen mußten.

Wir benutzten diese Sturmtage zur Beobachtung der Folgen einer solchen Erscheinung auf Thiere, Menschen und Pflanzen und zu einigen anderen Beschäftigungen. Am merkwürdigsten waren mir die Einwirkungen desselben auf die Pflanzen.

Wie man immer ein ungläubiger Thomas ist bei dem, was man nicht selber sieht und mit Händen greift, so hatte ich nie so recht an die Verborrung

der Bäume in einem Sommersturme glauben wollen. Jetzt sah ich aber, so zu sagen, die ganze Vegetation der Insel vor meinen Augen untergehen. Als wir auf Syte ankamen — es war im Anfange Augusts — waren noch alle Bäume vor den Häusern und in den Gärten der Insel recht frisch und wohl conservirt. Als aber der Sturm zu Ende ging, zeigten sie sich zum Theil zerrissen und zerzaust, die meisten hingen zusammengeschrumpft, verdorrt und geschwärzt an den Zweigen, und unsere Freunde versicherten uns, wenige Tage später würden sie alle ganz schwarz werden und abfallen und die Bäume entlaubt dastehen. Nur diejenigen, die vollen Schutz hatten, waren unverletzt geblieben. Bei einigen, die der Wind in einem pfeisenden Strome durchschnitten, war nur die halbe Blätterkuppel verkohlt und die andere Hälfte gesund geblieben. Ein orthodoxer, an Dryaden glaubender Grieche hätte die armen, vom Boreas gepeitschten und zerzausten, vor Angst sich biegenden und krümmenden Bäume nicht ohne inniges Mitleiden ansehen können.

Es war, als hätte der Wind einen giftigen Athem gehabt. Man sagte uns zwar, es käme dieß Alles nur von der bloßen heftigen und unnatürlichen Erschütterung der Blätter, die eine gehörige Circulation der Säfte verhindere, und, man könnte ja auch einen Menschen zu Tode schütteln. Aber auch unsere Bäume im Binnenlande werden zuweilen Tage lang vom Winde geschüttelt, und doch sieht man nichts Aehnliches. Auch in England giebt es wohl ungeschützte Rüsten und hef-

tige Winde, und doch ist dort dieß Unheil weder so allgemein verbreitet, noch so ganz gewöhnlich, wie hier auf den fränkischen Inseln und wie in ganz Jütland und Dänemark. Schickt denn nach Westen hin die Nordsee dem Pflanzenleben ganz besonders schädliche Ausdünstungen?

Die Blätter der Kastanienbäume sollen in einem solchen Sturme am ersten verdorren, dann die der Linden, zuletzt die der Pappeln und Weiden, und am wenigsten sollen die des Schleiborns angegriffen werden. Es ist natürlich, daß die Blätter eines Baumes, je größer sie sind und je steifer sie anstehen, um so mehr leiden müssen. Je schlaffer, schmaler, länglicher und kleiner die Blätter sind, desto besser können sie den Sturm vertragen, weil sie nachgeben und keine so großen Erschütterungen erleiden.

Unsere Freunde machten uns auf den beim Sturme statthabenden Salzniederschlag aufmerksam. Die Fenster des Hauses waren mit Salz angeflogen, wie im Winter bei einem leisen Froste mit Reif, und das Licht fiel merklich trüber durch sie hindurch. Wenn wir mit den Fingern über die Fensterscheiben wogstrichen, so gewannen sie einen bedeutenden Salzgeschmack.

Der Sturm hebt nämlich, wenn er scharf über die Wellen hingehet, eine Menge Wassertheilchen mit sich in die Luft. Er zertrümmert die Köpfe der Wellen und schludert die verspreizten Tröpfchen mit Gewalt empor, und indem er sie entführt, zerkleint er sie immer mehr. Das Wasser mag endlich verdunsten, und zuletzt fliegen

wohl nur noch Salzthellen in der Luft. Wenn wir eine Zeit lang uns diesem Sturme ausgesetzt hatten und dann unsere Lippen mit der Zunge berührten, so merkten wir bald, daß sie salzig waren. Zuweilen soll sich ein so dichter Salzflug auf dem Gesichte anlegen, daß man ihn fühlen kann, wenn man die Haut der Gesichtsmuskeln zusammenzieht.

Daß auf dem offenen Meere eine solche Salzincrustirung der Fenster und Gesichter nicht in dem Grade bemerkt wird wie hier, mag von dem Umstande herrühren, daß die See dort nicht so sehr zersplittert wird, wie in den heftigen und zahlreichen Brandungen an diesen Küsten.

Ich warf die Frage auf, ob man nicht zuweilen auch gesalzene Regenschauer verspüre. Man verneinte dies hier, doch erzählte man mir auf Föhr allerdings von feinen salzreichen Sprizregen und sagte, sie wären den Blättern besonders schädlich.

In dem Hintergebäude des Hauses, in dem ich wohnte, hatten sich Schwalben eingenistet, die jetzt gerade Junge hatten. Wir hörten am zweiten Sturmtage diese Jungen ganz erbärmlich schreien. Wir gingen hin und fanden sie alle mit langen Hälsen zum Neste herausgucken. Die Alten flogen ebenfalls schreiend, unruhig und in Verzweiflung in den Gebäuden hin und her. Der Sturm, welcher alle Insecten verschlagen hatte, machte es ihnen unmöglich, auszufliegen, um ihren Jungen Nahrung zu holen. Unsere edle Wirtin zerhackte Fleisch und Brodkrümchen, und wir mußten die

halbverhungerten Thierchen während der Dauer des Sturmes füttern.

Wäre es bloß bei den Blättern und Schwalben geblieben, so hätte man noch nicht viel Ursache zum Klagen gehabt; denn das mit Salz incrustirte Obst, welches diese Sandinseln hervorbringen, kann wohl nur mit dem skroerischen und sjetländischen Obste um den Vorrang streiten. Aber leider ging es auch bald über die Wiesen und Heerden der armen Insulaner her.

Unser Schrecken war nicht gering, als wir auf ein Mal die Mooresbeandung, die wir bisher nur aus der Ferne am Strande und auf den Sandbankkränzen bewundert hatten, mitten in der Insel sich emporkäumen sahen.

Das Meer hatte sich schon am zweiten Sturmstage erhoben und war über die Marschen ausgetreten. Gegen Abend stieg es so bedeutend, daß es sich wie ein gewaltiger Strom mitten durch den fruchtbarsten Theil der Insel, der zugleich auch der niedrigste war, ergoß und, aus einem Meerbusen in den anderen fließend, die große Insel in zwei Theile zerschnitt.

Der tobende Sturm peitschte die Wogen so heftig herein, daß Ebbe und Fluth fast gar keine Wirkung mehr auf die Höhe des Wassers zu haben schienen. Es schwoll während der Ebbe eben so mächtig heran, wie während der Fluth. Die Leute, die sich um die Mitte des Sommers keines so heftigen Sturmes versahen, hatten ihre Heerden sorglos auf der Wiese ge-

lassen, und es gab nun Noth und Arbeit übergenug, um den bedrängten Thieren Hilfe zu bringen.

Die überflutheten Gegenden, die wir mit dem Perspective betrachteten, boten einen interessanten Anblick dar. Die grauen Salzwogen des Meeres ergossen sich in mannichfaltigen Strömen darüber hin und schäumten und brandeten gegen die hohen Ufer der Seeft an. Ueberall ragten noch grüne Marschstreifen und Wieseninseln aus dem Wasser hervor, und auf ihnen hatten sich die Heerden zusammengebrängt, Schafe, Pferde und Rinder. Alle diese Thiere schienen indeß ziemlich unbesorgt um das, was um sie her vorging, denn sie fraßen und weideten meistens ruhig fort, und ihre Gleichmuth bildete einen merkwürdigen Contrast zu der Aufregung ihrer Herren und Eigenthümer, sowie der Wellen umher, die immer drohender und gefährlicher anschwellen.

Unsere Gesellschaft, die mit einem Perspective vor einem Hause versammelt war, saßte zuweilen eine solche bedrängte Thiergruppe in's Auge, und es wurde darüber hin und her gewettet, ob sie untergehen oder sich halten würde.

Es kommen gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten auch einige Menschen um's Leben, denn die Leute wagen natürlich Alles und geben ihre eigene irdische Existenz preis, um die ihrer Schafe zu retten. Sie setzen sich zu Pferde oder springen in ein Boot und suchen sich zu den Inseln und Bänken durchzuarbeiten, um ihre Thiere auf's Trockene zu bringen. Da sind ihnen denn die

tiefen Schloten sehr im Wege, über die meistens nur schmale und leicht zerstörbare Brücken führen.

Der Sturm brauße wüthend über die Insel hin und führte noch immer neue wilde Meeresausgeburten herbei. Der Schleier der Nacht fiel bald auf diese traurige Scene herab und entzog sie unseren Blicken, doch ging unseren geistigen Augen dadurch nur ein noch schreckhafteres Bild auf, denn wir gedachten der armen Hirten und Schafbesitzer, die nun ganz nahe bei uns mit den Wellen und Stürmen kämpften, um ihre Habe zu retten.

Ich schloß mich an einen dieser Männer an, der sich erst am Abend aufmachte, weil ihm nun doch um seine, wenn auch an einer höheren Stelle angetüberten Schafe bange geworden war. Wir gingen am Strande des inneren Hafes hin, um wo möglich zu der Biese zu gelangen; allein wir konnten leider nicht weit kommen, denn der überfließende Meeresstrom stürzte sich hier in einer Menge wilder Arme in's Haff hinein.

Durch einige der kleineren Arme konnten wir freilich durchwaten, allein bald traten uns so bedeutende entgegen, daß wir unsere Absicht aufgeben mußten. Meinem armen Insulaner pochte das Herz seiner gefährdeten Schafe wegen. Ich hatte Mitleid mit ihm, genoß aber auch zugleich den Eindruck der wilden Scene der rings um uns her tobenden Wogen, deren Brausen in der Finsterniß noch drohender klang.

Man findet einen poetischen Genuß darin, etwas Gefahr zu bestehen, wenn sie nicht gar zu groß ist, und ich dachte mir, es könne in jedem nächsten Augenblicke

ein ganzer Wasserberg aus der See gehoben werden und uns Atome hinwegspülen. Es kam mir vor, als sähe ich zwei Oceane, die begierig und leidenschaftlich zusammenstürzten und zu ihrer Vereinigung ihre Gewässer vermischten.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und dicke Finsterniß hing auf die sich vermischenden Meere und Lande herab. Als wir an den Rand der Seest zurücktraten, bemerkten wir jedoch an einem kleinen Saume von Schilf, Strohhalmen und Holzstückchen, die im Grafe hingen, daß das Wasser bereits im Fallen sein müsse.

Mein Gesellschafter beschloß nun, nach Mitternacht noch ein Mal mit seinem Knechte hinauszugehen, weil dann die Ebbe eintreten und das Wasser noch mehr fallen mußte. Ich bemerkte ihm, daß dies unnütz sein würde, denn das Schicksal seiner Schafe sei nun wohl entschieden; entweder seien sie ertrunken, und dann könne er sie nicht mehr retten, oder sie seien lebendig geblieben, dann sei seine Hilfe überflüssig. Er sagte aber, in beiden Fällen sei seine Gegenwart am Plage nothwendig, denn wenn seine Thiere todt seien, so wolle er wenigstens die Haut und die Wolle retten, seien sie aber nicht todt, so könne es doch sein, daß sie im Sturme und schlechten Wetter auch ohne Wasser noch auf andere Weise umkämen.

Als wir wieder auf dem Trockenen standen und nochmals über das trostlose Meer hinsahen, gedachten wir der armen Schiffer, die jetzt wohl Noth leiden möchten. Es war ein Gedanke zur rechten Zeit, wie

es sich an dem folgenden Tage zeigte, wo wir die Schiffe auf den Wiesen und zwischen den Brunnen, Kirchentrümmern und Stavenplätzen des alten untergegangenen Friesland festfesseln sahen, so zu sagen wie einen Trupp Enten, zwischen welche, schnappend und sie zerstreuend, ein Hund gefahren ist und von denen die eine hier, die andere dort an's Ufer gejagt ist.

Ich zog mich indessen für den Abend zu meinem Gastfreunde zurück, der mit bei der Lampe trautem Schimmer und einer gemüthlichen Pfeife Tabak seine Lebensabenteuer erzählte. Unser Haus lag sehr hoch, mitten in den ungestämmen Wogen, fest ankernd auf dem sicheren Seefboden. Schafe zu verlieren hatten wir nicht, und helfen konnten wir leider auch nicht, weder den armen Schiffern, die jetzt Nothschüsse gegen das Ufer sandten, noch auch den armen Schäfern, die nach ihren Schafen schrien, wie sonst wohl die Schafe nach dem Schäfer bülten.

Da ich wohl zu dem Gedanken veranlaßt war, daß in demselben Augenblicke, wo mein Freund mir seine Abenteuer erzählte, ganz ähnliche Dinge sich rund herum ereignen möchten, so hörte ich ihm um so aufmerksamer zu und sah gewissermaßen Alles, was er sagte, vor Augen.

Besonders war mir seine letzte Rückfahrt von Westindien interessant, die mit einem Schiffbruch dicht vor dem Hafen geendigt hatte. Er hatte ein Schiff übernommen, das in Hamburg nicht im besten Rufe stand. Es giebt solche Schiffe, sagte er, wie es Menschen von schlechtem Rufe giebt, und die Orthodoxen unter den Kohl, Karschen u. Inseln Schleswig-Holsteins. II. 10

Schiffen haben zuweilen einen kleinen Aberglauben dabei, indem sie meinen, daß auf diesem oder jenem Schiffe kein Segen ruhe, und sie nehmen deshalb keinen Dienst auf denselben.

Auf der ganzen Reise, die halbe Welt hin und zurück, zeigte sich das Schiff, das Elisabeth hieß, indeß tüchtig und geschickt und kam im besten Stande bei den Azoren und endlich bei Europa, in dem Canale und in der Nordsee an. Indes, Niemand lobe den Tag vor dem Abende. Auf der Höhe von Loxel wurde es von einem ähnlichen Nordweststurm ergreifen, wie wir ihn jetzt drausen hören, und durch die Gewässer an den norddeutschen Küsten mit einer Rapidität vorwärts getrieben, die selbst der Dampfkraft und der Schnelligkeit der Locomotive spottete.

Man bekam endlich den Leuchthurm von Helgoland in Sicht, und mein Freund, der der Commandeur des Schiffes war, machte den Versuch, sich im Schutze dieser Insel zu halten und zum Anker zu kommen. Allein die See „rollte“ so gewaltig, daß alle Anstrengungen der Mannschaft vergebens waren. Auch „brannte“ das Meer an den Küsten viel zu hoch, als daß sie die Hilfe eines Booten von Helgoland her hätten erwarten können.

Gegen Osten war nun keine freie See mehr, Friesland und Jütland versperrten hier den Weg. Es blieb also nichts übrig als der Versuch, in die Mündung der Elbe einzufahren, was bei heftigem Sturm und ohne Booten ein Wagstück ist, zu dem sich ein Captain nur im äußersten Nothfalle entschließt.

Man gab also die Position hinter Helgoland auf und überließerte sich von Neuem den Winden. Sonst kommen die Elblootsen den Schiffen wohl weit auf der See, ja selbst bis nach dem Canal bei England hin entgegen; allein bei dieser Aufregung der Elemente ließ sich weit und breit kein Lootse blicken.

Vor den Mündungen der Elbe, wo die Wellen, von allen Seiten her zurückgeworfen, sich mehrfach durchkreuzen, gingen drei, vier „Seen“ (das heißt in der Seemannssprache Wellen) übereinander weg. Auch kommen in solchen Stürmen mehr Brandungen zum Vorschein, als es deren bei ruhigem Wetter giebt. Das Meer wird nämlich dann in größerer Tiefe aufgerogt und brandet und bäumt sich also auch gegen die tiefer liegenden Bänke auf, während es in ruhiger Zeit nur gegen die höheren Sandbänke und Ufer anschlägt.

Die Nacht fiel herab. Die Schiffer hielten auf den Leuchthurm von Cuxhaven zu. Einige Meilen von der Küste liegt dort ein Wachtschiff vor Anker, das stark bemannet ist und bedrängten Schiffen Hilfe bringen soll. Dieses Wachtschiff sahen sie sich plötzlich zur Seite. Sie gaben ihm Zeichen, thaten einen Nothschuß und schwenkten sich um das Schiff herum, indem sie es von Neuem versuchten, hinter ihm vor Anker zu gehen und sich wenigstens so lange zu halten, bis die Wache ihre Lootsen und ihre Mannschaft zu Hilfe gesandt haben werde. Allein sie riefen dieses Schiff vergeblich an. Die Wächter, die wahrscheinlich für ihre eigene Existenz fürchteten, wollten sie nicht bemerken und blieben bewegungslos an ihrem Bord.

Dieses Manöver und diese Feigheit der Wächter waren meines Freundes Unglück. In der Hoffnung, daß die Leute ihn nicht im Stich lassen würden, hielt er sich eine Zeit lang, das Bugspriet gegen den Wind gekehrt, auf derselben Stelle; endlich aber mußte er sich entschließen, von Neuem zu wenden und sich weiter auf die stürmische Flucht zu begeben. Allein ein Schiff läßt sich im Sturme nicht so leicht kehren, wie man eine Hand umdreht. Im Wenden bekommt man die ganze Last des Windes in die Seite, und dieß kann verderblich werden.

Indem die Schiffer wenden wollten, wurden sie rück- und seitwärts getrieben, aus dem rechten Cours ver- schlagen und erlangten auf einmal die Ueberzeugung, daß es mit dem Drehen ein Ende habe; das Schiff „fließ auf,“ das heißt, es wurde auf eine Sandbank gesetzt und legte sich, vom Sturme und den andringenden Wellen erfaßt, sofort auf die Seite.

Es blieb der Mannschaft jetzt nichts übrig, als auf der Stelle das Schiff preiszugeben und das nackte Leben in den Booten zu retten. Mitten in der rollenden See am Bord eines gestrandeten Schiffes länger zu verweilen, als nöthig ist, um die Boote flott zu machen, ist nicht rathsam; denn die sich in hohen Bergen herantwälzenden Wellen heben das Schiff erst hoch empor und lassen es dann im Weiterschreiten mit solcher Rapidität wieder auf die Sandbank fallen, daß alle seine Fugen auseinander gehen und das ganze Gebäude zerschellt. Es giebt kein Schiff, das diese Art von Prellen lange ertragen

kannte. Viele Schiffe zerschietern schon beim ersten Stoße so, daß im nächsten Augenblick von ihnen nichts mehr über Wasser bleibt als Bröckeln und Breter, indem das ganze Holzgebäude, so zu sagen, wie Glas zersplittert. Was die Schiffe zerstört, ist aber, wie man sieht, nicht sowohl der Bogenschlag, als vielmehr das eigene schwere Gewicht, mit dem sie auf die Sandbänke zurückfallen. Ich glaube aber, es gehören atlantische Wogen dazu, um dieß zu vollbringen; in der Ostsee mag es wohl selten geschehen, daß große schwere Schiffe so mit einem Ruck zermalmt werden.

Also „in die Boote!“ hieß es. Die Fluth dauerte noch zwei Stunden, und bei tüchtigem Rudern konnte man hoffen, noch vor der Ebbe das Ufer zu erreichen. Alle Mannschaft arbeitete, um sich dem Wirbel der grausen Naturmächte, in den sie gerathen war, zu entziehen.

Die Bedrängten erreichten glücklich den Leuchthurm von Eurhaven, der mitten im Wasser steht. Schon waren sie ihm so nahe, daß, wenn eine Welle sie hob, das Licht des Feuers auf ihren Compaß und ihre Uhr fiel, — zwei Gegenstände, die der Schiffer hier immer beobachten muß, um sich über die für ihn so wichtigen Dinge, Zeit, Ort und Himmelsgegend, zu belehren, — schon sahen sie die Lichter der Wohnungen am Ufer, — da auf einmal bemerkten sie, daß ihr Rudern sie nicht weiter brachte. Die Fluth hatte „gekenert“ (sich gewendet), und die Ebbe, die mit Macht vom Ufer herfloß, hatte sie gefaßt.

Die Mannschaft war ermattet und konnte dem

Strome, der hier um so stärker ist, da er sich mit dem aus der Ebbe hervorbrechenden Strome vereinigt, keinen Widerstand leisten. Es entsank den Leuten der Muth, und sie mußten sich dem Oceane abermals überliefern.

Der Capitain, der am Steuer stand, „peilte“*) noch einmal beim Schimmer des Cuxhavener Leuchtfenors und hielt dann das Boot, so weit es Ebbe und Wind zuließ, den Küsten möglichst nahe, und mit der Fluth des anderen Morgens gelang es ihnen endlich, an der gegenüberliegenden Küste Holsteins auf's Trockne zu kommen und den hohen Deich dieser Küste zu erklimmen. Die Elisabeth hatte über Nacht das ihr bestimmte Schicksal erreicht, sie war in Trümmer gegangen.

Solche und schlimmere Abenteuer hat wohl mancher Kühne Seemann erlebt und geduldig ertragen, allein ein phantastisches Festlandekind lauscht diesen Erzählungen gern und findet manches Lehrreiche, Piquante und Schauerlich-Eregende darin.

Am folgenden Tage hörten wir viel von den Folgen dieser Nächte. Dem einen Insulaner waren 10, dem anderen 13, dem dritten sämmtliche Schafe ertrunken, und die Leichname der Thiere, die man des Felles und der Wolle wegen aufgefischt hatte, wurden auf Leiterwagen ins Dorf gefahren. Mancher war sogar noch ganz ungewiß über das Schicksal seiner Heerde.

Beachtete ich das Benehmen dieser Leute und

*) „Peilen“ heißt die Richtung des Laufes nach dem Compaß bestimmen.

dachte ich mich lebhaft an Ihre Stelle, so konnte ich Ihre Geduld, Ihren langmüthigen Ernst nicht genug bewundern. Wir hätten uns nicht gewundert, wenn lautes Klagen und Jammern den Ort erfüllt hätte, aber wir vernahmen nichts dergleichen. Dagegen gelangte die Kunde zu unseren Ohren, es seien über Nacht zwei Schiffe gestrandet, eins im Norden bei Eist und eins in der Mitte von Epl.

Wir machten uns sogleich auf, um zum andern Strande zu fahren und zu sehen, wie ein gestrandetes Schiff sich ausnähme. Hat man für kleine Schiffe in die Luft gesprengt, so können wohl auch Schriftsteller Schiffe als für sie auf den Strand gelassen betrachten, besonders wenn die Sache einmal nicht mehr zu ändern steht.

Wir waren kaum eine Stunde gefahren, so erhielten wir die Botschaft, es wäre eben noch ein drittes Schiff aufgelaufen, und als wir selbst endlich an den Strand kamen, war mittlerweile noch ein viertes dazu gekommen. Sie lagen indeß alle eine oder zwei Stunden weit auseinander, und wir konnten daher nur zwei davon besuchen.

Es waren lauter kleine Seeschiffe, Holländer und Blankeseer, die am wenigsten im Stande sind, die hohe See zu halten, und die, wenn Boreas die Backen ein wenig voll nimmt, sogleich wie Spreu auseinander fliehen und sich ans Ufer retten.

Das eine von ihnen war „gekentert,“ d. h. umgekehrt ans Land geschwommen. Es war mit Mehl

beladen, und man hatte bereits ein Loch in den Boden geschlagen, um die Mehlkammer daraus hervorholen zu können. Natürlich hatte man weder Mann noch Maus an Bord gefunden. Wir gingen zunächst zu dem zuletzt aufgelaufenen Schiffe. Es lag, wie auch alle übrigen Schiffe, nahe am Ufer. Der Hauptstrand vor Spil ist nicht wie der vor Amrum mit großen Sandbänken umgeben, und den hier strandenden Schiffen ist also leichter Hilfe zu bringen, da sie näher herankommen. Es soll hier sogar sich zugetragen haben, daß ein Schiff der Art gegen das Ufer geschleudert wurde, daß es mit dem Bugspriet in die weichen Thonbänke eines hohen Kliffs hineinrannte und wie ein Einhorn, das bei seinem Stöße einen zu starken Anlauf genommen, darin stecken blieb.

Gewöhnlich wird hier wenigstens das Leben der Leute gerettet, während es in den Amrumer Sandbänken sich immer um Sein oder Nichtsein handelt.

Die bei den Schiffbrüchen betheiligte Bevölkerung der westlichen Dörfer war schon auf den Beinen und grupperte sich bei den verschiedenen Schiffen, um hilfreiche Hand zu leisten. Vor Allen zeichnete sich unter ihnen der Strandvogt aus, der in einem altmodischen kleinen, mit zwei 5 Ellen hohen Rädern versehenen Einspanner, wie er für die sandigen und unebenen Dämmwege am zweckmäßigsten ist, herankam.

Die Mannschaft wurde vor unseren Augen ausgeschifft, und nachdem der Strandvogt mit seinem Einspanner, dessen Thron er nicht verließ, gegen das Schiff

Front gemacht hatte, begann das Examiniren des Capitains, der, so durchdringt er war, auf eine Reihe von Fragen seine Antworten zu Protokoll geben mußte. Woher er komme, wie sein Schiff heiße, was er geladen, warum er daliege, was die Ursachen seiner Strandung, alle diese Fragen folgten rasch auf einander. Der Wind, welcher noch immer heulte, hätte die beiden letzteren wohl statt des Capitains beantworten können, aber es waren natürlich alle diese vorläufigen Aussagen aus vielerlei Rücksichten durchaus nöthig.

Dann kam die Frage, ob er das Schiff übergeben und sich den Strandgesetzen unterwerfen, d. h. ob er die Bergung der Güter und des Schiffs der Behörde mit ihrer Mannschaft anheimstellen, oder ob er zur Besorgung des Nöthigen sich selbst auf der Insel Leute mithen wolle. Diese Frage beantwortete der Schiffer sehr bereitwillig mit „Ja.“ „Ach ja wohl übergeben,“ sagte er, „übergeben!“

Natürlich übergeben sie Alle, wie man sich leicht denken kann. Sie kommen ja wie aus der Hölle Rachen, segnern den sandigen Strand, der ihnen das Leben rettete, und fühlen wohl auch alle Bande der Liebe zu ihrem Schiff, das sie im Stich ließ, gesprengt. Auch kommen sie an diese fremde Küste wie im Traume, wissen vielleicht nicht, was es für ein Land ist, in das sie, wie Herr von Münchhausen in den Mond, hineinfelen, und haben am Ende noch immer mehr Vertrauen zu der Obrigkeit als zu den Küstenbewohnern.

Wie sollten sie nach einem Schiffbruche, wobei sie

sich von den beutelustigen Insulanern wie von Seesnaben umschwirrt sehen, in der Laune fühlen, mit diesen Leuten in Contract zu treten, ihnen Boote, Arme, Beine, Wagen, Magazine, Wohnungen &c. abzumietzen, während die Obrigkeit, mit allen diesen Hilfsmitteln versehen, gleich vor ihnen steht.

Der Capitain tritt also das Commando seines Schiffes völlig ab, und der Strandvogt ist nunmehr der Befehlshaber des Bracks, und Alles hat ihm zu gehorchen.

Das zweite Schiff, zu dem wir uns hinarbeiteten, war ein kleiner Holländer. Diese Leute sind wahre Wasservögel, denn sie nisten sich gewöhnlich an Bord ihres Schiffes mit Frau und Kind ein. Die Frau des Capitains und ein Säugling waren schon über die Dünen hinaus in ein Haus geschafft worden; Vater, Sohn und Schiffsjunge waren damit beschäftigt, alle Geräthschaften aus dem gestrandeten Familienhause, denn das ist das Schiff für die holländischen Küstenfahrer, herauszuschaffen.

Da lagen nun alle ihre kleinen Habseligkeiten im Sande hingestelt, ein kleiner eiserner Ofen, ein paar blauangestrichene „Schaffe“ (Schränke), vor allen Dingen der kupferne Wasserkessel und ein porzellanener Theetopf mit den dazu gehörigen Tassen, und was sonst noch Alles zu einer holländischen Schiffshauswirthschaft gehört, dabei ein Butterfaß, ein altes vom Seewasser gesalzenes Brod und oben darauf ein ange schnittener Edamer Käse.

Als ich auf den Ofen zeigte, sagte mir der Sohn,

sie hätten schon seit 36 Stunden kein Feuer mehr an Bord unterhalten können, weil der Sturm und die einbrechenden Wellen dieß unmöglich gemacht. Hätten wir hier einen Kessel voll Suppe oder eine Flasche warmen Punsch zur Hand gehabt, sie wären an ihrem Plage gewesen. Die Leute sahen gedächlich zerzaust und mitgenommen aus, wie Menschen, die aus einer sechs- und dreißigstündigen Schlacht kommen. Ihre Gesichter waren von dem betheereten Tauenden, die ihnen um die Ohren geschlagen haben mochten, und ich weiß nicht von was für einem weißen Stoffe, der ihnen strichweise auf den Wangen saß, förmlich tätowirt. Die Schiffbrüchigen kamen uns ganz weichmüthig und gesprächig vor, und obgleich wir nur neugierige Fremdlinge waren, so gaben sie uns doch umständliche Antwort auf jede Frage. Es mag schon eine ziemliche Portion Noth dazu gehören, ehe ein holländischer Emalbesitzer sich gesprächig und klagelustig zeigt. Sie schienen das Land und uns Landbewohner als ihre Erretter zu segnen.

Der Sohn, ein Mensch von etwa 20 Jahren, hatte während der Nacht, als sie sich dem Strande genähert, unter Anderem folgenden Salto mortale ausgeführt. Eine Welle, die über das Schiff wegging, riß ihn vom Bord und warf ihn vor den Augen des Vaters in die See nach dem Lande zu. Er verschwand, und das Schiff ging über ihn hinweg. Allein eine zweite Welle führte ihn wieder in die Höhe, und, indem sie wie die vorige über dem Schiffe zerplatzte, ließ sie ihn gegen den Bord fallen. Er war geschickt und glücklich genug, einen Strick zu fassen,

und mit Hilfe des Vaters gelang es ihm, wieder ganz auf die Beine zu kommen.

Ich wollte an diese Erzählung nicht recht glauben und dachte mir, die Leute wüßten wohl selbst nicht recht, was ihnen in dem Getümmel des Sturmes geschehen sei; allein die Umstehenden versicherten uns, daß so etwas nicht unmöglich und nicht ungerade wäre.

Das Schiff lag wie das vorige am Ufer, und die Wogen gingen darüber hinweg. Jede Welle brach sich gegen den Rumpf und schüttete einen hoch sich aufbauenden Plagregen über das Schiff und die darauf beschäftigten Leute hin. Der Capitän und sein Sohn schienen sich bloß um ihre eigenen kleinen Habseligkeiten zu bekümmern, arbeiteten sich an Bord und kamen dann, von Wasser triefend, mit einem Pfeifenbrösel, einer Kinderjacke, einem Bierglase oder einer Unterhose in der Hand zurück, ganz so wie man ähnliche kopflose Rettungsversuche auch wohl bei dem Brande einer Hütte gewahrt.

Die Berger beschäftigten sich indeß mit den solideren Dingen der Ladung, den Ankerketten &c. Sie hatten nicht geringe Eile, denn es war jetzt die günstige Ebbezeit; in wenigen Stunden mußte die Fluth wiederkommen, und diese konnte das Schiff wieder verrücken und gänzlich zertrümmern.

Als wir längs des Strandes zurückkehrten, fanden wir noch manche andere Schiffstrümmern, unter anderen einen gekappten Mast, an dem wir die noch ganz frischen Spuren der Beile bemerkten, die ihn vor wenigen Stun-

ben gefällt hatten. Vielleicht mochte er zu dem gekenterten Schiffe gehören, von dem alle Menschenspur verschwunden war. Es macht einen eigenen Eindruck, solche frische Spuren des Daseins von Menschen zu sehen, die schon im nächsten Moment wie Spreu verweht wurden.

Der Strand war noch mit vielen anderen interessanten, vom Sturme ausgeworfenen Dingen besät, unter anderen mit den weißen, porösen Schilden, die der Tintenfisch trägt und die, wenn er stirbt, von ihm allein übrig bleiben. Die Insulaner sammeln sie sorgfältig, pulverisiren sie und geben sie ihren Schafen als Medicin ein.

Auch große Torfstücke lagen wie losgerissene Felsenmassen am Strande herum. Es giebt hier nämlich sowohl allenthalben am Strande unter den Dünen hervorblickende Torflager, als auch solche mitten in der See, wo sie Zeugen und Reste des untergegangenen Landes sind. Im Sturme bricht das Meer sie heraus und schleudert sie an den Strand.

Es ist eine eigene Art von Torf, salzig, schwefelhaltig und voll von noch wenig zersetzten Wurzeln und Aesten, und die Einwohner haben daher auch einen besonderen Namen für diese Substanz, sie nennen sie „Luu!“*). Bei sehr niedriger Ebbe gehen sie sogar ins Meer hinaus und graben dieses Brennmaterial dort aus dem Meeresboden.

*) Sollte mit diesem Worte wohl der Name des alten nordischen Morast- und Torflandes Thule zusammenhängen?

Als wir zu unserer Seefressbuzz zurückgekehrt waren, riefen uns unsere Freunde wieder zum Perspektiv heran, das natürlich in Sturmeszeiten auf diesen Inseln nicht ruht, und zeigten uns abermals in der Ferne ein großes Schiff. Dasselbe schien etwa drei Meilen von uns entfernt zu sein, und es wurde erst darüber hin und hergestritten, ob es vor Anker liege oder ob es gestrandet sei. Doch rechneten die Kundigen bald aus, daß auf der Stelle, wo das Schiff liege, nichts Anderes als eine Sandbank ein Schiff zum Stillstand bringen könne.

Es war ein großer Dreimaster und wurde für ein englisches Schiff gehalten. Es schien mir — wahr scheinlich in Folge einer Luftspiegelung — sehr hoch zu liegen und fast in der Luft zu schweben. Dieser Anblick regte uns nur noch mehr auf. Was konnte nicht jenes Schiff für köstlichen Inhalt bergen? Ist doch früher einmal ein Schiff bei Sylt gestrandet, das eine Ladung von 5 Tonnen Goldes Werth enthielt. Das Volk erzählt noch heutigen Tages die Strandung dieses Fahrzeuges. Ebenso wird von einem großen Ostindienfahrer gesprochen, der im Norden von Sylt strandete. Ein ander Mal sollen bei einem Sturme nicht weniger als 16 Schiffe rund um Sylt herum festgerannt sein.

Ja vor etwa 20 Jahren wurde eine Kiste an's Ufer herangespült, die, als man sie öffnete, lauter Juwelenschmuck und goldene und silberne Kostbarkeiten enthielt. Die Strand- und Landvögte ließen diesen Fund in den Zeitungen aller Welt bekannt machen, um den rechten Eigenthümer zu erfahren. Dieser blieb aber

still. Vielleicht hatte er triftige Gründe dazu, vielleicht war das Schiff, zu dem diese Kostbarkeiten gehörten, schon vor langen Jahren zu Grunde gegangen. Wahrscheinlich hatte der Capitain bei der Strandung diese kostbare Kiste in ein Boot geschafft und war mit diesem in der Brandung von Sylet umgekommen. Die schwere Kiste, welche wahrscheinlich viele Jahre im Sande gesteckt hatte, mochte von den Strömungen allmählig dem Ufer näher gebracht und endlich durch einen glücklichen Zufall entblößt worden sein.

Die Sachen waren sämmtlich aus einem Lande, wo die Mode tausend Jahre auf einem Flecke stehen bleibt, nämlich aus China, so daß man auch aus der Construction derselben gar nicht auf die Zeit der Scheiterung des Schiffs schließen konnte. Endlich wurde das Ganze verauktionirt, und eine Dame auf der Insel zeigte mir noch einen silbernen Fächer von äußerst zierlicher chineescher Filigranarbeit, den sie in jener Auction gekauft hatte.

Kurz also, dieser Fächer stak uns im Kopfe, und zugleich gedachten wir auch der werthvollen Leichen der Schiffscapitaine, die man zuweilen nach starken Stürmen in der Nähe der Wracks findet.

Die Schiffscapitaine haben nämlich die Verpflichtung und den Gebrauch, so lange an Bord ihres Schiffes zu bleiben, als nur möglich. Sie lassen zuweilen ihre Mannschaft fliehen und halten sich ganz allein auf dem Plage, weil, wenn sie das Schiff verlassen, dieses nach den Strandgesetzen als herrenloses Gut betrachtet wird

und daher dem Eigenthümer viel mehr davon verloren geht.

Die Schiffscapitaine binden sich dann wohl ihre Geldsäcke um den Leib und polstern sich auch sonst noch mit ihren Papieren und anderen kostbaren Dingen aus, und erst wenn sie merken, daß das Schiff in Trümmern auseinander geht, stürzen sie sich, wenn sie ein kleines Boot haben, in dasselbe, und wenn ihnen keins zu Gebote steht, in die offene See, um allenfalls durch Schwimmen sich zu retten. Oft kommen sie dabei um und sind dann, wie gesagt, als sehr werthvolle Leichen neben ihren Wracks zu finden, wie die vom Fuchs zerrissenen Enten, die ihr Nest nicht verlassen wollten. Kurz, sage ich, diese Dinge stachen uns im Kopfe, und dazu kam noch, daß Peterfen, der Schiffer, mit dem wir unsere Rückreise machen sollten, uns sagte, er könne, wenn wir uns entschließen wollten, gleich zu segeln, und den Umweg zu jenem Zweimaster nicht scheuten, mit seinen Leuten bei einem glücklichen Treffer vielleicht 100 Speciesthaler verdienen.

Uns war dieß ganz recht, und so machten wir uns denn gleich reisefertig. Unsere trefflichen Spalter Freunde begleiteten uns an den Hafen, die Flaggen an ihren Häusern, die Gott segnen wolle, flatterten in die Lüfte, und wir stachen mit drei Mal so viel Mannschaft, als unser kleines Schiff brauchte, in See.

Eine Lootsenfahrt.

Kaum hatten wir, nach der Segend hinsteuernd, wo wir von der hohen Seeft aus mit dem Perspective den Zweimaster entdeckt hatten, das Kliff von Morsum umsegelt und die Hauptstadt der Insel aus dem Gesicht verloren, so erblickten wir in der sich vor unseren Augen aufthuenden Bucht noch ein Schiff, dessen Rumpf ebensfalls hoch über dem Wasser hervorzuragen schien.

Wir glaubten nun in allen schwarzen Puncten, die am Horizonte auftauchten, Bracks zu erkennen, und in der That sahen wir bald noch ein drittes Schiff, dessen Figur bei dem scharfen Winde, der unsere Segel bauschte und unsere Stricke straffte, recht schnell vor unseren Blicken anwuchs.

Nehe Male aber täuschten wir uns und hielten eine entfernte Kirche oder einen mit Häusern besetzten Burghügel für ein Brack. Unsere Schiffer selber begingen dieses Versehen, und es wurde mir dadurch recht klar, wie gut der alte Römer Plinius schon diese Segenden beschrieben hat, wenn er von ihnen sagt: „*Illic misera gens tumulos obtinet altos, et tribunalia structa*

manibus, ad experimenta altissimi aestus, casis ita impositis, navigantibus similes, cum integunt aquae circumdata, naufragis vero cum recesserunt.“ (Dort wohnen die bedauernswerthen Leute in Häusern auf hohen Hügeln, Schiffenden ähnlich, wenn die Gewässer das Marschland überfluthen, und Schiffbrüchigen vergleichbar, wenn die Wogen sich zurückgezogen haben.)

Wir wurden zuletzt selbst wirr im Kopfe und wußten nicht mehr, welches der schöne Zweimaster sei, den wir von der hohen Geest aus ins Auge gefaßt hatten. Wir näherten uns zuerst dem Schiffe in der Bucht, erkanneten aber bald, daß es daselbst im Schutze der Dünen ruhig vor Anker liege und, vor dem Sturme flüchtend, glücklich die inneren Gewässer erreicht hatte. Unsere Leute meinten, es wäre ein französisches Schiff; auch sahen wir, daß schon ein kleiner Zollkutter neben ihm beschäftigt war.

„Das ist man en Haverist!“ sagte unser Schiffer. Diese Leute nennen einen Haveristen ein Schiff, das nur ein Segel, einen Mast oder so Etwas verloren hat, ohne völlig Brack, d. h. ein zum Segeln untanglicher Klumpf geworden zu sein.

Wir nahmen nun das nächste Schiff auf's Korn, das sich entschieden als ein Brack erwies, da wir mit dem Perspectiv weder Segel noch Masten an ihm erkennen konnten. Es lag, wie es schien, weit draußen in der hohen See und war einstweilen noch ohne Hüfe. Allein bald bemerkten wir zu unserem Aerger mehrere Segel in See, die mit frischem Winde desselben Weges,

wie wir, steuerten. Es waren alte Bekannte, kühne Amringer Schiffer, die, wie ich oben zeigte, bei jedem Schiffbruch zuerst zur Hand sind.

Wir waren wohl noch eine Meile weit vom Rumpfe entfernt, segelten zwar mit Macht, mußten aber doch zu unserem Schmerze sehen, wie die Amringer Boote näher und näher kamen, wie ihre weißen Segel endlich vor dem schwarzen Rumpfe des Wracks erschienen und dann neben ihm niederfielen. Es war offenbar, diese raschen Schelme gingen an Bord und hatten uns den Vorrang abgelaufen. Bei solchen Strandungsfällen gilt natürlich besonders das Sprüchwort, daß, wer zuerst kommt, zuerst mahlt.

Wir setzten dessenungeachtet unseren Cours fort. Es konnte ja sein, daß dem Gestrandeten jenes Gefindel nicht gefiel, und daß er sich lieber mit uns einlassen wollte. Wir sahen auch wirklich, daß die Amrumer schneller, als wir dachten, ihr Segel wieder lüfteten und weiter zogen. Nach einer Stunde hatten wir das Schiff vor uns. Die Sonne, die eben über den Köpfen der schäumenden Wogen unterging, sandte uns noch so viel Licht zu, daß wir im Herumsegeln den Namen „New Castle“ am Spiegel des Schiffs erkennen konnten. Es war ein New-Castler Kohlen Schiff.

Ich sah selten ein Fahrzeug so übel zugerichtet. Es war völlig „ramponirt,“ wie die Friesen sagen, die mehr solche nach dem Lateinischen oder Französischen riechende Worte in ihre Sprache aufgenommen haben. Das Wort „ramponirt“ kommt vielleicht vom französischen „rampro“ her.

Auf dem Deck war nichts als Stumpf und Stiel geblieben; alle Masten waren gekappt und ihre zersplitterten Wurzeln ragten aus der Mitte wie vom Blitz getroffene Bäume hervor; das Bugspriet war mitten durchgebrochen, und dieser Mast, der, weil er die Lüfte und Wellen zuerst zu durchschneiden scheint, den Schiffen sonst ein so kühnes Ansehen giebt, schien in seiner Verstümmelung nur anzudeuten, daß dem Schiffe die Nase oder das ganze Vorgesicht abgehackt sei.

Das ganze Gebäude schien wie ausgestorben, doch bemerkten wir, daß der kleine Schornstein, der zwischen den Maststumpfen sich noch aufrecht erhalten hatte, rauchte; auch saß das Schiff nicht auf einer Sandbank, sondern lag vielmehr ruhig vor Anker.

Dies gab uns die Gewißheit, daß Leute an Bord sein mußten, und die Hoffnung, daß sie in solchem Zustande Hilfe gebrauchen möchten, um das Schiff in irgend einen Hafen in Sicherheit zu bringen. Meine Leute baten mich daher, ich möchte die Schiffbrüchigen auf Englisch anreden und über das Weitere befragen.

Ich schrie nun, so laut ich konnte, irgend ein englisches Hallohwort gegen die schwarzen Wände, hatte aber nur eben zu diesem Halloh Zeit, denn da der Wind noch sehr stark ging, so waren wir im nächsten Moment schon einige Hundert Schritt an dem Schiffe vorübergehuscht. Unser Halloh wirkte, und wir sahen in den letzten Strahlen des Sonnenunterganges einige Gestalten aus der Schiffsluke hervorkriechen. Wir legten nun schnell um und machten wieder einen Husch bei dem Schiffe

vorbei, um unsere Frage anzubringen. Ich stellte mich in die rechte Position, und, die Hand an den Rand gelegt, fragte ich: „Wollt Ihr gute Leute an Bord?“

Der Capitain, der Steuermann oder was er sonst war, hatte sich, beide Hände in die Taschen gesteckt, an einen der Maststümpfe gestellt, blickte uns einige Zeit an und ließ uns dann durch Wind und Wogen sehr gentlemanlike, aber auch sehr bestimmt, die Antwort zurückschallen: „No Sir, thank you!“ Mehr Worte konnten wir im Vorüberschießen nicht hinaufbringen, und ich bat meine Leute, die indeß unserem Zwiegespräch geduldig zuhörten, ohne ein Wort dazwischen zu reden, wie etwa: „Was meint er? Was hat er gesagt? Will er Leute? Will er keine Leute?“ wie sie gewiß gethan haben würden, wenn sie Juden und keine Stiefen gewesen wären, noch einmal umzulegen.

„Habt Ihr keine Leute verloren?“ war die nächste Frage, die ich mir erlaubte. „All save, Sir!“ sagte mein Capitain, die Hände in den Taschen. — „Where are you bound to? — Liverpool! — Was habt Ihr geladen? — Ballast von Hamburg! — Farewell!“

Ich hätte dieses lakonische Gespräch gern noch etwas fortgeführt, allein ich fürchtete, die Leute möchten es sowohl an unserem, wie am jenseitigen Bord überdrüssig werden, weil es doch etwas umständlich war, und so zogen wir uns zurück, da die schönen Träume von 100 Speciesthalern, von kostbaren Ladungen, von erhofftem Gewinn in Schaum aufgingen. Wir hätten nun gern unsere Leute, denen ich das Resultat meiner Inquisitionen mittheilte, überredet, unser Heil noch bei dem dritten

ten Schiffe zu versuchen, welches mit zwei hohen Masten nur eine Meile Weges uns zur Linken lag. Allein sie sagten, es wäre zu spät, die Ebbe sei schon stark im Anzuge, und ehe wir zu der Sandbank, auf der das Schiff fest säße, gelangen könnten, würde alles Wasser abgelaufen sein, und selbst wenn wir unser kleines Schiff auf den Strand setzen und zu Fuß hinlaufen wollten, so würde es doch wohl vergebens sein, denn das Wrack liege noch näher bei den Anringtonen und diese Insulaner würden, wenn es da was zu machen gäbe, längst an Bord sein.

Warum unser New-Castler uns nicht zu Hilfe nehmen wollte, weiß ich nicht. Vielleicht hatte er schon andere Lootsen an Bord, vielleicht dachte er sich selber in Sicherheit zu bringen. Allein möglicher Weise wäre es gut für ihn gewesen, wenn er unsere tüchtigen Leute angenommen hätte, die ihn vielleicht mit Hilfe eines Nothsegels richtig vor Anker gebracht hätten, denn es ging ihm am Ende doch noch schlecht.

Der ihm zu Hilfe geeilte Lootse kam nach einigen Tagen mit einem Dampfschiffe, um ihn mit dessen Hilfe hereinzubringen, war aber ungeschickt genug, ihn dabei, indem er nicht die rechte Einfahrt wählte, auf einer Sandbank der Art festzurennen, daß er selbst bei der Fluth nicht mehr loskommen konnte. Da es in der darauf folgenden Nacht abermals stürmte, so verloren die Matrosen an Bord den Muth, weil sie glaubten, das unbehilfliche Wrack möchte von den Wellen zertrümmert werden, und verließen es in einem Boote. Der Sturm und die Fluth brachten aber das Schiff doch von der

Bank herunder, und so trieb es denn als herrenloses Gut auf dem Meere umher.

Kaum hatten die Anringer gesehen, so besetzten sie das Schiff, stellten einen Nothmast auf, spannten einen ihrer kleinen Schnellsegler zum Bugstren vor und kamen nun mit dem großen gefangenen Riesencumpe eines Tages in das innere Meer im Triumphe hereingezogen.

Dies sah aus, als wenn ein kleiner Sägefisch einen großen Walfisch erlegt hätte, oder wie die Leichenprocession eines Riesen, und uns, die wir es mit ansahen, wie das große hohe, zu allen Bewegungen untauglich gewordene Schiff, das noch vor Kurzem so stolz den Wogen getrost hatte, jetzt so zahm dem Leitseil des kleinen Anrumpers folgte, ergriß fast ein Gefühl der Trauer bei diesem Anblick.

Es entstand daraus ein köstlicher verwickelter Fall für einen Advolaten, und wenn es wirklich zum Proceß gekommen ist, so mag viel Scharffinn auf beiden Seiten aufgeboten worden sein. Die Anringer waren die beati possessores und sprachen davon, daß sie wohl 1000 Thaler bei dieser Gelegenheit zu gewinnen dächten; die englischen Matrosen dagegen mochten wohl gegen den Lootsen reclamiren und ihm Schuld geben, er habe seine Pflicht nicht ordentlich gethan und sie in die Klemme geführt. Die Schiffsrheder in New Castle, welche am Ende jene Summe aus ihrem Schiffe bezahlen sollten, mochten wieder ihre Schiffer beschuldigen, daß sie das Schiff zu frühzeitig verlassen und preisgegeben hätten; die

Affecuradeurs des Schiffe endlich, welche gewiß von den Rhedern ersucht wurden, für Alles gut zu sagen, weil das Ganze ein durch Wind und Wellen veranlaßter Schaden sei, mochten es ganz in Abrede stellen, daß ihnen hier eine Verpflichtung obliege.

Die Untersuchungen über die Schuld und den Gewinn oder Verlust eines jeden Theiles mochten ins Unendliche gehen. Vielleicht erfuhren die Leute in England nie, wie die Sachen eigentlich standen; vielleicht wußte es auch selbst hier Niemand recht, wie Alles zugegangen war. Denn wer nur ein Bißchen mit Advocatenangelegenheiten zu thun gehabt hat, der wird wohl wissen, daß die Feststellung eines klaren, reinen Thatbestandes zuweilen eben so schwierig ist, wie die vollständige Lösung, klare Entwicklung und bündige Darstellung irgend eines philosophischen Problems.

Dies war indeß, wie gesagt, einige Zeit später. Einstweilen segelten wir noch ins Binnenmeer, d. h. ins Haff zurück und hielten uns ganz in der Nähe der nördlichen Spitze von Amrum, weil immer in der Nähe solcher Spitzen und Ausläufer aus ganz natürlichen Gründen das Wasser am tiefften ist.

Diese Spitze war folgendermaßen beschaffen. Die Dünen der Insel reichten nicht bis zum Meere heran, sondern blieben etwa eine halbe Stunde Weges rückwärts liegen. Vor ihnen streckte sich ein triangelförmiges flaches Stück Sandland zu uns heran, das vorn unter einem immer spizeren Winkel auslief. Es war nur wenige Fuß über dem Meere erhaben und bei hohen Fluthen

gewiß überschwimmt. Wir kamen so nahe an der Spitze vorbei, daß wir wie Zell auf jene Seeplatte hätten hinauspringen können. Dicht an der Spitze ging ein gewaltiger Ebbestrom rauschend vorüber, und obwohl unser Schiff den besten Wind hatte, so kamen wir doch kaum von der Stelle.

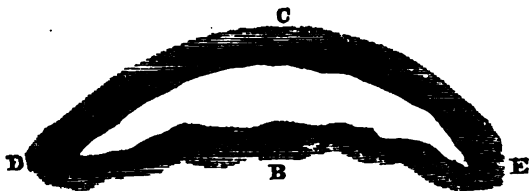
Wir war der Anblick dieser Spitze besonders interessant, weil ich mir nun deutlich vorstellen konnte, wie das berühmte Vorgebirge von Skagen, die äußerste Spitze von Jütland, beschaffen sein müsse. Auch dort giebt es einen ganz ähnlichen Sandansatz, nur ist Alles größer.

Das ganze nördliche Jütland ist sehr sandig und flach und auf der Westseite rings mit Dünen umgeben. Schon bei Aalborg schmälert sich die Halbinsel zu einer Breite von 8 Meilen ab; bei Frederikshavn ist sie 5 Meilen breit, dann 4, 3, 2 und endlich nur eine Meile. Dieser ganze nördliche Ansatz ist rings, 5 Meilen weit und breit, Sand und nichts als Sand. Der Sand klärt sich mehr und mehr ab, wird endlich ganz rein und läuft in einem kleinen schmalen, eine halbe Meile breiten und 3 Meilen langen Ansätze, der Krone oder dem Schwanz Jütlands, aus.

Dieser ganze Ansatz von reinen Quarzkrystall-Trümmern ist völlig unbewohnt. Bloß auf der äußersten Dünen Spitze liegt der kleine Ort Skagen, dessen Einwohner die Wächter des jütischen Capitols sind und dessen Straßen oft eben so arg mit Sand verbarricadirt werden wie die Straßen von Annaberg und anderen Städten unseres Erzgebirges mit Schnee.

Aus dem schmalen Klagenor Dänenländchen schiebt sich nun als äußerstes jütisches Weltende noch etwa eine Stunde weit niedriges Sandland hervor, das eben so beschaffen ist, wie das von Amrum, welches wir vor Augen haben. Auch dort geht es immer spitzer zu, und auf das äußerste Ende kann man den Fuß in der Weise hinaussetzen, daß dessen linke Seite von einer Welle des großen Oceans und seine rechte von einer Welle der Ostsee bespült wird, indem man dabei den Blick hinausstreifen läßt auf die Reihe von Schiffswracks und Wallfischgerippen, welche wechselweise auf der unterseeischen Fortsetzung dieser Sandspitze feststehen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit aller Däneninseln und Dänenhalbinseln, in solchen Sandspitzen auszulaufen. Die beiden Strömungen, welche an beiden Seiten der Insel wechselweise bei Fluth und Ebbe hingehen, schleifen diese Sandbänke ganz natürlich auf diese Weise zu. Manche sprechen daher hier von einer sogenannten Spigenverlängerung der Däneninseln, indem sie annehmen, daß der Sand aus der Mitte der Inseln vom Meere immer nach den Spigen getrieben werde, nämlich so:



Diese Figur sei eine Däneninsel. Der Ocean kommt mit seinen Fluthen und Strömungen von C her auf die Insel herab. Er drängt hier bei C die Dänen theils zurück ins Innere des Landes, theils reißt er sie herab und entführt den Sand nach D und E hin, wohin die Strömungen abfließen. Liegt nun die Insel ganz isolirt da, so wird sie bei E und D hinaudrwachsen und ihre Gestalt sich immer länglicher verziehen. Stößen aber auf beiden Seiten andere Inseln an sie heran, so daß bei D und E Meerengen und folglich starke Strömungen entstehen, so wird der weggeschwammte Sand hier von den Meerengenströmen ergriffen und zu anderen Sandbänken hingeführt werden, und die Insel wird allmählig ohne Spitzenverlängerung ganz weggerieben werden. Alle Däneninseln an der ganzen Nordsee hin bis Holland sind in einem solchen Umbildungsprocess begriffen.

Die genannten Spitzen der Inseln sind alle mehr oder weniger dem Festlande zukehrt und wenden sich also hier bei Jütland aus Westen nach Osten herum. Ebenso wendet sich auch die Spitze bei Skagen. Die Inseln bekommen daher eine halbmondförmige Gestalt, die man bei Amrum, Romoe und Faroe besonders deutlich ausgebildet sieht. Diese Gestalt ist eine sehr natürliche Folge der Strömungen, Stürme und Fluthen aus Westen, wodurch alle Inselspitzen nach Osten herumgeworfen werden. Auch für die meisten Inseln an der oldenburgischen, ostfriesischen und holländischen Küste kann man als den Grundtypus ihrer Form die obige Figur ansehen.

Man kann auch der ganzen Halbinsel Jütland eine solche Halbmondform zuschreiben. Man braucht nur

von der nördlichsten Spitze Jütlands bei Slagen eine gerade Linie nach Fehmern hinzuziehen, um diese zu erkennen. Es scheint daher, daß sich auch Jütland unter dem Einflusse sehr starker Westströmungen und Weststürme gebildet habe.

In der Mitte der Westseite von Jütland liegt ein Vorgebirge, welches Blaawands-Hut heißt. Es ist das am meisten nach Westen vortretende Stück von Jütland. Von da aus neigt sich die Westküste allmählig gegen Slagen um zwei Grade und gegen die Mündung der Elbe um einen Grad nach Osten zurück. In die Bufen an der Mündung der Elbe und in die Meerenge bei Slagen fallen die stärksten Westströmungen hinein. Ganz Jütland steht mithin da wie ein im Weststürme sich krümmender Baumstamm.

Wir kämpften mit der heftig aus den Binnengewässern herausfluthenden Ebbe, und je weiter wir kamen, desto flacher wurde das Wasser. Die friesischen Schiffer, die immer in solchen fatalen flachen Gewässern herumlaviren müssen, haben mehr mit dem Sondiren des Bodens zu thun als irgend ein anderes Schiffervolk der Welt. Der Mann, der bei ihnen vorn an der Spitze des Schiffs steht, ist eben so unausgesetzt thätig, wie der Steuermann auf dem Hinterthelle.

Sie haben dazu eine lange Sondirstange an Boeb, welche sie „Plichtkehr“ nennen. Es ist dies ein Wort, das ich mir nicht erklären kann. Das Sondiren selbst nennen sie „uitstekken“ (ausstaken oder ausstechen). So wie Ebbe eintritt, oder so wie sie sich ein wenig

aus den gewöhnlichen mit Balken bezeichneten Fahrstraßen herausmachen, wird sogleich der „Plichtlehr“ in Bewegung gesetzt und unermüßlich „uitgestekt“.

Sie lassen den Plichtlehr, an dem sie Zeichen angebracht haben, senkrecht ins Meer hinabfallen und rufen laut das Resultat ihrer Beobachtung aus, so daß es der Steuermann und der Capitán hören können, z. B.: „Hat flakket!“ (es flacht, es wird flacher); „hat ur dipor!“ (es wird tiefer); „saur siht!“ (vier Fuß); „tree siht!“ (drei Fuß). Bleibt sich die Tiefe gleich, so schreit der Ausstaker, der bei diesen Ausrufen eben so gut seinen eigenthümlichen Ton und seine besondere Weise hat, wie ein Prediger auf der Kanzel: „Een deep!“ (eine Tiefe, d. h. dieselbe Tiefe). Am liebsten hört man den Ausruf: „Scha!“ (kein Grund). Je tiefer das Wasser ist, desto langsamer stakt der Mann, pathetisch und bedächtig, wie ein Storch einherschreitet; je flacher es aber wird, desto hurtiger ist er bei der Hand. Damit ihm beim „Scha“ der Plichtlehr nicht durch die Hand schlüpfe, hat er ihm oben einen dicken Knopf aufgesetzt.

Da die Ebbe und die Sandbank, die wir zu passiren hatten, unseren Leuten Sorge machten, so stakten wir schon seit langer Zeit, — „Hat flakket!“ — „saur siht!“ — „saur en holef!“ (vier und ein halb) — „een deep!“ — „tree en holef!“ — „flakker!“ (flacher) — „flakker!“ (flacher). Das Wasser wurde ganz trübe um den Kiel unseres Schiffes, es kam der häßlichste Schmutz dabei zum Vorschein, und wir rutschten eine Zeit lang förmlich auf dem glatten Schlic

htu. Unser Steuermann wandte, schnell das Ruder, und wir kamen mit einer raschen Wendung ins tiefere Wasser zurück, um an einer anderen Stelle einen Uebergang über die Sandbank zu versuchen. Wir machten dabei das Wasser rund um uns her so dick wie Erbsensuppe, wie dieß ein großer Fisch zu thun pflegt, der zu weit ans Ufer hinan kam.

Wir hielten uns, als wir wieder gewendet, zwischen den ausgesteckten Baken. Unser Pflichtkehr-Mann fing sein Thema wieder von vorn an und rief: „Schau!“ — „hat flakket!“ — „flaur en hole!“ und so weiter bis zu „tree en hole!“ und „flakker!“ und „flakker!“ und „flakker!“ in immer rascheren Absätzen. Endlich kam das schmutzige Wasser wieder. Die Anstrengungen der Schiffer mit den langen Stangen und Stämmen brachten uns nicht wieder los, und wir begrüßten die Bracks, die wir besucht hatten, als Compagnons und Genossen.

Es dauerte auch nicht lange, so setzte sich das Schiff völlig fest, und als das Ebbwasser vollends abgelaufen war, saß es gerade so da, als wäre es eingemauert. Es ist übrigens kein großes Unglück bei einer solchen Art von Strandung in den friesischen Binnengewässern; denn man sitzt ganz geborgen auf diesen festen Bänken, übernachtet ein Mal, statt auf dem Wasser, auf dem Festlande und kann am Morgen bei der Fluth mit Sicherheit eben so viel Wasser zurück erwarten, als man am Abende verlor.

Indem ich alle diese kleinen Begebenheiten unserer

Schiffahrt schildere, sehe ich in Gedanken wohl Manchen die Stien ranzeln und höre ihn unzufrieden fragen: Warum beschäftigt sich dieser Mann mit solchen Bagatellen und Miniaturbildern? Warum studirt er nicht lieber die großen politischen Bewegungen im Lande, statt des Ablaufens der schmutzigen Ebbe- und Fluthgewässer? Warum giebt er uns nicht ein deutliches Bild der Fluthen in der moralischen Atmosphäre und ihrer Einwirkung auf die Gemüther, statt uns zu schildern, wie ein dürrer Aepfelbaum im Nordweststurm noch dürreter wird? Warum beschäftigt er sich nicht mit den Worten, den Ideen, den Gedanken und Gefühlen, die sich hier jetzt zu Gebirgen und Schanzen zwischen den Völkern aufthürmen, statt mit den Sandkörnerhügeln, die eine blinde Gewalt gegen die andere blinde Gewalt aufführt? Warum zeigt er uns nicht, wie das Wort der Steuerleute in dem Völkergewoge erschallt, und wie sie das Schiffsvolk besänftigen, und welche Commandos sie ihm geben, statt uns zu zeigen, wie es klingt, wenn ein Capitain im Sturm auf Englisch sagt, daß er nur Ballast bei sich habe? Und warum sondirt er nicht lieber in der geistigen Fluth und Ebbe umher, statt diesen Nüchternheit zu handhaben und den guten Friesen ihre „saur“ und „slakker“ nachzuäffen? Was nützt es uns, zu wissen, wie ein Ewer mit einem Duzend Menschen auf den Sand sich festrennt, wenn es sich fragt, in welchen Hafen die großen Staatschiffe mit Millionen von Einwohnern einlaufen sollen?

Ich muß ein Wort zu meiner Vertheidigung sagen. Ich verkenne zwar nicht die praktische Nützlichkeit der Forschungen über moralische Bewegungen, und ich bin auch keineswegs blind gegen die Phänomene, die überall am politischen Himmel erscheinen, und nicht stumpf gegen das Interesse, das ihre Betrachtung, Ergründung und Schilderung gewährt.

Allein diese politischen Bewegungen sind nur vorübergehend und sehr wandelbar, und sie strömen in den Ländern hin und her in dem festen Rahmen der dauernden Sitten der Menschen und der unveränderlichen Natur des Landes. Komme ich daher in ein Land, so ist es mir vor allen Dingen wichtig, diesen Rahmen, diese Basis kennen zu lernen, in welchem und auf welcher jene Bewegungen stattfinden.

Es ist mir wichtig, aus der Geschichte, aus dem Anblick und dem Studium des Landes und seiner Bewohner zu erkennen, wie es von jeher gewesen ist, und dann erst frage ich, wie es jetzt aussehen mag, und was die Tagesfragen sind.

Seit Jahrtausenden schon wohnen die Leute hier auf solchen Burten, wie ich sie beschreibe, und bei diesen Burten treffe ich mit Tacitus und Plinius zusammen, die beide von einer Rivalität zwischen Dänen und Deutschen nichts wußten. Seit Jahrtausenden schon sonderten die Friesen hier ihr halbes Leben lang in ihrem flachen Meere herum und riefen auf die angegebene Art: „siar en hole!“ und „het flakket!“ und auf diese Weise wird durch die ewige Wiederholung der

Handlung und durch die Idee, daß ganze Geschlechter so geduldig und einträchtig durchs leichte Leben mit dem Pflichtkehrer „stöhnten“, ein solcher Gegenstand fast gewichtiger und interessanter als die Betrachtung einer jeweiligen politischen Erscheinung.

Das Schicksal der Länder mag sich gestalten, wie es will, die Werten, die Dänen, die Deiche und die Pflichtkehrer werden ewig bleiben, so lange diese Länder unter dem Monde bleiben.

Indessen, wie gesagt, man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen. Für die wenigen Beobachtungen, welche ich in Bezug auf die moralische und politische Lage des Landes gemacht habe, werde ich wohl auch noch einen Platz finden.

Traditionen und Sagen.

Einstweilen aber bitte ich den Leser, der es liebt, sich in das innerste Wesen einer Volkspöppe und eines Nationallebens zu vertiefen, nur vorläufig noch ein Mal mit mir an Bord unseres kleinen friesischen Ewers, — dessen Name „de Elf“ (die Elbe), war, — zurückzuführen und da das kleine Licht zu betrachten, welches zu unserer Cajütenthür heraus scheint und das einzige traute Licht auf den wüsten Watten welt und breit ist.

Solche Scenen haben doch wenigstens ein malerisches Interesse, und dann, wenn ein mit mir unzufriedener Kritiker ein Meeresküstenbewohner ist, den dieß als etwas ihm Alltägliches langweilt, so bedenke er, daß es hier im Binnenlande in den Gebirgen, wo ich diese Schilderungen entwerfe, Tausende von Thal- und Bergbewohnern giebt, die in ihrem Leben das Meer nicht gesehen haben, für die alle solche Scenen und Situationen und die Art und Weise, wie es dabei zugeht, neu und ungewöhnlich sind.

Also ich sage, ich bitte meine Bergfreunde, mit mir aus diesem meinen Gebirgscabinete, wo ich jetzt

auf tiefe Thäler, auf beschneite hochgelegene Gipfel, auf schroffe Felsen, auf ferne Wälder hinabsiehe, sich wieder an Bord der kleinen „Elbe“ mitten unter die flachen Seen und Watten zu begeben. — Unseren Kritiker aus dem Flachlande mögen wir unterdessen in unsere Gebirgs-Karthause einsperren, damit er doch auch seinerseits etwas zu bewundern habe.

Der Mond geht mir in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, ebenso auf wie damals. Er säumt mir jetzt der Berge Höhen mit Silberscheitern, der vom Schnee widerblinkt; — damals reflectirte er sein Bild in den kleinen Laken und Tümpeln, die auf unseren Watten stehen geblieben waren. Jetzt zieht ein leises, aber scharfes Gesäusel durch die dünnen, vom Froste erklingenden Baumzweige; — damals rauschte die ferne Brandung durch die Seile der Nacht. Jetzt umstehen mich ringsumher die dunklen Gestalten der Berge; — damals lagen uns zur Rechten und Linken die schwarzen Wracks der gestrandeten Segler der Fluthen.

Hier spant es einzig und webt, klappelt Spigen und flacht Stroh in allen Thälern, in allen Häusern, aus denen die trauten Abendlämpchen hervorschimmern. Dort neigten sich unbewohnte, sandige Landspitzen zu uns heran, und weit und breit war die Fläche wüst, ein neugeborenes Land, das soeben die muntere Brut der Fische verlassen hatte, und auf dem wir nun neben dem Schiffe herumwandeln konnten.

Ich sage also, der Leser lehre nun mit mir aus diesem meinen Bergschloßcabliete zu jenes mein ewiges

Außernschiff zurück, mache mit mir einen Spaziergang über's Deck und sehe die Verwandlung um uns her an. Es ist nach den kürmischen Tagen endlich sehr ruhig geworden, und unsere Schiffer sitzen gelassen beim Theetopf in ihrem „Logis“, wie sie den kleinen Raum nennen, in welchem sie hausen und in den man durch eine kleine Oeffnung wie durch einen Schornstein hinabkommt.

Sie haben längst nach friesischer Art die 100 Speisehälter, welche sie zu gewinnen hofften, vergeffen und unterhalten sich von anderen Dingen. Unser getreuer Steuermann hat auch uns in unserer kleinen Gajäte den Thee bereitet, die Lampen mit Dochten versehen und die Betten vorgerichtet. Die drei Landspitzen, welche sich von allen Seiten zu uns hennigen, sind die westliche Spitze der Insel Föhr, die nördliche Sandnase der Insel Amrum und die südliche Dünenkrone der öden Landzunge von Sylt.

Wäre es heller Tag, so könnten wir vielleicht die kahlen Häupter der Dünen von Hörnum, den langen, aus Steinblöcken aufgewälzten Seedeich von Föhr, die zahlreichen Kiefengräber und Grabhügel von Amrum erkennen. Jetzt glauben wir sie nur hier und da gespensterhaft im ungewissen Mondenschein hervortreten zu sehen.

Da hätte ich denn in der That mit dem Leser einen Platz gefunden, der mehr als alle anderen geeignet ist, daß ich ihm hier mein Herz über eine gewisse friessche Angelegenheit ausschütte, von der ich schon früher mit

ihm geredet haben würde, wenn ich es nicht stets bis zu besserer Gelegenheit verschoben hätte.

Wer unsere Umgebung, unsere Einsamkeit, unsere Wildniß und dazu den Mondschein bedenkt, der wird wohl ahnen, welche Angelegenheit ich meine, und errathen, daß ich im Begriff bin, Geister zu beschwören und ein Bild des alten Fabel- und Sagenlandes der Friesen, das einst hier existirte, zu entwerfen.

Ich wollte, ich könnte dieß vollständig durchführen. Allein theils ist jenes alte zauberische Land im Laufe der Jahrhunderte und im Andrang der überfluthenden Cultur untergegangen, und nur zuweilen taucht noch an stillen Abenden, wenn die lärmende Tagesfluth abfließt, ein entstelltes Stück davon im Gedächtniß der Leute empor, — theils würde mich, den Reisenden, hier ein solches unständliches Studium jenes Landes zu weit führen. Und im Grunde genommen, will ich daher weiter nichts als einige Sagen und Geschichten erzählen, die unter den Friesen umlaufen und von denen der, welcher diese Nation als Beobachter besucht, durchaus Notiz nehmen muß.

Ich habe mir einige der für Land oder Leute charakteristischsten Sagen aufgezeichnet und will gleich im Voraus bemerken, daß sie meistens von der Insel kommen, die wir zuletzt besuchten, von dem dünen- und gräberreichen Sylt. Die Leute haben dort eine Industrie, welche wahrscheinlich eben so wie ihre Entlegenheit vom Festlande dazu beiträgt, daß sich die alten Traditionen besser bei ihnen erhalten als anderwo. Dieß ist die Verarbeitung

Wolle ihrer Schafe, eine Beschäftigung, die sie veranlaßt, zahlreich in den Familienkrisen zusammenzukommen und da sich die langen Abende durch Erzählungen zu verkürzen.

Ich hatte während der Sturmtage auf Sylt Gelegenheit, in einige solche Wolle verarbeitende Kreise einen Blick zu werfen. Die ganze Hausgenossenschaft sitzt dabei beisammen. Der Eine tragt und kumpelt die Wolle, der Andere spinnt sie, ein Dritter verfertigt daraus dicke wollene Jacken. Da diese Jacken nicht gewebt, sondern gestrickt werden, so geht es ziemlich geräuschlos dabei her, und es bleibt Ruhe und Anlaß zur Unterhaltung.

Nebenher sei es bemerkt, daß jene wollenen Jacken ein Ausfuhrartikel der Insel und sowohl für die Grönlands-, wie für die Westindienfahrer — denn der Schiffer trägt Wolle sowohl gegen die Hitze, als gegen die Kälte, — bestimmt sind. Diese Wollenindustrie nun, die übrigens durch den ganzen Westen von Jütland geht und sich auf den Färöer-Inseln und in Island unter gleichen Umständen wiederfindet, existirt nicht auf den anderen Inseln der Friesen und mag daher dazu beigetragen haben, Sylt den beregten Vorzug zu erhalten.

Ein trefflicher Schulmeister auf Sylt, Namens Hansen, hat sich die Mühe gegeben, die Sagen seiner Insel zu sammeln und fleißig niederzuschreiben. Es sind darunter manche, die bloß ein locales Interesse haben, viele aber, die in ganz Friesland verbreitet sind

Einige gehen sogar durch Island, ja durch den ganzen scandinavischen Norden, andere wiederum haben eine allgemeine Verbreitung durch einen Theil von Deutschland und durch unser ganzes Vaterland, und man bemerkt sehr wohl auch in diesen Sagen, daß man hier in einem interessanten Gränzgebiete zwischen zwei großen Völkerstämmen weilt.

Einige Sagen scheinen historische Ueberlieferungen von politischen oder Naturereignissen zu sein; andere sind ganz märchenhaft und phantastisch. Einige der ersteren erinnern uns an frühere Völker, welche hier wohnten, an die Kämpfe der Einwanderer mit ihnen, an alte untergegangene Religionen, z. B. an die Odin'sche, andere an uralte Veränderungen der Erdoberfläche, z. B. an den Durchbruch der Gewässer durch den englischen Canal. Von den phantastischen oder märchenhaften denken einige allgemeine Stimmungen und Erregungen der menschlichen Seele, andere nur mehr besondere friesische Sagenrührungen aus.

Man könnte daher diese Sagen in historische, geologische, phantastische, psychologische und ethnographische eintheilen, und unsere Einbildungskraft führt uns in Folge des wunderbaren und geheimnißvollen Zusammenhanges aller Länder und Völker bei ihrem Anhören auf eine sehr unterhaltende Weise, von unserer Insel oder von unserem kleinen Ewer aus, weit bis nach England, tief bis nach Deutschland, hoch bis nach Scandinavien, ja sogar bis zu dem entfernten Thule hinüber.

Mehrere von ihnen hörte ich im Lande von den

Leuten erzählen, die meisten theilte mir der genannte stille Schullehrer, der mehre Hunderte gesammelt hat, mit; ungefähr 80 findet man in der Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen vom Professor Müllerhoff aufbewahrt. Ich wählte mir davon indeß nur diejenigen aus, die mich entweder durch ihren poetischen Inhalt anregten, oder die mir deshalb interessant waren, weil sie sich an irgend eine der Beobachtungen oder Anschauungen angeschlossen, die ich selbst auf meinen Streifereien im Lande gemacht hatte.

Ich versuchte oben weiter auszuführen, wie die Friesen ein echtes See- und Schiffervolk seien, und theilte einige Bemerkungen darüber mit. Wie bedeutungsvoll mußte mir in dieser Hinsicht nicht die Sage von dem gewaltigen Riesenschiffe „de Mannigswal“ sein, von dem die nordfriesischen Seefahrer erzählen, daß es so unermesslich groß sei, daß der Commandant, um seine Befehle zu ertheilen, auf dem Verdecke desselben zu Pferde herumreisen müsse.

Die gewaltigen Masten dieses Schiffs heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel empor, und die Takelage ist so weitläufig, daß die Matrosen, wenn sie jung hinaufklettern, mit grauem Bart und weißem Haar wieder herunterkommen. Unterweges fristen sie ihr Leben dadurch, daß sie fleißig in die Blöcke des Tauwerks, welche Wirthsstuben enthalten, eintreten, um sich zu restauriren.

Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß die Friesen unter dem Bilde jenes Schiffes symbolisch auf unsere

menschenwimmelnde Erde und auf die ganze Welt haben anspielen wollen, oder es doch wenigstens unbewußt thaten?

Die Inder, diese stillen Blumenfreunde, denen die Lotospflanze heilig war, denken sich die ganze Oberfläche der Erde als eine schöne Lotosblume, die tief im Boden ihre unergründlichen Wurzeln schlägt, und deren Blätter schwimmend sich über den Ocean, als Inseln und Halbinseln, ausbreiten. Die Menschen bewohnen die Blätter und den Kelch der Riesenblume und nähren sich von ihrem Saft.

Anderer Völker haben die runde Welt ein Riesenei genannt, das die Sonne bebrühet und das in die luftige Atmosphäre wie in den Flaum eines weichen Nestes hinabgetaucht wurde. Sein Dotter fault nie und gebiert täglich und jährlich und Jahretausende lang Millionen von kleinen Wesen, welche die Schale des Eies bewandern.

Lustige Dichter haben die Welt mit einer Tafel verglichen, auf welche die Götter ihre Gaben niederlegen und zu der sie stets neue und neue Wesen zu Gasten bitten. Andere sagten, die Erde sei ein Riesenthier, das wie ein Pferd an der Leine beständig um die Sonne galoppire. Die Winde sind der schnaubende Athem des Thieres, die Wälder seine Behaarung, die Erdbeben die Zuckungen seiner Haut, die Menschen die kleinen Reiter, die es auf seinem Rücken entführt.

Wie natürlich ist es nun nicht, daß die Friesen sagen, die Welt sei ein Schiff, das in nie endender Reise in dem stimmlosen, leuchtenden Meere des dunkelblauen

Kethers zwischen den Gestirnen dahin segeln. Die hohen Bergpfeller sind die Masten, die weißen Wolken stützen die Segel vor, die Fläche Friesland's ist das Verdeck. Das Takelwerk in diesem Schiffe ist gar bunt und mannigfaltig, wie die Maschinerie dieser Welt, und die Ereignisse dieses Lebens. Der Steuermann läßt bald dieses, bald jenes Segel aufziehen, bald befiehlt er die Stricke so oder so zu ordnen und zu spannen. Es gehen oft viele lange Jahrhunderte darüber hin, bis seine Befehle vollführt werden, und die Matrosen altern und sterben oft weg, bevor sie eine Wirkung von diesem oder jenem Manöver, das sie mit ausführen halfen, erblickten.

Ist das nicht Alles ganz mit der Phantasie und in dem Sinne eines Schiffers gesprochen? Ich denke mir, daß diese Leute, wenn sie vom „Mannigfaltig“ — heißt dieser Name etwa so viel als „das Mannervolle“, die menschenwimmelnde Erde? — erzählen, noch weiter eingehen in diese Idee, als diejenigen, welche uns die Sache berichteten, es thun, und noch manche interessante Vergleiche aus dem Wilde hernehmen, um Weltbegebenheiten damit zu symbolisiren. — Wer nur ein wenig Phantasie hat, kann die in unsrer Sage gegebenen Andeutungen weiter ausspinnen und mannigfaltig zu einem unterhaltenden und lehrreichen Phantasiegemälde benutzen.

Wie Jupiter die obere Atmosphäre selbst ist und als Riesengott die ganze Welt umspannt, und wie die Griechen ihn doch zuweilen auf die Erde herab-

steigen lassen, so machen es die Friesen auch mit ihrem Mannigfual. Denn dieses Schiff ist zwar die Welt selbst, aber es schwimmt doch auch zuweilen wieder auf den irdischen Meeren umher, und seine Mannschaft verrichtet dort erstaunliche Dinge.

Einmal kam das Schiff in ein enges flaches Binnenwasser, wo es zu stranden Gefahr lief. Um sich zu retten, mußte die ganze Schiffsmannschaft ihren Ballast auswerfen, und dessen war so viel, daß daraus eine große Insel entstand. Da dieß aber nicht völlig half, so mußte man auch noch die Asche und die Schlacken aus der „Kabüse“ (Schiffsküche) hinauswerfen, und daraus entstand eine kleine Insel, die neben jener großen liegt.

Nur Schifferteute, denen das Schiff Wohnung und Haus ist, und die ihre wässerige Heimath so vom Festlande begrenzt und eingeschränkt sehen, wie wir Festlandbewohner die unsere vom Ocean, konnten auf die Idee kommen, daß die festen Inseln ihren Ursprung einem Schiffe verdanken.

Ein ander Mal segelte der Mannigfual aus dem atlantischen Meere in den Canal zwischen Dover und Calais und konnte des engen Fahrwassers wegen nicht durchkommen. Da hatte der Capitain den glücklichen Einfall, die ganze Backbordseite des Schiffes, die gegen die Ufer von Dover stieß, mit weißer Seife bestreichen zu lassen. Dieses Mittel half. Der Mannigfual drängte sich glücklich durch und gelangte in die Nordsee. Und seitdem behielten die Felsen von Dover von der ab-

geschmierten Setze and dem Schaume ihre weiße seifenartige Farbe.

Wahrscheinlich sind die Erzählungen vom Mantigfual noch sehr mannigfaltig, und seine Riesenmattosen scheinen hier in Friesland dasselbe zu verrichten, was in Griechenland Vulcan that, aus dessen Feueresse Inseln emporstiegen, und was die griechischen Bergriesen thaten, die den Ossa auf den Pelion setzten. Aber unser Schullehrer hatte von ihren Thaten nicht mehr verzeichnet, als was ich vorbrachte.

Der Canal zwischen Dover und Calais hat die Friesen natürlich immer sehr viel beschäftigen müssen, denn theils gelangten durch dieses große Thor des Lebens, von jeher ihre Schiffe aus der Nordsee zur übrigen Welt, theils ist es für sie auch wohl zum Bab el Mandeb (Thor des Todes) geworden. Denn ehe dieser Canal existirte, war die Nordsee ein Binnenmeer, in welches die Ebbe und Fluth nur von einer Seite, nämlich von Norden her, eindringen und daher auch nur wenig Schaden anrichten konnte.

Erst nach der Deffnung des Canals von Dover geriethen die Fluthen mit einander in Kampf und singen nun erst an, für das bis dahin unangefastete Friesland verderblich zu werden. Es ist daher natürlich, daß sich viele Sagen der Friesen auf die Eröffnung und den Durchbruch des Canals, an welchen auch die Geologen bekannlich aus sehr guten Gründen glauben, beziehen.

Es ist zwar kaum glaublich, daß die Friesen eine

historische Ueberlieferung von jenem Ereignisse, dessen Zeitpunkt unsere Naturforscher nicht im Entferntesten zu bestimmen wagen, von Zeitgenossen und Augenzeugen her von Mund zu Mund sollten überliefert erhalten haben, ja es ist sogar möglich, daß sie, wie die Naturforscher, bei dem Anblick der Küsten Albions und Galliens die Ueberzeugung erlangten, diese müßten einst zusammengehungen haben und dann durchbrochen worden sein, und daß dann müßige Köpfe sich hinsetzten und sich eine Geschichte davon ausdachten, die zur Sage wurde; allein es ist doch merkwürdig, daß diese Sage so gleichmäßig überall in Friesland ausgebildet und selbst bei den holländischen Friesen verbreitet ist. Sie lautet so:

Es soll einmal eine Königin von England, dem Lande im Osten der Nordsee, und ein König von Dänemark, dem Lande im Westen dieses Meeres, gewesen sein, die sich liebten und einander die Heirath versprochen, sich dann aber entzweiten, weil der König sein Versprechen nicht hielt und die Engländerin sitzen ließ.

Damals war England noch mit dem Festlande durch eine Hügelkette, die sogenannten „Höveden“, verbunden.

Die Königin von England nun, die an dem Könige der cimbrischen Halbinsel und seinen Unterthanen Rache zu nehmen glühte, bot ihr Volk auf und ließ 7 Jahre lang von 700 Mann an der Durchgrabung jener Hügelkette arbeiten. Nachdem dieß vollendet war, brachen die Fluthen herein und stürmten auf Friesland und Jütland los. Schon damals wurde ein Theil des

geschmierten Selse und dem Schaume ihre weiße seifenartige Farbe.

Wahrscheinlich sind die Erzählungen vom Mannigfaltig noch sehr mannigfaltig, und seine Riesenmatrosen scheinen hier in Friesland dasselbe zu verrichten, was in Griechenland Vulcan that, aus dessen Feueresse Inseln emporstiegen, und was die griechischen Bergriesen thaten, die den Ossa auf den Pelion setzten. Aber unser Schullehrer hatte von ihren Thaten nicht mehr verzeichnet, als was ich vorbrachte.

Der Canal zwischen Dover und Calais hat die Friesen natürlich immer sehr viel beschäftigen müssen, denn theils gelangten durch dieses große Thor des Lebens, von jeher ihre Schiffe aus der Nordsee zur übrigen Welt, theils ist es für sie auch wohl zum Bab el Mandeb (Thor des Todes) geworden. Denn ehe dieser Canal existirte, war die Nordsee ein Binnenmeer, in welches die Ebbe und Fluth nur von einer Seite, nämlich von Norden her, eindringen und daher auch nur wenig Schaden anrichten konnte.

Erst nach der Deffnung des Canals von Dover geriethen die Fluthen mit einander in Kampf und fingen nun erst an, für das bis dahin unangefastete Friesland verderblich zu werden. Es ist daher natürlich, daß sich viele Sagen der Friesen auf die Eröffnung und den Durchbruch des Canals, an welchen auch die Geologen bekanntlich aus sehr guten Gründen glauben, beziehen.

Es ist zwar kaum glaublich, daß die Friesen eine

historische Ueberlieferung von jenem Ereignisse, dessen Zeitpunkt unsere Naturforscher nicht im Entferntesten zu bestimmen wagen, von Zeitgenossen und Augenzeugen her von Mund zu Mund sollten überliefert erhalten haben, ja es ist sogar möglich, daß sie, wie die Naturforscher, bei dem Anblick der Küsten Albions und Galliens die Ueberzeugung erlangten, diese müßten einst zusammengehungen haben und dann durchbrochen worden sein, und daß dann müßige Köpfe sich hinsetzten und sich eine Geschichte davon ausdachten, die zur Sage wurde; allein es ist doch merkwürdig, daß diese Sage so gleichmäßig überall in Friesland ausgebildet und selbst bei den holländischen Friesen verbreitet ist. Sie lautet so:

Es soll einmal eine Königin von England, dem Lande im Osten der Nordsee, und ein König von Dänemark, dem Lande im Westen dieses Meeres, gewesen sein, die sich liebten und einander die Heirath versprachen, sich dann aber entzweiten, weil der König sein Versprechen nicht hielt und die Engländerin sitzen ließ.

Damals war England noch mit dem Festlande durch eine Hügelkette, die sogenannten „Höveden“, verbunden.

Die Königin von England nun, die an dem Könige der cimbrischen Halbinsel und seinen Unterthanen Rache zu nehmen glühte, bot ihr Volk auf und ließ 7 Jahre lang von 700 Mann an der Durchgrabung jener Hügelkette arbeiten. Nachdem dies vollendet war, brachen die Fluthen herein und stürmten auf Friesland und Jütland los. Schon damals wurde ein Theil des

Landes verschlungen, und 100,000*) Menschen ertranken, und seit diesem Ereigniß haben die Küsten bis auf unsere Zeit alljährlich vom Zorn der englischen Königin zu leiden.

Natürlich wird diese Sage mit verschiedenen Variationen vorgetragen, und hie und da wird jene englische Königin nur als im Kriege mit den Friesen und Holländern begriffen dargestellt, die sie nicht habe bezwingen können und die sie daher durch die Durchstechung der Höveden habe vernichten wollen.

Man hat kaum, sage ich, die Kühnheit, zu glauben, daß dieser interessanten geologischen Sage historische Tradition zum Grunde liege. Und doch — wäre es nicht möglich? Da die Geschichte der geologischen Ereignisse und Revolutionen sicherlich viel älter ist, als unsere Schöpfungsgeschichte in der Bibel es besagt, so ist wahrscheinlich auch die Geschichte der Völker viel älter, als unsere Chroniken und Annalen es bezeugen.

Vor den Deutschen möchten hier andere Nationen leben, und vor diesen anderen Nationen wieder andere, und die Tradition von einem so merkwürdigen Ereignisse konnte sich vielleicht durch alle diese Völkerschichten hindurch Bahn brechen und sich länger als alle anderen erhalten. Jedenfalls werden die Beweise der Geologen durch diese Sagen unterstützt.

*) Diese Zahl scheint in den Erzählungen der Friesen von ihren großen Fluthen, von ihren „Männertränken“, eine eben so gewöhnliche und fast stehende zu sein, wie in ihren Beschreibungen von großen Schätzen die Erwähnung von Tonnen Gelbes, jede zu 100,000 Thalern.

Die anderen Völker, welche vor den Deutschen und Dänen diese Länder bewohnten, sind auch noch nicht völlig vergessen. Theils finden wir in der ganzen nordlichen Mythologie in dem mythisch erzählten Völkerkämpfen zwischen den alten und neuen Göttern Anspielungen auf sie; theils haben wir noch Spuren und Zeugen von ihnen in den Gräbern und Todtenhügeln, welche hier im Norden überall die Fluren bedecken.

Die sonderbaren und fremdartigen Geräthe, die sich in diesen Gräbern finden, und die Sagen, welche sich an sie knüpfen, weisen zuweilen auf ganz fremdartige Nationen hin, die hier einmal lebten.

Vielleicht kann man die zahlreichen Sagen von den Niesen, die hier einst existirt haben sollen, von den Kämpfen, die sie untereinander und dann mit einem Volke von Zwergen, die hier ebenfalls wohnten, auch auf verschiedene hier sesshafte und sich gegenseitig bekämpfende Völkerschaften deuten.

Sollten nicht auch die Sagen von den noch jetzt in der Erde, in den Dänen, in den hohen Klippen, und namentlich unter den Grabhügeln lebenden Snomen oder Elfen mit dem Untergange eines früher diese Gegenden bewohnenden kleinen — (vielleicht finnischen?) — Volksstammes zusammenhängen? Könnten nicht die germanischen Nationen, als sie hier einzogen und vielleicht jene finnischen Ureinwohner vertilgten, sich eingebildet haben, daß die Geister dieser erschlagenen Heiden sich in solche Verstecke und Schlupfwinkel zu-

rückgezogen hätten und nun die Menschen zu Zeiten von da aus als Nachtgeister besuchten.

Ich weiß wohl, daß viele Gelehrte es stark bezweifeln, daß finnische Nationen je so weit unten gewohnt hätten, und beweisen läßt es sich auch nicht. Aber daß die finnischen Völker an beiden Seiten der Ostsee wenigstens sehr weit unten gewohnt haben; bis nach Preußen und bis über die Mitte von Schweden hin, und daß sie von da aus durch Letten, Slaven, Deutsche und Gothen immer weiter nach Norden getrieben worden sind, ist gewiß.

Auf die Idee von der Verbindung der ausgerotteten Finnen mit den noch lebenden Enomen könnten uns auch wohl die Rassen bringen, bei denen alle finnischen Nationen durch ihren Aberglauben und ihre Zauberei berühmt waren; bei denen der in Schwung gekommene Volksname für die Finnen (Tschudi) selbst so viel als Zauberei bedeutet, und die deshalb von den nordischen Zauberkünsten eines Tscheremissen oder Tschuwachen fast eben so viel erzählen, wie die Friesen von ihren Enomen und Esen.

Uebrigens will ich nur sagen, daß es möglich sei, daß der Glaube an gewisse, in der Natur lebende Geister sich mit der Sage von einem untergegangenen Volke habe verbinden können, keineswegs aber, daß jene durch die wirkliche vormalige Existenz eines solchen bedingt sei. Es ist vielmehr der Glaube an solche Naturgeister so ziemlich in aller Welt — hatten doch auch die Griechen ihre zahlreichen Nymphen, Dryaden, Lemnaden u. — verbreitet, namentlich hier im Norden. In England

und in Irland nennt das Volk sie „good people“, in Dänemark „de Underjordiske“ (die Unterirdischen) oder auch „Biergfolk“ (Bergvolk) oder „Ellefolk“ (Eisenvolk). Hier in Friesland werden sie „Oennerooske“ und auf einigen Inseln „Oennerbänkske“ (Unterbänksche, d. h. vielleicht unter den Erd- und Sandbänken Wohnende) genannt; in Holstein heißen sie „Dwargo“ (Zwerge) oder „Unnererske“.

Die Friesen erzählen von diesen ihren Unterirdischen oder Unterbänkschen accurat dieselben Geschichten, welche man anderwo von den Elfen oder den „good people“ erzählt, und welche auch unsere deutschen Dichter von den Gnomen, Wasser-nyren, von dem Erlenkönige und seinen Töchtern u. s. w. vorbringen. Und dieß ist eine Erscheinung, die wohl einer größeren Beachtung der Philosophen werth ist, denn es folgt daraus, entweder daß alle Völker Europas früher ihre sonderbaren Einfälle eben so genau und treu auf einander übertragen haben, wie z. B. jetzt ihre Moden, ihre Oberböcke, Fracks, Halscravatten u. s. w., oder daß alle Völker unseres Welttheils sammt und sonders völlig auf dieselbe Weise poetisch geschwärmt und in ihren halbverrückten, halb bedeutungsvollen Träumen accurat dieselben Visionen gehabt haben.

Die friesischen Dennerreesken verlieben sich in die Weiber der Menschen ganz so wie die good people in Irland, wissen sie zu verführen und zu entführen, behalten sie Jahrhunderte lang bei sich und machen sie

glauben, sie wären nur so viel Tage bei ihnen gewesen. — Auch stehlen sie die Kinder der Menschen aus ihren Betgen und legen Wechselbälge hinein, — die Menschen stecken daher wohl, um dergleichen zu verhüten, den Betgenkindern Böheln unter's Kopfkissen. Die Denneresken helfen den Menschen gegen gewisse Versprechungen Kirchen und Häuser bauen. Sie bitten sie auch zuweilen um Gegendienst und bewirthen sie dann in ihren unterirdischen Wohnungen. Zuweilen müssen die Menschen ihnen die verstopften Eingänge zu ihren Wohnungen ausgraben oder ihre Brosschieber ausbessern, ihre zerbrochenen Schaufeln zurecht schneiden oder ihre Frauen erblinden helfen u. dergl. Dafür bekommen sie Alleslei geschenkt, z. B. Hobelspäne, die nachher zu Geld werden, oder Kuchen und Butterbrod, welches die Leute nicht aufzueffen wagen. Auch leihen sie sich gegenseitig ihre Geräthschaften; so z. B. bitten die Menschen die Unterirdischen um Laffen, Teller und Löpfe, wenn sie Hochzeit oder sonst ein großes Fest haben. Sie leihen auch Geld von ihnen mit oder ohne Zinsen. Armen Bauern, die mit einem einspännigen Wagen im Moraste stecken bleiben, helfen dagegen die Unterirdischen, ihren Wagen wieder in Gang setzen, oder sie bringen ihnen einen Trunk Wasser, oder einen duftenden Pfannkuchen auf dem Felde, wenn sie bei der Arbeit hungern und dursten.

Zuweilen betrügen auch die Menschen und Unterirdischen sich gegenseitig, indem sie einander allerlei Kleinigkeiten, Silberne und goldene Becher, Nägel und dergleichen stehlen. Mit den Schafhirten auf einsamen Feldern

oder in den wilden Dänen tanzen sie mitunter. Sie schmieden den Menschen scharfe Messer, die Alles zerschneiden, deren Wunden aber unheilbar sind.

Die Unterirdischen haben auch zuweilen eigene Namen und heißen z. B. Kulemann, Knirr, Ficker, König Pi-per, Pingel etc. Mehrere Male führen sie den auffallenden Namen „Finn“, „Find“, oder „Water Finn“, der mich wieder an die oben berührten Ideen von der finnischen Abstammung der Unterirdischen mahnte.

Man erblickt ihre Fußstritte oft in dem Sande der Dänen, so wie man in England in den bekannten Grabungen ihre Ringelreihen auf den Wiesen erkennt. Sie sitzen in den Grabhügeln und singen und spielen auf lieblichen Instrumenten ganz so wie Erbkönigs Töchter und wie die good people jener Isländerin, die mir auf Treu und Glauben versicherte, sie habe einmal eine Elfe bei hellem Tage sehr schön in einem Brunnen singen hören.

Die Unterirdischen sitzen auch wie die Cyclopen der Griechen in dem Inneren der Bergklippen und schmelzen und dreheln da die vielen kleinen sonderbaren Versteinerungen, welche ich oben erwähnte, und die man hier „Oennereesk pöttüg“ (unterirdische Löpferwaare) nennt. Sie sind, wie der schlesische Mübezahl, wie die good people, wie die Elfen und wie die Gnomen der Bergleute, nicht immer bössartig, sondern oft recht freigebig und großmüthig gegen die Menschen und sogar dankbarer Empfindungen fähig, und wer sich ihre Freundschaft zu gewinnen weiß, kann reich dabei werden.

Auch sind die Verbindungen zwischen ihnen und dem Menschen oft dauernd.

Eine junge arme Friesin z. B. ging eines Tages in's Freie hinaus, und als sie bei einem Hügel vorbeikam, hörte sie die Zwerge im Hügel singen und hämmern, und da dieser Gesang ihr zauberisch lockend klang, so äußerte sie den Wunsch, sie möchte so wie die Zwerge singen und unter der Erde leben können.

Kaum hatte sie diesen Wunsch laut vor sich hingefagt, so hörten die Zwerge auf zu singen, und es erschallte eine Stimme aus dem Hügel hervor und fragte: „Möchtest du mit uns leben?“ — „Ja, warum nicht?“ antwortete das Mädchen, das wohl nicht allzuviel Freuden auf der Erde haben mochte. Da trat ein Dennereske aus dem Berge hervor und sagte, er liebe sie, sie möchte seine Braut sein und mit ihm eintreten. Sie that's und lebte sehr glücklich mit ihrem gutmüthigen Gemahle, dem sie mehre Kinder gebar.

Gewöhnlich indessen fürchten sich die jungen Inselanerinnen sehr vor einer solchen Verbindung und suchen sich von den unterirdischen Liebhabern so schnell als möglich loszumachen, da sie sich eben so wenig wie Odysseus bei der Circe in ihrer Gesellschaft befriedigt fühlen. Einmal war eine so gesinnte Friesin, Inge von Rantum, nichts destoweniger in die Schlinge eines in sie verliebten Denneresken gerathen, der sie durchaus heirathen wollte. Er sagte ihr, er würde sie nur dann loslassen, wenn sie ihm noch vor dem bestimmten Hochzeitstage seinen Namen sagen könnte. Das Mäd-

hen wandte nun alle mögliche List an, um den Namen ihres Quälgeistes herauszubringen, aber alle ihre Mühe war umsonst. Je näher nun der Hochzeitstag heranrückte, desto trauriger wurde sie und verfiel endlich an diesem Tage selbst in tiefe Melancholie, denn sie wußte wohl, daß der Dennererste sie nun abholen werde, und daß sie ihm unweigerlich folgen müsse, wenn sie ihm nicht seinen Namen sagen könne.

Sie ging in dieser Melancholie im Felde spazieren und pflückte in Gedanken einige Blumen vom Boden, indem sie dachte: „Ihr Blumen seid doch viel glücklicher als ich“. Da sie sich aber bückte, schien es ihr, als höre sie unter der Erde laut und fröhlich singen. Es war der ihr bestimmte Elfe, der natürlich an diesem Tage besonders lustig, ja so ausgelassen war, daß es schien, als lehre er unter der Erde Alles darunter und darüber.

Inge hörte deutlich, wie er sang: „Heute muß ich backen, kochen, braten, muß putzen, scheuern, brauen, denn heute soll ich Hochzeit machen. Meine Braut ist die schöne Inge von Rantum, und ich heiße Elke Kettepem. Hurrah! Und das weiß Niemand als ich allein!“

„O nun weiß ich's auch!“ seufzte Inge für sich hin, indem ihr ein schwerer Stein vom Herzen fiel, steckte ihre Blumen an den Busen und rannte fröhlich nach Hause.

Als sich gegen Abend ihr Freier bei ihr einstellte, um sie abzuholen, sagte sie zu ihm: „Schönen Dank, lieber Elke Kettepem, ich bleibe lieber hier“. — Bei diesen Worten verzogen sich die freundlichen und verliebten Mienen

des kleinen Zwerges gewaltig, da er sich erinnerte, wie unvorsichtig laut er heute in seiner Lust gesungen hatte. Dem unter den Unterirdischen waltenden Gesetze gemäß mußte er sein einmal gegebenes Wort halten und auf die Braut verzichten.

Inge wollte ihm noch die Blumen, die sie gepflückt hatte, zum Andenken an sie anbieten; allein er war schon mit Donner und Bliz in die Erde versunken, und sie konnte sich nun unter den jungen Kantunern einen hübschen Burschen aussuchen.

Diese kleinen Geschichten sind alle recht hübsch, besonders wenn darin als Kern eine so gute Lehre enthalten ist, wie in der vorigen, oder wie in der folgenden von dem Wanderbrunnen und von der großen und kleinen Elke.

Die große und die kleine Elke waren zwei Schwestern, jene stolz, herrschsüchtig, eingebildet, diese munter, zufrieden, gehorsam und bescheiden. Sie saßen einst beide spinnend an einem Brunnen. Die große Elke ließ unvorsichtig genug ihren Rocken in den Brunnen fallen und befahl der jüngeren Schwester, hinaufzusteigen und ihn wieder herauszuholen. Diese that das Befohlene gern, und als sie hinunter gestiegen war, fand sie daselbst den Rocken an der Klinke einer Thür hängen. Indem sie ihn wegnahm, öffnete sich die Thür, und es zeigten sich der erstaunten Kleinen viele hübsche unterirdische Gänge, die durch einen schönen Garten führten.

Ein feiedlicher Elfe lud sie ein, näher zu treten, und geleitete sie umher. Sie kamen zu einem schönen

Baume, der voll herrlicher Früchte hing und der so redete: „Liebe Elke, schüttele mich und nimm meine Früchte!“ Elke pflückte sich aber aus Bescheidenheit nur einen Apfel ab und erquickte sich damit; dann bot sie den Zwerg, ihr noch einen für ihre Schwester mitzugeben.

Darauf kamen sie zu einem Backofen, der öffnete seinen Mund und sprach: „Liebe Elke, leer' mich aus und nimm die Brode!“ Elke blickte hinein und fand zu ihrem Erstaunen den ganzen Ofen voll des schönsten Backwerks. Sie jubelte darüber vor Freude, aber sie nahm nur ein kleines Brod, brach etwas für sich ab und bot den Rest ihrem kleinen Denneresken an; da aber dieser die Annahme freundlich verweigerte, so steckte sie ihn zu sich und sagte, sie wolle ihn der Schwester mitbringen.

Dann kamen sie zu einer Kuh, und diese bot: „Liebe Elke, melke mich.“ Und so wanderten sie noch zu einer unendlichen Menge von Gegenständen, Pflaumdäumen, Schafen, Rissen und Koffern, welche alle boten, man möchte sie schütteln, scheeren, öffnen und ausleeren. Elke freute sich zwar nicht wenig über alle die schönen Gegenstände; aber sie dankte bestens für die Offerten, mit dem Bemerken, daß sie genug habe und gänzlich zufrieden sei. Sie verabschiedete sich nun vor ihrem gütigen Begleiter und flog durch den Brunnen zu ihrer Schwester zurück, der sie den Resten, den Apfel und das Brod brachte und von den Brunnenswundern erzählte.

Die große Elke gerieth darüber außer sich, daß die kleine Elke nicht klüger gewesen und sich nicht besser versorgt

habe. Sie schalt und schlug ihre Schwester, daß sie weinte, und sprang dann selbst in den Brunnen hinein, riß die Thür auf und ging zu dem Apfelbaum, dem Backofen, der Kuh, den Schränken und Koffern und plünderte sie so hastig aus, daß dieselben kaum Zeit hatten, zuvor ihre artigen Einladungen: „Liebe Elke, schüttle mich“ u. s. w., hervorzubringen.

Sie raffte Alles, was sie konnte, zusammen, setzte sich mehre volle Körbe übereinander auf den Kopf, hing sich mehre gefüllte Säcke über den Rücken, packte sich Taschen und Schürze voll und schleppte sich nun zur Thür hin, so daß der Elke, der die kleine Elke so artig und höflich begleitet hatte, ganz böse wurde und die Thür heftig hinter ihr zuschlug.

Kaum war die große Elke draußen im Brunnen, so merkte sie, daß sie anfing im Schlamm und Wasser des Brunnens niederzusinken, da sie sich zu schwer beladen hatte. Sie schrie um Hilfe; aber fahren lassen wollte sie doch auch nicht gern etwas von ihren geraubten Schätzen, und so wurde sie denn endlich von den Körben und Säcken ganz niedergedrückt und ertrank.

Die kleine Elke konnte von dem Hilfesgeschrei der Schwester nichts hören, weil sie noch schluchzte und weinte, bis ihr Geliebter kam, der sie tröstete und freite. Da die Schwester nicht wiederkam, so glaubte sie endlich, sie sei bei dem kleinen Elfen geblieben und lebe mit ihm in Fülle und Reichthum.

Wenn die jungen Friesinnen so auf dem Festlande ihre unterirdischen Männlein haben, so haben

dagegen die schiffenden Friesen ihre unterseelischen Weiblein, „Meerwüllen“ (Meerwölber) genannt. Es ist bemerkendwerth genug, daß in der Regel alle Gelfer, die der Matrose auf der See sieht, weiblichen Geschlechts sind. Und zwar ist dieß sowohl bei den Friesen, als bei den Dänen und sonst bei manchen anderen Völkern der Fall. Auch bei den Griechen ist von Neptun's männlichen Tritonabläßern im Ganzen selten die Rede, und er ist ein Gott, der unter einer unsägligen Schaar von schönen Weibern, Nereiden, Wassernymphen, Amphitriten, Thetysen u. s. w., wohnt. Zum Theil mag dieß wohl von den graziösen Bewegungen der Wellen herühren, zum Theil aber auch ganz natürlich daher, daß das Meer fast nur von Männern beschrift wird, und diesen daher oft das Bild ihrer Geliebten und Frauen auf den Wogen erscheinen mag. Von den Weibern und Mädchen der Dennerceelen ist dagegen selten die Rede, obgleich sie allerdings auch vorkommen. Und man kann dieß vielleicht zum Theil aus dem von mir angeführten Umstande erklären, daß die menschliche Bevölkerung der friesischen Inseln zu zwei Dritteln aus Weibern besteht.

Die Meer- oder Seejungfern sind fast ohne Ausnahme wahre Schönheiten, sie kommen zuweilen an Bord der Schiffe und setzen sich da, besonders zur Nachtzeit, auf's Steuer hin und klagen oder singen dem Schiffer etwas vor.

Sie erscheinen gewöhnlich dann, wenn ein Sturm bevorsteht, sehr zahlreich auf den Spitzen der Wellen. Auf Helgoland soll man sonst merkwürdiger Weise alle überaus

schönen Bewohnerinnen der Insel für Töchter der Meerweiber gehalten und ihnen große Verehrung gezollt haben. Setzt man diesen Glauben in Verbindung mit der Mythe der Griechen, der zufolge die Göttin der Schönheit Aphrodite selber dem Meere entsprang, so wird er wirklich interessant und bedeutungsvoll.

Man kann sich denken, daß die Fluthen und Ueberschwemmungen, denen diese Länder ausgesetzt sind, nicht wenig Veranlassung zu allerlei Aberglauben gegeben haben. So hört man noch jetzt von einer alten berühmten Prophetin Namens Hjerto erzählen, die über den Untergang, oder das abermalige Auftauchen mehrerer Inseln und Landstriche viel prophezeit hat. Ich habe mir eine Prophezeiung, welche diese alte skandinavische Sibylle in Bezug auf alles Land, welches noch vor Lindholm, einem jetzt tief im Innern des Landes auf hohem Meerstrande liegenden Orte, liegt, machte, und von der die Leute noch immer erzählen, aufgeschrieben. Diese Prophezeiung lautet: „Als Lindholm de erste Karke is geweest, also wird se ock de letzte bliuen. Iät werden alle disse Lande döe Water vergahn, und de Schipper werd tho sin Süermann seggen: Höde de vor Lindholmer Sand.“ (So wie Lindholm die erste Kirche im Lande gewesen ist, so wird sie auch die letzte sein. Es werden am Ende alle diese Lande durch Wasser vergehen, und der Schiffer wird zu seinem Steuermann sagen: Habe dich vor dem Lindholmer Sand.)

Auch sollen vor einer Ueberschwemmung die „Fidkwalver“ (Fluthkrieger) auf dem Wasser erscheinen und

die Ueberschwemmung ankündigen. Wie gestattet und welcher Art die Leute sich diese Wesen denken, habe ich aber nicht genau erfahren.

Uebrigens ist der wahre Veranlasser der Fluthen, namentlich aber der täglichen Fluth und Ebbe. — der Mann im Monde. Er hat ein großes Gefäß in der Hand, aus dem sich die Fluth ergießt; da er aber bei diesem Geschäfte müde wird, so ruht er zuweilen aus, und während dieser Zeit ebbet es dann.

Diese Sage mag wohl schon sehr alt sein, denn es mochte den Friesen bald, nachdem sie ihr Land im Besitz genommen, klar werden, daß Fluth und Ebbe mit dem Monde zusammenhängen. Ueberhaupt ist es wohl natürlich, daß diese Küstenbewohner als Schiffer schon frühzeitig die himmlischen Körper, ihren Einfluß und ihre Stellung zur Erde beobachteten.

Der Polarstern war ihnen dabei besonders wichtig und dann das große, schöne, in die Augen fallende Siebengestirn, welches sie, wie viele andere Nationen, mit einem großen Wagen vergleichen. Ihrer Meinung nach ist dieß der Wagen, auf dem der Prophet Elias und nach ihm viele andere Propheten und Heilige zum Himmel aufgefahren sind. Jetzt, wo es keine Heiligen mehr giebt, ist jener brillante Wagen unter die übrigen himmlischen Gerechtigkeiten versetzt worden. Nur die Engel brauchen ihn noch zu ihren kleinen Luftfahrten, die sie jede Nacht am Himmel anstellen. Einer der Engel tritt dabei als Fuhrmann auf den Vorderfuß des Wagens, und dieser hat wohl Acht

zu geben, daß er den **Mittelpunct** der **Himmelskugel**, den **Polarkern**, immer im Auge behalte, und daß derselbe immer mit den beiden großen Sternen der **Wagenbüchel** in gerader Linie bleibe. Die **Schiffer** haben ihm diese **Kunst** des **Wirkens** abgelernt und wissen den für sie so wichtigen **Polarkern** auf dieselbe Weise aufzufinden.

Die sonderbarste und phantastischste, auf himmlische Körper sich beziehende Sage der **Friesen** ist die, welche sie in Bezug auf den **Unter- und Aufgang** des **Tagesgestirns** erfunden haben. Sie sehen dasselbe täglich im **Westen** untergehen und wissen nicht, wohin es geht, oder wußten es wenigstens nicht zur Zeit der **Entstehung** dieser Sage. Statt der **Sonne** schwebt nun im **Osten** des **Himmels** eine **Schaar** **flimmernder** **Sterne** empor, die aussehen wie **kleine** **Thelichen** einer **großen** **Sonne**. So fabeln die **Friesen** denn, daß die **himmlischen** **Mächte** folgendes **hübsche** **Spiel** mit der **Sonne** treiben.

Eine **Schaar** **schöner** **Jungfrauen** empfängt die **Sonne** unter der **Erde** am **westlichen** **Horizonte**, macht sich mit **Messern** und **Scheeren** über sie her, zerschneidet und zerkhackt sie und bildet daraus eine **unzählige** **Menge** **kleiner** **Luftballons** gleich **Schneebällen**. Diese werfen die **Jungfrauen** den **himmlischen** **Junggesellen** spielend zu, die am **östlichen** **Horizonte** unter der **Erde** stehen. Diese haben eine **Leiter** an das **Himmelsgewölbe** gesetzt, **klettern** **hinauf** und werfen da die **Lichtbälle** hoch in die **Luft**, welche nun wie **Seifenblasen** am **Horizonte** em-

porsteigen. Sie schweben über die Erde hinweg und fallen im Westen den Jungfrauen wieder in den Schooß.

Nachdem sich die himmlischen Jungfrauen und Junggesellen auf diese Weise in der Nacht divertirt haben, beilen sie sich gegen Morgen, wenn die Menschen ihr altes Tagesgeschäft neu beginnen sollen, alle Leuchtkegel wieder einzufangen und zusammenzuballen, um die Sonne wieder herzustellen, wie die Kinder aus Schneehäufchen eine dicke Schneelawine bilden. Sie wälzen diese an den östlichen Horizont, nehmen sie auf ihren Rücken und tragen sie schwebend und singend am Horizonte empor. Der zauberische Schimmer, der die Sonne beim Aufgange umgibt, ist der Widerschein des Chors der Jungfrauen. Nachher, wenn diese die Sonne in Schwung gebracht haben, geht sie ihren Weg allein, und die Himmlischen und der sie anfänglich begleitende Schimmer verlassen sie. Ich muß offen bekennen, hätte ich diese Dichtung nicht von einem Friesen unter Friesen gehört, so würde ich darauf gewettet haben, sie wäre in dem Gehirn irgend eines der kindlich poetischen nördlichen Völker, der Esthen oder Letten, entstanden, die eine ganze Menge Mythen ähnlicher Art erfunden haben. Zur Vergleichung mag ich hier schließlich als Gegenstück eine esthnische Volksage einfügen, die sich ebenfalls auf die Sonne, und zwar auf das Morgen- und Abendroth bezieht. Ich verdanke ihre Mittheilung einer esthnischen Freundin und habe sie bisher noch nirgends gedruckt gelesen. Diese Sage heißt

Rolt und Kemmarik (Morgen- und Abendroth),

und meiner nordischen Freundin Handschrift darüber lautet, wie folgt:

„Eine kurze Sonnentag, die tiefer- und blumenreiche Zeit der kürzesten Nächte, entschädigt die Bewohner unseres Nordens für die langen Drangsale des rauhen Winters. In dieser Festerzeit der nördlichen Natur, wo Abendroth und Morgenroth einander die Hand reichen, erzählte ein Greis den versammelten Enkeln die Liebesgeschichte Rolt's und Kemmarik's, und ich gebe hier wieder, was ich erlauschte.“

„Kennst du die Leuchte in Alvaters Hallen? So oben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt der Widerschein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtstreck hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die Erlöserin wieder ansieht und sie ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt? Alvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlechte, dem ewige Jugend verlihen war, und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Kemmarik: „Deiner Sorgfalt, Tochterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, daß kein Schade geschieht!“

„Und als am anderen Morgen die Sonne wieder ihren Lauf beginnen sollte, sagte er zu Rolt: „Dein

„Aht, Edelhöhen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Laufe vorzubereiten.“ Treulich übten Beide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelbogen, und wenn sie im Winter am Rande des Himmels hingehet, so erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf, und wenn sie im Frühling die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer die Früchte mit ihren heißen Strahlen zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Kemmarik übergiebt die Erlöschende unmittelbar der Hand des Kolt, der sie sogleich wieder zum neuen Leben ansacht.“

„Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften, die Vögel und die Menschen erfüllten den Raum unter Imarinnens Zelt mit Liedern. Da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die verlöschende Sonne aus ihrer Hand in die Feinige ging, wurden die Hände gegenseitig gedrückt, und auch Beider Lippen berührten sich.“

„Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorging, und am andern Tage rief der Alte Beide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung Eures Amtes und wünsche, daß Ihr ganz glücklich worden möget. So habet denn einander und verwaltet hinfort Euer Amt als Mann und Weib.“

„Aber siehe, nach einem augenblicklichen Berstimmten entgegneten Beide aus einem Munde: „Vater, störe unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und

Bedeutung bleiben, denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu ist." Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur ein Mal im Jahre, auf vier Wochen, kommen Beide zur Mitternachtszeit zusammen, und wenn Kemmarik die erlöschende Lampe in die Hand des Geliebten legt, so folgt darauf ein Händedruck und ein Kuß, und die Wange Kemmarik's erglüht und spiegelt sich hochroth ab am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder anzündet und der gelbe Schein dem Himmel die neuaufgehende Sonne ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feter der Zusammenkunft mit den schönsten Blumen die Fluren, und die Nachtigallen rufen der am Busen Koit's zu langē weilenden Kemmarik scherzend zu: „Laisf tådråc, laisf tådråc! õpit!“ (Diese Worte, die zugleich eine onomatopoetische Nachahmung des Gesangs der Nachtigallen enthalten, heißen auf Deutsch: Faules Mädchen, faules Mädchen! gieb Acht!)

Mich dünkt, dieß ist eine höchst poetische Einleitung des jährlichen und täglichen Ganges der Sonne, freilich ganz im Sinne eines in patriarchalischem Zustande lebenden Volks, welches die ganze Welt wie eine Hauswirthschaft ansieht, in der Gott als Vater waltet, die Menschen und Engel als Kinder leben, und in welcher die Sonne die Hauslaterne vorstellt. Die Cimbern, ich meine die Friesen und Dänen, welche ähnliche Måchte in ihrem Lande kennen, müssen, denke ich mir, diese Mythe mit Interesse lesen.

Wie jene Mythen der Friesen mich an die Let-

ten, Esthen und andere nordische Völker erinnerten, so that es auch der Name des obersten Gottes, den sonst diese Leute verehrten. Sie nannten ihn „de Uald“, den Alten, gerade so, wie auch viele andere nordische Völker bis nach Sibirien hin, ihren obersten Gott „den Alten“ nannten. Der Name ist noch jetzt nicht unter den Friesen ausgestorben; doch bezeichnen sie nun, nachdem sie Christen geworden, mit dem Worte „de Uald“ den Teufel. Der höchste Zeus der Griechen war ein jugendlich kräftiger Mann, und es ist wohl bezeichnend für den Norden, daß er hier durchweg ein Greis ist.

Hausgötter und Laren hatten schon die Römer. Haben doch sogar die Kosaken, die wir noch für halbe Nomaden zu halten geneigt sind, ihre Dämonen unter den niedrigen Dächern ihrer kleinen Häuser. Wie sollten sie den Friesen und überhaupt den Germanen und allen diesen nördlichen Völkern fehlen, bei denen das Haus, die Häuslichkeit, häusliche Zucht und Ordnung in so hohen Ehren stehen! Wundern muß man sich aber, daß diese Hausgeister fast überall in der Welt ganz auf dieselbe Weise gedacht und ganz auf dieselbe Weise von den Menschen behandelt werden.

Ich sprach einmal mit einem Kosaken an den Ufern des Dniepr über die Eigenthümlichkeiten seines „Domowoi“ (Hausgeistes), über seinen Wohnort, über seine Nahrungsweise, über seine Thätigkeit, über seine Launen und Bosheiten, und er machte mir davon ganz dieselbe Schilderung, die mir nachher auch ein Bauer im Erzgebirge von seinem sächsischen Hausgeiste gab,

und die ich hier wieder von den „Niß Puts“ erhielt, die in Friesland und Jütland und in ganz Dänemark unter den Dächern der Häuser wohnen.

Darmit die Kosaken und Erzgebirgler erkennen mögen, wie ähnlich wir Menschen einander alle bleiben, will ich hier hersetzen, was man sich in Friesland von den Puts erzählt. „Es werden nur Abgeschmacktheiten sein,“ mag vielleicht ein Altkluger sagen. Allein, wenn eine Abgeschmacktheit so großartig und so allgemein verbreitet ist, wie diese, so verdient sie doch wohl Beachtung. Und zu dem ist die Geschichte der menschlichen Thorheiten nicht weniger interessant als die der menschlichen Weisheit.

„Put“, „Niß Put“, „Suisput“, „Niskput“, „Bolterke“, „Nisebol“, „Niske“, „Niskute“, „Putter Claas“, das sind die Namen, welche in diesen nordalbingischen und cimbrischen Gegenden dem Hauskobolde gegeben werden. Put aber oder Niß Put ist der gewöhnlichste unter diesen Namen, den er, wie bei den Friesen, so auch bei den Jüten und Dänen, durchweg trägt. Und jedenfalls ist dieser Name des Geistes der merkwürdigste, da er unter demselben nach England hindübergegangen ist, wo er auf dieselbe Weise sein Wesen treibt, wie diesseits des Nordmeers, und wo wir ihn selbst von den ersten Dichtern der Nation besungen und geschilbert sehen.

Shakespeare führt in mehreren seiner dramatischen Dichtungen einen Put ein, und was er von seinem Wesen und Treiben so poetisch sagt, das erzählt noch heutiges Tages, nur etwas plumper, von ihm der frie-

fische und jätische Bauer, und ebenso der Landmann in Cumberland und Northumberland.

Die Puks sind gleich wie die Unterirdischen zwergartig und klein. Es ist sehr natürlich, daß alle einst übermächtigen Geister, an deren Existenz jetzt noch bei christlichen Völkern geglaubt wird, klein und zwergig erscheinen. Sie schrumpfen vor dem Christenthume zusammen. Nur vor der Einführung desselben, als der alte Götterglaube noch blühte, waren die überirdischen Gewalten gleich groß mit dem Menschen oder auch riesig. Auch möchte man sich schwer entschließen können, mit einem gleich großen und gleich starken Puk in einem Hause zu wohnen.

Manche beschreiben seine Kleidung und geben ihm eine rothe spitze Mütze auf den Kopf, eine lange graue oder grüne Zwillichjacke über den Leib und Pantoffeln an die Füße. Seine Wohnung ist unter dem Dache, wo er entweder durch zerbrochene Fenster, die nie zugemacht werden dürfen, oder durch andere Oeffnungen aus- und einschlüpft. Zuweilen bereiten sie ihm dort selbst ein Nest, wie thren Bergenten, indem sie ein Loch in einem Balken absichtlich nicht verstopfen, oder sonst mit Fleiß einen Raum für ihn frei lassen.

Wie die Römer ihren Laren opferten und sie speisten, so wird auch den Puks ein Topf mit Grütze auf den Boden gestellt, in welchen sie gewöhnlich ein Stück Butter zu haben wünschen. Dasselbe geschieht auch noch heutiges Tages im Erzgebirge, und die Letten, Kosaken und andere Völker sagen, daß es bei ihnen ebenfalls geschehe.

Obgleich die Menschen eine gewisse Scheu vor den Puks haben, und obgleich sie sich nicht gern ihren Aufenthaltsorten nähern, so haben diese Geister doch im Ganzen die Menschen gern und suchen sich mit ihnen auf einem guten Fuße zu halten. Denn die Puks sind an und für sich eben so, wie die Dämonen, weder gute noch böse Geister.

Wollen sie ihren Hausgenossen wohl, so verrichten sie ihnen über Nacht alle häuslichen Geschäfte, waschen und putzen das Haus, besorgen das Vieh, schleppen Futter und Korn auf den Boden und lassen Alles wohl gedelthen. Können sie es nicht anders, so berauben sie wohl gar die Nachbarn ihres Wirthes, um diesem den Vortheil zuzuführen. Man hört sie häufig des Nachts bei dieser Arbeit lärmern und im Hause auf- und abgehen, und unterwegs spielen sie auch wohl den Knechten und Mägden einen Schabernack, streicheln sie unter der Nase, daß sie im Schlafe niesen müssen, oder ziehen ihnen die Decken vom Bette, oder vollführen sonst so einen Streich, wie Shakespeare seine berühmte Frau Mab deren eine Menge ausführen läßt.

Diese Neckereien der Puks mit den Hausgenossen sind oft so komisch erfunden, daß man kaum begreift, wie die Leute auf solche Einfälle kamen. Sie behaupten, daß sie einen solchen Puk zuweilen am hellen Tage in der Bodenkucke sitzen sehen, wie er den Kopf müßig mit beiden Händen stützt und mit den Beinen baumelt. Er besingt dabei zuweilen seine eigene Schönheit und die Rundung und Bierlichkeit seiner Beine, obwohl

diese dünn wie Stöcke sind, und er sehr häßlich ist. Auch zerrt und neckt er wohl, wie Rüstige thun, entweder den Hofhund oder das Gesinde, das im Hofe beschäftigt ist, indem er ihnen bald das eine, bald das andere Bein hinhält und ihnen ein Gesicht dazu schneidet. Ein Knecht läuft dann wohl leise auf den Boden und stößt ihn mit der Heugabel hinunter. Herunter kommen die Pufs nun freilich nicht, denn statt ihrer sieht man nur Spreu oder Topfscherben oder sonst etwas auf die Steine des Hofes herabfallen; aber sie nehmen denn doch den groben Spaß erstaunlich übel und rächen sich auf irgend eine Weise.

Sind die Pufs böse, so necken sie die Hausbewohner so arg und spielen ihnen so viele schlimme Streiche, daß diese sich wohl gar entschließen, ihr Haus zu verlassen. Allein oft gelingt es ihnen doch nicht, ihre Hausklobode los zu werden, denn wie die „atra cura“ des Horaz folgen sie dem Menschen, der ihnen nicht sehr geschickt seine Pläne zu verbergen weiß, überall hin. Sie setzen sich auf den Wagen, der die Geräthschaften fortführt, oder sie verkriechen sich in den Besen. Und sieht man sie unterwegs da sitzen und fragt sie: „Was wollt ihr da?“ so antworten sie, wie jener Bauer den ihn befragenden Nachbarn antwortete: „Wir ziehen heute um.“

Sind die Jüten und Angelsachsen diese kleinen Pufs doch selbst nicht los geworden, als sie über's Meer nach England zogen. Sie folgten ihnen auch dahin nach.

Wie die Laren der Römer und wie die Götter verschiedener, sich unter einander befehrender Nationen, so leben auch die Putz verschiedener Nachbarn oft mit einander in Feindschaft, prügeln, schelten, befehlen sich gegenseitig und treiben oft ein Wesen mit einander, wie die Ragen auf den Dächern. Befehlen und zanken sich nun die Nachbarn auch zuweilen selber unter einander, so brauchen sie die Ausflucht: „Der Nis̄ hat's gethan.“

Gewöhnlich lebt in jedem Hause nur ein Putz, zuweilen aber giebt es darin auch ganze Familien. Und dann erlebt man schöne Brautfahrten und Hochzeitszüge und andere Festlichkeiten der Putz, die aber bloß von den sogenannten bevorzugten Sonntagskindern erblickt werden können.

Da die Friesen sich auf der See in ihren Schiffen eben so heimisch wie in ihren Häusern auf dem Festlande gemacht haben, so ist es kein Wunder, daß ihre Hauskloben auch mit an Bord ihrer Schiffe gegangen sind. Doch werden sie hier nicht Putz, sondern „Klabautermännchen“ genannt, haben übrigens ganz dieselben Eigenthümlichkeiten wie ihre Vettern auf dem Festlande und sind eben so wohl die Red-, als die Schutzgeister des Schiffs und der Schiffer.

Wie jene den Stall und die Küche besorgen und da scheuern, kochen und Feuer anmachen, so halten die Klabautermännchen das Tau- und das Segelwerk in Ordnung, flicken die Segel, binden die zerrissenen Stricke zusammen, zimmern des Nachts die losgerissenen Bretter wieder an einander und verstopfen die Fugen.

Die armen geplagten Matrosen mögen wohl oft, wenn sie lange keine Ruhe genossen, in der Nacht halb schlaftrunken und wie Somnambule in dem Latelwerk herumklettern. Sehen sie dann am Morgen, daß Alles fertig ist, so erinnern sie sich nicht mehr, daß sie dieß selbst gethan haben, und schreiben es dem Klabaubermännchen zu, eben so wie die Dienstmädchen, die schon vor Sonnenaufgang aufstehen müssen, um Feuer anzumachen, zu seggen und Kaffee zu kochen, dieß auch halb schlaftrunken thun. Sie setzen sich wohl gar, wenn sie ihre Geschäfte verrichtet haben, ein wenig am Herde hin, um noch ein halbes Stündchen zu nicken, und man kann sich daher erkundren, wie sie dann, wenn sie wieder aufwachen, ihre eigene Arbeit dem Hauskobolde zuschreiben.

So wie die Fuks auf den Böden und Treppen spulen, lärmern und trampeln, so thut es das Klabaubermännchen an Bord des Schiffs, und wer einmal eine Nacht an Bord eines Schiffs geschlafen und das Knacken, Krachen, Knistern, Poltern, Schnurren, Pochen, Puffen, Klütern und Klabaubern der Breter, Stricke und Masten gehört hat, der weiß, daß das Klabaubermännchen diesen, so wie auch seinen anderen Namen, des „Klütermännchens“ mit vollem Rechte führt.

Lärmt dieses Männchen gar zu gewaltig, oder zeigt es sich in einer Nacht in den Masten und Segeln auf den Spitzen der Raaken sitzend, so ist dieß ein schlimmes Zeichen, und die Schiffer fürchten dann, daß es mit ihrem Schiffe ein baldiges Ende nehmen werde. Kurz vor dem

Untergange des Schiffs erscheint das Klabaftermännchen dem Capitän, nimmt wohl Abschied von ihm und fliegt dann vor seinen Augen davon.

Indeß nicht nur auf den Schiffen selbst, sondern auch an den Stellen, wo ein Schiff scheitern wird, soll es einen Vorspuk geben. Es sollen an einer solchen Stelle oft schon ein Jahr im Voraus Breter und Leichname von Thieren und Menschen in den Wellen erscheinen und wieder verschwinden.

Auch soll den zurückgebliebenen Insulanern der Untergang ihrer Anverwandten auf fernen Weltmeeren durch spukhafte Erscheinungen angezeigt werden. Wenn eine Frau oder ein Mädchen ihren Mann oder Bruder auf der See verlor, so erscheint er ihr wohl, noch ehe ihr sein Schicksal durch die Zeitung oder durch einen Trauerbrief bekannt wurde, in der traurigen Gestalt, in welcher er ertrank, mit triefenden Kleidern und mit nassen Haaren. Er tritt so an's Fenster oder lehnt an der Thüre, kann aber nicht in's Zimmer treten.

Am anderen Morgen findet man an dem Flecke, wo er stand, einen kleinen Strom salzigen Wassers, das ihm von den Kleidern floß. Er erscheint auf diese Weise wohl verschiedenen Verwandten, bis sie alle überzeugt werden, daß ihr Geliebter wirklich verunglückt ist, und nun Trauer um ihn anlegen und zum Himmel für ihn beten. Auf den Halligen soll diese Vision besonders oft stattfinden, und man nennt dort solche umgehende Seelen der auf der See Verunglückten „Songern“.

Wohl keine Art von Gespenst kann man wohl natürlicher erklären als diese Songern, wenn man bedenkt, wie manche Schwestern, wie manche arme Frauen, wie manche gute Mütter ihre Tage und Nächte versenken und vertrauern, in Sorge um das lange Ausbleiben ihrer Brüder, Männer und Söhne, und wenn man sich an Dasjenige erinnert, was ich oben von dem alten Amrumer Vater berichtete, der Jahre lang eine Düne bestieg und da nach der Rückkehr seines Sohnes seufzte.

Auch das „Stadem-Wüfke“ oder „Staven-Wüfke“ muß ich hier nennen. Es ist dieß ein trauerndes Weib, welches auf den alten Burten, Hügeln oder Stavenplätzen, welche sonst Häuser trugen und die nun nackt und kahl, vom Meere bespült oder vom Dünenlande umgeben sind, erscheint. Zuweilen umgeht es diese melancholischen Orte, zuweilen zeigt es sich auf ihnen, da, wo sonst der Herd des Hauses stand, sitzend und weinend.

Ich muß gestehen, dieses Gespenst macht der Phantasie der Friesen Ehre. Es ist schön, ergreifend und bedeutungsvoll. Man denke sich nur einen alten hohen, halb zusammengefallenen Stavenplatz, die Dünen hinter ihm, vorn beleckt von den salzigen Wogen des Meeres. An seinem Rande sitzt das Stadem-Wüfke trauernd, Thränen vergießend und mitten in diesem Graus der Gegenwart aller der lieblichen Scenen der Vergangenheit gedenkend. Ein Dichter könnte dieses Bild besingen.

An die Genannten schließen sich noch manche andere Gespenster an, welche mit der Natur des unheim-

hohen Strandes in Verbindung stehen, und die sich auf Schiffsuntergänge, Strandräubereien und sonstige Vorfälle beziehen. Ich bemerkte schon oben, daß die umdeichten Strandbewohner in den Rogen ihre Gespenster meistens außerhalb ihrer Deiche verlegen. Die Inselbewohner dagegen versehen die ihrigen eben so außerhalb der Dünen.

Jenseits der Dünen und auch in den wilden unbewohnten Thälern derselben, da gehen diese Gespenster um. Auf der Insel Sylt z. B. knüpft sich fast an jedes bedeutendere Dünenthal eine solche Gespenstergeschichte, und keinen Menschen, der diese Berge, welche selbst fast wie leibhaftige Gespenster aussehen, kennt, wird dieß wundern. In dem einen, dem Ditje-Dal, ist es der „Dikjendälmann“, in dem anderen der Geist einer Jungfrau, in dem dritten ein anderes Gespenst, welches da umgeht.

Der Dikjendälmann war seiner Zeit ein Schiffer, der an der Küste strandete und nichts als sich selbst und seinen Geldkasten mit großer Gefahr an den Strand rettete. Raubgierige Strandbewohner erschlugen und vergruben ihn im Sande, indem sie seinen Geldkasten erbrachen und die Beute theilten. Sie hatten ihr Werk indeß nicht völlig abgemacht; denn der Erschlagene richtete sich wieder aus dem Sande empor, um nach seiner Habe zu greifen.

Da hieben sie ihm den Kopf und die rechte Hand ab. Aber auch in diesem Zustande gelang es ihnen noch nicht, die Leiche unter der Erde zu erhalten.

Selbst der blutige, verstümmelte Arm tauchte immer wieder aus dem Sande hervor und fuhr mitten unter sie. Da ergriff die Räuber ein entsetzlicher Schrecken, sie ließen ihre Beute im Stich und liefen davon. Noch jetzt soll sich jene Erscheinung zuweilen im Dikendal zeigen. Und mich dünkt, sie beweist, daß die Friesen es wohl verstehen, Böswichtern die Hölle heiß zu machen, denn dieser aus dem Sande emporsteigende blutige Arm ist gößlich genug.

Von einem anderen Dümenthale, welches das Ulfen-Dal oder Dsenthal heißt, erzählten die Eptor eine andere Geschichte, die zwar mit Gespenstern nichts zu thun hat, die ich aber nach erzählen will, weil sie hübsch und für diese Dämon charakteristisch ist und zugleich an viele Erzählungen der alten Griechen und Römer, die im Delta, in den Apenninen, und anderen Gebirgen passirt sein sollen, erinnert.

Ein jähzorniger, aber sonst edler Frieſe hatte einen anderen in einem heftigen Streite erschlagen und entflohen, aus Furcht vor dem Gesetze und aus Schrecken über seine That, aus seinem Hause, ohne daß es den Häschern gelang, ihn aufzufinden. Seine hinterlassene Wittin, Namens Dse, mußte statt seiner die gesetzliche Mannbuße bezahlen, deshalb Haus und Hof verkaufen und sich und ihre Kinder vom Wollspinnen ernähren. Es vergingen indeß Jahre, ohne daß etwas von dem unglücklichen Todtschläger verlautete. Sein Name und seine That wurden der Vergessenheit übergeben.

Da entstand das Gerücht auf der Insel, die bis-

her unbescholtene, fromme und fleißige Dse, die von Jedermann geachtet und bemitleidete Gattin des Entwichenen, sei schwanger. Dies regte die Neugier allgemein an, und Jeder fragte, wer der Freier der schönen Dse sein möchte. Man postete ihr auf, man ging ihr nach, und so bekam man denn heraus, daß sie in einer Höhle in einer einsamen Dünengegend mit ihrem Liebhaber ihre Zusammenkünfte habe.

Endlich wurde dieser Liebhaber selbst überrascht, und es zeigte sich, daß es ihr entflohener Gemahl war, der sich hier in der Nähe seiner geliebten und liebenden Gattin verborgen hatte und daselbst von ihr Jahre lang erhalten, gepflegt und getröstet worden war.

Seine langjährige Büßung, die außerordentlichen Umstände seiner Erhaltung, die Tugend und Treue seiner Frau bewogen die Richter und selbst seine Feinde, ihm zu verzeihen und ihn wieder in die Gesellschaft aufzunehmen. Das wilde Dünenthal aber, in dem er während seiner Verbannung gewohnt hatte, heißt noch jetzt, zu Ehren der Frau, das „Dsenthal“.

Wenn die Friesen eine Literatur und Dichter hätten, so müßten sie diese Geschichte jedenfalls dramatisiren.

Es ist sehr wohl möglich, daß, wenn man tiefer in die Sache eindringe und sich die Mühe geben wollte, alle Ausgeburten der friesschen Phantasie zu sammeln und zu ordnen, man ein eben solches zusammenhängendes System von Gespenstern herausbringen würde, wie man aus den Mythen der Griechen ein ganz zusammenhängendes Göttersystem herausgefunden hat. Einige

Geister würden für die Dänen, andere für die Stavenplätze, noch andere für die auf See Verunglückten, für die Strandungsfälle und Schiffbrüche, noch andere für Fluth und Ebbe, kurz für alle Erscheinungen des Lebenskreises der Nation eigenthümliche Geister bestimmt sein.

In diesen Kreis würde denn vor allen Dingen auch der „Pitje san Skönlönd“ (Peter von Schottland), von dem die Friesen zuweilen erzählen, gehören. Unter diesem Pitje denken sie sich, wie man mir gesagt hat, eine Art von mächtigem Höllenfürsten, ein wildes räuberisches Wesen, das auf den rauhen Gebirgen von Schottland haust und von daher die Nordweststürme, die großen Fluthen heransendet und in Folge dessen auch Miskwachs, Fieber und Hungersnoth im Lande erzeugt. Wirklich kann man sich nach dem, was ich über die Nordwestwinde bemerkt, wohl vorstellen, daß unter allen den bösen Mächten des Landes dieser „Pitje san Skönlönd“ der mächtigste ist, und es wäre ein wahres Wunder, wenn die Friesen ihm in ihrem mythologischen Kreise nicht einen Hauptplatz gegeben hätten.

Zahlreiche Gespenstergeschichten und Sagen und auch wahrscheinlich manche wirklich historische Traditionen knüpfen sich an die künstlich aufgeschütteten Grabhügel, die sogenannten „Hooger“, mit denen die friesischen Größtinseln angefüllt sind. Ich habe es bisher immer verschoben, von diesen Hügeln zu sprechen, obgleich ich mich bei meiner Anwesenheit auf jenen Inseln im höchsten Grade von ihnen angezogen fühlte und mehrer von ihnen mit dem größten Interesse besucht habe.

In unserer Zeit, wo namentlich durch deutsche und scandinavische Alterthumsforscher das Interesse für die alte Zeit, von welcher diese Hügel reden, wieder angefacht ist, wo man in Museen die in denselben erhaltenen Grabgeräthe sammelt, wo man aber doch immer noch lange nicht zum erwünschten Ziele gekommen ist, ist es wohl der Mühe werth, in einem Buche, wie das vorliegende, auch ein Wort über diese Monumente fallen zu lassen.

Anfangs erging es mir freilich, wie es wohl manchem Reisenden gehen mag. Ich sah diese Erd- und Grabhausen eben nicht sehr hoch an. Was aber mein Interesse für sie zuerst rege machte, war der Umstand, der mir vorher unbekannt war, daß fast alle diese Grabhügel besondere Eigennamen haben, die ihnen unverändert bleiben und die das Volk treu und genau von Geschlecht zu Geschlecht überliefert.

Mich dünkt, dieser Umstand ist allein merkwürdig genug, unsere Aufmerksamkeit zu erwecken, und zwar um so mehr, als die meisten jener Namen sich entweder auf einen alten Helden oder auf eine mit dem Hügel verbundene Sage oder auf sonst einen charakteristischen Umstand beziehen und deutlich genug zeigen, daß sie uralte, ursprüngliche Namen sind, die das Volk mit einer bewundernswürdigen Ausdauer seit Jahrhunderten festhielt.

In der Regel sind jedem Dorfbewohner die Namen der Hügel, die in der Nähe seines Dorfes liegen, ganz geläufig, und es wird auf diese Weise wohl noch

der Name manches uralten friesischen Kämpen oder manches uralten Geschlechts tagtäglich unter den Leuten genannt, bloß in Folge des Umstandes, daß er in einem Hügel begraben wurde, während alle die zwischen ihm und der Jetztwelt liegenden Helden und Geschlechter, die auf christlichen Kirchhöfen begraben liegen, längst vergessen und verschwunden sind.

Splittische Hügelnamen, die sich auf solche alte Helden und Familien zu beziehen scheinen, sind z. B.: der „Gurt-Brönshoog“, der „Ringhoog“, der „Afselkehoog“, der „Lewalkenhoog“, der „Sonnenhoog“ und viele andere, die alle der von mir genannte Schullehrer Hansen in einer kleinen Schrift nennt.

Muß man nicht vermuthen, daß diese Hügel von Anfang herein eine hohe Bedeutung gehabt haben, daß die Menschen, welche darunter begraben wurden, ein großes Interesse für ihre Mitmenschen hatten und als Helden, Kämpen, Könige, im Stande waren, einen bleibenden Eindruck auf ihre Landsleute zu machen, so daß diese ihren Kindern mit Ehrsucht davon erzählten und die Namen der Begrabenen ihnen so fest einprägten?

Man hat hier in Friesland, Jütland und Dänemark wirklich wunderbare Beweise von der Genauigkeit und Treue des unter dem Volke umgehenden Geschwäges erlebt. Jahrhunderte lang haben sich z. B. die Leute von einem Hügel erzählt, in dem ein Schiff stecke, oder in welchem der König so und so liege, der einen silbernen Ring um den Leib oder sonst ein anderes Abzeichen habe. Niemand hat aber je in den Hügel hinein-

geblickt, bis es endlich Forschern der Neuzeit einfiel, ihn aufgraben zu lassen, wobei sich denn bestätigte, daß das Volk seit dem Begräbniß des Helden ganz gut im Gedächtniß behalten hatte, wie es dabei herging, indem sich der silberne Ring oder das Schiff oder ein anderes genanntes Attribut darin wirklich vorfand.

Von vielen Hügeln ist der ursprüngliche Name ganz verloren gegangen, und diese haben dann wohl neue Namen von ihrer Situation, ihrer Gestalt oder sonstigen Umständen erhalten.

Von vielen giebt das Volk bloß den alten Namen, der auf irgend einen unbekanntem Helden hindeutet. Bei vielen aber beschreibt man den Helden näher, erzählt etwas von ihm und von dem, was sein Grabmal enthält. Da sind z. B. die „Ringhooger“, in deren Mitglieder der einstmals mächtigen Familie Ring, und namentlich ein Szekönig dieses Namens; ruhen sollen. Da ist der „Gurt-Brönshoog“, der 400 Fuß im Umfange und 26 Fuß Höhe hat. In ihm soll der König Brön, und zwar auf einem goldenen Wagen sitzend, begraben sein. Daneben liegt ein kleiner Hügel für den Sohn und noch ein kleinerer für den Hund dieses Königs.

Wenn diese Leute sich Grabmäler aus Eisen und Stein errichtet und ihre Namen vor der Pforte hätten hineingießen und hineinmeißeln lassen, so hätte die Inschrift nicht länger dauern können als so, da sie bloß dem Munde der Leute eingeprägt wurde. Nicht bloß die Worte des Horns sind „aere perennius“, sondern

auch die Sagen solcher Insulaner. Da ist der „Klövenhoog“, in welchem ein goldenes Schiff mit Masten und Takelwerk vor Anker liegen soll. Die goldenen Anker dieses Schiffs sollen rings um den Hügel weit von ihm entfernt in dem Erdboden stecken. In diesem Schiffe ruht ein Seeheld.

Als ich diesen Hügel bestieg, wo ich der Sage nach die Spitzen der goldenen Masten fast hätte müssen aus dem Boden hervorkragen können, contrastirte es freilich nicht wenig mit dieser lockenden Vorstellung, daß ich auf dem Gipfel desselben bloß etwas gedörrten Schafmist zusammengetragen fand. Auf jedem Hügel giebt es nämlich gewöhnlich, ganz wie bei den Hügeln der Steppen, eine kleine Vertiefung, in welche die Leute den Schafmist, den sie sorgfältig wie Erdbeeren sammeln, zum Trocknen zusammentragen.

Sagen von vergrabenen goldenen Schiffen sind in ganz Dänemark sehr häufig, und es soll in der That eine Sitte der alten Seekönige gewesen sein, sich in ihren Schiffen begraben zu lassen. Daß man übrigens noch keine goldenen Schiffe in solchen Hügeln beim Graben gefunden hat, erklärt sich aus dem Umstande, daß die Geister oder Dämonen, welche die Helden und ihre Schätze in den Hügeln bewachen, es nicht gern haben, wenn man sie stört und anrührt, und daher gewöhnlich diese Schätze, wenn man dennoch nach ihnen gräbt, plötzlich verschwinden lassen.

Einmal wollte man einen Hügel, der ein goldenes Schiff enthielt, aufgraben. Man war auch schon

bis auf die Mastspitze herabgekommen. So wie aber die Schaufel einen dieser Masten berührte, der dabei gar lieblich und goldig erklang, so kam ein kleines graues Männchen auf einer lahmen Gans herangeritten, stellte sich oben auf den Hügel und fragte die Arbeiter, sie zornig anblickend: „Was treibt ihr Menschentinder denn da für Teufelsputz?“ worauf sogleich das Schiff in's Bodenlose versank und das Männchen mit der Gans davon flog.

Daß übrigens die Leute noch heutzutage einen gewissen religiösen Respect vor diesen Hügeln haben, und daß sie wahrscheinlich die meisten von ihnen noch jetzt für Sitze irgend eines Geistes halten, geht aus einer kleinen Anekdote hervor, die mir ein Splter Freund erzählte.

Er sagte mir, man habe einmal einen Hügel aufgedigelt, womit das Volk gar nicht zufrieden gewesen sei. Dieser Hügel hieß, wenn ich nicht irre, „Haultshoog“. Als man ziemlich tief hineingekommen und eben ein großes Stück Erde vom Hügel herabgefallen wie, sei ein fremder Mann auf einem Wagen in vollem Galopp mit wehenden Kleidern und fliegenden Haaren vorübergefahren.

Alle Leute hätten gefragt, wer denn das sei, aber Niemand hätte die Frage zu beantworten gewußt. Da hätte plötzlich ein Spafsvogel scherzend gerufen: „Das ist der braune Haut. Der zieht nun aus seinem Hügel aus und fährt in einen anderen hinein.“ So

hätten nun Alle mehr oder weniger ſcherzend nachgerufen:
 „Der braune Hautt zieht aus ſeinem Hügel aus und
 fährt in einen andern hinein.“

Am zweiten Tage darauf ſei ſchon über die ganze
 Inſel das Gerücht verbreitet geweſen, daß, als man den
 „Haulthoog“ aufgegraben, der Held ſelbſt, auf einem Wa-
 gen ſitzend, mit zwei ſchnaubenden Roſſen und fliegen-
 den Haaren, in brauſendem Galopp daraus hervor-
 gekommen und geradeſtwegs in einen andern Hügel,
 den „Eipkenhoog“, hineingefahren und daſelbſt vor aller
 Augen verſchwunden ſei.

Nicht alle Hügel, welche man auf der Inſel
 findet, ſind Grabhügel geweſen. Man vermüthet viel-
 mehr, theils aus den Namen, welche ſie führen, theils
 aus dem Umſtande, daß man in ihnen, wenn man
 nachgrub, weder Steinkammern, noch Urnen, noch
 ſonſtige Ueberreſte von Menſchen oder Geräthſchaften
 fand, daß manche von ihnen zu andern Zwecken gebient
 haben mögen. Einige heißen „die Linghügel“, und man
 glaubt, daß ſie ehemals als Gerichtsſtätten zur Verſamm-
 lung des Volks und ſeiner Richter dienten.

Anderer heißen „Hilligenhooger“ (heilige Hügel) oder
 „Wobnshooger“ (Wobansthügel), und man glaubt, daß ſie
 ehemals heilige Opferhügel waren. Auf einigen dieſer Hügel
 tanzten die Leute noch im vorigen Jahrhunderte an
 gewiſſen Feſttagen große Feuer (Witken genannt) an,
 und Weiber und Männer tanzten durcheinander um
 ſie herum.

Bei dieſem Tanze pflegten ſie auszurufen:

bis auf die Mastspitze herabgekommen. So wie aber die Schaufel einen dieser Masten berührte, der dabei gar lieblich und goldig erklang, so kam ein kleines graues Männchen auf einer lahmen Gans herangeritten, stellte sich oben auf den Hügel und fragte die Arbeiter, sie zornig anblickend: „Was treibt ihr Menschentinder denn da für Teufelsputz?“ worauf sogleich das Schiff in's Bodenlose versank und das Männchen mit der Gans davon flog.

Daß übrigens die Leute noch heutzutage einen gewissen religiösen Respect vor diesen Hügeln haben, und daß sie wahrscheinlich die meisten von ihnen noch jetzt für Sitze irgend eines Geistes halten, geht aus einer kleinen Anekdote hervor, die mir ein Splyter Freund erzählte.

Er sagte mir, man habe einmal einen Hügel aufgedigelt, womit das Volk gar nicht zufrieden gewesen sei. Dieser Hügel hieß, wenn ich nicht irre, „Haultshoog“. Als man ziemlich tief hineingekommen und eben ein großes Stück Erde vom Hügel herabgefallen wäre, sei ein fremder Mann auf einem Wagen in vollem Galopp mit wehenden Kleidern und fliegenden Haaren vorübergefahren.

Alle Leute hätten gefragt, wer denn das sei, aber Niemand hätte die Frage zu beantworten gewußt. Da hätte plötzlich ein Späßvogel scherzend gerufen: „Das ist der braune Hautk. Der zieht nun aus seinem Hügel aus und fährt in einen anderen hinein.“ So

hätten nun Alle mehr oder weniger scherzend nachgerufen:
 „Der braune Hautk zieht aus seinem Hügel aus und
 fährt in einen andern hinein.“

Am zweiten Tage darauf sei schon über die ganze Insel das Gerücht verbreitet gewesen, daß, als man den „Haulthoog“ aufgegraben, der Held selbst, auf einem Wagen sitzend, mit zwei schnaubenden Rossen und fliegenden Haaren, in brausendem Galopp daraus hervorgekommen und geradezu in einen andern Hügel, den „Eplenhoog“, hineingefahren und daselbst vor aller Augen verschwunden sei.

Nicht alle Hügel, welche man auf der Insel findet, sind Grabhügel gewesen. Man vermuthet vielmehr, theils aus den Namen, welche sie führen, theils aus dem Umstande, daß man in ihnen, wenn man nachgrub, weder Steinkammern, noch Urnen, noch sonstige Ueberreste von Menschen oder Geräthschaften fand, daß manche von ihnen zu andern Zwecken gebient haben mögen. Einige heißen „die Ringhügel“, und man glaubt, daß sie ehemals als Gerichtsplätzen zur Versammlung des Volks und seiner Richter dienten.

Anderer heißen „Hilligenhooger“ (heilige Hügel) oder „Wobanshooger“ (Wobanshügel), und man glaubt, daß sie ehemals heilige Opferhügel waren. Auf einigen dieser Hügel zündeten die Leute noch im vorigen Jahrhunderte an gewissen Festtagen große Feuer (Witken genannt) an, und Weiber und Männer tanzten dorchelinander um sie herum.

Bei diesem Tanze pflegten sie auszurufen:

„Wedke teare! Weadke teare!“ (Woban zehre! Woban zehre!) Ehemals mochten sie ihren Gott damit bitten wollen, ihr Opfer freundlich anzunehmen; jetzt mag es nur noch eine hohle Phrase und ein bloßer Ausruf sein; der nur für die Alterthumsforscher Bedeutung hat. Es giebt noch jetzt alte Leute auf der Insel, die sich jener mit Hügeltänzen verbundenen Willenfeuer sehr wohl erinnern und denen dieser Wobansruf noch ganz geläufig ist.

Die Hügeltänze und der Wobansruf haben jetzt aufgehört, aber das Willenbrennen kennt man noch heutiges Tages. Es geschieht gleichfalls auf den höheren Spitzen der Dünen, und an gewissen Tagen oder Nächten sieht man die friesischen Inselküsten weit und breit erleuchtet, die Insulaner geben sich untereinander Zeichen, und eine Insel grüßt gleichsam mit ihren Freudenfeuern die andere. Jedes Dorf scheint seinen eigenen Willenhügel zu haben und ein gewisses altes Recht darauf zu exerciren. Denn es entsteht oft Streit über den Besitz eines solchen Willenhügels.

Es ist merkwürdig, wie lange uns das Heidenthum in den Gliedern steckt. Erst jetzt, wo Manche behaupten, daß das Christenthum anfangs, allmählig morsch zu werden, fällt das Heidenthum ganz von uns ab. Die Friesen schwören auch heutiges Tages zum Theil bei ihren alten heidnischen Göttern. Sie schwören „bi den Sater“, wie die Italiener beim Bacchus. Der Sater war der friesische Gott der Ernten und des Fischfangs.

So sollen sogar noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Spuren der Blutrache auf diesen entlegenen Inseln gefunden worden sein. Man soll nämlich um jene Zeit noch bei dem Grabe eines Erschlagenen das alte Rachegeschrei „Wräck! Wräck!“ (Rache! Rache!) gehört haben.

Dieses Geschrei wurde allemal von den Verwandten des Erschlagenen ausgestoßen, die dabei mit ihren Schwertern erst an die Thüre seines Hauses, aus dem die Leiche hervorgetragen wurde, und dann an die Pforte des Kirchhofes schlugen. Endlich hieben sie noch ein Mal mit ihren Schwertern auf das Grab, in das er hinabgelassen wurde, indem sie wiederum, wie die krächzenden Vögel der Nemesis, „Wräck! Wräck!“ schrieten. Die Ausübung der Blutrache war zwar längst gemildert, aber die Form und Ceremonie dauerte, wie gesagt, noch bis in's vorige Jahrhundert fort, wie denn in der ganzen Natur und Menschenwelt die Kerne immer eher vergehen als die Schalen.

Vielleicht mag auch derjenige wunderliche Gang oder Tanz aus der Heldenzelt stammen, den die Frauen aufführten, wenn sie eine Wöchnerin zum ersten Male wieder zur Kirche begleiteten. So wie einige Freunde von der Insel ihn mir beschrieben haben, bestand dieser Tanz in einer Art von Hüpfen oder Hinken. Alle Weiber, sagten sie, hätten dabei mit dem einen Fuße zwei Mal zugetreten, ehe sie ihn niedergesetzt hätten.

Der Tanz soll einen sehr komischen Anblick gewährt haben, besonders da die Wöchnerin sonderbarer

Waffe habe über den einen Fuß einen grünen und über den anderen einen rothen Strumpf gezogen gehabt habe. Sie nannten dies „das Hunsbeiern“. Und davon hat man mir auf Sylt noch Vieles erzählt, was ich aber, ohne die Sache selbst mit angesehen zu haben, nicht wieder erzählen kann.

Auch die Kleidung der Frauen der Insulaner mag bis auf unsere Zeiten herab noch sehr heidnisch oder, wie man es nennt, materialisch gewesen sein. Ich sah einige Portraits von Syltingischen Frauen und Bräuten in ihrem Nationalcostüm, die man von Weitem, ohne das hübsche bartlose Gesicht anzusehen, eher für tscherkessische Häuptlinge als für tschessische Weiblein hätte halten können.

Die sammelten Mägen der Bräute, „de Huis“ genannt, waren fast wie die Tschakos der Krieger des Kaukasus gebildet, und oben war der Rand des Mägenbeckels mit einem Kranze hohler silberner Eier besetzt, die gerade so groß wie Hühnereier waren. Die barocke und pittoreske Form und der Schnitt der Ärmel und Leibchen ihrer Kleider, die Mischung hellweißer und purpurrother Farben darin, lassen sich ohne viel Umständlichkeit nicht beschreiben. Zu dem Schafpelzmantel, der über das Ganze hing, verbrauchten sie die Felle von 7 Schafen.

Ich konnte mir, wenn ich diese Bilder ansah, sehr wohl denken, daß es wahr sei, was man erzählt, daß nämlich tschessische Weiber einmal bloß durch ihr Erscheinen den Feind von ihrer Insel zurückgeschreckt hätten.

Es sollen schwedische Soldaten gewesen sein, welche die Insel in Abwesenheit der Männer angriffen und zu erobern oder zu plündern gedachten. Da setzten die Weiber ihre Hüfte auf, banden ihre Schafpelze um und erklimmen die Dünen in so großer Anzahl, daß die schwedischen Krieger ein großes Heer von Männern zu sehen glaubten und sich schnell wieder einschifften.

Wir fielen dabei die Weiber von Wales in England ein, die ebenfalls einmal, ihre rothen Mäntel umhängend und an's Ufer eilend, das Land gegen die Franzosen schützten. — Ueberhaupt wird mehrfach in der Geschichte der Friesen von den Helbenthaten ihrer Weiber erzählt. Noch immer spricht man von dem heißen Gräze und den Grüstöpfen, mit denen sie einmal die Dänen vertrieben.

Jetzt kleiden sich die Sylter Weiber sehr einfach, an Wochentagen meistens in grauwollene Gewänder, die sie selber spannen, und die eigene Nationaltracht ist fast noch mehr verschwunden als auf anderen Inseln, z. B. auf Föhr. Dieser Untergang alter Nationaltrachten, welche Jahrtausende bestanden und erst in unserer Zeit ihr Ende gefunden haben, ist ein Phänomen, das ich nicht müde werde in allen Gegenden und Winkeln der Welt zu bewundern, da sich auch darin die mächtigen, allenthalben in ihrem Wirken sichtbaren Uniformirungskräfte, welche jetzt in uns walten, thätig zeigen.

Wenn man so, wie ich es oben versucht habe, alle die Ueberreste des Aberglaubens und der mythischen, märchen- und sagenhaften Traditionen eines Volkes

sammelt und wie Strahlen in einen Focus concentrirt, so ist man dann wohl geneigt, über das Bild zu erschrecken und ein solches Volk für ungläublich abergläubisch und in eine trübe Märchenwelt versunken zu halten. Vielleicht möchte ein Leser des Vorigen geneigt sein, zu glauben, daß auch die Friesen ein ungläublich phantastisches und abergläubiges Volk seien; damit er aber dies nicht thue, will ich am Schluß nur noch bitten, daß er in dieser Beziehung nicht zu scharf urtheilen möge.

Ich glaube zwar allerdings, daß besonders hier im Westen der cimbrischen Halbinsel, von der Mündung der Eider aufwärts nach Norden bis Skagen, sich ein sehr reiches Sagen- und Märchenland erstreckt, das nach Norden und Westen zu immer mehr an Reichthum und Fülle zunimmt, und das dem größeren Publicum noch nicht so bekannt ist, als es nach der Schönheit seiner poetischen Producte verdiente.

Allein damit man nicht in den Irrthum ver falle, jeden Westfriesen oder Westjüten für einen halb verrückten Poeten anzusehen, in dessen Kopfe es bloß von Songern und Puts, von Meerräubern und Stadewülfen, von Dikjendálmanns und Pitjen fan Skóttlóns Idmt und spukt, bedenke man, daß von diesem ganzen Aberglauben, den ein bienenemfziger Schriftsteller wie lauter Honig zusammentragen kann, Vieles von den Leuten selbst nur lachend erzählt wird, daß nicht Alle Alles kennen und glauben, indem der Eine nur Dies, der Andere nur Jenes für wahr hält, und daß daher nur Alle zusammen

die ganze Masse des Aberglaubens tragen, diese selbst aber, auf den Tausenden von Schultern, sich sehr vertheilt.

Man darf auch die Sagen und Gespenstergeschichten nicht so prosaisch grob anfassen und sie unter allen Umständen beim Worte halten. Man muß vielmehr berücksichtigen, daß das Meiste halb symbolisch und poetisch gemeint ist.

Allerdings ist auch Glaube dabei. Aber der Glaube ist zuweilen schwach, zuweilen stark. Man glaubt um Mitternacht mehr als am hellen Tage. Die Kinder, die alten Weiber und die Poeten glauben das fest, wozu der denkende Mann nur zweisehend den Kopf schüttelt. Selbst der Ungläubigste hat Momente, wo er sich der Bekehrung nahe fühlt.

Man darf aber auch auf der anderen Seite nicht Alles, was die sammelnden Schriftsteller von dem Aberglauben der Nationen erzählen, als bloße Einbildungen dieser Autoren verwerfen, sich z. B. darauf stützend, daß ein friesischer Schiffer, den man einmal in's Examen genommen, über die Klabaوترmannchen nur gelacht und gespottet und versichert habe, von den Dennerreesken weder etwas zu wissen noch zu glauben. Man muß wissen, daß das Gemüth dieses selbst Spötters zu anderen Zeiten wieder ganz anders bewegt ist, und kurz, man muß den Kopf dieses wunderlichen Proteuswesens, welches Mensch, Fries, Jüte oder Däne heißt, gehörlig kennen, um ein richtiges Urtheil zu fällen und nach keiner Seite hin zu weit zu gehen.

Ich will aus meinem kleinen Erfahrungskreise

zum Schutz der Nordalbingier auch noch dieses anführen, daß ich einmal eine Zeit lang unter einem überall als sehr aufgeklärt bekannten deutschen Volksstamme, den Sachsen, wohnte und anfing, alle ihre verschiedenen abergläubischen Sagen und Gespenstergeschichten zu sammeln, und daß ich zuletzt eine solche Menge zusammenbrachte, daß ich selber darüber erschrak und anstand, die Sammlung zu publiciren, weil ich fürchtete, man würde mich verlachen.

Im Ganzen genommen bin ich überzeugt, daß das vom Monde und von den Sternen der Nacht beschienene Reich des Aberglaubens nicht etwa nur bei uns in den Bergthälern, auf den Marschen und Inseln, sondern auch überall in der Welt noch viel größer ist, als wir, wenn wir aus der Mitte der Sonne unserer Tagescultur darauf hinschauen, zu glauben geneigt sind.

Wer sich selbst beobachtet, wird wohl wissen, daß keines Menschen Seele in dem Leibe, in diesem Gefängnisse, in welchem sie steckt, völlig sicher ist vor Anfechtungen, Einbildungen und Phantasmagorien aller Art.

Die schöpferische Phantasie und die nie ruhende Einbildungskraft leihen unserer Schwäche gern die Hand und durchen unserem Verstande manche Nase. Und in Träumen sieht der Verständigste oft Dinge, an die am Tage sein Sinn nie dachte.

Und so ging es denn unter Anderem auch mit an meines Ewigs Word, wo ich, über alle diese Dinge in der Stille simultrend und hin- und herdenkend, auf meinem Lager lag, in eine Art von traumwachem Zustand ge-

rath und das eclatanteste Beispiel von dem Angebeuteten erlebte.

Es hatte mir schon lange geschienen, als bewegte sich unser Schiff gewaltsam hin und her und als hörte ich Lärm um uns herum. Endlich wurde mir dieser Lärm zu arg, ich stand auf, kroch auf das Verdeck, blickte hinaus — und sah hier nun eine erschauernswürdige Scene, die meine Neugierde in dem Maße erregte, daß ich mich sogleich vorn auf meinen Lieblingsstuhle am Bugspriet begab, mich auf dessen dickem Baume festsetzte und um so fester ankammerte, da unser Schiff sich in einer unglaublich heftigen Bewegung befand.

Das ganze obere wüste Watt war mit einer ungeheuren Masse von hohen, spitzen, sich hin und her bewegenden Häusern bedeckt, die alle auf uns herzustürzten und uns schon in dichten Schaaren umgaben. Aus der Stiebelspitze jedes Hauses, die sich zu einem langen schönen Halbe verlängert hatte, ragte ein großer Kopf hervor.

An den rothen Spiefelnäsen, welche diese Köpfe aufhatten, und an den glühenden Augen erkannte ich, da ich wohl wußte, daß die Gesichter von einem Menschen, der feurige Augen hat, sagen: „Ho glüret us en Puk“ (er blickt wie ein Puk), ohne viele Mühe, daß diese Wesen Hausparks sein müßten, welche von Zweigen zu Riesen angeschwollen und mit ihren Häusern, die gleichsam ihre Kleider bildeten, davon gelaufen waren.

Das Ziegeldach hing ihnen wie ein rothes Krügel

chen um den Hals, und wenn sie sich bewegten, so klappten die Siesel aneinander und rauschten wie die Ringe und Schuppen eines Panzerhemdes. Bei allen diesen Kröcheln gab es zu jeder Seite eine Dachluke, durch welche die Puts ihre Arme gesteckt hatten. Sie gingen zum Theil Arm in Arm und Hand in Hand. Die Mauern schienen geschmeidig geworden zu sein und hingen ihnen wie Schürzen und Rockschöße vorn und hinten am Leibe herunter. Unten sah man ihre Füße und Beine hervorstrecken, welche ihre ganze Rüstung trügen und auf denen sie behende herumspangen. Die weiblichen Puts waren nur einstöckig, die männlichen aber drei-, vier- und fünfstöckig, wie die altfränkischen hohen Giebelhäuser in den Straßen der alten freien Reichsstädte im Norden Deutschlands. Es waren auch noch verschiedene andere kleine und mehrere große Häuser da, manche hatten statt des Dachziegelmantels nur einen Strohmantel um, und einige waren so klein wie Hundehütten. Ich erkannte also auch hier die Unterschiede von Arm und Reich und betrachtete die letztgenannten Hütten als die Hüllen der Straßenbuben.

Da sie alle auf unser Schiff sahen, so blickte ich mich nach den Masten um, um zu sehen, was davon die Ursache sein möchte, und zu meinem Schrecken erkannte ich, daß hinter meinem Rücken eine wunderbare Verwandlung vorgegangen war. Es stand eine riesengroße weibliche Figur hinter mir, die, nach ihrer gewordenen Haltung zu urtheilen, unseren Mastbaum im Rückgrat stecken haben mußte. Sie war jung und schön. Ihr Kopf neigte sich auf der Spitze des Mastes

zur Rechten und zur Linken. Ihr Busen wogte auf und ab, wie zwei kleine vom Athem des Windes geschwellte Topmastsegel.

Statt vor großen steifen Raastange hatte sie ihre Arme ausgestreckt nach einer Himmelsgegend hin, von wo ich einen hohen, schön geschmückten Hausput herbeieilen sah, so schnell es nur seine unbequeme Kleidung erlaubte. Ihr Gewand rauschte und hauchte, wie eine Menge großer und kleiner Segel, an ihrem ganzen Leibe herunter. Um ihren Nacken spielte die Flagge unseres Schiffes, die sie sich umgeschlungen hatte, in reizenden Bewegungen, und der Saum ihres Gewandes wallte rund umher: auf das Schiff herab und gab mir zuweilen starke Puffe in den Rücken, so daß ich Mühe hatte, mich seiner zu erwehren.

Da eine der kleinen Hundehütten nahe unter mein Bugspriet gelaufen war, so befragte ich den aus ihr hervorblickenden kleinen Straßenbuben-Putz, was denn dies Alles bedeuten solle, und er erzählte mir in einem Athemzuge, wie diese Samins denn immer außer Athem und sehr rasch zu erzählen pflegen, daß unser Schiff, „die Elbe“, die Tochter eines reichen mächtigen Klabauteermannes und Braut jenes prächtigen Putz sei.

Der Vater Klabauteermann habe erst jetzt seine Zustimmung gegeben, und daher sei das Schiff heute mit uns auf diese Watten gekommen, um Hochzeit zu feiern. Der Putz sei aus Husum gebürtig und von schlesischem Geschlecht, die Braut sei eine Friesin, und ich könnte ihn, den schön geschmückten Bräutigam, schon über die Watten herbeieilen sehen.

In der That war er schon ganz nahe, und ich konnte ihn von oben bis unten betrachten. Es war ein ganz charmanter Putz, ein hübscher junger Riese. Da er sich beeilte hatte, so dampfte er wie eine Locomotive aus allen Schornsteinen, und drei schwarze Rauchstreifen zogen sich hinter ihm her. Als Barsennadel hatte er ein sehr schön aus Elfenbein und Ebenholz gearbeitetes sächsisches Doppelpferd vorgesteckt, wie es, aus Holz geschnitten, auf dem Gipfel jedes niedersächsischen Hauses steht. Seine Ziegelsteine waren frisch roth angestrichen, und seine Augen glühten wie die Fenster eines norddeutschen Stiebelhauses, wenn die sorgsame Hausfrau eben allgemeinen Waschttag aufgehalten hat.

Braut und Bräutigam fielen einander in die Arme und gaben sich herzliche Küsse, und es kitzelte und klabauterte bei dieser Gelegenheit dermaßen auf unserem Schiffe, daß ich nicht begreife, wie unsere Schiffsmannschaft davon nicht aufgeweckt wurde.

Rund um uns herum bildete sich bald ein großer Kreis von Putz, die sich ordneten wie die Säulen auf einem großen öffentlichen Plage. Von diesem Plage aus zogen sie sich in langen Reihen, die sich wie Straßen in der Ferne verloren, hinaus auf die Watten. Auf den Ecken des Plazes neben uns stellten sich mehre hohe Kirchthürme auf, die mit den Köpfen beständig hin und her schwankten und ein harmonisches Glockengeläute ertönen ließen, das gar lieblich in die mondheile Nacht hinaushallte, und unser Brautpaar empfing nun Besuche und Huldigungen von allen Seiten.

Die Verwandten der Braut kamen ebenfalls herangesetzt, eine Menge hübsch aufgetakelter Klabaftermänner und Klabaftermamsellen, die in Eile die Straßen der Stadt heraufstiegen. Sogar unsere alten Schiffsbracks kamen herangebracht. Man hatte sie als Fremde eingeladen, mit einigen Nothsogetn versehen und so aufgeputzt, daß sie auf den Matten sich ziemlich sicher bewegen konnten. — Unsere Kette „Erbe“ begrüßte diese ihre großen alten Tanten und sprach noch einmal ihre Bedauern über ihr trauriges Schicksal aus.

Als diese Ceremonie vorüber war, fing sofort das Fest und der Tanz an. Die Kirchthum-Pute holten weit aus und begannen mit sämtlichen Glocken im Tacte eines Straußischen Walzers zu läuten. — Auch die Klabaftermänner hatten Musik mitgebracht, gigantische Muscheln, auf denen sie trompeteten, und einer von ihnen hat die beiden alten Bracks um die Erlaubniß, sie als Pauken benutzen zu dürfen. Diese erlaubten dies gern, weil sie doch zum Tanzen unfähig geworden waren, stellten sich vor ihn hin, und er paukte nun auf den Becken mit einem Hammer dergleichen herum, daß ich manchmal dachte, mir würde das Trommelfell in den Ohren zerspringen.

Es gab nun ein Quadrillen-, Eccossäsen- und Weigenantzen sonder Gleichen. Die Häuser schwenkten sich nach dem Tacte Linie auf Linie ab, traten vor, traten zurück, und mir wurde schwindelig im Kopfe, wenn ich die Giebel und Mauern sich so biegen und schwenken sah, wie die Häuser einer Stadt bei einem Erdbeben.

Es stürzte übrigens nichts zusammen, ja die Wyl'schen, Sylring'schen, Husum'schen, Lönning'schen, Hamburg'schen und viele andere Hausbewohner, welche in ihren Betten schliefen, wurden von dem ganzen Spule nicht einmal Etwas gewahr.

Die Schornsteine wirbelten fröhliche Rauchfäden in die Lüfte, die Ziegel klapperten, die Augen glühten, kurz es war eine Wirthschaft wie auf einem Maskenballe der Titanen. Die Alabautermänner rüschten sich auch dazwischen, rüschten auf ihren Schiffen hin und her und machten dabei auf den Watten Schwelungen nach dem Tacte wie die Schlittschuhläufer.

Natürlich war auch mein Brautpaar überall mitten dazwischen, und ich hatte Noth genug, mich auf meiner Position festzuhalten. Ubrigens hatte ich den besten Platz, um Alles zu sehen; denn da die Braut sich jeder fröhlichen Gruppe zu zeigen wünschte, so segelten und schleiften wir überall hin und waren bald bei der nördlichsten Spitze von Amrum, bald beim Steindamm von Westerlandsföhr, bald bei der unheimlichen Spitze von Hörnum. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit die äußerst prächtige Ausschmückung der Ufer dieser Inseln.

Auf allen Dünengipfeln schlugen die Flammen hoher Wüstenfeuer empor. Die Hunderte von Grabhügeln, welche hier an den Ufern liegen, hatten sich ihres Grabmantels entkleidet und zeigten im hellen Schimmer ihren köstlichen Inhalt und ihre schätzenswerthen Alterthümer. In dem einen sahen wir auf goldenem Wagen einen

alten Seetönig sitzen, mit dem Scepter in der Hand. In dem andern entdeckte ich das goldene Schiff, dessen blinkenden Anker ich in der Marsch liegen sah. Es schien mir ein schönes symbolisches Bild auf das Leben der Friesen zu sein, die zwar auch gern zu Schiffe gehen, deren sicherer Hoffnunganker aber doch eigentlich in ihren reichen und von ihren Frauen bewohnten Marschen liegt. In einem dritten Hügel erkannte ich die Felskammern und darin die ruhenden Helden, neben ihnen ihre Schwerter, ihre Becher und ihre goldenen Ketten.

Die himmlischen Jungfrauen und Junggesellen waren am Himmel eben so lustig und spielten Fangball mit den Lichtballons, die sie aus dem Körper der Sonne gebildet hatten, und die Engel fuhren munter auf ihrem Wagen um den Polarstern herum. Selbst die melancholischen Gespenster des Strandes schienen ihre Trauer für diese Freudenacht abgelegt zu haben. Wenigstens bemerkte ich eine Menge Staven-Wäffler, die auf ihren Stavenplätzen ganz lustig wirthschafteten. Es schien mir, als fächten sie die Flamme auf ihren Herden wieder an, und es umgab sie eine schimmernde Zeichnung, ein Umriß ihrer Häuser, als sollten sich diese wiederherstellen.

Überall gestaltete es sich und gährte in dem Boden der endlosen Matten und Sandbänke rings um uns her. Kirchthürme wuchsen aus dem Sande hervor, ganze Dörfer trant neben ihnen auf. Die Sandflächen überzogen sich mit frischem Grase, und ich sah in der Mondscheindämmerung das fette Vieh auf der Weide

sich reckten. Hunderttausende von Songern hatten Herbei, schütteten sich das Seewasser aus den Stiefeln, trockneten ihre Kleider und zogen lustig in ihre Bauthäuser ein.

Sogar die Brandungen der Meerestwigen hatten in ihrem wüsten Treiben angehalten. Bejaubert von dem wundervollen Anblick dieser Puthochzeit, standen die weißen Bogen still, wie versteinert und eine über die andere hingeschoben; wie ein großer Schneewall umgaben sie die lustigen Watten in weltgezogenen Kreisen, die sich weit in die Ferne hinein verloren und nur von einem leichten Schimmer der Willenfeuer erleuchtet wurden.

Auf einer dieser eingeeisten Wellen sah ich die alte Prophetin Hertje sitzen, die sich das Gerummel ebenfalls mit ansah. Dieß schien mir gleich nicht das Beste zu bedeuten, denn diese alte Hexe hat Friesland nie etwas Gutes geweissagt. Und meine Ahnung ging auch bald in Erfüllung. Gerade als der Jubel den höchsten Grad erreicht hatte, als eben die Glockenthurm-Puffs am lustigsten lauteten, die alten Riesenpauken am tollsten bröhnten, und die langen Stelbthäuser-, Strohütten- und Hundehütten-Puffs am heitersten durch einander häpften, erscholl ein Weheruf, und Alles gerieth in Verwirrung.

Ich hörte ein fürchterliches Säusen und Brausen durch die Luft stürmen und das Geschrei: „Pitje fan Skötlönd! Pitje fan Skötlönd!“ bei dem die Braut sich entfärbte und so bleich wie Segeltuch wurde. Die Wellendämme zerschmolzen, brachen herein, und auf der vordersten Welle,

die, den Bräutigam verschlingend, daher sauste, saß die neidische und eifersüchtige Hertje.

Alles versank und kam um. Die Bienenfeuer erloschen, die goldenen Schiffe und Throne umschlossen sich mit Rasen. Die Gongern sogon wieder Wasser ein, die Stademwüfke singen wieder an zu weinen, alle Häuser der Vuks versanken, und die letzteren selbst sah ich wie kleine Ragen rasch vor den sie verfolgenden Wellen dahinlaufen.

Es pfiß, stürmte, sauste, schnurrte und brauste durch die Luft. Doch muß es mir wohl nur in den Ohren geklungen haben, denn in der That und Wirklichkeit war am andren Morgen das schönste Wetter von der Welt. Unsere „Elbe“ schwamm schon auf hoher Fluth, die sie allmählig wieder auf den Rücken genommen hatte. Wir hatten eine gute frische kleine Brise in den Segeln, und nach wenigen Stunden liefen wir glücklich wieder in den Hafen Wyl auf Föhr ein.

Miscellen.

Es war schon der Monat August verschwunden, und die Seebadegesellschaft, die sich in dem kleinen Orte Wyl versammelt hatte, verlor sich allmählig wieder. Am Ende löste sich Alles auf, und ich blieb zuletzt nur noch mit einer sehr kleinen Anzahl von Badegästen zurück.

Ich benutzte daher, bevor auch ich meinen Wanderstab weiter setzte, meine Muße dazu, noch eine Menge kleiner Notizen, die ich während meines Aufenthaltes in diesen nördlichsten Gegenden des Ländergebietes, wo Deutsche wohnen, gemacht hatte, zu Papier zu bringen. Ich gebe sie hier in dem Potpourri, in welchen sie damals zusammenfielen. Ich bin sonst kein Freund von Miscellen, Potpourris und Ragouts, aber hat man sich erst einigermaßen eine Uebersicht verschafft und weiß man ungefähr, wo man ein Jedes hinbringen muß, so schaden sie dann nicht mehr; ja man mag sie dann wohl gar willkommen heißen, weil man gewissermaßen zum Schluß noch einmal an jedes Ein-

zethe zurückdenkt und bei dieser Recapitulation Alles noch lieber geränt.

Es muß zwar in jedem Buche, selbst in dem nicht streng wissenschaftlichen und systematischen, eine bestimmte Ordnung herrschen und ein leitender Faden durchgehen. In einem Reiseverke ist die Reise selbst der Faden, auf dem die Gegenstände und Betrachtungen so aufgereiht werden, wie sie sich dem Beobachter darbieten. Bei einem solchen Werke ist nun zwar an ein völliges Ergründen und allseitiges Betrachten des Einzelnen nicht zu denken, allein der Reisebeschreiber müßte verzweifeln, wenn nicht auch aus seinen zerstreuten Beobachtungen allmählig eine Idee und sogar ein großartiges Umrißbild des Ganzen hervorginge.

Ich sah einmal eine schöne, aber gräßlich verstümmelte antike Statue. Die Arme fehlten, nur ein Paar Stümpfe zeigten an, welche Biegung und Position sie gehabt hatten. Sogar ein Bein war weggeschlagen, und die Oberfläche der Statue war überall durchlöchert und beschädigt. Nur an einigen Stellen war noch die schöne, ursprüngliche, sanfte Wellenhaut unverfehrt, mit welcher der Künstler das Ganze überzogen hatte.

Man konnte noch die, freilich unterbrochenen, Linien erkennen, welche über den ganzen Leib dahinfließen. Auch erkannte man die liebliche Rundung des Angesichts und des Kopfes, den schlanken Nacken und die Stellung der ganzen Figur. Diese Reste waren hinreichend, um die Phantasie anzuregen und sie zu bewegen, daß sie schön-

perfectisch alle Lücken und Mängel ausfüllte und in Gedanken das Ganze ergänzte, und wer im Stande war, diese Ergänzung zu vollführen, der war beim Anblick jenes Kampfes so entzückt, als sähe er die Göttin ganz und gar vor seinen Augen.

Der Reisende muß eine solche Ergänzung immer vorzunehmen im Stande sein und darauf rechnen, daß auch seine Leser es vermögen. Einzelne Punkte müssen gehörig ins Auge gefaßt und festgesetzt werden. Diese Punkte muß man in Gedanken mit Linien zu verbinden wissen und so sich das Ganze vorstellen, — einzelne Partien müssen wirklich in's Detail ausgeführt werden, und ad instar von diesen muß man sich Alles ausgeführt denken, — einzelne Facta müssen von berichtet und wirklich erzählt werden und danach muß man sich unzählige ähnliche Facta denken, — einzelne Personen und Dinge sind einzuführen und hinterher sie alle in Gedanken mit Tausend zu multipliciren.

Können der Reisende und seine Leser nicht aus der Klau den Löwen erkennen, und sehen sie das Ganze nicht auch in den geringsten Einzelheiten wieder gespiegelt, so wird sich das Gerippe, welches ein solcher Schriftsteller giebt, nie mit Fleisch bedecken, und alle seine Mühe, so weit nicht von bloßer Unterhaltung, sondern auch von Belehrung die Rede ist, wird umsonst sein.

Ich für meinen Theil hätte nun freilich wohl Geduld genug, auch jede einzelne von diesen kleinen Bemerkungen, die ich noch mittheilen will, an ihren Platz zu tragen und in systematische Ordnung zu bringen, d. h.

die geographischen Bemerkungen in ein geographisches, die botanischen in ein botanisches, die psychologischen in ein psychologisches Capitel, die klimatischen in die Klimatologia, die zoologischen in die Zoologie des Landes zu setzen. Allein ein Schriftsteller, der für's größere Publikum schreibt, ist wesentlich ein Arbeiter, und ein Leser vom größeren Publikum ist wesentlich ein Genießer, der Alles leicht und hübsch haben will, zwar wohlgeordnet, aber nicht zu sehr systematisirt, zwar wohlgruppirt, aber nicht classificirt. Und sein Diener, der Schriftsteller, hat es dabei noch schwerer, denn im Grunde ist es viel leichter, zu classificiren, wobei man nur zu denken braucht, als zu gruppirn, wobei man noch dazu eine Art Künstler sein muß.

Uebrigens ist auch das Classificiren nicht ganz leicht und keineswegs genügend. Ja wenn bei dem Charakter oder Zustande eines Volkes, den man entwerfen will, Alles wie in einer ebenen Fläche zusammenhinge und aneinander stieße! Aber so hängt vielmehr Alles wie in einer Kugel zusammen, berührt sich vielseitig und greift in einander über.

Bei solchem Verhalten der Dinge kommen, wie gesagt, der Potpourrist und Miscellanist wieder in Vortheil. Alles hält sich an einander, und kleine Mischgerichte sind daher zur Abwechslung nicht nur erträglich, sondern sogar willkommen, da sie im Grunde keine Mischgerichte sind.

Doch diese Einleitung ist für die Sache selbst viel zu groß. Das Kurze von dieser ist, daß ich einige

kleine Notizen nachtragen wollte, wie sie mir gerade in den Sinn kamen und wie sie hier folgen.

„Frisia non cantat“ (Friesland singt nicht), ist ein uralter Spruch, vor dem man schon Respect haben muß, weil er in lateinischer Sprache ausgeprägt ist, denn alle Wahheiten, die in diese Form gegossen wurden, stehen wie mit Lapidarschrift geschrieben da, und ich glaube, daß diesen Spruch Jeder, der einmal gehört hat, wie Kleinfürstinnen, Lettinnen, Kosakinnen und die Frauen anderer östlichen Nationen Europas auf allen Wegen und Stegen ihres Lebens, gerade wie die Lerchen singen, sehr wahr finden wird.

Dennoch haben die Friesen bis auf die neueste Zeit herab bei einer Gelegenheit gesungen, wo wir in Deutschland nicht singen, nämlich beim Tanz. Und mehrfach hat man mir gesagt, daß sie es in einigen Gegenden wohl noch jetzt thun. Dieß ist eine ausgezeichnet poetische Sitte. Tanz und Gesang sind zwei Künste, die zusammen passen wie Architektur und Malerei. Der Gesang gewinnt durch die Mittel des Tanzes, und der Tanz wird geendet durch den Gesang. Bei den Slaven sieht man dergleichen hier und da noch jetzt.

Wir haben oft darüber gestritten, ob das Sprüchwort: „Frisia non cantat“, auf einen großen Mangel musikalischen Sinnes deuten solle. Enthusiastische Friesenfreunde wollten dieß durchaus nicht zugeben und sagten mir, wie es z. B. sehr häufig sei, daß die Schiffer Violinen,

Flöten oder andere Lieblingsinstrumente mit an Bord ihrer Schiffe nahmen und sie da, wenn Windstille auf dem Meere sie überfiel, fleißig spielten.

Die Friesen, behaupteten sie, hätten durchaus viel Talent und Sinn für die Musik, und wenn sie sich nicht öffentlich und laut producirten, so läge dieß nur in der Abneigung der wesentlich stillen Friesen gegen alles öffentliche Auftreten. Und diesen musikalischen Sinn gestehe ich ihnen gern zu, denn ich war mehre Male Zeuge von der Entzückung friesischer Zuhörer, wenn ihre Musik von Anderen vorgetragen wurde; allein ich kann mit dem Sinn dafür in gewissem Grade vom Talente geschieden denken.

Uebrigens will ich auch noch hinzusetzen, daß, wenn Jemand, der sich für Volksgesang interessirt und vielleicht darauf ausgeht, Volksgesänge zu sammeln, das Sprüchwort: „Frisia non cantat“, gar zu buchstäblich nehme, er sich vermuthlich manches Schöne entgehen lassen würde. Ich habe dann und wann die friesische Jugend ganz allerliebste Lieder im Chöre singen hören, die mich geradezu bezaubert haben, und die ich überaus gern zu Papier gebracht hätte. Diese Lieder erinnerten mich in ihrem Rhythmus und in ihrer Composition lebhaft an die Gesänge, welche die flandrischen Spitzenklöpplerinnen in Gent, Brügge, Brüssel und anderen flandrischen Städten singen, wenn sie in zahlreicher Gesellschaft zu ihrer Arbeit in den Höfen ihrer Häuser zusammenkommen.

Und diese Gesänge der flandrischen Spitzenklöp-

lerinnen hatten mit ihrer Zeit wieder lebhaft die Volks-
gesänge, welche die Landleute im Herzogthum Bremen vor-
tragen, und mit welchen die Hoya'schen Ammen die Kinder
der Bremer Kaufleute in Schlaf lullen, ins Gedächtniß
zurückgerufen,

Von Flandern bis nach Jütland hin hat der Volks-
gesang eine und dieselbe Physiognomie. Ich habe mich
wenigstens durch mein Ohr entschieden davon überzeugt.
Freilich ist es sehr schwer, auch Anderen diese Ueberzeug-
ung klar zu machen und ihnen einen bestimmten Be-
weis davon zu geben.

Es werden indeß auch sehr viele acht holländi-
sche Lieder in Friesland eingeführt, welche die Schiffer
von den Holländern lernen und dann mit dem Wall-
fischtran nach Hause bringen.

Von Holland ist überhaupt so Vieles hier eingeführt
worden, und dieses Land hat so vielfach eingewirkt auf die
Cultur und den Wohlstand dieser Gegenden, daß es
wohl interessant wäre, dieß Alles zusammenzufassen.
Zu wiederholten Malen wurden reiche und geschickte
holländische Deichbauer ins Land berufen, um einige
Landestheile, die von Fluthen zerstört worden waren, wie-
derum herzustellen.

Es giebt noch jetzt holländische Gemeinden und
Colonieen auf Veltworm und in Friedrichstadt in der
Nähe der Mündung der Eider.

Einzelne Holländer findet man hier fast überall
bis hoch nach Norwegen hinauf zerstreut.

Die Kirchen in Friesland wurden, der Sage nach, häufig mit holländischem Gelde erbaut oder reparirt, indem die friesischen Schiffcapitäne ihre Verbindung mit den reichen holländischen Ahebern dazu benutzten, dann und wann Capitalien zu solchen Zwecken geliehen zu erhalten.

Die Industrie des Spizenklöppelns wurde aus den Niederlanden in diese Gegenden versetzt.

Ganze Marschdistricte wurden nach dem Beispiele der Niederländer und mit ihrer Hilfe durch Canäle trocken gelegt und nutzbar gemacht.

Sogar noch in neuerer Zeit haben die Holländer einen Industriezweig hier eingeführt, nämlich die Salzbereitung aus dem Seewasser. Es giebt hier jetzt an der friesischen Küste an der Eider, auf Föhr, bei Rippen u. Seesalzfabriken, die erst seit 20 Jahren auf holländischen Impuls allmählig entstanden sind. Die Unternehmer lassen sich Steinsalz von Liverpool kommen, mit dem sie die Salzsole, welche das Meerwasser darbietet, so weit verstärken, daß es sich lohnt, sie zu kochen, und sie gewinnen dann doch 3—4 Procent Salz aus ihrem Meerwasser.

Die ganze Schifffahrt Frieslands ist, wie ich schon mehrfach bemerkte, in mancher Beziehung nur ein Theil der holländischen Schifffahrt.

Kurz, man kann mit Fug und Recht dieses Friesland auch das dänische Holland oder die schleswigschen Niederlande nennen.

„Die Friesen sind keifnachig und unnachgiebig“ — auch dieß ist eine alte Behauptung. Daher werden sie auch gewöhnlich in alten dänischen Urkunden schlechtweg als die „friesischen Rebellen“ bezeichnet, und die „frisa temeritas“ wird nicht selten stark hervorgehoben.

„Die Einwohner von Friesland seien von Natur sehr frech“, sagt der alte Chronist Dankwerth. Und der ältere sächsische Chronist Krantz beklagt sich über dieß „superbum genus hominum“, das mit solcher Arroganz auf seine Freiheit pocht, und verwundert sich über die „mira hominum palustrium coeca superbia“, über dieser Sumpfbewohner blinden Stolz, den man sehr schwer mit Gewalt der Waffen zur Unterthänigkeit zwingt.

Wir, die wir entfernt von ihnen wohnen und keine Ansprüche an sie zu machen haben, werden sie dieses Stolzes wegen, der sie zu dem Grundsatz brachte, den Tod der Sklaverei vorzuziehen, nur um so unumwundener loben.

Auch Tacitus stimmt daher in ihr Lob ein, indem er sagt: „Claram inter Germanos Frisiorum nomen“ (überaus herrlich und glänzend steht unter den Deutschen der Name der Friesen da). — Wie weit doch führt dieser Ausspruch des Tacitus uns in die Dunkelheit alter Geschichte hinauf!

Wie viele Heldenthaten mußten die Friesen schon zu Tacitus' Zeiten verrichtet, wie viele Freiheitskriege, von denen uns nichts mehr berichtet wird, mußten sie schon durchgeführt haben, da eine Nation in einem großen Lande eine weitverbreitete Berühmtheit doch nur

im Laufe langer Jahrhunderte und in Folge vieler glänzender Unternehmungen erlangt.

Um die Stoffnachahmt der Friesen zu beugen, soll der König Gottfried von Dänemark, der sie besiegte und seinen Bruder Siegfried zum Herrn über sie setzte, ihnen geboten haben, solche niedrige enge Thüren in ihre Häuser zu machen, wie sie sie noch heutiges Tages haben, damit sie durch alltägige Uebung sich beugen und schmiegten lernten.

Uebrigens sind die Friesen noch heutiges Tages nicht so weit gekommen, wie Gottfried sie haben wollte, denn noch jetzt vernimmt man im Lande ein Echo von jenem alten Lobe oder Tadel, wie man's nehmen will.

Es werden noch heut zu Tage auf jenen Inseln die Namen der beiden Friesen genannt, von denen Tacitus erzählt, daß sie sich im Theater von Rom keine schlechten Siege hätten gefallen lassen wollen. Diese beiden Leute hießen Verritus und Maloriges (friesisch vielleicht Freddens und Matrichsen). Sie waren Abgesandte der Friesen an die Römer, und nachdem man die diplomatischen Geschäfte am Morgen mit ihnen abgemacht hatte, führte man sie Nachmittags in's Theater und zwar in das Theater des Pompejus, um ihnen ein Amusement zu bereiten.

Wahrscheinlich wollte man sie als häuerische und halbbarbarische Leute nicht in der diplomatischen Loge unter dem vornehmen Cirkel der königlichen Ambassadeure der ganzen gebildeten Welt sitzen lassen und

glaubte; sie würden sich in ihrer Simplicität wohl mit einem Plage im zweiten Range begnügen.

Allein die Leute fragten ihren römischen Cicerone und Dolmetscher, welche Herren denn da auf der großen Tribune saßen, und da dieser ihnen mit bedeutungsvoller Miene zuflüsterte, das wären die Herren Ambassadeure der Könige und der großen Nationen des Erdbodens, so erwiderten sie: „Na worum schält wi denn do nich sitten? Ein wir Freschen denn nich eben so god, as de annern? Wät ji Römern nich, det de Dürschen bäter upkloppen könnt, un mehr Erd un Stoben hätt, as de alle tosomen!“ — welche Worte Tacitus sehr pomphaft, sehr unfriesisch und höchst italienisch so übersetzt: „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse.“

Mit jenen Worten erhoben sie sich sogleich und nahmen ohne Weiteres mitten unter den übrigen Ambassadeuren Platz. Und die Römer, welche dies mit ansahen, lächelten, und wunderten sich über die altväterische Derbheit der Leute. „Comiter a visentibus exceptum quasi impetus antiqui“, sagt Tacitus. — Wären die Römer noch die Alten des Fabricius gewesen, so würden sie ein Bruderbündniß mit diesen bauerischen Friesen geschlossen haben.

Ich erlasse dem Tacitus ein halbes Duzend schöner Reden und Schlachtenbeschreibungen für diese eine Anekdote; sie läßt uns interessante Blicke in den damaligen Zustand der Deutschen und Friesen thun, und man könnte ziemlich viel Folgerungen daraus für diesen Zustand ziehen.

Es wäre wohl der Mühe werth, wenn einmal ein Schriftsteller diese Folgerungen alle zöge, da doch nun einmal nur solche Bröckel anstatt der friesischen Geschichte ganzer Jahrhunderte stehen. Die Friesen von damals haben nichts über sich aufgeschrieben, nicht einmal das, was jene beiden Gesandten, Dietz Matrichsen und Klaus Fockes Eredbens, als sie von Rom zurückkamen, auf Föhr und Sylt oder im Lande Wursten oder in Embden oder Grönningen, oder wo sonst ihr Sitz gewesen sein mag, von der Weltstadt und ihrem Besuche im Theater erzählten.

Ein Frieze sagte mir, die Familiëntugenden wären sehr erblich bei ihnen. Dies will ich wohl glauben, denn ein tüchtiges Volk hat immer eine sehr strenge Familienzucht, und „die Äpfel fallen bei ihm immer nicht weit vom Stamme.“

Doch bleibt es merkwürdig, daß bei dieser constanten Ueberlieferung der Familiëntugenden und des Familiencharakters sich so wenig Neigung zur Aristokratie bei den Friesen zeigte. Mehrere friesische Republiken und Communen können, dünkt mich, zu einer Widerlegung der Behauptung dienen, daß starke, stolze, freisinnige Nationen zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit durchaus einer starken Aristokratie bedürften, welche Behauptung man oft mit Hindeutung auf die griechischen Republiken macht, bei denen die größere Hälfte der Einwohner in Sclaverei schmachtete und nur Wenige zum Genusse der Rechte eines stimm- und wahlfähigen Citoyen gelangten.

An der Durchstechung des Canals bei Dover und Calais sollen nach einigen Versionen jener, schon oben erzählten Sage nicht 700, sondern 7000, nach anderen 70,000 und endlich nach noch anderen gar 700,000 Mann gearbeitet haben. Die Erzähler dieser Geschichte mochten immer eine Null mehr anhängen, je mehr Einwürfe die Zuhörer ihnen über die Schwierigkeit des Unternehmens durch Menschenhand machten.

Die Schleswig-Holsteiner rühmen sich, viel gemäßigtere Winter zu haben, als wir im Inneren von Deutschland; sie haben, als meerrumflossen, ein halb insularisches Klima. Die friesischen Inseln dagegen, die wieder auf die cimbrische Halbinsel, wie zu ihrem Continente, hinsehen, stellen ihrerseits ihren Winter als viel gemäßigter dar als den der Herzogthümer, die in ihren Augen ein strenges und zwischen Extremen schwebendes Continentalklima besitzen.

Die 6 Wintermonate vom October bis zum März zeigen eine durchschnittliche Temperatur von + 3 Graden. Im Jahre 1840 hatten jene Monate + 2,7, 1842 + 3,34, 1843 + 3,4, 1844 + 3,16. — Nichtsdestoweniger ist das Klima im Ganzen natürlich rauh, feucht, stürmisch, und die Kälte empfindlich. Obgleich auch in Jütland und auf der ganzen cimbrischen Halbinsel ein halbinsularisches, d. h. von der See sowohl in Hitze als in Kälte gemäßigtes Klima herrscht, so stecken die Leute doch dort das halbe Jahr über in Pelzen, weil die Stürme das warme Leben immer fröstelln machen.

Ich sprach hier einmal mit einem norwegischen Schiffer, der sich in dieser Weltgegend, wie viele seiner Landsleute; angeffebelt hatte, über das so oft besprochene Phänomen einer furchtbar rüsenshaften Seeschlange. Die Andeutung, welche dieser Mann mir über diesen, so oft bestrittenen und immer wieder eingebrachten Gegenstand gab, schien mir der Aufzeichnung werth. Er sagte mir, er glaube nicht an die Existenz einer solchen Schlange; allein er habe oft gewisse kleine Fische gesehen, welche die Gewohnheit hätten, in einem großen, schmalen langen Zuge dicht hintereinander her zu schwimmen, und die auf diese Weise ganz den Anblick einer großen Schlange gäben; zumal da ihr Zug sich meistens auf- und niederwände, indem oft eine Partie des Zuges in die Tiefe hinabginge, während die andere an die Oberfläche käme. Er glaube, daß die Leute, welche behaupteten, ein großes Meerungehüm gesehen zu haben, bloß jenen Fischzug erblickt hätten.

Ich sagte oben, daß Einige vorgäben, Hengist und Horsa hätten sich bei ihrem Uebergange nach England in Londenr eingeschiffet. Auf der Insel Sylt hörte ich wieder, Manche blübeten sich ein, jene Männer wären aus dem untergegangenen Hafen Wendlingstadt abgefegelt; Andere aber sagten, diese Einschiffung hätte im Königs- hafen von List stattgefunden. Wieder Andere versetzen sie nach dem Städtchen Hollingstede an der Ereen.

In den Ländern an der Elbe dagegen geben die Chronisten einen Elbhafen als den richtigen Einschiffungs-

punct an. Wahrscheinlich führen die Gesährten dieser Gegenden um jenen Ehrenpunct einen eben solchen Krieg wie jene sieben geistlichen Städte um die Eho, Homer's Geburtsstadt zu sein.

Da ich so viel von Schiffern und Schiffen in jenem Lande gehört und gesprochen habe, so erkundigte ich mich natürlich auch danach, ob es nicht einen Schutzpatron der Schiffer gäbe, und man sagte mir, es wäre: dieß der heilige Nikolaus, dem zu Ehren auch noch mehre Kirchen in Feiesland stehen. Wie man erzählt, schiffte dieser gute Mann einst von Kleinasien nach Aegypten; unterwegs überfiel ihn aber ein heftiger Sturm, den er durch sein Gebet beschwor, und deshalb wurde er seitdem von allen Schiffern als Schutzpatron betrachtet.

Als solcher wird besagter Heiliger übrigens auch von den Schiffern in den Ländern der katholischen Christenheit angesehen. Und dieß läßt sich leicht aus der allgemeinen Verbreitung des katholischen Christenthums erklären. Wie aber solche kleine Anekdoten und Geschichten, wie die von dem armen Waisenkinde, das durch eine Kage reich wurde, so weit in der Christenheit herumkommen können, da sie weder mit dem Katholicismus, noch mit irgend einem andern weitverbreiteten Principe etwas zu thun hat, das bleibt mir unerklärlich. Hier in diesen Weltgegenden lautete diese Geschichte, wie folgt.

Ein reicher Kaufmann in der jätischen Bischofsstadt Ripen rüstete ein Schiff aus und sandte es, mit vielen Waaren besetzt, in entlegene Welttheile. Er

erkaufte zugleich jedem der Leute seines Hauses, irgend einen zu verhandelnden Gegenstand für sich mitzugeben, der in der Ferne viel werth sein und ihnen einen Gewinn einbringen könne.

Ein kleiner Waisenknaabe, der sich ebenfalls, vielleicht als Ofenheizer oder Pferdejunge, in dem Hause jenes Kaufmanns befand, besaß nichts auf der Welt als eine Kage; die er als seinen Aboberpart mit an Bord gab; eine Waare, für die ihm Alle nur wenig Gewinn versprachen, mit der es ihm aber ging wie jenem Manne in den Mährchen der tausend und einen Nacht mit seinem Hufeisen.

Denn es befand sich damals in dem Lande, wohin das Schiff befrachtet wurde, — ich glaube, es war in Afrika oder in sonst einem Lande, wo Kagen nicht bekannt sind, — ein König, der von den Mäusen und Kagen arg geplagt wurde und die Schiffer um ein Mittel gegen diese Quälgeister ersuchte. Sie gaben ihm des Waisenknaaben Kage, die auf dem Schiffe sehr ausgehungert war und daher sehr eifrig unter den königlichen Kagen und Mäusen aufräumete.

Ihr neuer Herr war so entzückt über dieses Thier, daß er ohne Weiteres einen dicken Goldkumpen als Preis dafür bezahlte, den die ehrlichen Schiffer dem armen Waisenknaaben mit nach Hause brachten. Dieser wurde dadurch auf einmal wohlhabend und, da sein bisheriger Prineipal ihn als Affocié aufnahm und seine andern Speculationen eben so glückten, nachher sogar reich, Schwiegersohn und Erbe seines Herrn, und endlich

der Haupterbauer des noch jetzt berühmten Domes von Ripen, den er zum Andenken an sein sabelhaftes Glück mit in Stein gehauenen Ragenfiguren ausschmücken ließ.

Ganz eben so wie in Friesland und bei Ripen wird diese Geschichte bekanntlich, unter Veränderung der Namen und Localitäten, auch in London erzählt. In Bremen und Hamburg, wahrscheinlich auch in Amsterdam, Rotterdam und in anderen nordischen Handelsplätzen wird sie, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, von den erwerbsamen Kaufleuten fleißig ihren Kindern vorgetragen und eingeprägt. Und das Waisenkind mit seiner Kage steht daher überall in den Köpfen der dortigen Leute von Jugend auf hoch angeschrieben.

Uebrigens haben selbst die Kinder ihre eigenen kleinen Lieder, Schwänke und Geschichten, die sie sich in der Schule mittheilen, und die, wenn sie auch in reiferen Jahren wieder vergessen worden, sich doch von Kind auf Kind, von Schule zu Schule, von Land zu Land, durch sehr große Länderkreise und durch lange Zeiträume hin übertragen. Ich wurde nicht wenig frappirt, die Kinder in Friesland zuweilen ganz buchstäblich dieselben kleinen Reime flühen zu hören, welche wir sonst in meiner Vaterstadt Bremen sangen, z. B. einen, der so anfängt: „Edelmann, Bedelmann, Doctor, Pastor, Kromer, Häker, Wintapper-Major“ u. s. w., und den jedes Kind auf den friesischen Inseln eben so gut kennt wie die Kinder Bremens.

Den Holländern dienen die Friesen ebenso, wie die Jüten den Friesen. Ich führte oben schon Näheres über die Beurtheilung an, die hier den Jüten zu Theil wird. Zur ferneren Beleuchtung dieser Sache wird ein kleiner Vers dienen, der hier in Friesland wohl bekannt ist und sich auf die Jüten bezieht. Ein Spitzer theilte ihn mir mit und überschrieb ihn: „Der Jüte als Freier in Friesland.“ Der Vers selber lautete auf Frießisch:

„Dear kam en Mantja fan Nuuden
 Me soowen poltig Jauden,
 Me soowen Ausen fuar sin Plog,
 Me soowen Griskin ön sin Skog,
 Mia kjäre litj Faamen, wan du will mi haa,
 Sa skell dü alle min Griskin faa.“

Das heißt zu Deutsch:

„Es kam ein Männchen von Norden“ — (warum wollen doch die Friesen den Jüten nicht für einen vollen Mann gelten lassen, warum machen sie ihn zum Männchen?) — „mit sieben zerklumpten Juden,“ — (dieß ist wohl bloß eine Anspielung auf die nicht immer ganz saubere Gesellschaft, in der die Jüten nach Süden kommen, wenn sie Arbeit suchen) — „mit sieben Ochsen vor seinem Pflug,“ — (soll wohl den Jüten als Ochsentreiber qualificiren) — „mit sieben Ferkeln in seinem Schuh,“ — (der Jüte ist wie der Irländer ein großer Freund des Schweins, und denkt man sich seinen Schuh, der ein plummes hölzernes Gehäuse ist, etwas groß, so eignet er sich wohl dazu, sieben kleine Ferkel darin zu bewahren).

„Mein liebes kleines Frauchen, wenn du mich haben willst,“ — (ich sagte oben, daß die Fätker gern nach den friesischen Weibern forten, und daß die friesischen Männer sich darüber ärgern) — „so sollst du alle meine Ferkel haben,“ — (natürlich glaubt der Fätker seiner Braut damit etwas Großes zu versprechen. Der friesische Dichter mag dieß aber wahrscheinlich eben nicht als ein großes und schönes Brautgeschenk ansehen wollen).

Unter anderen, am Strande dieser Inseln sich findenden Dingen sind mir noch die versteinerten Echiniten aufgefallen, welche hier sehr häufig sind. Die Leute nennen sie „Donnersteine“, vielleicht weil sie sich ihre Entstehung auf der Erde nicht zu erklären wissen und vermuthen, daß sie unter Donner und Blitz vom Himmel gefallen seien.

Sie sammeln sie wohl und bewahren sie in ihren Häusern, weil sie wähnen, daß diese Donnersteine gegen den Blitz schützen können. Dieser Aberglaube scheint fast zu bezeugen, daß die Leute hier viel von Homöopathie halten und nach dem Grundsatz: Gleiches muß mit Gleichem curirt werden, glauben, daß, was vom Blitze komme, auch gegen den Blitz helfen müsse.

Hier und da sollen die Friesen auch gern die bekannten steinernen Welle oder Gelle, welche sich in den alten heidnischen Gräbern vorfinden, in ihren Häusern auf-

bewahren. Ich hörte von einem Manne, der lange Zeit ein solches steinernes Beil als Talisman mit sich herumgeschleppt hatte. Von einem anderen solchen heidnischen Steinbeile erfuhr ich, daß es lange Zeit hindurch in einer Hütte von Vater auf Sohn vererbt worden sei.

Außerdem sollen die Friesen diese Beile in den Wänden ihrer Häuser vermauern, weil sie glauben, dadurch ihren Wohnungen eine besondere Festigkeit geben zu können. Als ein ähnlicher Talisman findet sich hier, wie in der ganzen übrigen mit bekannten Welt, das Hufeisen auf der Schwelle der Häuser.

Ich konnte erst nicht recht klar darüber werden, ob die Friesen die Dänen, oder umgekehrt die Dänen die Friesen Grätköpfe nennen. Am Ende schien es mir aber, als ob sie sich Beide gegenseitig mit diesem Titel beehrten.

Die Dänen sagten, die Friesen hießen bei ihnen Grätköpfe, weil sie einen Grätkopf im Wappen führten. Die Friesen aber sprachen, die Dänen hießen Grätköpfe, weil sie einmal von ihren friesischen Kriegern gerade beim Mittagessen überrascht worden wären und, um ihrer Mahlzeit nicht verlustig zu gehen, ihre Grögerationen in ihre Hüte geschüttet, diese auf den Kopf gesetzt und sich so in die Schlacht begeben hätten. Als die Friesen sie geschlagen, hätten sie lauter Grüge in den dänischen Eschalen gefunden und damit ihre Pferde gefüttert.

Das Sprichwort: „Frisia non cantat“ scheint nicht bloß auf die Menschen, sondern auch auf die Natur dieses Landes zu gehen; denn es ist hier ein merkwürdiger Mangel an Singvögeln, der sich zum Theil schon aus dem Mangel an Büschen und Bäumen sehr natürlich erklärt. Nachtigallen giebt es daher im kahlen Friesland, wie überhaupt in allen Seemarschen, gar nicht. Der einzige und daher auch vielgeliebte Singvogel der Friesen ist die Lerche. Schon diese ist ihnen ein heiliger Vogel; doch ist ihnen die Bergente, die ich oben erwähnte, noch heiliger.

Es ist dieß eine der schönsten Entenarten, und sie ist sonst mehr unter dem Namen der „Brandente“ bekannt. Die Friesen, die ihnen, wie ich sagte, auf einigen ihrer Inseln Nester bauen, haben sie ordentlich lieb und fabeln auch, daß der Vogel umgekehrt sie, die Friesen, liebe, weshalb er auch die friesische Sprache rede und, wenn er, über die Insel fliegend, einem Friesen begegne, diesem sein „gut day! gut day!“ zurufe.

Ich sah bei einem Freunde auf Spitz ein kleines ornithologisches Cabinet, das alle auf der Insel lebenden Vögel ziemlich vollständig enthielt. Es waren darunter auch Raubvögel und namentlich Adler. Doch, sagte man mir, daß man die Adler nicht eigentlich als hier einheimisch betrachten könne; sie nisteten nämlich nicht in den Dünen, sondern kämen nur zu Zeiten von Südtland zum Besuche herübergeflogen.

Im Grunde kann man wohl annehmen, daß die Menschen, je weniger feste Charakter-Eigenthümlichkeit in ihnen ist, desto leichter und geschmeidiger sich dem Fremden anschließen. Denke ich mir die alten steifnacktigen Friesen als etwas schroffe, in sich selbst abgeschlossene Wesen, so kann ich mir wohl erklären, warum sie, wie allgemein behauptet wird, die Fremden so wenig liebten. Bei den Spartanern waren die Fremden auch nicht beliebt. Die Friesen sollen sogar in unruhigen Zeiten zuweilen alle Fremden, die sich in ihrem Lande befanden, ergriffen und ertränkt haben. Und daß dieß nicht so ganz selten der Fall gewesen sein mag, beweist der Umstand, daß sie für diese Execution sogar ein stehendes Wort hatten. Sie nannten dieselbe den „Quabelbrant“.

Von denjenigen Fremden, welche an ihrer Küste strandeten, galt in verschiedenen friesischen Landen das Gesetz, daß sie zu Sklaven gemacht wurden. Und dieß harte Schicksal traf sogar Personen von sehr vornehmer Stande. So wird z. B. ein Graf von Stade erwähnt, der nicht zur Regierung in seiner Grafschaft gelangen konnte und von einem anderen Prätendenten zur gräflich Stadeschen Krone als Leibeigener in Anspruch genommen wurde, weil seine Großmutter, eine reiche vornehme Engländerin, an der Küste der Grafschaft gestrandet und dem Landesgesetze gemäß Leibeigene geworden war. Ein solches hartes Verfahren gegen Fremde schließt übrigens immerhin, wie mir es scheint, eine gewisse Gastfreundschaft gegen die auf gehörige Weise

introducirten fremden Reisenden nicht aus. Denn jener Quabelbrand traf doch wohl nur solche Fremde, die sich in die Communal-Angelegenheiten der Friesen eindrangen und sich bei ihnen einmischten und einbürgern wollten. Auch bei den gastfreundlichsten Nationen wird oft gegen den Gast, der sich nicht in den Schranken eines Fremden hält und sich in innere Landesangelegenheiten mischt, das Rauhe sehr stark nach außen gekehrt. Und gegen die armen Seefrandelen, die ein besonderer Gegenstand des Mitleidens und der mildesten Gesetze sein sollten, dictirte ja überall die durch das Strandrecht so merkwürdig aufgeregte Habsucht der Menschen wunderbarer Weise die härtesten Vorschriften.

Noch schlimmer als den Fremden erging es den ehebrecherischen Frauen unter den Friesen. Wenn eine solche Frau erfaßt wurde, so rief der Gemahl ihr und seine eigenen Verwandten zusammen, um ein Gericht über sie zu halten, und fand man sie schuldig, so erwürgten ihre eigenen Verwandten die Verbrecherin. So große Grausamkeit weist auf eine außerordentliche Keuschheit hin. Ich führe diese Dinge nicht an, um alte Geschichten aufzuwärmen, — wollte ich die alten Chroniken ausschreiben, so könnte ich noch viele sonderbare Sitten der Friesen auffinden, — sondern ich erzähle sie deswegen, weil ich von diesen Sitten mit ungelehrten und einfachen Leuten gesprochen habe, die noch wohl davon unterrichtet waren, und weil ich daher glauben muß, daß diese alte Zeit hier noch nicht

so weit zurück liegt, als bei uns, wo man nur unter den Gelehrten und in den Schriften über deutsche Alterthümer noch von solchen Sitten weiß. Nicht bloß das, was man in einem fremden Lande sieht, ist interessant für dasselbe, sondern auch das, was man dort hört und wovon man sich unterhält. Und ein Reisender muß sich bestreben, selbst die Stärke der Schatten, welche die alte Zeit in die Gegenwart wirft, und das Echo, welche aus der Vergangenheit widerhallen, zu bemessen und zu ermögen. Diese Schatten und Echos alter, nicht mehr geltender Gesetze haben noch immer einige praktische Bedeutung. Um dieß in Bezug auf die Keuschheit etwas wahrscheinlich zu machen, will ich anführen, daß mir ein friesischer Herr, der es wohl wissen konnte, versicherte, er habe sich durch Nachforschungen überzeugt, daß unter hundert Friesen höchstens Einer sei, der seine Existenz ohne nicht geschwängerten und nicht hochlich sanctionirten Umarmung verbringe. Es giebt Städte in Deutschland, wo von dem neugeborenen Kindern 50 Procent unehelich sind. Und so erkennt man leicht, daß zwischen Sitte und Sitten noch ein bedeutender Unterschied ist.

Es fand bei den alten friesischen Hochzeiten eine Ceremonie statt, die den Frauen wohl einigen Schrecken einflößen mußte. Wenn nämlich der Mann seine junge Frau zum ersten Male in sein Haus einführte, so steckte er ein blankes Schwert über ihrem Kopfe in das Stroh, zum Zeichen, daß er das Recht habe, sie bei entdecker Um-

trane richten zu lassen. Dieses Schwert hieß das „Achtswied“ (das Eheschwert.)

Ich habe in verschiedenen Küstengegenden, z. B. nahe an der Küste von Kur- und Livland, gehört, daß manche christliche Prediger bis auf die neueste Zeit herab die Gewohnheit gehabt hätten, den lieben Gott um einen gesegneten Strand zu bitten. In der friesischen Festlandmarsch versicherte man mir, daß dies noch heutzutage auf den friesischen Inseln geschehe. Ich reiste daher zu diesen Inseln, um ein solches Gebet zu hören, allein hier sagte man mir, es sei längst abgeschafft, aber auf der dänischen Insel Romoe bestehe diese Sitte noch. Ich fragte einen Romoer danach, dieser läugnete mir aber diesen Umstand gänzlich ab und sagte, wenn es geschähe, so verstünde der Prediger die Bitte nur in Bezug auf Fischerei, Bernsteinfang, Bergentwägung, Eiderdunen und was dergleichen Strandsachen mehr wären, aber nicht in Bezug auf die armen gescheiterten Schiffe, diese behielte man nur in Gedanken. Dennoch erzählte mir eine Dame, sie habe auf Helgoland selbst ein solches Gebet gehört; der Prediger habe den lieben Gott nicht geradezu gebeten, er möge recht viele Schiffe bei Helgoland scheitern lassen, aber er habe doch gesagt, Gott möchte, wenn es einmal sein Wille wäre, daß Schiffe scheiterten, diese, wenn es sein Wille wäre, an den Strand von Helgoland führen. Daß selbst die Prediger um ihrer selbst willen oft gezwungen waren, solche Gebete für ihre Gemeindeglieder zu thun,

will ich wohl glauben. Die Bewohner einer friesischen Insel sollen einmal ihren Prediger vertrieben haben, weil er nicht um den gesegneten Strand bitten wollte, sondern vielmehr viel und eifrig gegen alle Art von Strandunfug predigend zu Felde zog. Die alten Insel-friesen hatten sogar eine eigene Strandgotttheit, Namens „Ran“, die auf der Düne wohnte und die Schiff-brüchigen in ihre Neze zog. Sie war ungefähr Dasselbe, was bei den Griechen die Sirenen waren.

Uebrigens kann man schon in vielen alten holländischen, west-, ost- und nordfriesischen Büchern Bemerkungen über jenes famose Gebet finden, und es zieht sich eine förmliche Fehde durch die Literatur dieser Küstenbewohner über den Punct, ob es je wirklich bei einem christlichen Volke existirt habe, oder ob es nur eine mäßige Erfindung der den Scandal liebenden Fama sei. Trotz dem, daß sich Viele große Mühe gegeben haben, das Letztere zu beweisen, kann sich die Fama, wie man aus metnen obigen Anführungen sieht, doch selbst jetzt noch nicht darüber beruhigen.

Bei Gelegenheit der Schlacht beim Königshafen von List, von dem ich sprach, hätte ich noch einen Vorfall in jener Schlacht selbst erwähnen können, der interessant ist, weil ein so interessanter König, wie Christian IV., dabei bethelligt war. Ich will ihn erwähnen, weil ich Alles, was ich in Dänemark von den Thaten und Werken dieses ausgezeichneten Herrschers sah und hörte; mit dem größten Interesse vornahm und sammelte.

Während der Schlacht nämlich soll auf einmal auf mehreren dänischen Schiffen das Gerücht von Mund zu Mund gegangen sein, der König Christian sei verwundet, ja sogar getödtet. In Folge dessen, so heißt es, hätten in einem der Schiffe die Soldaten sehr entmuthigt den Kampf einstellen wollen, Einer von ihnen aber habe laut geschrien: „Der König ist ja nur ein Mann. Ein Schelm, der nicht weiter sieht!“ Dieß habe sie wieder so ermuthigt, daß sie den Kampf fortgesetzt, und als der Sieg erzwungen, habe der gerettete König diesen Soldaten vor sich kommen lassen und ihn und seine Erben mit der Krugwirthschaft eines Ortes in der Nähe des Schlachtfeldes belehnt.

Die Bewohner von Splyt erzählen, daß ihre Insel sonst von Amrum nur durch ein so schmales Gewässer geschieden gewesen sei, daß man, auf einen Pferdekopf, der in der Mitte zwischen beiden gelegen, tretend, von einer Insel auf die andere hätte hinüberspringen können.

Dasselbe erzählte man mir noch von mehreren anderen Inseln.

Ich muß gestehen, ich verstehe dieß durchaus nicht recht. Daß man einen großen dicken Stein mitten in ein schmales Wasser wirft, um mit seiner Hilfe bequem hinüberzukommen, das begreife ich, aber warum man einen hohlen Pferdekopf, der so leicht verwittert und noch leichter vom Wasser weggespült wird, statt dessen nehmen sollte, das begreife ich nicht.

Ich bitte mir ein, daß die Leute sonst vielleicht

unter einem Pferdekopfe etwas Anderes als einen wirklichen Pferdekopf verstanden haben möchten; allein wie groß war mein Erstaunen, als ich diesen unbegreiflichen Pferdekopf auf einmal ganz fern von Friesland, auf der dänischen Insel Seeland, wieder auftauchen sah. Auch dort erzählten mir die Leute, auf eine kleine Strandinsel hindeutend, dieselbe sei ihnen sonst so nahe gewesen, daß man, auf einen Pferdekopf tretend, habe hinübergewandeln können. Ich habe einige Sprachkundige und Alterthumsforscher über diesen Punct befragt, aber keine genügende Antwort erhalten. Professor Dahlmann giebt zwar eine Notiz über diesen mysteriösen Pferdekopf, aber auch sie befriedigt mich nicht ganz.

Das wunderbarste Monument, welches ich je Jungfrauen zu Ehren errichtet sah, erblickte ich auf Spil. Dasselbe bestand aus zwei großen, unregelmäßig gestalteten Feldsteinen, welche in dem Thurme der Hauptkirche der Insel, der Kirche von Keitum, eingemauert waren. Diese beiden Steine heißen beim Volke Jung und Dung und sollen zwei Jungfrauen vorstellen, welche auf ihre Kosten, Gott zu Ehren, der Kirche jenen Thurm hinzufügen ließen. Dieß soll bereits im Jahre 1099 geschehen sein, so wie die Kirche selbst schon im Jahre 1020 erbaut worden sein soll, nicht nur den Erzählungen des Volks, sondern auch den Forschungen der Gelehrten zufolge. Wie gesagt, das hohe Alter der Dorfkirchen in diesem Lande setzt mich immer in Erstaunen.

Die Namen jener beiden Jungfrauen, Yng und Dung, leben auch in Volksreimen noch fort.

So wie die verschiedenen kleinen Reichsstädte in Deutschland sich sonst an einander rieben, und die Bewohner derselben gegenseitig auf einander stichelten und auf Kosten ihrer Nachbarn Scherze erdachten, so reiben sich natürlich auch die Bewohnerschaften der verschiedenen friesischen Inseln an einander und erzählen von ihren Nachbarinseln kleine Geschichten, aus denen hervorgeht, daß jede Partei sich selbst für sehr klug und weise und ihre Nachbarn für etwas finnpel und einfältig hält.

So erzählen die Amrumer von den Föhringern, es sei einmal in ihren Gewässern ein Schiff mit holländischem Käse gestrandet, die Föhringer aber hätten von diesem Falle erst gehört, als die Amrumer schon alle Käse weggefischt. Dieß hätte natürlich bei ihnen den Wunsch erweckt, auch etwas davon zu haben, und zwei Föhringer hätten über ihren Deich gelugt, um zu erforschen, ob sie nicht etwa einen Käse entdecken könnten. Da hätten sie denn den im Nebel auf dem Rande des Meeres schwimmenden Mond erblickt und sogleich wie aus einem Munde geschrien: „Da ist ein großer holländischer Käse!“ und wären dann in ihr Boot gesprungen, um ihn zu holen. Zu ihrer Betrübniß hätte sich aber der Käse allmählig als leuchtender Mond aus dem Meere erhoben.

Die Sylter erzählen von den Romdorn oder Remsen, dieselben hätten einmal ihre Kirche wenigstens um einige Ellen landeinwärts versehen wollen, um sie vor

den Fluthen zu sichern. Die Bewohnerschaft der ganzen Insel wäre also zusammengekommen, um zu berathen, wie dieß am billigsten und besten zu bewerkstelligen sei. Da hätte ihnen ein gewisser Schlaupkopf, Namens Pua (Paul) Modders, den Rath gegeben, sie sollten alle auf einer Seite mit allen Kräften schieben, und so die Kirche weiter bringen. Damit sie aber sehen könnten, ob die Kirche weit genug vangerückt sei, sollte Einer von ihnen seine rothe Jacke an der Stelle, auf welche sie kommen sollte, hinlegen. Ueber diesen Rath waren sie hoch erfreut. Die Jacke wurde hingelegt, und alle Rensfen setzten auf der Nordseite des Gotteshauses ihre Schultern an. Pua Modders stellte sich auf die Südseite, um nachzusehen, wann die Kirche weit genug sei, und dann das verabredete Zeichen zu geben. Nach einiger Zeit gab er dieß Zeichen und rief seine Landsleute herbei, um ihnen zu zeigen, daß die Jacke schon ganz unter der Kirche stecke. Diese überzeugten sich, daß das Kleidungsstück wirklich verschwunden sei, lobten Pua Modders und gingen beruhigt nach Hause. Doch fiel es ihnen am nächsten Sonntag in der Kirche etwas auf, daß Pua Modders, der nur ein armer Schlucker war und sonst immer bloß eine schmutzige Jacke trug, jetzt ein schön hellschimmerndes rothes Camisol anhatte.

Auf Sylt erzählt man viel Wunderliches von einem Nationalgericht der Föhringer, das dort „klumper un smör“ (Klümpe und Butter) heißt, und man sagt daher von Jemandem, der eine Reise nach Föhr machen will, wohl spöttisch: „He will to Föhr um klumper un smör“ (er will nach Föhr, um Klümpe und Schmeer).

Von den Bewohnern von Wäsum, einer ehemaligen Insel, jetzt Halbinsel im Süden von Friesland, erzählt man sich, daß ihrer Neun sich einmal gebadet hätten und dabei sehr weit in die See hinausgeschwommen wären. Als sie zurückgekommen, hätte sie die Furcht ergriffen, es möchte unterwegs Einer von ihnen ertrunken sein, und Einer hätte daher angefangen zu zählen. Da er aber sich selbst nicht mitgezählt, so hätte er nur acht herausgebracht, und eben so wäre es allen Uebrigen gegangen, und sie hätten daraus den Schluß gezogen, Einer von ihnen müßte unterwegs ertrunken sein. Sie hätten ihn aber überall vergebens gesucht. Da sei endlich ein Fremder des Weges gekommen, dem hätten sie den Fall erzählt und ihn gebeten, ihnen zu sagen, wie sie wohl richtig zählen könnten; sie glaubten, sie wären nur acht, und doch könnten sie den Neunten nirgends finden. Da habe der Fremde ihnen den Rath gegeben, sie sollten sich Alle auf den Strand hinwerfen, ihre Nasen in den Sand abdrücken und dann die Abdrücke zählen, dieß müßte die richtige Anzahl geben. Dieß hätten sie denn gethan, und seitdem habe man in Wäsum gewußt, wie man es anfangen müsse, wenn man die richtige Anzahl einer gewissen Menge von Personen herausbringen wolle.

Der abenteuerliche Schiffer Brocks, von dem ich oft sagte, daß seine Lebensgeschichte wie eine Travestie der Odyssee klinge, war ein Spiter. Ich hätte von diesem berühmten Binnenlandsfahrer oder Klötschiffer (so nennt man in Friesland die Schif-

fer, welche von Insel zu Insel und von Husum nach Londern und von Londern nach Ripen fahren) auch noch den Umstand anführen können, daß er einmal das Unglück hatte, vierzehn Tage auf dem Buttersande stecken zu bleiben. Er gab dieser bisher unbekanntem Sandbank selbst diesen Namen, weil er sich daselbst während dieser Zeit bloß von Butter nähren mußte, denn er hatte gerade Butter geladen. Er war es auch, der die erste Land- und Seefarte von diesem Buttersande entwarf. Leider habe ich vergessen, wann das bemerkenswerthe Jahr war, wo dieser Küsterschiffer mit seinem Ewer auf eine große Eisscholle gerieth und mit dieser Eisscholle, die von der Fluth landwärts geführt und wiederum in die offene See hinausgetrieben wurde, 17 Tage lang vor dem Cap Nissen kreuzte, indem er daselbst täglich von der Fluth zwei Mal von Norden nach Süden und zwei Mal von Süden nach Norden vorbeigeschleudert wurde.

Die Odyseus, die Münchhausen, die Bürger von Schilda und Ardwinkele findet man überall wieder, und es ist interessant, in einem Erdwinkel wie es der friesischen Inselarchipel ist, auch hierin Mikrokosmos zu entdecken.

Von den wenigen Kunst- und Fabrikproducten, welche die Bewohner sämmtlicher dänischen Inseln und Halbinseln erzeugen, sind, glaube ich, keine in größerem Kreise in der Fremde berühmt geworden, als erstlich die

dänischen Handschuhe und zweitens die sogenannten Londen'schen Spitzen.

Die ersteren macht man vornehmlich in der Stadt Randers, im nördlichen Jütland, dann aber auch in vielen anderen jütischen Orten, sowie in den schleswig'schen Städten Hadersleben, Flensburg und Schleswig.

Diese Handschuhfabrication ist ein Industriezweig, der auf Naturverhältnissen des Landes beruht, nämlich erstlich auf der eigenthümlichen Weichheit und Elasticität der Haut der jütischen Heideschafe, und zweitens auf dem ausgezeichneten Gerbestoff der jütischen Weiden, deren Rinde man zum Gerben des Leders benützt. — Wahrscheinlich ist dieser Industriezweig daher auch schon sehr alt.

Anderß verhält sich dieß mit der Spitzenindustrie. Sie beruht auf keinem Naturverhältnisse, ist noch nicht sehr alt und wurde vom Auslande her eingeführt.

Auch unter meinen friesischen Insulanerinnen traf ich einige Spitzenklöpplerinnen, und obwohl auf den friesischen Inseln nur die äußersten Ausläufer des nördlicheren Spitzenlandes zu finden sind, so will ich doch dem deutschen Leser einige Nachrichten, die ich der freundlichen Mittheilung kundiger Eingeborener verdanke, über jenen Industriezweig, der wenigstens nicht ganz ohne Einfluß auf die Inseln geblieben ist, mittheilen und hier einschalten.

Auf der cimbrischen Halbinsel ist der Kunstfleiß im Ganzen noch in einem ziemlich primitiven Zustande, das heißt, er ist noch in vieler Beziehung bloß Hausfleiß. Der großen Fabriken im Lande sind nur wenige. Sämmt-

liche Kattundruckereien, Häringssalzereien, Leinwandereien, Lichtgießereien, Holzsägereien, Lössereien, Ziegeleien, kurz alle Arten von Fabriken der Herzogthümer Schleswig und Holstein beschäftigten im Jahre 1840 nicht mehr als 6000 Arbeiter*).

Entschieden das Meiste von den Fabricaten, welche die Leute brauchen und die sie nicht aus dem Auslande beziehen, wird daher im Hause und in der Familie selbst gemacht. In Jütland und im nördlichen Schleswig namentlich verfertigen sich die Bauern fast Alles, was sie gebrauchen, selbst. Sie machen sich ihre Holzschuhe selbst, in jedem Hause wird nicht nur gesponnen, gestrickt und Linnen gewebt, sondern meistens auch das Wollenzug, dessen die Hausmitglieder bedürfen, das sogenannte Badmal, im Hause selbst gewebt. Auch auf den friesischen Inseln findet man fast in jedem dritten Hause einen Webstuhl.

Auch einen Theil der Möbeln und Geräthschaften, der Wagen, Schlitten &c., verstehen die Schleswiger und Jüten in manchen Districten selbst zu verfertigen und zu bauen. Sie gleichen darin noch sehr den Bevölkerungen von Kurland, Livland und anderen nördlichen Ländern und stehen dagegen im größten Contraste zu den Bewohnern vieler Striche in England, wo die großen Fabriken alle möglichen Waaren so billig und gut lie-

*) Dieß klingt freilich ungläublich, allein ich entnehme diese Zahl einer umständlichen Uebersicht in Dr. Falk's „Schleswig-Holsteinischem Magazine.“

fern, daß nicht nur die Männer das Holzschneiden und Äpfeln, sondern sogar auch die Weiber das Strumpfstricken und Weben verlernt haben.

In einigen Strichen des Herzogthums Schleswig und der Halbinsel Jütland fabriciren die Leute gewisse Products in größerer Menge, als sie dieselben verbrauchen, und machen daher Handelsartikel daraus. So werden z. B. auf der Westküste von Jütland und auf den friesischen Westseeinseln von der Wolle der Heideschafe viele wollene Jacken fabricirt, die für die Matrosen der Handelsflotten der dänischen und holländischen Städte bestimmt sind. Die wollenen Strümpfe und Handschuhe, welche die Föhringertinnen stricken, sind sehr bekannt und beliebt.

Im nördlichen Jütland giebt es Striche, wo das Wirken gewisser bunter Sauche besonders zu Hause ist. Bei Randers und bei Ripen giebt es Districte, in denen das Leinwandweben so bedeutend ist, daß die Bewohner derselben ihre Waare in den Handel bringen.

Holstein steht im Allgemeinen im ländlichen Hausfleiß gegen Schleswig und Jütland zurück. Auch dort wird zwar viel Flachs und Wolle in den Haushaltungen für den eigenen Bedarf gesponnen, das Gespinnst aber von besonderen Webern gegen Bezahlung gewebt.

Man sieht hieraus, und darauf wollte ich eben hindeuten, daß die auf der Westküste der cimbrischen Halbinsel in den Häusern der Landleute blühende Spinnfabrication nicht ganz isolirt dasteht. Der seit alten Zeiten mehrfach verbreitete Hausfleiß mag die Leute, wenigstens die Frauen, schon um die Mitte des 17ten

Jahrhundert, zu welcher Zeit die Spizzenfabrication aus Brabant hierher verpflanzt wurde, für einen solchen Industriezweig einigermaßen empfänglich gemacht haben.

Ich sage, wenigstens die Frauen, denn es ist eine, für die ganze jütische Halbinsel geltende Bemerkung, daß die häusliche Industrie fast ausschließlich nur in den Händen der Frauen ist. Es giebt dort nur Weberinnen, Spizzenköpplerinnen, Strickerinnen u. s. w. Die Männer sind im ganzen Lande ziemlich indolent, und wenn sie sich nicht auf der See tummeln oder wenn die Pferde, das Rindvieh und der Acker ihnen nichts zu thun geben, verbringen sie ihre Zeit gewöhnlich in Schlaf und Unthätigkeit, während bei uns, z. B. im Erzgebirge, auch die Männer an den meisten Industriearbeiten der Weiber Theil nehmen.

Die Webersien werden in den Dörfern der böhmischen und sächsischen Gebirge fast durchweg bloß von Männern betrieben. In den Districten, in welchen das Strohflechten zu Hause ist, wie auf der linken Seite der sächsischen Oberelbe, müssen sogar die Knechte und Söhne des Hauses in ihren müßigen Winterstunden flechten helfen.

Ja es giebt Gegenden bei uns, in welchen auch die Männer durch Strümpfstricken und Spinnen sich Geld verdienen, z. B. in der Lausitz. Aehnlich werden im Schwarzwalde die Uhren durch gemeinschaftliche Anstrengung der Männer und Frauen, Knaben und Mädchen hervorgebracht, und an den kleinen Spielfachen der Berchtesgadener und der Volgtländer schnitzen ebenfalls Männer sowohl, als Frauen. So ist es nun, sage ich, nicht in

Jütland, wo die Frauen fast die einzigen Industriellen sind.

Uebrigens ist es wohl natürlich, daß mehr oder weniger in allen Ländern der Welt die Frauen die Seele der Hausindustrie sind. Ihre Geschäfte sind in der Regel nicht so anstrengend, wie die der Männer, und machen sie daher auch nicht so erholungsbedürftig, wie diese. Es liegt in der Natur des Mannes, angestrengt zu arbeiten und wieder lange zu rasten.

Eben so wenig wie die Spitzenindustrie im nördlichen Schleswig ganz isolirt dasteht, eben so wenig ist auch ihre Verpflanzung aus Brabant hierher ein isolirtes Phänomen. Die westliche Küste der cimbrischen Halbinsel hat von jeher in vielfacher Beziehung zu den Niederlanden gestanden und Vieles, sowohl Dinge als Menschen, von daher erhalten.

Besonders kamen im Anfange des 17ten Jahrhunderts viele Leute aus den Niederlanden hierher, z. B. im Jahre 1621 bei Gelegenheit der Begründung der Stadt Friedrichstadt, die ganz mit ausgewanderten Niederländern besetzt wurde. — Um diese Zeit, im Jahre 1648, war es auch, wo ein fremder Kaufmann, Namens Steenbeck aus Brabant, ins Schleswigsche kam, sich in Londern niederließ und hier durch Einrichtung einer Klöppelschule den Grundstein zu dem noch jetzt blühenden Industriezweige legte.

Die Londern'sche Spitzenfabrication gehört also auch zu den vielen Industriezweigen, welche durch niederländische Ansiedler, die in Folge von Religionsunruhen aus

ihrem Vaterlande auswanderten, in allen Ländern Europas verstreut wurden.

Die Tradition sagt, der Brabanter Steenbeck habe mehre Männer mit „langen Bärten“ mitgebracht, die in jener Klöppelschule Lehrer geworden seien. Aus dieser Schule wäre nun der Stamm der Arbeiterinnen für das Etablissement hervorgegangen, das nach dem Tode jenes Kaufmanns zuerst seine Frau Namens Geske fortgesetzt habe und durch das nachher wieder ähnliche Etablissements hervorgerufen worden seien.

Auch die Klöppelschulen mögen sich vervielfältigt haben, zuerst in der Stadt Londern, dann in der Umgegend. Londern, das die Wiege dieser Industrie war, blieb auch der Centralpunct der ganzen Fabrication und des ganzen dadurch veranlaßten Handelszweiges. Hier wohnten von jeher die sogenannten „Berleger,“ welche den kleinen Fabricanten der Umgegend die verfertigte Waare abnahmen und bei ihnen nach vorgeschriebenen Mustern Bestellungen machten.

Von hier aus wurde der ganze Absatz des Fabricats nach dem In- und Auslande betrieben. Das Geschäft war lange Zeit eine Segensquelle für die Stadt, die daraus während vieler Jahre Glück und Wohlstand schöpfte.

Das Gebiet, über welches sich im Verlaufe der Zeit diese Industrie in allen Häusern und Familien ausbreitete, begreift ungefähr folgende Districte, nämlich zuerst das Amt Londern, dann die zum eigentlichen Jütland gehörenden Enclaven, namentlich die Lehngrafschaft Schaackenburg,

354 Beschränkung des Klüppelns auf magere Landschaften.

die zum Amte Ripen gehörende Lo-Harde*), ferner das nördlich liegende Amt Lügum-Kloster und weiter nach Norden die Gegend bis nach Ripen hin, endlich den westlichen Theil des Amtes Hadersleben.

In diesem zuletzt genannten Districte geht die Fabrication in östlicher Richtung bis etwas über das adelige Gut Gramm hinaus, wo sie eben so wie im Norden bei Ripen gänzlich abbricht. Im Süden von Londern geht sie nicht so weit. Nur in der großen, im Süden der Stadt gelegenen Karr Harde fand man früher mehre Klüpplerinnen.

Auf den Westseeinseln, namentlich auf Romos, und sogar noch, wie ich bemerkt habe, auf der Insel Föhr, wird etwas geklüppelt oder, wie man hier sagt und schreibt, „geknöppelt.“ Die beiden flüssigen Buchstaben „n“ und „l“ konnten leicht mit einander vertauscht werden.

Man kann also den ganzen nordwestlichen Theil des Herzogthums Schleswig von der Gränze der Marschen bis in die Nähe der Königsau, jenseits welcher das eigentliche Jütland beginnt, als den Verbreitungskreis dieser Industrie betrachten. Bemerkenswerth ist dabei, daß dieselbe sich in jenen Districten dermaßen fixirte, daß sie sie noch nie überschritt und in ihnen auch nie ausstarb.

In die eigentlichen fetten friesischen Marschen, in denen überhaupt fast gar keine Hausindustrie festen Fuß faßte, drang sie nie ein, weil die Menschen hier sich auf

*) Harde heißt ungefähr so viel als District oder Kirchspiel.

eine leichtere Weise einen höheren Lohn verschaffen können, als ihn die mühsame Arbeit des Klöppelns zu gewähren im Stande ist. Es waren fast durchweg nur die höheren mageren Gegenden, und namentlich die gebirgigen Dörfer, wo man jene Industrie pflegte, und hier waren es wieder nur die armen Leute, die Frauen und Töchter der Käthner, der sogenannten Insten und Tagelöhner, die sich mit Klöppeln beschäftigten.

Die Leute, welche in den besagten Districten wohnen, sind mit wenigen Ausnahmen Dänen oder eigentlich dänisch redende Schleswiger. Unter den Friesen, die mit ihnen gränzen, hat der Industriezweig des Spigenklöppelns nie bedeutende Wurzel geschlagen, und auf der friesischen Insel Föbe ist er vielleicht nur durch dänische Einwanderer eingeführt worden.

Die Zahl der Arbeiter, welche die Spigenfabrication betreiben, genau zu bestimmen, ist schwierig, da dieselbe in eben dem Maße, wie die Industrie selbst, in verschiedenen Zeiten zu- und abgenommen hat.

Wenn bei schlechten Conjunctionen der Arbeitslohn tiefer herabgedrückt wird, als er in den Zeiten der Blüthe steht, so verlassen viele der jüngeren und kräftigeren Mädchen ihre Klöppelade und suchen Dienste in den Städten oder in den, hohen Lohn versprechenden Marschen. Es wird aber im Herzogthum Schleswig von den Statthaltern ziemlich allgemein angenommen, daß in dem ganzen Bezirke 10,000 Weiber und Mädchen durch diese Industrie sich ihr Brod verdienen. Unter dieser Zahl sind auch viele Kinder, da diese in der Regel schon in ihrem

lebenden Jahre von ihren Aeltern in dieser Arbeit unterrichtet werden.

Der Handel mit Spitzen, als ein Handel mit Modewaaren, war stets der wandelbaren Mode und also großen Fluctuationen unterworfen. Ihre Blüthezeit scheint die Tondern'sche Spitzenfabrication vom Ende des 16ten bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gehabt zu haben. Damals waren die Spitzen in ganz Europa ein sehr allgemeiner und bei beiden Geschlechtern eingeführter Kleiderputz.

Ihren Höhepunct erreichte diese Industrie in dem dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Nicht daß sie damals in Arbeit, Geschmack u. s. w. einen höheren Standpunct eingenommen hätte als jetzt, aber sie hatte zu jener Zeit noch nicht mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie später die wandelbare Mode und die Concurrenz des Auslandes erzeugten. Der Absatz war stetiger, sicherer und von einer größeren Bedeutung als jetzt.

Damals wurden im nördlichen Schleswig große Capitalien durch den Spitzenhandel gesammelt, von denen noch die Gegenwart durch manche wohlthätige, milde, ihr vereehrte Stiftungen Zeugniß ablegt.

Später verlor sich die Vorliebe für die Spitzen etwas, doch ist der Geschmack immer wieder zu diesem ausgezeichneten Kleiderschmucke zurückgekehrt, und es ist auch kaum eine so völlige Umwälzung des Geschmacks zu fürchten, daß dadurch die ganze Existenz der Industrie gefährdet werden würde.

Sehr nachtheilig wirkten dagegen hier, wie in dem

anderen, Spitzen fabricirenden Gegenden Europas, die Erfindungen der Engländer ein, und namentlich ihre berühmtesten Bobbinnetmaschinen, durch welche sie den Spitzengrund zu billigen Preisen herstellten, und die sie successive immer vollkommener ausbildeten, bis sie zuletzt im Stande waren, auf diesem Grunde ganze Spitzenmuster auszuarbeiten.

In großen Massen wurde nun dieser Artikel überaß hin verführt und fand wenigstens anfangs reißenden Abgang. Auch wurde der glatte Tüll vielfach von den Damen zu Stickerien benutzt, und je mehr dieser Consum zunahm, desto weniger dichte Spitzen wurden verbraucht.

Wie überall, so trat auch hier in der cimbrischen Halbinsel die englische Maschinenarbeit mit der Handarbeit in Kampf und wirkte störend und lähmend auf sie ein. Dennoch kämpft man eifrig gegen jenen Feind, und auch hier nicht ohne Erfolg.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß jene durch Maschinen hergestellten Surrogate immer nur vorübergehend und gewöhnlich nur in der ersten Zeit ihres Erscheinens nachtheilig einwirkten. Je größere Massen davon producirt wurden, desto mehr sanken solche Artikel zu ganz niedrigen Preisen herab, und sowie der Juwel gerade durch seine Seltenheit und durch seinen hohen Preis seinen Rang vor den unächten Steinen behauptet, ebenso ergeht es den ächten Spitzen. Die Damen aus den höheren Kreisen kehren immer wieder zu dem solideren Schmuck zurück, und unwillkürlich folgt die Menge dem gegebenen Beispiele.

Ich sagte oben, daß die Stadt Løndern, sowie so die Wiege der Spitzenindustrie ist, so auch der Centralpunkt des ganzen Handels und der Fabrication der Spitzen geworden sei. Auch hierin hat sich in neuerer Zeit zum Nachtheil der Stadt Manches geändert.

Da die Arbeiterinnen hauptsächlich nicht in der Stadt selbst, sondern in der Umgegend wohnten, so fanden es auch manche der sogenannten Verleger vortheilhaft, mitten unter ihren Arbeiterinnen auf dem Lande sesshaft zu wohnen, und sie siedelten sich daher, die Stadt verlassen, in den Dörfern mitten in den Fabricationsdistricten an.

Dies war besonders in größerem Maße der Fall, als die Regierung, in der Absicht, den Absatz zu fördern, in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts den Hausrhandel mit diesem Fabricate frei gab. Auf diese Weise wurde der Betrieb ungemein vortheilhaft. Die größeren Verleger in der Stadt Løndern verschwanden immer mehr, und ihre Anzahl ist in neuester Zeit bis auf einen einzigen herabgesunken.

Die Länder, in denen die Producte der in Frage stehenden schleswig'schen Industrie hauptsächlich abgesetzt werden, sind die dänische Monarchie, Norwegen, Schweden und Rußland, und in diesem Handelsgebiete hat sich bis in die neueste Zeit herab diese Waare immer Absatz verschafft, da in demselben ein ähnliche Industrie weder früher existirt, noch neuerdings concurrenzfähig begründet hat.

Besonders hat in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, in Hamburg und denn im Königreiche Dänemark ein ziemlich regelmäßiger Absatz stattgefunden.

Danach möchte wohl zunächst Norwegen als vorzüglichster Abnehmer der Londers'schen Spizen genannt werden, und dann Schweden und Rußland. Auch für Mecklenburg werden viele sogenannte Bauernspizen angefertigt. Von Flensburg aus sind auch, insonderheit in früheren Zeiten, große Quantitäten der hiesigen Spizen nach Westindien exportirt worden.

So wie die Leute einerseits nach dem Norden und Osten ihr fertiges Fabricat verhandelten, so bezogen sie das rohe Material dazu aus dem Westen und Süden. In den allerfrühesten Zeiten bekamen sie den fertigen Zwirn ohne Zweifel aus Brabant, in späteren Zeiten dann und wann auch aus Barmen und Elberfeld. Solche ausgezeichnete Spinner aber, wie man sie in Brabant besitzt, hat man hier nie gebildet und besessen.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde hier eine Zwirnfabrik errichtet, für die man das rohe flächene Garn aus Westphalen bezog. An der und Stelle ward es dann auf künstlichen Mühlen, deren erste Modelle man aus Holland bekam, zum Zweck der Spizenklöppel weiter verarbeitet, doublirt, auf kleine Häber gespinn und dann theils nach Altona, theils nach der Insel Alsen geschafft, wo es durch eine chemische Proceedur halbweiß gebleicht wurde. So wurde es an die Fabrik zurückgeschickt, auf jenen Mühlen noch ein Mal doublirt, ging dann aus einer zweiten Bleiche völlig weiß hervor und wurde endlich nach seiner Feinheit sortirt.

Der feine Spizenzwirn hatte einen sehr hohen

300 Beschaffung und Vorbereitung des Rohproduct.

Preis; so kostete z. B. von der feinsten Sorte das Pfund 200 Mark Courant. In der Nachbarschaft von Lendern bildeten sich zwar ähnliche Zwirnfabriken, durch welche viele Menschen ihren Unterhalt fanden, aber diese natürliche Wirksamkeit mußte der Zeit und der Concurrenz völlig unterliegen.

Die Engländer fingen an in ihrem „Lacethread“ denselben Artikel zu liefern. Dieses schöne und solide Material war anfangs wohl theuer, wurde aber später so außerordentlich wohlfeil hergestellt, daß hier zuletzt an keine Concurrenz mehr zu denken war. Die Auflösung jener Zwirnfabriken erfolgte, und gegenwärtig wird hier nur der genannte englische Lacethread für die Fabrication benützt.

Da die Arbeiterinnen selbst gewöhnlich capitallos sind, so bezieht in der Regel der sogenannte Verleger den Zwirn, den er in größerer oder geringerer Quantität an seine Arbeiterinnen liefert. Eben so ist er natürlich auch darauf bedacht, diese mit den passenden Mustern zu der Arbeit zu versehen, da nur er durch die Ausbreitung seiner Verbindungen im Stande ist, dem Gange der Mode und den Veränderungen des Geschmacks zu folgen.

In früheren Zeiten war es viel leichter, diesen Ansprüchen zu genügen, als jetzt. Damals hatte in der Regel jeder Fabricant seine bestimmten Abnehmer und war mit dem Geschmack in den betreffenden Gegenden genau bekannt. Eine gewisse Gattung von Mustern war z. B. nur in Mecklenburg verkäuflich, andere be-

Minutten Muster wünschte man in Schweden, Rußland u. s. w., und wiederum ganz anders waren die Muster, welche man im Lande selbst absetzte.

Danach richtete sich ein Jeder ein, zeichnete und erfand selbst Muster in dem Genre, welches in seinem Departement gangbar war, oder ließ von Anderen solche Muster zeichnen. Dabei suchte er stets einige Abwechslung in die Zeichnungen zu bringen, und wenn dieselben nur in dem üblichen Style waren, so konnte er darauf rechnen, daß sie von seinen Abnehmern in der Ferne approbirt wurden. In der Gegenwart ist es viel schwieriger geworden, der Mode zu folgen. Die Menge der fremden Spitzen, die vielen durch Maschinen geförderten Erzeugnisse mancherlei Art, welche als Surrogate dienen; erschweren es auf vielfache Weise.

So wie überall die alten Nationalcostüme nach etw. für allemal festgesetztem Schnitt verschwinden, so verschwinden auch die alten festen, nur für eine gewisse Gegend bestimmten Muster für Spitzen und andere solche Dinge, und die Mode, die sonst bloß in den oberen Kreisen der Gesellschaft schwankte, bewegt nun auch den Geschmack der unteren Regionen mehr hin und her.

Je größere und ausgedehntere Kreise man für den Absatz suchen muß, je mehr man überall mit den allenthalben eindringenden Fabricaten der Franzosen, der Belgier, der Sachsen zu kämpfen hat, desto dringlicher ist auch hier das Bedürfniß geworden, allen Bewegungen des Zeitgeschmackes zu folgen und das in jedem Augenblick am meisten Gangbare ausfindig zu machen und auszuwählen.

Häufig lassen sich daher die Verleger mit nicht zu geringen Kosten Muster aus Hamburg, aus Belgien und selbst aus Paris kommen, bloß um den herrschenden Geschmack kennen zu lernen und danach passende Zeichnungen anfertigen zu lassen. Uebrigens giebt es immer noch auch, besonders für den Landmann bestimmte Spizengattungen, bei denen nach wie vor ein alter stabiler Geschmack herrscht, und welche die Käufer leichter befrichtigen.

Die Arbeit selbst wird auf folgende Weise ausgeführt.

Nachdem der Verleger das darzustellende Muster gewählt und übergeben hat, bestimmt er die Feinheit und die Gattung des Zwirns und liefert auch diesen den Arbeiterinnen, die ihn entweder nach der Elle von ihm kaufen, oder als Vorschuss erhalten. Ist ein Stück der bestellten Spizengattung fertig, so bringt es die Arbeiterin dem Verleger zurück, und der Preis für die Elle wird nun durch Uebereinkunft festgesetzt, und auch die Quantität des ferner zu liefernden Productes besprochen.

Jeder Verleger hat gewöhnlich seine bestimmten Arbeiterinnen, die bloß mit ihm in Verbindung stehen. Da er sich ihrer Treue versichern und darauf bedacht sein muß, daß nicht etwa andere Verleger seine oft mit vielen Kosten herbeigeschafften Dessins erhaschen und sich zu Nutzen machen oder gar seine Arbeiterinnen selbst durch Offerirung eines höheren Preises von ihm ablocken, so liegt es auch in seinem eigenen Interesse, seinen Arbeiterinnen den wohlverdienten Lohn ohne Noth nicht zu wehren, und es hat sich auf diese Weise ein interessan-

es Verhältnis zwischen beiden Theilen, den Verlegern und den Arbeiterinnen, herausgebildet.

Die brave Arbeiterin hält fest an dem Fabricanten, welcher ihr und ihren Kindern in vielen Jahren Noth und Unterhalt verschafft hat; und wenn zuweilen im Bedarf der Selten der Absatz der Spitzen und der Verdienst sich verminderte, oder zeitweilig ganz stockte, so konnte die treue Arbeiterin sich auch darauf verlassen, daß ihr der Fabricant, zuweilen mit nicht geringen Opfern, in der schlimmen Zeit eben so wie in der guten Verdienst und Unterhalt gab.

Wenn die neuere Zeit auch in diesem Verhältnis Manches nicht zum Besseren umgewandelt hat, so kann dennoch auch die Gegenwart von dem Angeführten noch in vielen Fällen Zeugniß geben. Man hat Beispiele, daß ganze Arbeiterfamilien mehre Generationen hindurch für einen und denselben Spizenhändler und seine Nachfolger ununterbrochen treu gearbeitet haben.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts gab es in London wenigstens 10 solcher großer Fabricanten nach altem Schnitt, von denen jeder einen gewissen bestimmten Kreis von Arbeiterinnen hatte und in der Regel auch seine freiwillig gezogenen Gränzen respectirte, da ein Uebergriß in den Kreis eines Concurrenten nicht für ehrenhaft gehalten wurde.

Der Verdienst der Arbeiterinnen richtet sich nach den Confecturen. In den blühenden Zeiten konnte eine tüchtige Klöpplerin einen Tagelohn von 8 bis 10 Schilling Conrants verdienen, was für sie bei ihrer bescheiden-



Der Verdienst der Arbeiterin.

nen Lebensweise als ein großer Verdienst angesehen wurde.

Auf dem Lande war und ist noch oft der ganz weibliche Theil der Familie, die Mutter mit ihren Töchtern, in einem Zimmer mit der Spiznarbeit beschäftigt. Der gemeinsame Verdienst fließt in eine gemeinschaftliche Familiencasse, und wenn man weiß, wie gütig sam diese Leute sind, wie sie fast Alles, was sie zum täglichen Unterhalte brauchen, durch eine Kuh, ein par Schafe und einen kleinen Kohlgarten sich verschaffen können, — wenn man bedenkt, wie wohlfeil in der Regel in jenem Lande auch das Brodkorn ist, so kann man sich vorstellen, wie gut diese Leute sich bei ihrem Verdienste fanden.

Auch dies ist in der Gegenwart anders geworden. Der Arbeitslohn ist fast auf die Hälfte seiner frühern Höhe herabgedrückt worden und schwankt jetzt gewöhnlich zwischen 3 bis 5 Schillingen.

Da indeß in diesen Gegenden die Bedürfnisse der Menschen und die Preise ihrer Lebensmittel sich noch nicht in dem Maße erhöht haben, wie anderstwo (eine Klöpplerin, die keine eigene Haushaltung hat, kann bei anderen Leuten Wohnung und Kost für 14 bis 16 Schillinge Courant die Woche bekommen), da diese Leute, wie gesagt, sehr bescheiden und anspruchslos leben, so können Sie sogar bei jenem geringen Verdienste auskommen, und es besteht noch keine solche Noth unter den schleswig'schen Spizentlöpplerinnen, wie unter den Industriellen mancher Districte Deutschlands.

Uebrigens ist auch der Verdienst der Arbeiterinnen

sehr verschieden, je nach der Art der Arbeit, der sie sich widmen. Man hat drei verschiedene Classen von Arbeiterinnen, erstlich die sogenannten „Ausschlägerinnen,“ dann die „Prüfmädchen“ und endlich die gewöhnlichen „Klopp-
leerinnen.“ Bloß von den letzteren, welche die Mehrzahl ausmachen, gelten jene Angaben über die Höhe des erwähnten Lohnes. Die Ausschlägerinnen und die Prüfmädchen verdienen sich wohl doppelt und dreifach soviel verdienen als jene.

Die Arbeit der sogenannten Ausschlägerin besteht darin, das Muster, welches anfangs nur in einer Zeichnung vorhanden ist, vollständig in eine Spitze auszuarbeiten. Zu dem Ende muß sie es verstehen, die Feinheit des Musters zu bestimmen, sowie zu berechnen, wie viele Fäden und Klopffäden zur Ausarbeitung desselben nöthig sind. Diese Aufgabe ist von allen Spitzenarbeiten die schwierigste; zu ihrer Lösung eignen sich nur einzelne Arbeiterinnen, und zwar die tüchtigsten, und sie müssen oft ein ganzes Jahr darauf verwenden, um von einer anderen Ausschlägerin diese Kunst zu erlernen.

Jeder Fabricant sucht in der Regel einige solche tüchtige Ausschlägerinnen für sich zu haben und läßt oft eine seiner talentvollsten Arbeiterinnen die genannte Kunst auf seine Kosten erlernen.

Ist nun auf die besagte Weise das bisher bloß gezeichnete Muster in ein wirkliches Stück Spitze umgearbeitet, so muß dasselbe auf einem sogenannten „Prüfblech,“ der aus einer Art Pergament besteht, ausgestochen werden. Mit diesem Ausstechen oder „Auspressen“ der Muster in Pergament befaßt sich nun wieder eine besondere Classe von Arbeiterinnen, die der sogenannten „Prüfmädchen.“

In jenem Zeitbrücke ist der Platz für jede Naht, um welche sich die Fäden schlingen sollen, genau bezeichnet, und erst mit seiner Hilfe sind die gewöhnlichen Arbeiterinnen im Stande, das Muster auszuführen und so oft zu vervielfältigen, wie man es wünscht.

Die vornehmste Arbeitszeit ist der Winter, weil im Sommer viele Mädchen auf die Feldarbeit ziehen. Im Winter aber findet man sie an den langen Abenden überall in zahlreichen Versammlungen emsig arbeitend bei einer hellen Lampe sitzen.

Nach dem Ausspruche erfahrener Fabricanten hat diese Thätigkeit einen wohlthätigen moralischen Einfluß auf die damit Beschäftigten geübt. Ein emsiger Fleiß und eine ordentliche sehr gesittete Lebensweise charakterisiren die schleswig'schen Spitzenklöpplerinnen.

Ein Streben nach Vermännlichung der Lebensgenüsse, ein unnöthiger Luxus, wie er sich allerdings unter der ackerbauenden Bevölkerung mancher benachbarter Districte in neuerer Zeit bemerklich gemacht hat, ist noch nicht unter dieser industriellen Classe eingedrungen. Dagegen aber sind allerdings die Spitzenklöpplerinnen, die von ihrem Genuß oder 7ten Lebensjahre an schon an die Labe gefesselt sind, vielfachen, körperlichen Leiden unterworfen, und Verwachsene, Nervenschwache und andere Gebrechliche findet man vielfach unter ihnen.

Da aber in neuerer Zeit die Jüngeren unter ihnen sich wenigstens im Sommer vielfach mit Feldarbeit beschäftigen, so ist auch in dieser Hinsicht noch einige Besserung und Abhilfe dieses Uebels zu hoffen.

Haffreise.

Ich hatte ziemlich lange auf den friesischen Inseln verweilt, — viel zu lange für Jemanden, der sich zu einem Kenner der Welt heranzubilden will, und dem noch viele andere Länder im Sinne stecken, die er ebenfalls noch alle kennen lernen und sehen möchte, — viel zu kurz für Jemanden, der sich selbst in das Sein und Leben eines kleinen Völkchens vertiefen will, und der wohl einsieht, wie jedes Erdenninkels Kenntniß eine unendliche Sorgfalt und mühevolle Aufmerksamkeit erfordert, und wie selbst auf jedem Inselchen, bei Lichte betrachtet, sich ein Mikrokosmos offenbart, der die Strahlen des großen Bildes gleichsam wie unser kleines Auge einfängt und wieder zurückwirft.

Welches Land ist klein genug, daß ein Forscher es verachten dürfte, und welches ist wohl groß genug, daß es eines Menschen Durst nach Erkenntniß ganz befriedigt? O Himmel, wohin soll man sich retten vor diesem inneren Drange! — „Kommen Sie an Bord des Schiffs!“ sagte, indem er zu mir hereintrat, mein Schiffer Petersen. „Es ist Alles fertig.“

„Ja, am Bord des Schiffs,“ sagte ich, indem ich mich aufrichtete, „da ist Rettung und Ruhe.“ Ich drückte meinen ehrlichen, trefflichen Wirthsleuten die Hand und ging unter Segel.

Wir hatten den besten Wind von der Welt, und das gute Byß mit seiner freundlichen Hauserrethe, seinem Sandwalle, seiner Baumallee und den beiden weißen Taschentüchern, welche von freundlichen Händen mir noch nachgeschwungen wurden, sank bald an unserem Horizonte unter.

Wir segelten mitten durch den friesischen Inselarchipel den südlichen Marschen Schleswig-Holsteins zu, und zwar war unser nächstes Ziel die 6 Meilen entfernte Stadt Husum.

Es ist eine wundervolle Existenz am Bord eines schnell segelnden Schiffs bei schönem Wetter und frischer Blinde, vorausgesetzt, daß man das Schiff selbst commandirt und es ganz zu seiner eigenen Disposition genommen hat.

Ich placirte mich hinten beim Steuerruder, laß, schrieb, blickte die Inseln, an denen wir vorbeikamen, durch das Fernrohr an, unterhielt mich mit den Schiffen, welche die einzigen ehelichen Mitbewohner meiner Einsiedelei waren, fragte sie dies und jenes, fütterte sie, wie man Papageien füttert, die man zum Sprechen bringen will, mit einem Gläschen Wein oder einem Butterbrode, — kurz, ich genoß sechs Lebensstunden, auf denen noch heut ein sehr angenehmer Schimmer meiner Erinnerung liegt.

Sechs Lebensstunden, sage ich, denn in Friedland muß man, wie ich schon oben bemerkte, alle Seerissen entweder in 6 Stunden vollbringen oder darf gar nicht reifen, weil nur so lange die Gewässer hoch stehen, danach aber in diesem friessichen Binnenmeere, das der mächtige Gott der Zeit seit Anbeginn der Welt wie ein Stundenglas alle 6 Stunden umkehrt*), sich Alles wieder trocken legt.

So gewöhnlich dieß alltägliche Wandver des Meeres den Bewohnern der Küste selbst vorkommen mag, so konnte ich doch auch damals, als ich mit der anschwellenden Fluth so rasch dahin fuhr, nicht umhin, es im Stillen wieder zu bewundern. Man fühlt sich dabei unmittelbar von großen geheimnißvollen Naturkräften berührt und auf diese Weise vielfach mit der Welt in Verbindung, — mit dem Monde und der Sonne, welche das Meer auf eine unbegreifliche Weise heben, — mit Holland, das die Fluth um 2 Stunden früher hat als Friedland und das also erst ganz kürzlich von denselben Kräften getroffen wurde, die jetzt uns treffen, — und mit Schottland, das erst vor 3 Stunden dieselbe Fluth spürte, die wir jetzt verspüren.

Nirgends ist die Beobachtung der Fluth interessanter, aber auch nirgends schwieriger als an den Küsten der Nordsee, weil diese See zwei Ausgänge in den

*) Die Leute haben daher auch einen besonderen Ausdruck für das Hinüberfahren mit der Fluth. Sie nennen dieß „tiden“ von „Tide“, Zeit, Fluthzeit (englisch tide); „tiden“ heißt also so viel als „fluthen“, „hinüberfluthen.“

großen Ocean hat, einen zwischen Schottland und Norwegen, - einen anderen zwischen Frankreich und England, und weil durch beide Canäle Fluthwellen eindringen, deren Schwingungen sich durchkreuzen und modificiren.

Die Engländer haben vor einigen Jahren einmal an allen Ufern der Nordsee, in England, Holland, Deutschland, Dänemark, Beobachtungen zur richtigen Bestimmung der Fluthbewegung in der Nordsee veranlaßt. Sie stellten an jedem Punkte der Küste Beobachter an und sammelten auf diese Weise eine Menge kostbarer Materialien, aus denen eine richtige Anschauung der Fluthbewegungen in der deutschen See hervorgegangen ist.

Der Late, der sich eine Vorstellung davon machen will, muß vor allen Dingen die Idee aufgeben, daß das sogenannte Fluthen der See ein Strömen oder Fließen der Gewässer sei. Es ist weiter nichts, als eine Wellenschwingung, wie die, welche auf der Oberfläche des Wassers entsteht, wenn man einen Stein hineinwirft. Nur verwandelt sich in der Nähe der Küsten diese Wellenschwingung allerdings in eine fließende Bewegung.

Der Mond erfaßt mit seinen anziehenden Kräften das große Weltmeer an dem Punkte, über welchem er eben im Zenith steht. Er hebt es ein wenig, sehr wenig, vielleicht nur um einen oder anderthalb Fuß in die Höhe, wie man ein ausgebreitetes Tuch mit den Fingern in die Höhe hebt, und weiter schreckend, läßt er es wieder fallen.

Durch das Zurückfallen des Wassers entsteht ma-

stetlich eine Schwingung der flüßigen Massen nach allen Seiten hin, eben so als wenn ein Stein in's Wasser gefallen wäre.

Woll die zerschmetternde Masse ein ganzes, großes, breites Stück des Oceans ist, so sind diese Schwingungen sehr gewaltig und dehnen sich sehr weit aus. Sie bewegen sich wie die Schwingungswellen, welche ein Dampfschiff auf einem Flusse veranlaßt, gegen die Küsten der Länder, und da sie hier gehemmt werden; so zerplagen sie, häufen die Gewässer hier an und steigen oft zu einer Höhe von 10, 20 und mehr Fuß; während ihre ursprüngliche Hebung nur 2 oder 1 Fuß oder noch weniger betrug.

Diejenigen Fluthschwingungswellen, welche sich vom atlantischen Ocean aus nach Nordosten hin gegen die Nordsee verbreiten, treffen in dieser Richtung zuerst auf Irland. Sie zerplagen an der Westküste der Insel, schwingen sich im Süden und im Norden um diese Insel herum und treten auf diese Weise auf zwei Wegen, sowohl von Süden als von Norden her, in die irische See ein, in deren Mitte sie sich treffen und kreuzen.

Ganz auf dieselbe Weise werden die gegen Großbritannien, Irland, Schottland und England zusammengezommen, vordringenden Schwingungen von diesem Ländercomplex gespalten, und es schwingen sich die Fluthwellen daher in die Nordsee ebenfalls auf zwei Wegen hinein. Eine Schwingung kommt um Schottland herum und tritt zwischen diesem Lande und Norwegen herein, und die andere geht im Süden von England durch den Canal

und tritt zwischen England und den Niederlanden im Seine nennt man kurzweg die „Nordwelle“, diese die „Südwelle“.

Eine andere Fluth als die durch die beiden genannten Wellen entstehende hat die Nordsee nicht. Wie alle kleine Meere, wird sie vom Monde nicht selbst gehoben, der gleichsam ein Riese ist und, so zu sagen, mit seinen gigantischen Fäusten das Kleine nicht zu fassen vermag. Die Nordsee hat also, wie man sich ausdrücken pflegt, keine eigene oder „directe“ Fluth, sondern nur eine „indirecte,“ die ein Nachhall der Fluth des atlantischen Oceans ist.

Gäbe es bloß eine directe Fluth in der Nordsee, d. h. würde die Nordsee in ihrer Mitte eben so wie das atlantische Meer vom Monde gehoben und fallen gelassen, so müßten alle Küsten dieses fast kreisrunden Meeres fast zu gleicher Zeit Ebbe und Fluth haben. Da aber die Fluth nur eine indirecte ist, so gelangt sie natürlich zu denjenigen Küsten, welche vom Ocean am entferntesten liegen, am spätesten.

Doch beträgt der Unterschied immer selbst im höchsten Falle nur wenige Stunden. Wie gesagt, dieselbe Fluthwelle, welche vor zwei Stunden an der Küste Hollands zerplagte, erreicht in diesem Augenblicke uns in Friesland und schwingt sich gegen die Küste unserer Inseln.

Wäre das Fluthen nicht ein Schwingen der Nordsee, ähnlich dem Schwingen der Luftwelle beim Schalle, sondern ein Strömen, so würde ein so rasches

Fortschreiten unmöglich sein. Denn natürlich könnte kein Strom sich so rasch bewegen.

Um sich ein so rasches Fortpflanzen der Wassererschütterungen über die Meeresoberfläche hin zu erklären, hat man natürlich viele Versuche mit dem Wasser angestellt, und namentlich hat man hier in diesen canal- und schleusenreichen Ländern Gelegenheit genug zu solchen Beobachtungen.

Ich will den Lesern, die in diesen Dingen noch eben so unbewandert sind, wie ich es früher war, zur Erklärung eine Beobachtung anführen, die einer meiner Freunde machte. Derselbe postirte sich an das Ende eines Canalstücks, wo es durch eine Schleuse verschlossen war, und beobachtete hier die Bewegungen, welche im Wasser verursacht wurden, wenn man am anderen Ende des Canals die dort befindliche Schleuse aufzog. Der Canal war drei Viertelmeilen lang. Die Leute, welche die Schleuse aufzogen, hatten eine Uhr bei sich und bemerkten sich genau den Moment des Aufziehens. Bei dem Hereinstürzen des Wassers aus dem höheren Canalstück durch die Schleuse wurde natürlich die Oberfläche des unteren Canalstücks erschüttert, und diese Erschütterung schwang sich auf der Oberfläche des Wassers so rasch hin, daß mein Freund am anderen Ende, also in einer Entfernung von drei Viertelmeilen, die Bewegung schon nach dem Verfluß einer Minute bemerkte.

Dieselbe äußerte sich dadurch, daß das Wasser am Ende unruhig wurde und hoch gegen die Wand des Canals aufschlug. Es war dies ein reines Resultat der

Erschütterung, eine bloße Wellenschwüfung, denn das einströmende Wasser selbst könnte erst nach einer Stunde nachkommen. Die Zyper See liegt von Friesland etwa 40 Meilen entfernt, und es wird daher aus der beschriebenen Beobachtung Jedem deutlich werden, daß die scheinliche Fluthwelle von daher sich in zwei Stunden zu unserer Insel herüberschwingen könne.

Die Nordwelle geht von Norden nach Süden an den Küsten Schottlands und Englands herunter, indem sie, überall an diesen Küsten zerpland, einen Strom von Norden nach Süden hin erzeugt. Eben so geht die Südwelle an beiden Seiten, sowohl an der englischen Südküste, als an der Nordküste der Niederlande und Deutschlands, herauf, indem sie ebenfalls hier überall an den Küsten zerplatzt und eine Strömung der Gewässer an den Küsten erregt, die mit ihrer eigenen Richtung übereinstimmt.

Dieser Strom, der überall da entsteht, wo die weiter fortschreitende Fluthwelle anstößt, ist übrigens, wie Jeder leicht einseht, ganz local, und ein Tale darf sich natürlich, wenn er die Fluth in ein Binnenmeer oder in einen Hafen einlaufen oder bei einer Küste vorüberströmen sieht, nicht einbilden, daß er nun die wahre Bewegung derselben vor sich habe.

Wäre die Fluthwelle ein schroffer hoher Wasserberg, so würden wir sie, vom Ufer aus, auf ähnliche Weise, nur unendlich rascher fortschreiten sehen als die Wellen, die ein Dampfschiff auf dem Meere hinter sich herzieht und an's Ufer schlagen läßt. Nach-

lich ist aber die Fluthwelle nur wenige Fuß hoch und viele Meilen breit, und man muß sie daher nur in Gedanken festhalten und nicht mit den Augen auf dem Meere suchen.

Die bezeichneten beiden Nord- und Südfluthwellen müssen sich natürlich auf der Nordsee endlich treffen und kreuzen, so wie sich die Schwingungen auf der Oberfläche eines Troges mit Wasser kreuzen müssen, wenn man an den entgegengesetzten Enden den Finger eintaucht.

Die Schwingungen der Nordwellen setzen sich noch bis in den Canal hinab fort, und die Schwingungen der Südwellen verlieren sich allmählig gegen Schottland hin. Durch diese Kreuzungen können sehr viele Unregelmäßigkeiten in dem Gange der Fluth veranlaßt werden; es kann z. B. sein, daß die Schwingungen der Nordwelle an einem Punkte erst dann anlangen und durch ihr Zerplagen an der Küste die Fluth veranlassen, wann an diesem Punkte die Südwelle schon vor 3 Stunden anlangte und die höchste Fluth, welche sie veranlaßte, schon vorüber ist. So kann es denn an einem solchen Punkte innerhalb 12 Stunden 2 Mal Fluth und 2 Mal Ebbe geben.

Da beide Wellen sich über die ganze Nordsee hin kreuzen und durch einander schwingen, und da sie überall mehr oder weniger zu verschiedenen Zeiten eintreffen, einzig und allein einen gewissen Punkt in der Mitte ausgenommen, wo sie zuerst auf einander stoßen, so mußte es eigentlich überall Verwirrung und Unregelmäßigkeit geben.

Allein diese Sebrung und Unregelmäßigkeit ist darum nicht so bedeutend und bemerkbar, weil die eine Fluthwelle da, wo beide in der Zeit am meisten differiren, nothwendig schon so sehr an Schwung, Kraft und Höhe verloren hat, daß sie nur noch wenig Wirkung äußern kann.

Die Südwellen z. B., die in den Canal eintritt, ist von äußerst geringem Einfluß auf das Aufsteigen des Wassers in Schottland, weil dieses Land ihr zu entfernt liegt, und umgekehrt ist dieß der Fall mit der Nordwellen an den Küsten des Canals.

An den meisten Puncten herrscht eine Welle vor und bestimmt daher, da sie alle 12 Stunden, wie der Mond, wiederkehrt, den Zeitabstand zwischen der höchsten und höchsten Fluth auf 12 Stunden, und eben so den Zeitabstand zwischen der niedrigsten und niedrigsten Ebbe ebenfalls auf 12 Stunden, oder den Zeitabstand zwischen der höchsten Fluth und der niedrigsten Ebbe auf 6 Stunden.

Hier in Friesland kommt die Fluthschwingung aus dem Canale herauf, und die Wirkung der Nordwellen ist hier fast Null. Die Südwellen zieht sich, nach und nach an Kraft verlierend, an der ganzen Küste von Jütland hinauf bis nach Skagen hin.

In Friesland treibt sie das Wasser meistens nur 10 bis 12 Fuß über die niedrigste Ebbe (oder 5 bis 6 Fuß über das gewöhnliche Mittelniveau des Meeres) hinauf.

In der Mitte von Jütland findet noch eine Hebung von 4 Fuß statt, und endlich im Norden der Halbinsel, so wie an den Küsten von Norwegen sind

Obb und Fluth kaum bemerkbar. Im nördlichen Meer wegen giebt es daher keine Ebbe und keine Fluth mehr; dagegen gehen um die Spitze von Jütland noch schwache Schwingungen herum und veranlassen wieder im kleinen und großen Belt Fluth und Ebbe.

Da, wie ich sagte, die Schwingungswellen überall an den Ufern zerplätzen und dadurch an den Küsten und in den Meerengen Strömungen veranlassen, die, je nach der Gestalt der Küste und nach der Breite der Meerenge, mehr oder weniger rapid sind, — auf dem offenen Meere merkt natürlich der Schiffer nichts von Strömungen, die Fluthwelle hebt ihn hier unbemerkt und läßt ihn unbemerkt fallen, — da, sage ich, an allen Küsten Fluthströmungen erzeugt werden, so kann man sich denken, wie vielfach diese Strömungen in einem Inselarchipel, wie es der friessche ist, sein müssen.

Es kommt ein Strom im Norden und einer im Süden jeder Insel herum. Diese treffen sich hinter derselben, wirbeln gegen einander, strömen in einer mittleren Diagonalrichtung weiter, werden von einer neuen Insel oder Sandbank gespalten, stoßen mit einem neuen Strom, der entweder stärker oder schwächer ist als sie selbst, zusammen, und es entstehen dadurch viele sich kreuzende Ströme, Gegenströme, Wirbel und Stromspiralen, und die Bewegungen, welche Fluth und Ebbe in einem solchen Inselarchipelagus verursachen, sind fast ganz unberechenbar.

Wir hatten auf unserer Fahrt bald einen Strom gegen uns, bald einen mit uns, bald mußten wir

einen Wirbel, der freilich dem Auge oft kaum bemerkbar war, mit scharfem Winde durchschneiden, bald einen Gegenstrom durchkrougen.

Doch kamen wir eben so allmählig hindurch, wie hoffentlich der Leser durch diese Episode über die Fluthen und Ebben der Nordsee, die, so unvollständig sie auch ist, doch nöthig war, weil ein Reisender, eingedenk des Schiller'schen Wortes: „ein schlechter Mann, der nicht bedenkt, was er vollbringt,“ doch durchaus wissen will, von welchen Gewalten er getragen und gefördert wird, und weil ein Leser, der einen Reisenden begleitet, das, so weit es die Verhältnisse erlauben, eben so gern zu ergründen wünschen muß.

Als uns der Wind, der Nord und seine Süde und Nordwesten zwischen den ersten Inselpaaren hindurchgebläht hatten, kam mein Schiffer zu mir und sagte: „Sehen Sie, Herr, da geht ein Dampfschiff über die See.“ — „Ja in der That, das muß wohl ein Dampfschiff sein,“ antwortete ich, indem ich die bezeichnete schwarze Schattirung am Horizonte über dem klaren Meer bemerkte. Das eine Ende des Streifens schien sich in die See zu tauchen und das andere wallte wolkig in einem langen Schwelge dahinter her. Ich betrachtete dieses Phänomen mit meinem kleinen „Riker“ (so nennt man hier zu Lande das Perspektiv) und erwartete alle Augenblicke den Scherstein und hinterher das Schiff über dem Horizont hervorstreigen zu sehen. Da bemerkte ich aber plötzlich, daß die präsumtive Rauchwolke sich vom Meere ablöste und am Ende ganz isolirt hoch in der Luft schwebte.

Sie schwebte sich die Wolke, ohne sich jedoch zu verheeren, wie von einem heftigen Winde gepeitscht, hin und her, auf und ab, zog sich zusammen in einen runden schwarzen Kreis und entfaltete sich wieder, wie zu einer langen, weit hinausflatternden Flagge.

Je näher sie zu uns herangezogen kam, desto mehr schienen sich einzelne kleine Punkte in dem Rauche zusammenzuziehen. Kurz es fand sich, daß sie in der That nicht Rauch, sondern eine unermesslich große Schaar von Vögeln war, und zwar, wie mein Schiffer nun bald erkannte, ein Zug von Kranen.

Es mußten, denke ich mir, Myriaden sein, und sie schienen sich auf ihrer Durchstreife vom Norden hier im Sonnenschein sehr wohl zu gefallen.

Sie kamen uns am Ende so nahe, daß wir durch das Glas alle einzelnen Vögel sehr gut untersuchen konnten. Der ganze Zug schillerte in zwei Farben, in Weiß und Schwarz. Dies kam daher, weil die Vögel bei ihren Schwüngen und alle auf einmal erst ihren weißen Bauch und dann wieder ihren dunkelgefärbten Rücken zeigten; das Weiß wurde voll und blendend von der Sonne beschienen. Es war ein Zug, dessen Länge ich zu Zeiten wenigstens auf 500 bis 600 Ellen schätzte, und doch führten die Vögel auf dieser ganzen Länge hin legend ein verbrodetes Manöver, eine Schwankung zur Rechten oder Linken, eine Steigung oder Senkung des Fluges, so ganz in einem und demselben Momente aus, daß ich nicht müde wurde, dieselben Schauplatz zuzusehen.

Inseln.

Es würde dem Naturforscher wohl schwerlich gelingen, in das Geheimniß der Ordnung eines solchen Zuges zu bringen. Es ist nicht möglich, daß ein Schwarmtrupp seine Manöver so a tempo anführt, wie es diese Entenmriaden thaten. Es war, als wären sie alle an einen Faden gebunden oder vielmehr, als wäre das Ganze nur ein einziges großes Thier. Man vernahm kein Commando, und doch muß man die Existenz eines solchen annehmen, wenn man nicht das noch Unglaublichere glauben will, daß 10,000 Vögel auf ein Mal von einem und demselben Einflusse wie vom Blitz getroffen werden, oder daß sie im Stande seien, die Manöver ihres Vornannes mit einer Schnelligkeit zu bemerken und nachzuahmen, die alle unsere Vogriffe übersteigt.

Mein Schiffer behauptete, es würden diese Enten immer fetter, je kälter es würde. Die allerbesten und fettesten finge man in den Vogelkøjen dann, wenn schon ein dicker Eis auf dem Wasser läge. Ich weiß weder, ob dies wahr ist, noch woher es sich erklären mög.

Die Inseln, welche wir passirten, waren Langsø, Dland, Appelland, Grøbbe, Beens-Høllig, Høbel, Hambur-ger-Høllig, Nordstrandisch-Møø. In der Ferne sahen wir auch ein paar Hütten von Norderoog und später von Søderoog aus dem Wasser herüberwinken.

Diese letztgenannten Inseln sind duerst klein und werden nur im Sommer bewohnt, die erste von den Hirten eines Dalwormer Bauers, der auf diese ob- legene Insel seine Ochsen zur Weide sendet, wie die reichen Thalbewohner unserer Gebirge ihr Vieh auf die

hohen Alpenwiesen schicken, — die zweite von ein paar königlichen Strandaufsehern, die dort 6 Pfunde unterhalten sollen, um gelegentlich den strandenden Schiffern zu Hilfe zu kommen und die Strandgüter zu bergen. Auf Beens-Hallig, das ebenfalls unbewohnt ist, kommen die Leute nur, um die Eier der Seemöven, Enten und anderer Vögel dort zu sammeln, die gegen Wfingsten, wie mein Schiffer behauptete, die Insel dergestalt bedecken, daß man seinen Fuß nicht ans Land setzen kann, ohne Eier zu zertreten, eine Erscheinung, die sich an vielen sogenannten Bruchinseln auf den Meeren aller Breiten wiederholt.

Einigen Inseln kamen wir, wenn etwa die Strömungen uns an ihren Spitzen vorbeileiteten, so nahe, daß wir auf diese grasigen Spitzen, wie Tell auf seine Platte, hätten hinabspringen können, und daß die Leute uns von ihren Werten aus erblickten. Nicht nur die Häuser schienen sich mitten im Meere zu befinden, sondern auch das waldende Vieh, denn wenn die volle Fluth bis an den obersten Rand der flachen Insel anspült, so erkennt man das Wiesenland nicht eher, als bis man sich demselben schon sehr genähert hat. Die fuschsteifenden Kinder scheitern mitten im Meere zu walden, wie die Sylter Fluthkälber oder wie das Vieh, das dem Meergott Proteus angehört, ich meine die Seehunde, und man glaubt hier überall die „*pavidae natantes aequora damae*“ des Horaz zu sehen. Es kann hier nicht selten sein, daß die Seehunde sich unter die Schafe und Kühe mischen. So nahe kommen Meer- und Festlandsproducte nirgends in Vermischung und Beschärung. Und wenn Horatius singt:

„Piscium et summa genus haec est animo,

Nota quae sedes fuerat columbis,²⁵

so kann man hier, wenn man den Versuch mit unter die Fische rechnen will, noch mehr behaupten und sagen, daß Fische, Kinder und Landen hier friedlich auf eine und dieselbe Welle gehen.

In der platten Spitze der Inseln ist das Meer sehr tief, und da mag schon oft eine Kuh, die dort am Rande sich ein paar Gräser holte, durch einen hochaufliegenden Stör, der ihr unter die Nase fuhr, erschreckt worden sein.

Eingedenk des hübschen Gedichtes unseres Grafen Platen, in welchem er so anziehend den Wunsch ausmalt, er möchte auf einem Schiffe segeln, den blauen Himmel über sich, und nur zuweilen an's Ufer steigen, um eine Blume zu pflücken, wäre ich gern bei jeder Insel ans Land geflogen, um die einsamen Inseln zu besuchen und ihre Wirthschaft zu sehen. Allein obgleich die friessischen Schiffer sonst die Redensart: „da ist nichts im Wege,“ zu ihrer Lieblingsphrase gemacht zu haben scheinen, so war uns hier denn doch sehr Vieles im Wege. „Wir verpassen die Fluth, — wir kommen der Ebbe entgegen, — dann müssen wir hier auch übernachten — und vielleicht ist morgen der günstige Wind umgeschlagen, und wir riskiren, statt 6 Stunden 8 Tage unterwegs zu bleiben,“ diese und ähnliche Reden hielt man meinem Wunsche entgegen.

Kurz es ging nicht. Jedemal, wenn wir in einer grünen, mit friedlichen Kinderheerden und den freundlichen Wohnungen der frommen Halligleute bebauten

Inselweibe vorüberkamen, schlen es mitz mit Sirenenstimmen zu rufen, und ich sagte: „Nunten wie hoch hier landen!“ und jedesmal banden mich meine Fente an den Mastbaum der Nothwendigkeit fest. So mußte ich, der ich mir nun durchaus wie ein kleiner Coekönig vorkommen wollte, mich mit König Armut trösten, der ebenfalls den Fluthen und den Wellen nicht befehlen konnte.

Const, sage ich, haben die Friesen und nicht nur sie, sondern überhaupt alle die hiesigen Küstendwohner die Lieblingsredensart: „D, da is nichts im Wege!“ Man wird nicht lange mit Einem von ihnen sprechen, ohne daß er ein paar Mal von dieser Phrase Gebrauch macht. Es ist dieß eine Redensart, die in den flachen, ebenen Marschen entstanden ist, wo Einem weder ein Stein, noch ein Berg, noch ein Baum im Wege steht. Kommt man in diesen Gegenden zu einem Papierkammer und fragt, ob man Papier haben könne, so antwortet er: „D ja, das können Sie, da is nix im Wege.“ Fragt man bei schönem Wetter Jemanden, ob er einen Spaziergang mitmachen wolle, so antwortet er: „D, da is nix im Wege, das will ich.“ Disputirt man mit einem Prediger und sagt: „Die Marschen sind das schönste Land in der Welt,“ so erwidert er: „D, das sind sie, da is nix im Wege.“ Hält ein reicher junger Mann um die Tochter eines Marschbewohners an, so sagt dieser: „D, da is nix im Wege,“ und bleibt sie ihm. Und stirbt endlich der Marschbewohner, so seufzt er: „Ach, da is nix mehr im Wege,“ und haucht seinen Geist aus.

Ist: das nicht ein Paradies vor einem Lande; in dem Einem nichts im Wege steht? Nur bei der Ebbe, den Sandbänken, den conträren Winden, den Schloten, den tiefen Marschgrüben, den schwierigen Marschwegen und solchen andern im Wege stehenden Dingen muß man doch auch in diesem Paradiese die Augen zudrücken.

Als wir bei Noerstrandisch-Noor vorüber kamen, gedachte ich des guten alten Chronisten Heinrich, der hier Prediger war und seine nordfriesische Chronik schrieb, in der er fleißig Alles, was er über sein Vaterland selbst erfahren hatte, und nicht bloß dieß, sondern auch, was vor ihm Merkwürdiges geschehen war, zusammentrug, „weil,“ wie er selbst sagt, „man nicht nur auf Das zu sehen habe, was vor Augen ist, sondern mit seinen Gedanken auch hinter sich zurückgehen müsse.“ Dieser Heinrich ist noch heutigen Tages die wichtigste Quelle für die nordfriesische Geschichte. Ein ähnlicher Geschichtsschreiber wie Heinrich für Nordfriesland ist der sogenannte Neocorus für Dithmarschen. Die Heinrich'sche Chronik gab Staatrath Falck in Kiel, die des Neocorus Professor Dahlmann von Neum heraus. Jeder Strich Landes hat hier seinen Neocorus und seinen Heinrich gefunden. Auch mehre der Inseln haben ihre eigenen Historiographen besessen. Schade, daß diese Leute nicht mehr Geschmacl und Kritik hatten, aber doch ein Glück, daß sie da waren.

Für Jemanden, der gern Alles aus geographischen Verhältnissen erklärt, muß es bedeutungsvoll scheinen, daß Heinrich gerade hier aus diesem südlichen, am allermeisten von der Fluth zerstörten Theile von Frisland

hervorging: Die Geschichte der Friesen ist, mehr als die irgend eines andern Volkes, eine Leidens- und Unglücksgeschichte, und die Familie Heinrich, — in deren Schooße unser Mann geboren und erzogen ward, wirkte und starb, — lebte gerade in dem reichsten und leidenvollsten Theile Friesland, in der schönen, ehemals großen Landschaft Nordstrand, die von wiederholten furchtbaren Fluthen dermaßen mitgenommen wurde, daß am Ende von dieser berühmten Landschaft nur noch wenige Kirchspiele und die kleinen Inseln Veltvoorn, Nordstrandisch-Moor, Südfall, Süderoog und Nordstrand übrig blieben. Zur Zeit der letzten großen Fluth (im Jahre 1634), bei der hier 24 Kirchspiele zu Grunde gingen, und welche diese Inseln so bearbeitete und zurecht schritt, wie sie im Ganzen genommen noch jetzt sind, war Heinrich schon ein Knabe von 8 Jahren, und die Erinnerung an sie mochte ihn bestimmen, die Geschichte der allmählichen Vertwümmernng seines Vaterlandes niederzuschreiben.

Die Länder fanden sonst gewöhnlich erst dann ihren Geschichtschreiber, wenn sie im Begriff waren unterzugehen.

Man könnte hier Neocorus, den Historiker Dithmarschens, vergleichen, der um die Zeit des Unterganges der Freiheit des Landes (1550) lebte und auf den Trümmern der Republik ihre Geschichte schrieb, wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem seine zum Theil historischen Klagelieder dichtete. Auch die Griechen wurden erst große Gelehrte und Forscher, als sie ihre Unabhängigkeit verloren hatten, und immer gelehrter, je unbedeutender ihre politische Existenz wurde.

Auch die Römer erhielten erst ihren Livius und Tacitus, welche die Geschichte des Landes schrieben, als die Kaiser sie der Mühe überhoben, Geschichte zu machen.

Nur zu unserer Zeit erst ist dies anders geworden, denn unsere Zeit macht und schreibt Geschichte auf gleich eifrige Weise. Aber unsere Zeit ist auch eine, die sich mit keiner anderen vergleichen läßt. Die Geschichte unserer neugeborenen Staaten, z. B. des Königreichs Griechenland, Belgiens etc., wie die der amerikanischen Republiken und Kaiserreiche, wurde gleich von ihrer Wiege an von hundert Federn aufgezeichnet.

Uebrigens will ich noch bemerken, wie es mir bei der Lectüre der Geschichte von Heimrich oft aufgefallen ist, daß er so viel von den außerordentlichen Fluthen seines Landes spricht, und uns von den großen Ebben so wenig aufgezeichnet hat. Und doch ist es keine Frage, daß für Notizen hierüber Naturforscher ihm eben so dankbar gewesen sein würden, wie für seine Notizen über die Fluthen.

Es geht ihm in dieser Beziehung fast so, wie den meisten Historikern in Bezug auf Krieg und Frieden. Von jenem machen sie ein großes Wesen und prachtvolle Schilderungen, und von diesem schweigen sie meistens und überhäufen die Friedensperioden, als wenn während des Friedens an dem Gewebe der Geschichte nicht fortgesponnen würde.

Wahrscheinlich geht das Meerwasser bei anhaltendem Ostwinde eben so weit zurück, wie es bei anhaltendem Westwinde über die gewöhnliche Gränze hinausstritt.

Im Jahre 1679 wehte der Ostwind 3 Tage lang, und es entstand dadurch eine so große und anhaltende Ebbe, daß man selbst von den entlegensten Inseln trockenen Fußes an's Festland laufen konnte.

Kurz vor dieser Ebbe war eine dänische Flotte nach Sydt gekommen, um die eben zum Auszuge nach Holland versammelten Grönlandsfahrer zu überraschen und als gepreßte Matrosen an Bord zu nehmen. Als jene Ebbe nun eintrat, machten sich die Grönlandsfahrer dies zu Nutze und entgingen der Flotte dadurch, daß sie, wie ein zweites Volk Israel, in hellen Haufen zu Lande über's Meer liefen und ihre Reise nach Holland sicher vor der dänischen Flotte durch die Marschen fortsetzten, die natürlich aus Mangel an Fahrwasser die Flüchtlinge nicht verfolgen konnten.

Auch im September des Jahres 1844 war eine so starke Ebbe, daß 2 Tage lang alle Binnenschiffahrt im friesischen Meere stockte, und die Schiffe in Menge während dieser zwei Tage auf dem Sande saßen.

Wie interessant wäre es nicht, wenn man mehr von solchen Ebben wüßte, wenn man das Minimum von Wasser eben so gut kennte, wie das Maximum, wenn man wüßte, wie weit von den Inseln hinaus das Meer bei solchen außerordentlichen Ebben trocken gelegt wurde. Allein, wie gesagt, über das, was ihn nicht gerade in seinem Wohlstande bedeutend stört, schweigt der egoistische Mensch gewöhnlich. Die großen Kluthen sind hier überall in den Städten und Ortschaften in eigens dazu aufgerichteten Steinen eingekriegt;

Monumente aber da zu errichten, wo die größten Ebben stehen blieben, ist leider Niemandem in den Sinn gekommen.

Freilich hat die Geschichte der Ebben mit der Geschichte der Friedensepochen auch das gemein, daß sie nicht so leicht zu schreiben ist. Die Beobachtungen über die Gränzen der Ebben lassen sich auf den Watten und Sandbänken nicht so leicht machen, und zur Beobachtung und Darstellung der leisen Umwandlungen im Frieden gehört ebenfalls ein scharfes Auge und eine feine Hand. Die Fluthen und die Kriege lassen sich besser erfassen, und dabei kann man tüchtig in die große Posaune blasen.

Der große Dünengürtel, der sonst, wie ich sagte, das Land hier umzingelte, ist bei der Insel Nordstrand völlig zerstört. Zwischen den Dünen von Amrum im Norden und von Eiderstedt im Süden ist eine große, bloß durch Sandbänke, welche sonst Dünen waren, ausgefüllte Kluft.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, daß manche Naturforscher der Meinung sind, daß die Dünen jetzt bloß zerstört und gar nicht mehr neu gebildet würden. Sie glauben, daß der große hohe Dünengürtel, der sich sonst hier herumzog, und von dem ich oben einige noch existirende Ueberreste beschrieb, durch frühere gewaltige Naturereignisse, etwa beim Durchbrechen des englisch-französischen Canals und bei dem Einstürzen der atlantischen Wogen in die Nordsee, gebildet wurde, und daß seitdem Winde und Wellen bloß thätig gewesen wären, diesen Gürtel zu zerstören, die Dünen niedriger zu machen, zu applaniren, zurück-

zurückwerfen und ihren Zusammenhang zu zerreißen. Bei diesem Zurückwerfen und Applaniren der Dünen, meinen sie, könnten sich wohl hier und da, mit Hilfe der Menschen, wieder kleine Hügel und Dämme bilden, aber eigentliche Dünenreihen und Gebirge könnten von der jetzt vorhandenen Gewalt gar nicht mehr gebildet werden.

Sie glauben auch nachweisen zu können, daß die Höhe der noch jetzt bestehenden Dünen sich in den letzten Jahrhunderten immer mehr verringert habe und noch im fortwährenden Abnehmen begriffen sei.

Ich muß dieß als eine Ansicht vieler kundiger Männer dahingestellt sein lassen, so wie auch die Ansicht Derjenigen, welche glauben, daß bei den großen Uebersfluthungen und Landzerstörungen nicht bloß die Wellen durch Wegreißen des Landes thätig gewesen sind, sondern daß auch Erdbeben und unterirdische Ereignisse damit in Verbindung standen, und daß sich während des Steigens des Meeres auch das Land theilweise gesenkt habe, eine Erscheinung, die man überall beobachtet habe.

Ich muß gestehen, man muß dieser Ansicht beizutreten sehr geneigt sein. Denn man begreift allenfalls, wie locker zu Dünen aufgeworfener Sand in einer einzigen heftigen Fluth auseinander getrieben werden könnte; auch ist es sehr begreiflich, wie die Fluthen ein hohes festes Land allmählig durch beständiges Anspülen benagen und nach und nach ins Meer herabfallen lassen, so wie sie dieß mit Helgoland thun; auch ist es offenbar, daß ein Land, welches unter dem Niveau des Meeres

lag, beim Durchbruch von Deichen plötzlich vom Wasser ausgefüllt und in einen See verwandelt werden konnte. Wie aber ganz feste Landstriche, die über dem Meere hervorragten, auf einmal in einer einzigen Fluth über Nacht völlig aufgerissen, verarbeitet, durchwühlt, weggeschwemmt und niedriger gemacht worden sein sollen, als das Niveau des Meeres, so daß das Wasser nachher bei der Ebbe nicht mehr herunterging, das klingt ohne die Annahme einer Senkung des ganzen Landes zu unwahrscheinlich, ja fast fabelhaft.

Wenn man eine solche Senkung annehmen wollte, so könnte man dabei an eine Senkung durch unterirdische, auf irgend eine geheimnißvolle Weise mit den Fluthen in Verbindung stehende Ereignisse denken, wie solche jetzt bei mehreren Ländern nachgewiesen worden ist. Vielleicht könnte man auch, wie mir es scheint, an eine Senkung durch Zusammendrückung von oben herab denken.

Die Marschen ruhen nämlich zum Theil auf Moorboden, zum Theil auf einer großen wässerigen weichen Stoffschicht, welche aus verfaulten Blättern und Schilf besteht, und über die ich später mehr sprechen werde. Könnten nun diese unteren elastischen Schichten bei der Fluth nicht zusammengedrückt worden sein? Das Gewicht der Masse von Wasser, welches eine Fluth über das Land hinschüttet, muß ganz enorm sein, und wäre vielleicht hinreichend, jene Comprimierung zu Stande zu bringen.

Ich will dieß zwar mehr nur als eine Anfrage, denn als eine Meinung aufstellen; daß aber in verschiedenen Ge-

genden durch Vermehrung der Last und des Drucks auf der oberen Schicht der Marschen diese theilweise gesunken und zusammengedrückt worden sind, ist eine bekannte Thatsache. Ich werde zwar später noch darauf zurückkommen; doch will ich gleich im Voraus hier eins dieser Facte anführen, das dem mit der Natur der Marschen unbekanntem Leser meine Meinung oder Frage als einigermaßen begründet zeigen wird.

In einer der holstein'schen Marschgegenden, welche die Wilster Marsch heißt und welche namentlich auf solchen Moos- und Schilffschichten ruht, bestand ein Deich, den man erhöhen wollte. Man führte also auf einer Strecke dieses Deiches eine Erdlage von 3 Fuß Höhe auf und hatte, nachdem man dieß gethan, die Mortification, zu bemerken, daß der Deich dadurch niedriger wurde, indem er allmählig tiefer in die Marsch, so weit er nämlich mit besagter Kappe bedeckt war, einsank. Ich will den Durchschnitt dieses eingesunkenen Deiches so zeichnen, wie ein Augenzeuge ihn mir angab. Er nahm sich so aus, wie die nebenstehende Figur zeigt.

A ist der eingesunkene Deich, c die 3 Fuß hohe Kappe, welche man ihm aufsetzte, a und b waren kleine Erhöhungen, die der Deich zu beiden Seiten herausdrückte. Bei d war er zum Schutz mit großen Steinen belegt, und ein Theil dieser Steine kam bei e so empor, wie die



Figur es darstellt. Auf dieselbe Weise sind auch Häuser sowohl emporgedrückt worden, als auch eingesunken.

Könnte hier eine kleine, 3 Fuß hohe Kappe diese Niederdrückung und Zusammenpressung auf kleinem Raume bewirken, so kann dasselbe auf größerer Ausdehnung auch durch eine wahrscheinlich 3 — 6 Fuß stärkere Wassermasse bewirkt werden.

Man glaubt hier zwischen diesen Burten, unter einer unzähligen Menge kleiner Festungen hin zu fahren, denn alle Häuser stehen auf ihren Burten oder Werften wie kleine Forts aus. — Als Plinius oder sein Gewährsmann, der ihm einen so treuen Bericht abstattete, an diesen Küsten vorüber fuhr, muß es hier gerade eben so gewesen sein.

Selbst bei den umdeichten Inseln Pelworm, Nordstrand zc. blicken diese Burten und Burtenhäuser hoch über den Deichen hervor. Denn obwohl diese Inseln den Fluthen am meisten ausgesetzt sind und am weitesten in die See hinausliegen, so sind diese Deiche doch niedriger als die der Festlandküste.

Und wiederum hat die Meeresküste niedrigere Deiche als die Ufer der Flüsse. Die höchsten Deiche sind an der Elbe unweit Hamburg, in den Niederlanden, in den Marschen bei Stüßfeldt, u. s. w. Ein Unerfahrener möchte vielleicht anfangs das Umgekehrte vermuthen. Allein die Unerfahrenen denken häufig das Umgekehrte von dem, was wirklich ist. Die Sache ist diese, daß in der Elbe und überhaupt in den engen Flußthälern die Wasser, die sowohl von den Bergen

Herabkommen, als von der See mit der Fluth hereinbringen, sich zu Zeiten viel höher aufstauen, als dies an der Seeküste der Fall sein kann. An der letzteren, wo die Wasser keinen Ausgang mehr haben, stauen sie sich wieder höher auf als an den vorliegenden Inseln, wo sie noch rund um die Insel ablaufen können.

Allein damit ist noch gar nicht gesagt, daß die niedrigen Deiche nun auch die minder starken und die minder kostspieligen wären. Vielmehr verhält sich dies gerade umgekehrt. Die Insel- und Seeküsten-Deiche haben den lang ausholenden heftigen Wogen zu widerstehen und müssen daher ebenfalls dicker und breiter sein und mit ihren Böschungen unter einem sehr kleinen Winkel allmählig und weit ausholen. Die Flußdeiche dagegen, die bloß ruhig fließende Gewässer zusammenzuhalten, nicht abzuhalten haben, können schmaler und steiler sein.

Auf diesen südlichen Inseln Nordfrieslands wird schon kein Friesisch mehr gesprochen. Auf Nordstrand wurde die friesische Sprache gewaltsam, in Folge der mehr erwähnten Fluth, ausgerottet. Nach dieser Fluth lagen nämlich die Inseln eine Zeit lang nackt und öde da. Die Einwohner waren zu arm, um die ihnen gebliebenen Ueberreste ihres Vaterlandes wieder einzubringen. Um dem Staate ein nützlichcs Land zu erhalten, wandte sich daher die Regierung nach Holland, versprach Vortheile und Privilegien, und es bildete sich dort eine Actiengesellschaft, welche die Eindeichung übernahm. Von diesen Actien nahm namentlich der Bischof

von Utrecht eine große Menge, und es kamen nun Holländer, Katholiken und Leute von verschiedenen Religionssecten ins Land und bedrückten und besetzten es.

Die armen Ueberreste der Friesen, die nicht reich werden konnten, wurden zum allgemeinen Besten aus ihrem Besitz expropriirt, erhielten Bettelbriefe, d. h. Erlaubnißscheine zum Betteln, und wanderten in die Fremde oder verdingen sich bei den neueinziehenden Holländern als Knechte.

Im Laufe der Zeit vermischten sich nun die Ueberreste der verschiedenen Sprachen und gingen im Plattdeutschen auf, das hier überall siegend sein Banner erhoht.

Auf Pelworm, das gleich anfangs und ohne holländische Hilfe von den alten friesischen Bewohnern eingebedicht ward, machte sich später die Austauschung des Friesischen mit dem Plattdeutschen von selbst.

Es giebt zwar auf diesen beiden Inseln außer dem großen Seedeiche, welcher sie umzingelt, auch Binnendeiche und von ihnen umschlossene Røge, aber man hat mir gesagt, daß diese Binnendeiche so niedrig sind, daß die Inseln, wenn der Seedeich einmal brechen sollte, sogleich wie Kessel mit Wasser gefüllt werden würden.

Um den Lesern einen Begriff davon zu geben, wie theuer den Leuten ihre Vertheidigung gegen die See zu stehen kommt, will ich nur anführen, daß die Insel Pelworm, die etwa $\frac{3}{4}$ Quadratmeile groß ist, jährlich an 40,000 Thlr. für ihre Deiche verwendet. Diese 40,000 Thlr. sind die Zinsen (zu 4 Procent) von etwa einer Million Thalern. Man mag danach auf den Werth des Bodens schließen, da bloß für $\frac{3}{4}$ Quadratmeilen Land ein Capital von einer Million

Thalern zur Hand sein muß, um die Aecker gegen eine einzige Art von verderblicher Naturgewalt zu schützen.

Hätten die Pelwormer nur alles Geld, das sie während eines Jahrhunderts nach und nach in die Deiche vergruben, auf einmal anlegen können, so hätten sie längst sich einen doppelten und dreifachen unverwüßlichen Damms aus Eisen gießen lassen können. Sollte ganz Deutschland, das etwa 11,000 Quadratmeilen groß ist, eine verhältnißmäßige Contribution für einen Feind aufbringen, so müßte diese ungefähr 440 Millionen Thaler betragen, und dieß wäre eine Contribution, die unser Boden nicht tragen könnte.

Landvögte giebt es hier auf allen größeren Inseln. Sie sind die obersten Beamten der Regierung, doch steht diesen Landvögten ein Rath, der aus 6, 12 oder 15 Bewohnern der Insel besteht, zur Seite.

Dieser Rath hat eigentlich den Säckel der Insel (nervus rerum) in der Hand, und im Grunde genommen kann man alle diese Inseln als kleine Republiken unter dänischer Oberhoheit betrachten.

Wie viel Glück gehört nicht dazu, ehe ein Mensch und namentlich ein Schiffender gerade solches Wetter trifft, wie er es braucht, gerade den schönen hellen Sonnenschein, der ihn Alles hell sehen läßt, gerade den Wind, der ihn zum Ziele führt und doch nicht zu schwach und nicht zu stark ist.

Wir hatten dieses Wetter, diesen Sonnenschein, diesen Wind den ganzen Morgen über. Gegen Mittag wurde der Wind etwas schwach und die untere Luft

etwas trübe. Die Buchhäuser auf den Inseln schienen sich in dieser Luft zu vergrößern und über die Dämme hinaus zu wachsen.

„Es dünt sich so“, sagte mein Schiffer, und ich war herzlich froh, dieses alte deutsche Wort, von dem wahrscheinlich die Dünen ihre Namen erhalten haben, noch im Gebrauch zu finden. Es dünt sich, d. h. es dehnt sich, es hebt sich.

Als wir uns der Küste der langen Halbinsel Eiderstedt, die uns im Süden lag, näherten, und ich diese Gegend mit dem Perspective betrachtete, bemerkte ich über dem Horizonte an verschiedenen Punkten lange Arme aus dem Meere emporstrecken und wieder verschwinden.

Ich wußte anfangs nicht, was das sein möchte. Hätte es Don Quirote gesehen, so würde er gleich vermuthet haben, daß dort eine Partie Meerriesen herumschwämmen, die es auf ihn abgesehen hätten und ihn aus der Ferne mit den Fäusten drohten.

Ich erkannte endlich, daß es die Windmühlen von Eiderstedt waren, deren Arme immer länger aus dem Meere emporschlugen. Diese Armspitzen der Windmühlen sind hier überall das Erste, was man von diesen Inseln aus der Ferne entdeckt.

Unser kleines Schiff war eine „Mutte“. Dieß soll eine holländische Schiffsform sein, und mein Schiffer hatte sie auch in Holland gekauft. Diese Schiffe, sagte er, wären sehr stark und hielten in der Brandung aus, weshalb sie besonders gut zum Stranden wären, d. h. leicht an gestrandete Schiffe heran kommen könnten.

Unsere Segel trockneten in der Mittagshöhe ganz aus, und wir mußten sie beständig anfeuchten, um nichts von dem immer schwächer werdenden Winde zu verlieren. Es befindet sich zu diesem Zwecke auf allen diesen kleinen friesischen Schiffen ein Gefäß, der meistens aus einem großen hohlen Büffelhorn besteht, das auf einer langen Stange befestigt ist.

Endlich segelten wir an der Insel Vöhus-Hallig hin, die so lang wie eine Wurst ist, und hatten Husum im Angesichte. Die Ebbe kam uns immer stärker entgegen, und das Wasser wurde immer flacher. Der Wind schien wie ein Mensch in den letzten Zügen zu athmen. Er blies nur noch stoßweise frisch. Ich möchte wohl wissen, ob auch der Wind so wie der Athem des Menschen, so wie die Flamme, so wie fast alles Leben in der Natur, stoßweise sich zur Ruhe begiebt und vor seinem schließlichen Uebergange zur Windstille noch einige Mal stark aufathmet.

Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit recht deutlich, wie die menschliche Seele ganz der Oberfläche des Wassers gleicht. Sowie dem Winde der Athem ausging, unsere Segel schlaff heruntergingen, und wir in der starken Ebbe mehr rückwärts als vorwärts zu schreiten schienen, ging mir der Muth aus.

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Na, Petersen, wir werden heute wohl nicht an's Ziel kommen, wir müssen uns wohl hier auf irgend einer Sandbank zur Ruhe begeben.“ „Ich glaub's auch“, sagte Petersen, „es ist verwünscht mit dem Winde, ich weiß nicht, was das heißt, vorher war er doch so gut.“

Kaum aber verkündete ein leichtes Gekräusel der Wellen und eine dunkle Schattirung auf der Oberfläche des Wassers, daß ein frischer Windgott sich uns nahe, und kaum saß er, munter arbeitend, in den Segeln, so schäumte und kräuselte sich auch wieder unsere Hoffnung.

Wir waren gleich wieder munter und guter Dinge, und Petersen, der eben noch gesagt hatte: „Ich will Ihnen in der Cajüte ein Bett zurecht machen“, sprach: „Na wir wollen doch noch das Beste hoffen. Ich denke, wir kommen noch zu rechter Zeit hin. — Ah! da ist nichts im Wege, der Wind ist ja gut!“

Unsere Leute blickten rechts und links, vor und hinter sich, und sahen zu, ob die Mühlen sich deckten, ob die Kirchthürme zu einander die richtige Stellung hatten, ob die Wirthhäuser sich in derjenigen Perspective zeigten, in welcher sie sich zeigen sollten. Denn alle diese Dinge sind, wie ich schon sagte, Merk- und Wahrzeichen, bei deren Beobachtung der Schiffer hier seinen rechten Weg findet.

Wir kamen denn auch wirklich mit einem langen ausathmenden Windstoße durch den Heverstrom in der engen Passage an, welche zum Hafen Husum führt, und liefen durch die nackten entblößten Watten in einem Wasser, das so dicht wie Chocolate war, ein. Ich flog über einige Dorf- und Holzschiffe hinweg und stand auf einmal mitten auf dem von kleinen, alterthümlichen Gebäuden umgebenen Marktplatz der genannten Stadt.

Die

Marſchen und Inſeln

der Herzogthümer

Schleswig und Holſtein.

Mit vergleichenden Bemerkungen über die Küſtenländer,
die zwiſchen Belgien und Jütland liegen.

Von

J. G. Kohl.

In tenui labor.

³
Dritter Band.

Mit eingedruckten Holzſchnitten.

**Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1846.**

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
XXX. Susum	1—12

Herabgekommene Städte. — Hafenlosigkeit Jütlands.
— Gestaltung der Küste. — Die Tiefen an der
jütischen Küste. — Hafenanlage. — Jütland und
Florida. — Geographische und historische Parallele
zwischen Jütland und Italien. — Sitten und Admire-
züge der Deutschen. — Der Triumph des Todes.
— Susums Hedbergengärten.

XXXI. Das Land an der Elber	13—44
--	-------

Die verwachsenen Inseln. — Das Wachsthum Ober-
stedts. — Die Marschen im Mittelalter „paludes“
genannt. — Kleine Länder. — Ein Eberstedter Lehn-
mann. — Die „Merlant“ oder der „Henberg.“ —
Namen der Hanseheile. — Vereinzelung der Marsch-
bewohner und ihre Ursachen. — Ein adeliches Gut. —
Das Symbol der Polizeigewalt. — Auffangen des
Regenwassers. — Die „Bucken.“ — Die Zeiten des
Wassermangels. — Regenwasser in Norddeutschland.

— Ein Schloßgarten. — Die „Sabelen.“ — Waldanpflanzung. — Der Waldschuß. — „Kuiden.“ — Fettweiden. — Leckere Döfen. — „Pullen.“ — Classification der Weiden. — „Fettgräsung.“ — Marschspeculation. — Abnahme der Bevölkerung Eiberfelds. — Jütische Döfen. — Mager- und Fettmärkte. — Eisenbahnen. — Berliner Mastochsen. — Viehwanderungen in Europa. — Handelsarten. — Phantastik im Kdrwagen.

XXXII. Lönning 45—96

Zickzackwege. — Marschraritäten. — Eine Schleiße. — Einfache und schwierige Rünste. — Wichtigkeit und Bedeutung der Schleusen. — Die Delthore. — Canalisirung der Binnenwässer. — Bestimmung der Größe der Schleusen. — Fluththüren. — Roththüren. — „Lösung“ des Süßwassers. — Ebbehthüren. — Doppelte Natur der Ebbehthüren. — Das „Schott.“ — Ein- und Auslaß der Schiffe. — Kostspieligkeit der Schleusenbauten. — Anzahl der Schleusen. — Organisation des Landes. — Das „Kleien“ und „Winterkleien.“ — Unterirdische Magazine von Akertrunde. — Die Folge der Erdschichten. — Erneuerung des Pfluglandes. — Gefahr beim Winterkleien. — Die hustenden Winterkleier. — Allgemeiner Gebrauch des Kleiens. — Kostspieligkeit desselben. — „Bätten“ und „Mühlen.“ — Die Marscharbeiter. — Arbeiter einwanderungen in die Marschen. — Marsch- und Geestbauern. — Das Verhältniß der Grundbesitzer zu ihren Knechten. — Contraste des socialen Marsch- und Geestlebens. — „De Graft.“ — Die „Klothen.“ Die „Hohwarfen.“ — Hypothesen über die Hohwarfen. — Die „Dstenbohnenenernte.“ — Rapsfelder. — „Fen-

nen.“ — „Neden.“ — Die Schenkerpfähle. — Dreifache Wassernoth. — Marschlieder. — Unbewußte Natur der Nieder. — Die dithmarschische Krankheit. — Ansicht vom Lönninger Thurm. — Die Noturn Leute. — Das „Spadeiland.“ — Die „Stiplänfer.“ — Marschbeamte. — Ernennung der Beamten. — Marschfreiheiten. — Privilegirte Kommunen.

XXXIII. Dithmarschen 97 — 113

Räubungstrichter. — Aufnahmen. — Fluglauf auf der Insel Föhr. — „Wer sind die Dithmarscher?“ — Dithmarschen ein acht deutsches Ländchen. — Dithmarschische Studien. — Begränzung des Landes. — Natur des Landes. — Marsch, Geest und Watt-dithmarschen. — Verschwisterung der Geest und Marsch. — Hypothesen über die Abstammung der Dithmarscher. — Friesen oder Niedersachsen? — Friesische Einwanderungen in die Marschen. — Die Seele des Staates. — Hinneigung der Dithmarscher zu den Niedersachsen. — Namensableitung.

XXXIV. Geschichte einer Marschrepublik . 114 — 165

Das große Licht im Norden. — Le département des bouches de l'Elbe et du Weser. — Das Lehnverhältniß Dithmarschens. — Verschiedene Ansprüche. — Begründung der Freiheit. — Verhältniß zu den Erzbischöfen von Bremen. — Sonveraine Volksversammlung. — Die Schläter, Geschworenen und Bögte. — Die „Neden.“ — Die Land-vierziger. — Politische Familien- und Geschlechtsverbindungen. — Schottische Gland und friesische „Clachte.“ — Wohnsitz der Clachte. — Verfassung

verfaßten. — Klüfte. — Berühmte Geschlechter. — Einer für Alle, Alle für Einen. — Geschlechtswesen. — Sanktionen der Geschlechter. — Eintracht. — Fürstenthümer. — Freie Grundhüter. — Die „herrenlosen“ Bauern. — Die 5 denkwürdigen Tage der Dithmarscher. — Der Gustenkrieg. — Kirchen als Festungen. — Der Blutrosenkrieg. — Die Nonnen auf dem Schlachtfelde. — Die Ursachen des Krieges. — Die „Eiderhamme.“ — Die Saggastschlacht. — Die Dithmarscher und die nordische Semiramis. — Die große Fehde. — Die schwarze Garde. — Große Rücksichten gegen kleine Gegner. — Erkelose Bundesgenossen. — Die dänischen Ansprüche. — Thauwetter in der Marsch. — „Wehrt dich, Bauer, die Garde kommt!“ — Die Fluth bricht ein. — Die Schlacht in der Marsch. — Die Dannebrogfahne. — Der Schwertertanz. — Die Friedenszeit. — Gefunkenes Ansehen der Bauern. — Uneinigkeit der Dithmarscher. — Einzelne Führer der Dithmarscher. — Der letzte Kampf. — Das Junkerland. — Privilegien. — Reste der alten Verfassung.

XXXV. Der Kirchhof zu Lunden 166—177

Jungen der Vorzeit. — Grabmonumente. — Leichensteine als Thürschweller. — Alter Luxus. — Bildung der Marschbauern. — Das Haus der Ewyns. — Kleiderluxus. — Die Karovögle. — Älteste deutsche Städte. — Nordalbingischer Freimuth. — Urtheil eines Geistbewohners über die Marschleute.

XXXVI. Gelde 170—184

Das alte Landtsiegel. — Bremen und Dithmarschen. — Alte Schanzen. — Lobtenhügel. — Dänerische Geschlechtstafeln. — Edelkämmerliche Bauern.

XXXVII. Ein neues Land 185—211

Die hohe Marsch. — Gabeland und Segeland. —
 Abkürzung der Wattstraße. — Schwierigkeit des
 Schanzens. — Die Canalisirung. — Wasserbauten.
 — Pfeilhandel oder Fastlinien. — Umwandlung des
 Salzwassers in Süßwasser. — Deichlöcher. — Deich-
 arbeiter. — Erste Spuren der Cultur. — Die ord-
 nende Menschenschand. — Physische und politische Mora-
 geschichte eines Raums. — Geschickliche Rechtspar-
 lamen. — Marlon und römisches Recht. — Megalen.
 — Früheres Verfahren bei Einfassungen. — Staaten
 im Staate. — Falsches Finanzsystem. — Anwesen-
 des Landes. — Verarmung. — Prozesse. — Der
 Königstrog. — Rome. Hera für die Marschen. —
 Eigenschaften des Marschlandes. — „Hoher Ordmar.“
 — Doffirung der Deiche. — Abschick von den
 Deichen.

XXXVIII. Die Wattenwelt 212—268

Widrig am Meere. — Ueberblick. — Wattenstrich
 und Marschstrich. — Contraste. — Die Watten der
 Kirchhof von Millionen. — Erforschung der Wat-
 ten. — Die Alpen und die Watten. — Der
 Reisende und der Philosoph. — Mittel zur Er-
 kenntniß der Watten. — Die Pflichten des Watten-
 schilberers. — Entstehung der Watten. — Watten-
 schnee. — Natur derselben. — Namen der Watten-
 stüße. — Wandelbarkeit der Wattstraße. — Watten-
 revolutionen. — Form der Watten. — Fein- und
 grobkörnige Sandbänke. — Höhe der Watten. —
 Bestimmung der Wichtigkeit der Wattenhöhe. —
 Rote Watten. — Quellerwatten. — Genwatten. —
 Meerwiesen. — Vieh auf den Watten. — Viehstänken.

verfaßen. — Klöße. — Berühmte Geschlechter. — Einer für Alle, Alle für Einen. — Geschlechtswesen. — Sündenböden der Geschlechter. — Dinstaufe. — Fürstenthümer. — Heile Ordnung. — Die „herrenlosen“ Bauern. — Die 5 denkwürdigen Tage der Dithmarscher. — Der Gafentrieg. — Kirchen als Festungen. — Der Blutropfenkrieg. — Die Nonnen auf dem Schlachtfelde. — Die Ursachen des Krieges. — Die „Eiderhamme.“ — Die Engpasschlacht. — Die Dithmarscher und die nordische Semiramis. — Die große Fehde. — Die schwarze Garde. — Große Rüstungen gegen kleine Gegner. — Treulose Bundesgenossen. — Die dänischen Ansprüche. — Thauwetter in der Marsch. — „Wehrt dich, Bauer, die Garde kommt!“ — Die Fluth bricht ein. — Die Schlacht in der Marsch. — Die Dannebrogfahne. — Der Schwertertanz. — Die Friedenszeit. — Gefunkenes Ansehen der Bauern. — Uneinigheit der Dithmarscher. — Einzelne Führer der Dithmarscher. — Der letzte Kampf. — Das Junkerland. — Privilegien. — Reste der alten Verfassung.

XXXV, Der Kirchhof zu Lunden 166—177

Zeugen der Vorzeit. — Grabmonumente. — Leichensteine als Thürschwelle. — Alter Luxus. — Bildung der Marschbauern. — Das Haus der Ewigen. — Kleiderluxus. — Die Karövdigte. — Kostlose deutsche Städte. — Nordalbingischer Freimuth. — Urtheil eines Meerbewohners über die Marschleute.

XXXVI. Gelde 176—184

Das alte Landesregal. — Bremen und Dithmarschen. — Alte Schanzen. — Todtenhügel. — Dänische Geschloßthürme. — Edelknechte Bauern.

XXXVII. Ein neues Land 186—211

Die hohe Marsch. — Hochland und Bogland. —
 Mithrismus der Wattströme. — Schwierigkeit des
 Schanzens. — Die Canalströmung. — Wasserbauten.
 — Pflanzhandel oder Fashionen. — Umwandlung des
 Salzwassers in Süßwasser. — Deichsysteme. — Deich,
 arbeiten. — Erste Spuren der Kultur. — Die orts-
 nende Menschenhand. — Physische und politische Werra-
 geschichte eines Raums. — Geschichtliche Rechtsnormen-
 lation. — Maximen und räumliches Recht. — Regalien.
 — Früheres Verfahren bei Entwässerungen. — Staaten
 im Staate. — Falsches Finanzsystem. — Ausbeuten
 des Landes. — Verarmung. — Proceffe. — Der
 Königstrog. — Neue Werra für die Werraer. —
 Eigenschaften des Menschens. — „Hober Ordnung.“
 — Doffnung der Deiche. — Abschluß von den
 Deichen.

XXXVIII. Die Wattenwelt 212—268

Widriff am Meere. — Ueberblick. — Wattenstrich
 und Marschstrich. — Contraste. — Die Watten der
 Kirchhof von Milltonen. — Erforschung der Wat-
 ten. — Die Alpen und die Watten. — Der
 Reisende und der Philosoph. — Mittel zur Er-
 kenntniß der Watten. — Die Pflichten des Watten-
 schilberers. — Entstehung der Watten. — Watten-
 stämme. — Natur derselben. — Ränchen der Watten-
 stämme. — Wandelbarkeit der Wattströme. — Watten-
 revolutionen. — Form der Watten. — Fein- und
 grobkörnige Sandbänke. — Höhe der Watten. —
 Bestimmung der Wichtigkeit der Wattenhöhe. —
 Hohe Watten. — Quackwatten. — Senkwatten. —
 Meerwiesen. — Blick auf den Watten. — Wattenbänke.

— Interessenschaften und Communiten — Revenuen der Wadstlöfen. — Namen der Watten. — Wadproducta. — Saubergewinnung. — Aufschweißsand und Aufschweißkalk. — Bernsteinsand. — Strichweisses Vorkommen des Bernsteins. — Das Bernsteinsand. — Glas. — Leichholz. — Wattenholz. — Esstörkholz. — Wattenkäufer. — Jagd auf den Watten. — Anstalten zur Beförderung des Aufschweißens. — Wattenbaukunst. — Beschaffenheit des Wadens. — Befahrung und Bekleidung der Wadstlöfe. — Inspection der Watten. — Befahrung derselben. — Wadengewässer. — Durchschneidung der Wadstlöfe. — Durchdämmung der Watten. — Verbindung der Inseln. — Die Salzinsel Wadum. — Wadstlöfereien. — Spuren untergegangener Menschenwerke. — Abbild. — Abschied von den Watten.

XXXIX. Wadum 269—270

Die Gesch. — Marschfestungen. — Allfächliche Bauerngehöfte. — Todtenhügel auf der Meer. — Höhe der Grabhügel. — Gestaltung des Landes. — Windmühlenparade. — Der Geist der Renzeit. — Zeitschriften und Journale. — Leben des künftigen Historikers.

XL. Fahrt durch Söder-Dithmarschen . . 280—335

Dünenflüsse und Dänenböfer. — Der spukende Sand. — Wadum. — Alterthum der Wadum. — Die „misera gens“ des Plinius. — Antiquitäten in den Wadum. — Mist und Akerinstrumente in den Wadum. — Ein Wadum. — Die Dörfer der neuen Rode. — Recaptulation. — Communications:

dämme. — Verbundene Inseln. — Umschließende
 Deiche. — Geschichte der Deiche. — Die ältesten
 Deiche. — Die Kolke. — Unverkündigte Kritik. —
 Kunst und Natur. — Mängel des jetzigen Deichbaues.
 — Netz eines Marschgebietes. — Höhe der Marsch.
 — Marschringe. — Physische und politische Geschichte
 des Landes. — Marsch- und Gebirgsleute. — Tu-
 genden und Fehler der Marschbewohner. — Prosa
 und doch Poesie. — Das hohe Moor. — Versetzung
 von Moorstrecken. — Schwimmende Moorböden. —
 Weggeschwemmte Moorstrecken. — Moore aus Island
 und Schottland. — Die Umgegend des hohen Moores.
 — Eingestelltes Moor. — Birken im Moor. — Unter-
 boden des Moores. — Die Schichten desselben. —
 „Darg“ — Entfaltung der Blatterschicht. — Moore
 unter den Marschen. — Gewaltige Naturereignisse.
 — Geologie der Marschen. — Schichtung des Kleies.
 — Ein Kleiwürfel. — Der Marsch und der Geest-
 geognost. — Josenburg. — Brunsbüttel. — Wasser-
 festungen. — Zweimalige Auswanderung der Bruns-
 büttler. — Stromwerke. — Kosten der Brunsbüttler
 Strombauten. — Cyclopischer Damm. — Erneuerung
 der Unterlage. — Gemeinsamer Deichverband. —
 Wirkungen des Stromes. — Fluß und Meer.

XLI. Wilschermarsch 336 — 354

Klinterchanssecken. — Fußwege. — St. Margarethen.
 — Holländische Colonieen. — Eine Marschreihe. —
 Fluß und Seemarschen. — Das „Fensterthaff.“ —
 Vierländer Rosenhandel. — Stufenfolge der Marsch-
 freiheit. — Die südlichen Elbmarschen. — Schöne

Aussicht in der Wilschermarsch. — Reichthum der
 Wilscher Damera. — Die dänische Schildwacht in
 Glückstadt. — Die Krempermarsch. — Einlaudes
 Land. — Gießisenvermehrung. — Windmühlen zum
 Auspumpen der Gräben. — Lebewohl.

S u s u m.

Die Aqualeger flüchteten sich bekanntlich vor Attila und seinen Hunnen auf die Sandbänke der Lagunen und bauten Venedig. Eben diese Hunnen und ihre Einfälle trieben auch unsere deutschen Vorfahren, die sonst wie Tacitus es beschreibt, auf Hügelu oder an den Ufern der Flüsse, oder wo es sonst eine Gelegenheit das Ortes gab, sehr frei und malerisch in den freien Gefilden wohnten, hinter die Mauern der Städte.

Ich glaube fast, daß wir hier in Susum und den anderen Städten dieser aimbriſchen Gegenden eine Menge kleiner Venedigs vor uns haben. Auch Susum wurde von Flüchtlingen, die vor einem Attila flohen, wenn nicht gleich vom Anfangs an gestiftet, doch bevölkert und stets vom Neuem mit Einwohnern versehen.

Der Attila war hier das Meer, und die Hunnen waren die großen Fluthen. Nur ging die Flucht in umgekehrter Richtung wie in Venedig. Die Leute retteten sich aus den niedrigen Marschen und Inseln nach der hohen Geest und concentrirten sich in den Städten, in denen sie ihren Ackerbau aufgaben und sich städtischen Industriezweigen widmeten.

Ich habe schon oben gesagt, daß das kleine Städtchen Wyl auf Föhr durch Flüchtlinge von den Halligen gegründet worden sei. In Husum las ich in einer alten Chronik der Stadt und fand dort bei mehreren Jahren angemerkt, daß die Einwohnerzahl derselben durch arme Flüchtlinge aus den Marschen und von den Inseln, die alle ihr Land verloren und sich bei den Städtern eingedrängt hätten, vermehrt worden sei.

Ich glaube, es ist dieß der Hauptsache nach die Ursache aller an der Gränze der Marscher liegenden Seestädte. Sie sind alle aus den Zertrümmern der Marschen entstanden. So wie die Hunnen den Deutschen den Ackerbau verleiteten, so thaten es hier die Fluthen den Friesen, und die Leute warfen sich deshalb auf städtische Gewerbe. Es wäre interessant genug, einmal in den Chroniken aller Seestädte bis nach Holland hin dieses Phänomen des Anschwellens ihrer Bevölkerung aus untergegangenen Marschcommuniten zu untersuchen.

Husum war sonst, namentlich im 16ten Jahrhundert, ein blühender Handelsort, ebenso wie Thuningen, Luderen, Ripen; kurz wie alle Städte an der Westküste der dänischen Halbinsel.

Das Herabkommen dieser Städte mag zum Theil eine Folge des übermächtig emporblühenden Handels Hamburgs sein und zum Theil mit anderen allgemeinen Ursachen zusammenhängen; zum Theil aber wurde es gewiß auch durch Naturereignisse an diesen Küsten, durch die Zerstörung der Dänen, herbeigeführt.

Je mehr Dänen in Hamburg vertrieben wurden,

hefte schmächtiger gestalteten sich die Eingänge zu diesen Städten. Oben war sonst der blühendste See- und Handelsort des russischen Reichs, was jetzt Sienbweg ist, aber allmählig verschleemte der Fluß, der zu ihm führte, und es wurde eine Winterstadt. Die Schiffe, die jetzt mit Oben handeln wollen, und die sonst mitten in die Stadt fahren konnten, müssen nun eine Meile vor der Stadt Rüste auf offener Rhebe liegen bleiben.

Ganz dasselbe ist bei Koudern der Fall gewesen, und auch bei Gufum können nur noch kleine Schiffe einlaufen, die größeren müssen ebenfalls auf einer Rhebe ½ Meilen vor der Stadt liegen bleiben.

Indes ist Gufum noch jetzt an der ganzen 70 Meilen langen Westküste von Jakand her hefte Hafendort; und man hat daher auch da neuerer Zeit den Plan wieder aufgenommen, seine Zugänglichkeit zu vermehren und die Stadt wieder einen guten Hafen zu verschaffen, und zwar einen noch besseren, als sie je früher gehabt.

Da das Phänomen etwa ungefähr 70 Meilen langem sich erstreckt von der Mündung der Alde bis an die Spitze von Etagen — hafenlosen Küste in Garapa wohl nirgends wieder vorkommt, und da man auch des besagten Plans wegen in neuerer Zeit Gufum so oft besprochen und erwähnt hat, so ist es wohl der Mühe werth, daß wir hier noch einmal einen Blick auf die Zugänglichkeit diesen Küsten und auf ihre Beschaffenheit in Bezug auf Handel und Schifffahrt werfen.

Von Etagen 45 Meilen südwärts bis zum Bor-

gebirge: Blaawands-Gul ist die Küste vollkommen ohne Hafen. Das Ufer ist mit einer fortlaufenden Reihe von Dünen besetzt, vor welchen die Westsee unaufhörlich brandet, und vor denen die Schiffe vor Anker zu gehen nicht wagen dürfen, weil die See die schutzlosen beim ersten besten Sturme an die Küste werfen würde.

Dieser Dünenringel ist nur an zwei Stellen unterbrochen, durch einen Einfluß in den Limfjord und durch einen zweiten in den Fiord der kleinen Stadt Rindöbing. Aber diese Einlässe sind so unbequem, daß hier nur ganz kleine Schiffe einpassiren können.

Gegen den Angriff einer fremden Flotte ist hier das Land also völlig gedeckt, und man sieht, wie gut sich diese Küste zur Ausübung von Seeräuberel eignen mußte, da die Seeräuber mit ihren kleinen Fahrzeugen schnell ans Ufer kommen konnten, ohne von den größern Kriegsschiffen verfolgt werden zu können.

Das oft genannte Vorgebirge Blaawands-Gul, in der Mitte von Jütland, macht einen großen Abschnitt in der Beschaffenheit der Küste. Denn von hier an ist die Dünenreihe an vielen Stellen zerschnitten und größtentheils ganz zerstört, und dadurch, daß das Meer in das Land und die Binnensee hinter den Dünen eingebrochen ist, haben sich zwischen den Inseln lange Liefen im Meerwasser ausgegraben, welche es den Schiffen möglich machen, tiefer ins Innere einzudringen und Schutz hinter den Inseln und in den Häfen zu suchen.

Man nennt diese Vertiefungen „Liefe“ (Liefen)

oder „Ströme.“ Die wichtigsten derselben sind drei, nämlich das Lister Tief, das schmale Tief und der Heverstrom.

Das erstere im Norden der Insel Esby geht aber selber nur bis an den oben erwähnten Königs-Hafen auf der westlichen Insel Læsø, hört in einer Entfernung von 1 Meile vom Festlande auf und führt die Schiffe also nicht dicht genug an die bewohnte Küste.

Der zweite Einlaß ist das oft erwähnte „schmale Tief“ (Smal Dib), zwischen den Inseln Amrum und Föhr, das große Schiffe bloß bis zu dem kleinen Orte Wyl führen kann.

Das dritte endlich ist der „Heverstrom“ bei Husum, und dieser ist von der Natur vortheilhafter gestaltet. Der tiefste von diesen drei Einlässen ist das Lister Tief, das 20—30 Fuß hat. Das schmale Tief hat 18—26 Fuß, und der Heverstrom bis nahe zu Husum hin 11—20 Fuß.

Der Heverstrom bei Husum ist demnach auf der ganzen Westküste der Halbinsel der einzige bequeme und tief genug ins Land einschreitende Meereseinlaß, wo man Aussicht hat, ihn mit Aufwand, Kosten und Mühe für die Schifffahrt bis zur Stadt brauchbar machen zu können.

Bei Husum fließt eine kleine Au in den Heverstrom. Diese Au geht von der Stadt aus einige Tausend Schritt durch das Festland, und von da windet sie sich wiederum einige Tausend Schritt durch die Watten und Untiefen, die bei der Ebbezeit bloß liegen. Dann erst fällt

ße in den Heberstrom, der von Natur für große Schiffe tief genug ist.

Es kommt nun darauf an, endlich jene Au gehörig auszutiefen und vor Verschlemmung zu sichern, dann aber einen Hafen anzulegen, der mit dieser Au durch einen Canal verbunden werden soll.

Um Alles gehörig in Stand zu setzen, muß man die ganze Umgegend für diesen Zweck so zu sagen umwandeln und organisiren, was es hat nicht sehr interessirt, einen an die Spitze dieses Unternehmens gestellten Mann darüber sprechen zu hören.

Man fängt mit jener Organisation hinter Hafem in der Seeft an. Da will man ein sogenanntes Spülbassin anlegen, um die süßen Gewässer darin zu sammeln.

Dieses Spülbassin soll immer gefüllt gehalten werden, damit man seinen Inhalt zu Zeiten durch den Hafen und die Au strömen lassen und dadurch die vom Schmelz und vom Sande reinigen könne.

Dann kommt nahe bei der Stadt die Schiffsdock über den Hafen, der mit dem Spülbassin durch einen Canal verbunden wird. Darauf wird der Canal gegraben, der den Hafen mit der Au verbindet. Danach soll die Au bis zum Heberstrom ausgegraben und ihre Verschlemmung theils durch das sogenannte Spülbassin, theils durch die Befestigung der Ufer verhütet werden.

Ferner will man die in der Nähe des Heberstromes gelegenen Inseln bei ihrem Deichbau unterstützen, damit sie nicht einmal zu treiben anfangen und den

Heverstrom dadurch verschlucken; und endlich sollen die nahegelegende Insel Aurum und die vorbesagte Spitze von Silberstein mit Leuchtschuern erhellt werden.

Wie gesagt, mich interessirte es, dieß Alles zu vermehren, weil es zeigt, wie weit man zur Linken und zur Rechten um sich greifen muß, bloß um den Zweck zu erreichen, ein Schiff mit möglichster Sicherheit in einem Hafen vor Anker zu bringen.

Ich sagte oben, es gäbe in Europa keine zweite so hafenslose Küstenstraße, wie die 70 Meilen lange Westküste der Halbinsel Jütland. Aber in Amerika giebt es eine solche, dieß ist die Küste der ebenfalls 70 Meilen langen Halbinsel Florida. Ueberhaupt ist Florida die einzige Halbinsel in der Welt, welche Jütland sehr ähnlich sieht.

Und so wie die Engländer das ihrem Vaterlande so ähnliche Inselreich Japan an der Küste von China genau erforschen, so müßten die Jütländer die Natur des ihrem Vaterlande so ähnlichen Floridas vorzugsweise studiren, wenn die Menschen nur ein Bißchen sich daran gewöhnen wollten, entfernte Dinge mit einander zu verknüpfen und in Parallelen zu stellen.

Eine namentlich in Bezug auf Deutschland näher liegende Parallele wäre die zwischen Jütland und Italien, zwei Halbinseln, die, so verschieden sie auch sind, doch viele Vergleichungspunkte darbieten. Sie stehn beide, wie zwei Arme, an dem mittleren Theile von Europa, den man Deutschland nennt, doch ist Italien ein völlig entwickelter harter Arm, Jütland mehr ein Armkumpf.

§ Geographische Parallels zwischen Jütland und Italien.

Jenes geht direct nach Süden, dieses direct nach Norden; jenes läuft im Süden spitz zu mit reizenden Bergeshöhen bei Messina und Reggio, dieses wird nach Norden hin immer spitzer und endigt mit einer Sandbank bei Skagen. Die Proportion der Länge zur Breite ist bei Jütland wie bei Italien im Durchschnitt wie 4 zu 1.

Durch die Mitte von Italien ziehen sich die Berg-
rücken der malerischen Apenninen, und die kleinen Flüsse
hüpfen zu beiden Seiten in schönen Cascaden herab. Durch
die Mitte von Jütland zieht sich ein etwas erhöhter
Heberücken, und die kleinen Moorgewässer schleichen sich
zu beiden Seiten hinab. Die Wurzel der Halbinsel
Italien schließt sich durch die lombardischen Ebenen an
Deutschland an, die Wurzel der cimbrischen Halbinsel
knüpft sich durch das Herzogthum Holstein an
Deutschland.

In den Ecken jener Wurzel Italiens sind die
beiden Handelsstädte Venedig auf der einen und Genua
auf der anderen Seite, in den Ecken der cimbrischen
Halbinsel sitzen die beiden großen Handelsstädte Lübeck
und Hamburg, welche für sie die wichtigsten sind.

Italien hat sein Angesicht und seine Rückenseite.
Jene ist die westliche, an welcher der Reihe nach die
größten Städte des Landes, Livorno, Rom, Neapel u.,
liegen. Jütland hat eben so seine Licht- und seine
Schattenseite; jene ist die östliche, an welcher alle seine
Städte, Aarhus, Hadersleben, Apenrade u., gelegen sind.

Man sieht, es trifft Alles zu, und wie diese geo-

graphische Parallele, so könnte man zwischen beiden Ländern auch eine historische ziehen.

Als Italien seine große Zeit des Ruhmes hatte, beherrschte es alle Länder des Mittelmeeres. Auch Jütland, das Kernland von Dänemark, hatte einst seine große Zeit, und seine Könige herrschten über einen großen Theil der Länder der Ditschsee und Nordsee, von England bis nach Liv- und Esthland. Daß aber Italien sich im Ganzen in der Geschichte zu soviel größerem Glanze erhob, verdankt es theils seiner größeren Ausdehnung, theils seiner großen Fruchtbarkeit und seiner Lage im Centrum des Mittelmeeres, an dem im Alterthum rund herum die gebildetsten Völker Europas wohnten, während Jütland, größtentheils aus unfruchtbarem Sand- und Seidelande bestehend, sich in kalte nordische Meere hinausstreckte und ringsum von den im Alterthum ungebildetsten Nationen Europas umgeben war.

Deutsches Leben fluthete, leider auf den Fittigen des Kriegsgottes, sowohl nach Norden durch ganz Jütland, als nach Süden durch ganz Italien hin, so wie das Blut aus dem Herzen in die Arme strömt.

Die deutschen Kaiser (die Heinriche, die Ottonen) machten eben so gut ihre Jütenzüge, fast bis nach Skagen, wie ihre Römerzüge fast bis nach Messina. Die Hohenstaufen eroberten Italien, und die Holfsteiner ganz Jütland. Von Jenen wurde der letzte Sproßling in Neapel hingerichtet, und von diesen wurde Graf Gerhard der Große in Randers ermordet, und damit der Herrschaft der Holfsteiner in Jütland ein Ende gemacht.

Die steten Kämpfe der Dänen und Deutschen an der Eider, und die eben so unaufhörlichen Streitigkeiten der Deutschen und Italiener am Po lassen sich ebenfalls vergleichen. Doch muß man sagen, daß die Sitten sich in diesem Kampfe besser wehrten, und die Italiener mit Deutschen in Italien leichteres Spiel gaben.

Italien ist der Quere nach in mehre Königreiche und Staaten zerschnitten, in Neapel, den Kirchenstaat, die Lombardie &c. Die eubrische Halbinsel ist eben so der Quere nach in mehre Theile zerschnitten, in die Herzogthümer Holstein und Schleswig und das eigentliche Jütland. Und wunderbar genug ist es, daß nach dem Sprichwort: *les extrêmes se touchent*, einmal sogar das südliche Italien, so zu sagen, von dem nördlichen Jütland aus erobert wurde, nämlich durch die Normannen, wobei ich dem Leser in Deutschland, wo man diese weniger zu beachten pflegt, bemerken muß, daß die Sitten eben so gut Normannen genannt wurden, wie die südlichen Norweger, und daß sie eben soviel Antheil an den Normannenzügen hatten, wie diese.

Nehmen Abend in Husum brachte ich in zwei lebenswürdigen Familien, theils in der Stadt selbst, theils auf dem daneben liegenden alten Schlosse zu. Dieses Schloß wurde vor 300 Jahren erbaut und war zum Wittwenstuhle der Herzoginnen von Schleswig bestimmt. Jetzt dient es dem Amtmann (d. h. hier zu Lande ungefähr so viel wie Gouverneur) der ganzen Umgegend zum Wohnstuhle.

Ich besah dieses Schloß bei Lampenscheln, und wie

man denn allenthalben leicht Etwas findet, was man noch nie gesehen hat, so sah ich hier über einem alten Kamine ein marmornes Basrelief, das mir um so mehr gefiel, da ich in Friedland lange genug nach Kunstgenüssen geschmachtet hatte. Es war eine poetische Vorstellung der Arbeit des Todes unter den Menschen. Der enge Raum war mit einer Menge von gekrümmten Menschen, Kindern, Frauen, Männern zu Pferde, zu Fuße und zu Wagen gefüllt, die wie auf einer Ardeante dort versammelt sahen. Der greifende Knochenmann sprang in halbfliegender Stellung wie ein trojanischer Kämpfer mitten in dieser Masse herum. Er hatte einen gespannten Bogen in den Händen und zielte auf seine Opfer. Mehrere derselben lagen schon hingestreckt am Boden. Ein vom Pfeil Getroffener war vom stolzen Roße gesunken. Andere, die den Knochenmann entsetzt hatten, schienen entsetzt ihn auszuweichen und sich auf die Seite zu drängen, doch war ihnen, wenn ich nicht irre, schon einer seiner Pfeile nachgeschandt.

Die Idee war vortreflich durchgeführt, und die Arbeit, so weit ich sie beim Kampenscheim beurtheilen konnte, ebenfalls recht gut. Der heldenmüthige und wüthend streitende Tod kam mir vor, wie ein Löwe, der unter eine Herde Schafe gefallen ist. Die Figuren waren nur 6 Zoll hoch.

Ich möchte dieses Basrelief wohl einmal als Delgemälde ausgeführt sehen. Man könnte so ein Bild wohl den Triumph des Todes nennen. Ich dachte dabei an die sogenannte Sunnenschlacht von Kaulbach und an die

griechische Gruppe der Niobiden. In Marmor könnte man so etwas Schreckliches nur en miniature ausführen. Die Gruppe der Niobiden ist dasselbe Sujet, nur schöner, einfacher und zur Ausführung in Lebensgröße passender.

Am Abend spazierte ich durch die schönen baumreichen Gärten, welche das Schloß und andere Häuser der Stadt umgeben. Diese Gärten kamen mir vor, wie die Gärten der Hesperiden, denn seit lange hatte ich so große, hohe, alte Bäume nicht gesehen, wie hier grünten. Susum ist freilich eigentlich noch eine Stadt in Friesland und rund herum von kahlen Marschen umgeben; allein so wie die dicht zusammengebauten Dörfer in Friesland kleine Haine enthalten, so geben die Städte natürlich auch mehr Schutz vor den Nordwestwinden und können noch mehr Bäume bergen.

Daß die Gärten von Susum nur eine liebliche Oase in den Marschen sind, wie die Gärten von Damascus in Syrien, erfuhr ich am anderen Tage, wo ich wieder auf kahlen Deichen und zwischen baumlosen Wiesen meine Reise fortsetzte.

Das Land an der Eider.

Ich wünschte einen Theil der berühmten Landschaft Eiderstedt zu sehen und hielt daher mit der Spitze meiner Wagenbeischfel gerade auf Tönningen an der Eider zu, welches die Hauptstadt jener fruchtbaren Landschaft ist, deren Schilderung ich mit ein paar Worten — immer für den mit den trankeiberanischen Zuständen gar nicht bekannten Säd-, Ost- und Westdeutschen — einleiten muß.

Diese Halbinsel, die man am besten mit der Marschhalbinsel Nordholland im Norden von Amsterdam und mit einer zweiten Marschinsel zwischen Wesermündeln und der Jade, welche das Land Butjadingen heißt, vergleicht, erstreckt sich mit einer Oberfläche von etwa 6 Quadratmeilen auf einer Länge von ungefähr 3 — 4 Meilen zwischen dem breiten Geversströme und der breiten Mündung der Eider ins Meer hinaus. Sie bietet dem Reisenden, wie Nordholland und das Land Butjadingen, alle die Reize dar, welche schöne Wiesen, kunstreiche Deiche, fette Döfesen, wohlhabende Bewohner,

Butter, Käse, Gras und Heu zu gewähren vermögen.

Wie ganz Holland einst aus vielen Inseln (den batavischen Inseln) bestand, die allmählig erst zu einer einzigen zusammenwuchsen, so bestand auch das besagte Land Eiderstedt anfangs aus 3 Inseln, die durch breite Arme des Meeres ober der Eider von einander getrennt waren.

Diese Inseln hießen Itholm, Overschop und Eiderstedt. Sie waren in uralten und unbordenklichen Zeiten kleine hohe Sandbänke, an welche sich der Schlamm aus der Eider und dem Meere ansahnte, und es wurden daraus allmählig drei fetter, begrabte Inseln. Man dachte sie nachher ein, gewann Koog an Koog, und so wuchsen sie endlich zusammen und bilden, nun seit einigen Hundert Jahren ein einziges Stück Land, welches man Eiderstedt (Stätte, Landschaft an der Eider), wie zuerst nur eine dieser Inseln hieß, nannte, und zwar mit Recht, weil dies Land ebenso ein Product der Eider ist, wie das Milbelta ein Product des Mils.

Die drei Sandbänke, welche die Kerne der drei Inseln waren, ragen noch heutigen Tages mit nackten Sandrücken mitten aus den fruchtbaren Marschen, wie ein magerer Braten aus einer fetten Sauce hervor, und auf ihren Rücken sind die Hauptorte der Landschaft gebaut, weil, wenn man in den Marschen besser ackert und pflanzt, man doch auf dem trockenen Sande besser wohnt und lebt.

Doch habe ich mir sagen lassen, daß in der einen

so gebaute Stadt (Lating) die Bürger sich bei ihren Spaziergängen nicht allzuweit auf ihrem Sande hinauswagen dürfen, weil sie bei schlechtem Wetter schon nach ein paar Hundert Schritten in der fetten Marsch stecken bleiben würden.

Auch die jetzt noch etwas tieferen ehemaligen Betten der Eiberarme, welche die Insel trennten, kann man auf den Felbern verfolgen.

In einem sehr interessanten Werke über Eibershed aus dem vorigen Jahrhundert finde ich ein chronologisches Verzeichniß aller der 60 Bändertheilchen oder Röße, aus denen das Land zusammengesetzt ist, mit der Angabe des Jahres, in welchem jedes Theilchen eingebeicht und besetzt wurde, und man kann da ganz deutlich das tausendjährige Wachsthum dieser Halbinsel Schritt vor Schritt, wie das Wachsthum eines Baumes verfolgen.

Als Nordstrand noch ein großes fruchtbares Land war, war es von Eibershed nur durch die schmale See getrennt, und man konnte auf einer Brücke von einer Insel auf die andere kommen. Wir haben also hier ganz nahe bei einander gerade entgegengesetzte Wirkungen. Während das Meer die kleinen Flüsse und Flußarme, welche die Inseln im Norden von einander trennen, immer mehr erweiterte und zu den wellenwüthen Strömen und Einläufen Severstrom, Smal Dib, Diber Dib u., umbildete, erweiterte es nicht nur die Ströme in Eibershed nicht, sondern schleunigte sie sogar zu.

Vielleicht war eben das Unglück des einen Theiles das Glück des anderen. Vielleicht weil das Meer

in Nordstrand Raum und Luft bekam, bedrängte es Eiderstedt weniger, und die Theile, welche es dort weg-schleuderte, führte es hierher. Vielleicht mögen auch die Eiderstedter Friesen, die frühzeitig eine große, kräf-tige Commune bildeten, von jeher ihre Deiche energischer erbaut haben.

Ich glaube, es müssen von diesem Ländchen Eider-stedt komische Begriffe in Deutschland herrschen, denn auf einer in Deutschland sehr verbreiteten Landkarte sehr ich es mit derselben Schattirung bezeichnet, mit welcher die Moor- und Morastgegenden in Jütland bedeckt sind.

Der deutsche Kartenzeichner hat sich offenbar ein-gebildet, Eiderstedt sei ein Morast, und die Lansen, die eine solche Karte besitzen, werden dasselbe glauben. In der That wurden sonst im Mittelalter die Marschen und alle Moräste „paludes“ genannt, weil sie bei schlechtem Wetter sehr schmutzig sind. Allein man könnte mit demselben Rechte, mit welchem man Marschen „Moräste“ nennt, auch schöne, wohlschmeckende Butter „Seife“ nennen. Beide sind weich und schmierig.

Die Halbinsel ist rund herum mit einem über 10 Meilen langen Seedeiche umgeben, und außerdem ist sie auch noch von einer Menge Binnendeiche durchschnitten.

Die Einwohner sind von friesischem Stamme, jetzt aber völlig saxonisiert. Alle sprechen plattdeutsch, und nur noch einige friesische Worte, die sie beibehalten haben, erinnern an ihre alten tapferen Vorfäter, in deren Lande mancher Herzog von Schleswig und König von Dänemark eine Schlacht verlor.

Ich fuhr im östlichen Theile des Landes in verschiedenen Rügen hin und war, je tiefer ich ins Land hinein kam, um so mehr über die Verschiedenartigkeit und Eigenthümlichkeit der Zustände in diesen Strichen, so weit sie mir aus der Bauart der Häuser und solchen äußeren Dingen schon auf der Oberfläche klar wurden, erstaunt.

Jene Verschiedenartigkeit der Zustände in diesen südlichen Gegenden der cimbrischen Halbinsel ist überhaupt ein wahres Wunder für den Reisenden. Jede Insel, jede Halbinsel, jeder Strich Landes hat hier nicht nur seinen eigenen Namen — das Land Eberstedt, das Land Sundewitt, das Land Angeln u. — sondern auch fast jeder Strich hat seine besonderen Sitten und Gebräuche, seine eigene Bauart, seinen eigenen Ackerbau, ja oft seine besondere Sprache und Verfassung. Ueber die Verfassung von Eberstedt allein ist ein eigenthümliches, ausführliches und treffliches Werk geschrieben worden.

Das ganze Land scheint eine wahre Mosaik zu sein, und Bersüdelung und Herbrödelung ist hier fast in eben so hohem Grade die Noosung, wie dies in den Cantonen der Schweiz der Fall ist.

Ich hatte von guten Freunden an einige Eberstedter Bohndmänner Empfehlungen mitbekommen und besuchte einige von ihnen, namentlich in dem Meeren Döbendorff, der in der Mitte meines Weges nach Lönningau lag. Dieser Meeren ist jetzt ausgezeichnet durch die Wohlhabenheit seiner Bewohner und war es ehemals durch

eine berühmte, hier von den Friesen gegen den dänischen König Abel. gewonnene Schlacht.

Die Geschichte dieses Königs, der als Mörder seines Vorgängers und Bruders die Krone erlangte und hier in Friedland von der Remeß getroffen wurde, ist so interessant, daß ich nicht begreife, warum nicht längst ein schleswig'scher Dichter aus diesem vortrefflichen Stoff ein Trauerspiel gemacht hat, welches an Bedeutsamkeit des Vorwurfs dem Macbeth oder Hamlet von Shakespeare gleich kommen müßte.

Doch ich werde auf diese Geschichte später zurückkommen müssen und setze vorläufig noch unbekannt am Heroen und Remeß bei einem wohlhabigen Oberförster Lehnsmanne ab, um mir seine Hauswirthschaft anzusehen.

Der Mann, ein wohlhabender, wohlbeleibter, gut gekleideter Bauer, wie es die Bauern in Oberförst, die ich gesehen habe, alle waren, empfing mich freundlich und lud mich in seine Wohnstube ein, in die wir durch eine geräumige, große Diele eintraten.

Es stand in seinem Angesichte, in seinem hellen blauen Augen, in seiner offenen Stirn, in seinem freien, unbefangenen Wesen deutlich genug verzeichnet, daß er nicht auf den Kopf gefallen war. Er begriff gleich, was ich wollte, und führte mich, vom rechten Ende anfangend, sofort in die Details seiner ganzen Hauswirthschaft ein.

Ich sage, er fing beim rechten Ende an, und daher brachte er mich, ohne meine Fragen in Bezug auf die

Abheben seiner Blumen, auf die großen Koffer und Schränke, die ich in seinem Hause stehen sah, besonders zu beachten, vor allen Dingen in den Hintertheil seines Gebäudes, in einen großen weiten Raum, der höher und breiter als eine Kirche war, und stellte mich da zwischen vier 40 Fuß hohe Eichenbalken, die im Querschnitt 30 Fuß weit auseinander standen und das Dach jenes Hauses trugen.

Dies, sagte er, ist „die Werkant,“ der Mittelpunkt meiner Wirthschaft, das Magazin, in dem ich alle meine Schätze, Heu, Getreide u. s. w. aufbewahre, mit einem Worte, der sogenannte „Heuberg“, dem zu Liebe auch unsere ganzen Bauernhöfe selbst „Heuberge“ genannt werden. Ich hatte nie ein so hohes und wunderliches Kornmagazin gesehen, und wie bei allen Armen, kostete es mir einige Mühe, mich in Alles zu finden. Da es, so viel ich weiß, sonst nirgends in der Welt „Werkants“ oder „Heuberge“ giebt, als nur in Oberstiedt, so will ich hier bemerken, daß diese eigenthümlichen Scheunen in einem Querschnitt dessen Seiten 70—90 Fuß Länge haben, gebaut und dann mit gewaltig großer, breiter und hoher Dachfläche gedeckt sind, die in der Mitte, ich glaube wohl 60 Fuß hoch, spitzig wie ein Thurm zusammenläuft.

Da das Dach sich bei so großer Breite schwer in sich selbst erhalten würde, so hat man in der Mitte jene vier großen Eichenbalken, die ich erwähnte, aufgestellt, die wieder mit Querbalken verbunden sind und das Dach unterstützen, ungefähr auf die Weise,



wie es der nebenstehende Querschnitt eines solchen Gebäudes zeigt.

Den inneren Raum füllen die Stenks vom Grunde aus bis hoch in die Spitze hinauf mit Heu und Getreidevorräthen. Da die vier Balken eigentlich die Hauptträger des ganzen Gebäudes sind und zwischen ihnen die meisten Vorräthe aufgestapelt werden, indem rund herum ein Communicationsweg bleibt, so nennen sie auch wohl den ganzen inneren Raum „die Bierkant.“

Da aber das ganze Bauwerk von außen wie ein hoher Berg aussteht, so dachte ich mir erst, es hätten es wohl beßwegen den „Heuberg“ genannt, doch ist es wahrscheinlicher, daß wir das Wort, wie unser „Gorberge,“ von „bergen“ herleiten müssen. Von Weitem gesehen, erschienen die anderen Nebengebäude, die Stallungen, Wohnhäuser u. s. w., die zu verschiedenen Seiten sich an die massive Pyramide der Heuberge anschließen, unbedeutend, und man hat daher auch das ganze Bauerngehöfte einen „Heuberg“ genannt.

Besitzer eines Heuberges (so spricht man im Lande selbst, man sollte aber wohl besser sagen: einer Heuberge) bedeutet also hier so viel, wie bei uns, Besitzer eines Bauerngutes.

Das Ganze liegt natürlich nach der Weise aller Marschhäuser auf einer Erberhöhung.

An zwei Seiten der Heubergpyramide geht der

Viehstall hin, an der dritten die Dreschtemme, und dann erst kommt die Wohnung. Wie die Dinge absonderlich sind, so sind es auch ihre Namen, die ich gar nicht herzuweisen weiß. Der Viehstall heißt „Boos“, die Tenne „Koc.“ Die Abtheilungen des Wohnhauses haben die überall eingeführten Namen, die ich schon oben nannte. Der Hof oder Hofel ist das große Gesellschaftszimmer und die Döns, Dönze, Dörens, Dörensich, ist das Wohnzimmer.

In dem großen Vorhause oder auf der „Diele“ stehen der Reihe nach an den Wänden große prunkend geschmückte Koffer, welche den schneeigen Lein und andere hässliche Kostbarkeiten enthalten.

Eigenthümlich genug ist, wie gesagt, dieß Alles. Zweifelsohne es zweckmäßig ist, verstehe ich nicht zu beurtheilen. Doch begreife ich nicht, warum die Leute ihren Hals und ihre Glieder riskiren, um das Getreide, Heu und Stroh so thürmhoch aufzuspeichern.

Ein Marschbauer, der sich zu mir in den Wagen setzte, als ich weiter fuhr, versicherte mir aber, es hätte dieß Alles seinen guten Grund. „Dat mott so sijn“, sagte er; und indem ich an die Phrase: „tak wredowa“ (so gehört sich's) zurüchachte, mit der man in Schraßland vorwitzige Fragen beantwortet, begnügte ich mich einstweilen mit diesem ersten Witz in die inneren Zustände überstobts und setzte meinen Weg durch die Wiesen fort. Rund herum lagen vereinzelte Heu-

lorge in der Ebene zerstreut, denn Dörfer sind hier eine Ausnahme, und wie überall in den Marschen wohnen die Leute in vereingelten Gehöften.

Ich habe nicht recht hinter die Ursachen dieser Vereinzelung kommen können. Man sollte denken, daß wie die gemeinschaftliche Wassergefahr, der man mit vereinten Kräften besser widerstehen könnte, diese Marschenbewohner frühzeitig in feste Kommunen und Arbeitverbände zusammenfügte, sie denselben Umständen frühzeitig auch zum gemeinsamen Zusammenwohnen gebracht haben würde. Denn während jetzt jedes Gehöft seine eigenen kleinen Wohnhügel (Wurt) bedarf, so hätte man für das ganze Dorf einen nur etwas größeren Hügel nöthig gehabt.

Und dieser, so scheint es, ließ sich mit vereinten Kräften leichter herstellen als alle diese kleinen Hügel mit zerstückelten. Etwas mögen wohl die samstigen ungangbaren Wege der Marschen zur Isolierung beigetragen haben, denn diese machten es den Bewohnern mehr als anderswo wünschenswerth, immer so recht unmittelbar ihren Felder zu wohnen.

Daher sind denn auch die Wäldungen wohl allgemeiner besser errandirt als in den Marschen, wo jeder Bauer mitten in seinem Felde sitzt, wie ein Soldat wohnt in seinem Gespinnste, während unsere armen Markbauern ein Stückchen Land in Wäldern, eins in Wäldern, eins hinter dem Walde, eins vor dem an einer Markung aufzusuchen und zu bestellen haben.

Die Ursache ist jene Veranlagung der Marschbewahner auch bloß aus dem Nationalcharakter der Engländer und Niederländer zu erklären; die zwar in der Commune Einer für den Andern und Jeder für das Ganze standen, von denen aber im Uebrigen gern Jeder seine eigene gesonderte unabhängige Besorgung hatte, eben so wie die Engländer gern ihr eigenes Haus für sich haben; und sich nicht entschließen können, wie wir es zu Dresden, Leipzig, Wien u. s. w. thun, bloß mit einem Etage für Lieb zu nehmen und sich familien- und etagenweise in großen casernenartigen Gebäuden unterpacken zu lassen. Wie gesagt, das englische Sprichwort: „my hono: in my castle“ ist gewiß aus diesen Marschen nach England hinübergegangen, und der Sinn, den dieses Sprichwort andeutet, hat hier tiefe Wurzeln geschlagen, sowohl in Oberstodt, in Dithmarschen und in ganz Nordalbingen; als in allen friesischen und niederdeutschen Districten bis nach Holland hin. Auch in Hamburg und Bremen wohnt jeder Bürger in seinem eigenen Hause, und das Hausrecht wird da in so hohen Ehren gehalten, daß z. B. kein Diener der Polizei in ein Haus weiter als bis auf die Vorhalle vordringen darf; wobei ich mich einen alten ehrwürdigen, fasten Reichthümerin erinnere, die vor Schwed laut aufschrie: daß einer Ohnmacht nahe war, als einst man wartet ein unverheirateter Polizeibewahrer in die offene Thür ihres Wohnzimmers unbefugter Weise hineinsah.

Daß auch diese Speculation ist: nicht leicht eiten

Vorwitzer. Kurz, vereinzelte Wohnungen sind das Gerwöhnliche in den Marschen. „Datt mott woll so syn!“ Ich schnitt eben mit diesem Gedanken — ja wer seine unruhige Vernunft doch immer in dem Glauben an einen so trefflichen Spruch gefangen nehmen könnte! — den Faden meiner Speculation ab, als mein Rutscher sich umbrehte und, mit der Peitsche auf einem Haufen Stroh, zwischen dem einpaß Dächer hervorguckten, hinstehend, sagte: „Dat is Hoherdworth!“ „Vortrefflich“, antwortete ich, „dahin will ich eben. Kehre dort ein!“

Hoherdworth — dieser zunächst auftauchende Gegenstand meiner nomadistronden Speculationen; ist das einzige adelige Rittergut in dieser ganzen Marschlandschaft. Die alten friesschen Communen hatten, wie ich schon einmal sagte, das Panier der Freiheit und Gleichheit aufgeheckt und durbeten das Auskommen eines privilegierten Standes nicht. Auch haben sich alle diese friesschen Marschen hier im Norden bis an die Elbe hin vor dem Einbringen des Adels und vor der Begründung bevorrechteter Rittergüter weit besser beschützt als z. B. die Marschen in Hannover, wo eine Menge adeliger Geschlechter sich ansäßig gemacht hat.

Hoherdworth ist, wie gesagt, in ganz Oberstiedt das einzige adelige Gut und liegt da wie eine Schneeflocke oder isolirte Eisscholle auf einer Wiese. Es scheint fast, als hätte es hier in dieser Isolirung seinen Charakter um jeden Preis zu behaupten gestrebt, und es hat seine

uralte adelige Physiognomie so gut erhalten, daß, als ich über die Zugbrücke, die über den doppelten Graben des Schlosses geschlagen, und zwischen den hohen alten Bäumen, unter denen das Haus versteckt ist, hinüber, ich mich in eine ganz andere Zeit und Landschaft versetzt glauben konnte.

Das Haus ist schon 300 Jahre alt, sieht recht stattlich und fast burgartig aus und hat sogar an der einen Ecke noch eine lange Kette mit einem Halbesen hängen, als ein Zeichen der Hoheit und Gerichtsbarkeit, welche die Besitzer über den Gerichtsbezirk von 1000 Schritt Länge und 1000 Schritt Breite, der das Schloß umgibt, und bloß aus Hühnwelde besteht, ausüben.

Man sagt mir, sonst habe der Schandpfahl und das Halbesen mitten auf dem Hofe des Schloßes gestanden, man habe es aber kürzlich etwas auf die Seite geschoben. Das Gut liegt freilich hier in Abverfiedt, aber, so zu sagen, nur körperlich, denn geistig, ich meine in Bezug auf Recht und Gerechtigkeit, hat es nichts mit der Landschaft zu thun und ist in dieser Beziehung mit dem adeligen Gerichtsbezirk von Angeln verbunden. Der Besitzer des Gutes zieht, wie seine Vorfahren im Mittelalter, noch alle Abende die Zugbrücke über seinen Graben auf.

Er ist ein freundlicher, gefälliger Herr und zeigte mir Manches, was ich bisher noch nicht gesehen hatte. Vor allen Dingen gehörte dahin die merkwürdige Kohl, Marschen u. Tafeln Schwibg.-Holsteins. III. 2

ligen Veranlassungen, die man im Hause getroffen hatte, um das Regenwasser von allen Dächern aufzufangen und zu sammeln.

.. Das Dach des Hauses bildet eine Fläche von ungefähr 200 Quadratellen, und aller Regen, der auf diese Oberfläche herabfällt, sammelt sich zunächst in einer großen geräumigen Rinne von Blech, die rund um das ganze Haus am Rande des Daches herumläuft.

.. Unter dem Hause ist ein großes tiefes Bassin angelegt. In diesem Bassin sammelt sich das Regenwasser, und über demselben steht die Pumpe, durch die es, wenn es im Hause nöthig ist, weiter hervorgepumpt wird. Das Dach sammelt außer dem Regenwasser auch natürlich allerlei Unreinigkeiten, es legen sich Moose darauf an, Kalkstückchen und Ziegelmörtelchen fallen aus, Blätter und Staub werden hinaufgeweht, und das Wasser geht daher, wenn es herunterfließt, durch verschiedene Fäulnisprocesse.

Es sind unten in der Höhe, wo das Wasser in's Bassin tritt, Anstalten zum Aufhalten des mit herabkommenden Schmutzes getroffen, den man durch eine in der Höhe angebrachte verschließbare Oeffnung zu Zeiten wegschafft. Die Hauptreinigung geschieht aber in dem Bassin selbst, wo das Wasser zum Stehe kommt und sich völlig abklärt. Ich konnte mir Etwas davon hervor nehmen und fand es fast völlig so süß, klar und frisch wie unser Quellwasser. Im Grunde ist ja auch diese Vorrichtung weiter nichts als eine Lärche

liche Nachahmung des Verfahrens der Natur beim Ansammeln des Regenwassers in dem unterirdischen Bassin, welche die Quellen wieder von sich geben.

Auch in den Marschstädten Lönning, Garding u. s. w. haben die Leute solche große ausgemauerte Regenbassins unter ihren Häusern angelegt. Sie nennen ein solches Bassin „de Bade“ (wahrscheinlich von Bach). Die wohlhabenden Bauern haben ebenfalls dergleichen. Je größer die Bassins und die Dächer sind, ein desto größerer Vorrath von Wasser sammelt sich, und desto besser können die Leute die heißen Zeiten des Jahres, wo zuweilen große Noth am Wasser ist, überstehen.

Diese heißen Zeiten sind der Winter, wo es oft Wochen lang bloß schneit, und der Sommer, wo es zu weilen eben so lange bloß Sonnenschein giebt. Die ärmeren Bauern haben bloß Löcher und Gräben neben ihren Häusern, aus denen sie das Wasser schöpfen. Uebrigens finden sich ähnliche Regenwasserfanganstalten durch das ganze nördliche Deutschland hin. Sogar bei der Kaiserstadt Aachen hat man dergleichen Regenwassersternen in den Häusern, wie in Coberstorth und Lönnungen. Und wenn ein Süddeutscher aus einem schönen Regentage nach einer norddeutschen Stadt wie Bremen kommt, so wird er gewiß mit Verwunderung den Wasser betrachten, mit dem die Leute sich bedecken, die nützliche Gottesgabe aufzufangen, Kannen, Küffer, Bottiche, Schöpfeln, Eimer und Töpfe in Menge hinaus schleppen, um überall, wo es nur aus einer Nidur her auströpfelt, das kostbare Maß aufzufangen. Die Löch-

ter und Frauen der armen Leute, die etwa nur kleine Gefäße haben, laufen mitten in den dicksten Regen hinaus und holen die gefüllten Löpfe herein, um sie dann von Neuem wieder hinzustellen.

Sätten sie Helme, wie die halbverdursteten Soldaten Alexander's in den sogdianischen Wästen, sie würden auch diese noch zum Himmel aufhalten. Einem Südländer muß eine solche Regentrauffcene in einem entlegenen Quartiere Bremens oder Hamburgs sehr komisch vorkommen. Uebrigens sammelt man in Aachen, Bremen u. s. w. das Regenwasser doch nur mehr zum Waschen oder zu anderen industriellen Zwecken, da man immer neher noch Quellen, Flüsse und Brunnen hat.

Hier in den Marschgegenden aber ist „de Bakt“ der Vorn, aus dem man Thee- und Kaffeekanne füllt, aus dem Bier gebraut wird, aus dem die Waß der Suppen, Saucen und mit einem Worte aller Getränke des Hauses besteht.

Doch verbreiten sich jetzt, wo das Wasserkintzen überall mehr Mode wird, in allen Marschen sehr verschiedene Filtriranstalten. Meistens ist es ein einfacher Apparat, wobei das Wasser durch einen mit zerstoßenen Kohlen und grobem Sand gefüllten Lütcher läuft. Es tröpfelt unten in ein Faß, vor dessen Mündung wieder ein kleiner Schwamm liegt. Man nennt ihn in jedem Hause schlechthin „de Watermaschin.“ Die Kohlen durchdringen sich dabei halb ganz und gar

mit Schlamm und müssen zu Zeiten wieder ausgebrannt werden. Eine Wirthin in den Elbmarschen sagte mir, daß seit dem Auftreten dieser Wassermaschine ein harmloses Getränk sehr in Aufnahme gekommen sei, welches man sonst in den Marschen nicht gekannt habe, nämlich „das Zuckerwasser.“ Der dritte Wirth verlangte jetzt ein Glas Zuckerwasser, da er sonst wie alle Uebrigen, nur Schnaps, Bier oder Punsch genossen hätte.

Der Garten, der das alte Schloß Hoyerdworsh umgiebt, ist nicht weniger eigenthümlich als das Haus selbst, und seine genauere Beschreibung interessirte mich im höchsten Grade. Obgleich er im Großen ganz eben so war, wie die kleineren Inselgärten, die ich oben beschrieben habe, so will ich ihn doch hier zu schildern versuchen, damit man wisse, wie ein Schloßgarten, der schon einige Prätensionen macht, in dieser kammarmen Gegend aussteht.

Der doppelte, sehr breite Graben umgab den ganzen Garten, wie das Schloß selbst. Die Erde war aus beiden Gräben zu einem Damm in der Mitte zwischen beiden aufgeworfen. Die größte Länge hatte der Garten gegen Westen, so daß er mit der schmälsten Seite gerade gegen Westen oder Nordwesten blickte, damit ihm die Nordwestwinde nicht viel anhaben konnten.

Der Damm war mit vielen Bäumen besetzt, die sehr dicht neben einander gepflanzt waren und einen geschlossenen Schutz bildeten für alles Gesträuch

und alle Blumen, die der Garten und sein Inneres hegen sollte.

Diese Bäume waren Pappeln, Eschen, Erlen und andere gute Schutz- oder sogenannte „Sturmbäume.“ Ganz im vordersten Gliede gegen Nordwesten stand eine Reihe von Bäumen, die so entblättert und zerkaust waren, daß ich ihre Gattung nicht erkennen konnte. Der Besitzer sagte mir, es seien dieß „Gabeelen“ oder „Abeelen“, eine Art Pappeln, die hier zu Lande als Sturmbäume sehr beliebt wären. Sie hielten sich sehr fest und zäh gegen den Nordwesten und wüchsen selbst ohne Blätter noch fort.

Nicht bloß die Gabeelen, sondern überhaupt der ganze Baumwall auf der Nordwestseite war vom Winde erschrecklich angegriffen und sah etwa aus, wie eine vom Feinde bombardirte Festungsmauer.

Überall ragten aus dem unteren dichten Buschwerk dürre Bäume oder einzelne kahle Äste und Stämme hoch in die Luft empor. Alle hatten die Zweige von Westen nach Osten gekehrt und streckten sie wie lange Arme aus, als ersüchten sie, wie die Mohammedaner, vom sonnigen Osten her Trost und Rettung. Erst in der hinteren östlichen Reihe waren alle Bäume gesund und ganz fröhlichen Wachstums.

In dem Inneren des Gartens herumzugehen, regte mich sonderbar an. Alles war dunkel darin, wie in einer Waldwildniß. Die meist verblühten Blumen drängten sich an engen Gängen zwischen den Gebüschlein hin. An Alleen, perspectivische Ausichten

in's Freie, die einen Garten erst recht lieblich machen, indem sie ihn mit der großen Landschaft der freien Natur in Verbindung setzen, war natürlich gar nicht zu denken; denn jedes Loch muß hier wie in einem Festungsgraben verstopft werden, damit der Feind, der Wind, nicht eindringe.

Ueberhaupt sah es schon sehr herbstlich und schwach in dem Garten aus, obgleich wir noch im Anfange Septembers waren. Die Weintrauben waren noch nicht reif, und man zweifelte, daß sie dieses Jahr reif werden würden. Ueberhaupt, muß ich sagen, war in diesem Jahre, 1846, in ganz Schleswig, Holstein und Jütland ein totaler Mißwachs des Weines in Aussicht gestellt. „Entsetzlich!“ wird ein Pfälzer oder Rheingauer ausrufen, wenn er vergißt, was wir sagten, daß die Leute hier statt der Weinberge nur Heu-berge haben.

Es klingt unglaublich und ist doch wahr, daß ähnlich wie dieser Garten, in allen diesen Gegenden auch jeder Wald, der nicht von Natur durch einen gegen Nordwest vorliegenden Berg geschützt ist, behauptet werden muß. Bei jedem solchen Walde muß man vor allen Dingen eine tüchtige Einfassung von Schutzbäumen gegen Nordwest pflanzen, und erst hinter dem Schutzbäumen kann man Eichen, Linden oder andere Bäume, die den Sturm nicht vertragen, anpflanzen. Es ist also eine Art von Eindeichung der Wälder gegen die Luftfluthen, wie die Inseln oder Halbinseln gegen die Wasserfluthen eingedeicht werden.

Sobald die Windstürme jenen Schutz erst völlig vernichtet, so brechen sie dann in den Wald ein und zerstören auch ihn gänzlich. Bei jedem schon seit langer Zeit existirenden Walde bildet sich ein solcher Schutz auch von selbst, indem die gegen Nordwest liegenden Bäume sich gewissermaßen an den Sturm gewöhnen. Sie gehen dort ganz oder halb ein und umzingeln so den Wald mit einem Kranze Kränkeläber und mit dem Lobe ringender Bäume. Dieser Kranz sieht zwar nicht schön aus, aber man hütet sich wohl, ihn wegzuhauen; denn der Wind würde sofort sich über die nächste Baumreihe hermachen und sie in eben denselben traurigen Zustand versetzen.

Man haut daher auch hier alle Wälder von Osten her aus. Thäte man es von Westen her, wo die alten Knorren die Hinterreihe vertheidigen, so würde der Sturm mehr Bäume fällen als die Art, und man würde nichts als Dürholz ernten. Selbst die Felder und Aecker in ganz Holstein und Schleswig müssen mit Dämmen eingezäunt werden, die man „Knicken“ nennt, und welche den überall so nöthigen und gesuchten Schutz gegen die Luftstürme aus Nordwest gewähren. Diese Dämme sind wieder eine Art von Deichen, und die Aecker und Feldmarken bekommen dadurch das Ansehen von kleinen Rögen oder Polbern, und man sieht so, daß in Folge des Nordwestwindes ein Vertheidigungs- und Eindeichungssystem von den westlichen Rassen her durch dieses ganze Wuth- und Sturmland geht und nur unter verschiedenen Metamorphosen erscheint.

Ich habe oben die Halbinsel Eiderstedt mit der Halbinsel Nordholland verglichen, und ich glaube in der That, daß beide Striche viel Aehnlichkeit mit einander haben. Aber von einer so merkwürdigen Wirkung des Nordwest auf die Bäume habe ich in Nordholland nichts verspürt, diese stehen vielmehr dort alle ganz aufrecht, rund und vollständig da. Ich frage abermals, woher kommt es denn, daß der Wind nur hier so giftig und zerstörend wirkt.

Mein gütiger Freund, der Besitzer von Hohersworth, führte mich am Abend auf die schönen Wiesen hinaus, die seinen Sitz so dicht umgeben, daß man zu jeder Tageszeit aus dem Fenster deutlich sehen kann, ob die Ochsen, die darauf gehen, gut und ordentlich fressen, und ob sie auch richtig verdauen. Allerdings begreife ich nun die Vortrefflichkeit des berühmten Hamburger Rindfleisches, das von hier kommt, da alle Operationen des Mästens und Fettwerdens so dicht unter den Augen der Besitzer vorgenommen werden.

Die Betrachtung der Wiesen, so wie der schönen glatten Thiere, die auf ihnen weideten, gewährte mir einen großen Genuß. Die Schweizer sagen, daß ihr Alpengras so dicht sei, daß, wenn man einen Stoc hineintwürfe, man ihn nicht wiederfinden könne. Ganz dasselbe kann man von dem Grase hier sagen. Unsere besten Weiden im Inneren Deutschlands sehen dagegen mager aus, wie die schlechten durchsichtigen Seidenzeuge russischer Fabriken gegen die guten, dichten, festen, geschmeidigen der Franzosen.

Nur eines Schmuckes entbehren diese Marschwiesen

der blumigen, mannigfaltigen, duftenden Kräuter nämlich, welche unsere Bergwiesen zieren. Daher hat auch das Gras und Heu keine Spur von dem aromatischen Dufte, der unseren Wiesen eigen ist.

Dieses Marschgras ist schlichte Prosa, dicht, äpyg, nahrhaft, so wie auch der treffliche Marschweisch, der Frieße, Dithmarsche, Kedinge, Stedinge, Holländer oder wie er nur heißen mag, prosaisch und tüchtig ist.

Als ich diese Eiderstedter Weiden zum ersten Male sah, wollten sie mir gar nicht so vollkommen erscheinen, sie kamen mir vielmehr sehr rauh und unordentlich vor. Stellenweise sah ich sie kahl und stellenweise wieder mit einer Menge hoher Grassaufen untermischt, wie man wohl solche Saufen bei sauren, sumpfigen, schlechten oder von Maulwürfen zerarbeiteten Wiesen sieht.

Hier zeigte man mir, daß diese präntendierten Maulwurfshügel nichts weiter wären, als dichte Grassaufen, welche das Vieh nicht getroffen hatte.

Man sagte mir, daß die leckeren Eiderstedter Döfzen, von denen man auf jede Demath Landes immer nur einen halbe, nur die besten Gräser abfrähen; da, wo minder gutes Gras stände, weideten sie rund herum, wodurch dann so ein Schopf stehen bliebe. Man nennt hier diese stehengebliebenen Grassaufen „Pullen“ oder auch „Rauchwert.“ Böllig abgegraste Striche laufen dazwischen herum.

Die Döfzen fressen die obere Fläche der Weide hier ungefähr so aus, wie die Würmer das Holz. Im

Herbste kauft man wieder einige frische Ochsen aus Zütlund an. Diese sind nicht so verwöhnt und machen sich dann hungrig über die „Bullen“ her. Da, wo man das nicht thut, mäht man die Bullen, welche die Sommerochsen verschmähten, ab und verfüttert sie im Stalle.

Da, wo noch etwas dichtes Gras stand, konnte ich nicht umhin, mit dem Stocke darin zu rühren oder mit der Hand darüber hinzustreichen, wie man über dichten schönen Sammet hinstreicht, oder wie die, welche einen bewunderungswürdigen dichten Bart haben, sich gern durch den Bart fahren.

Uebrigens sind auch in Eiderstedt nicht alle Weiden gleich schön. Im Ganzen verbessert sich hier, wie überall in der Welt, die Weide mit den Jahren; die Gräser werden mit der Zeit immer feiner, dichter und nahrhafter. Es giebt hier Weiden, die 70, 80 und 100 Jahre alt sind, ja es soll fette Ländereien geben, die seit Anbeginn ihres Bestandes nur Gras erzeugt haben und bloß als Weide benutzt worden sind.

Eine Weide ist hier also ein Capital, von dem man jährlich Zinsen nimmt (das Gras, welches das Vieh frisst), und das sich außerdem trotz dieser Verzinsung noch in sich selbst vermehrt und verbessert. Eine 80jährige Weide ist besser als eine 50jährige, und eine 30jährige besser als eine 10jährige.

Von guten alten Weiden sprechen die Leute hier an der Nordsee mit eben solcher Hochachtung wie die Weinhändler am Rheine von guten alten Weinen, und zahlen doppelt

so hohe Preise für sie als für die jungen. Man sagt, daß über zwei Drittel des Landes Weide seien und kaum ein Drittel aus Pflugland bestehe. Ganz Eiderstedt ist also der Hauptsache nach eine fast ununterbrochene flache Graswiese von 6 Meilen Größe, wie sie in solcher Ausdehnung und Güte nur selten in der Welt wieder vorkommen mag.

Mein werther Freund sagte mir, er sei jetzt alt und habe daher gar kein Ackerland mehr, sondern Alles schon seit einiger Zeit nur als Weide benutzt. Dieß ist natürlich die bequemste Art der Benutzung. Man kauft im Frühling bloß Ochsen ein, läßt sie so ziemlich von selbst fett werden und verkauft sie wieder im Herbst.

Das Gras wächst von selbst zu, auch ohne Kalkanstäuben, ohne Poudrette und ohne Bespritzung mit Jauche. Wer hier alt, reich und gemächlich ist, hat daher auch meistens nur Weideland. Nur der Junge und Arme pflügt und ackert, der Letztere insbesondere, weil er kein Capital hat, um sich theuere alte Weiden zum Fettmachen des Rindviehes anzukaufen, und weil er auch, um Weib und Kind zu ernähren, nicht warten kann, bis seine Weiden durch das Alter sich verbessern. Mit dem Pfluge ist er eines rascheren Gewinnes sicher.

Die Fettweiden und die Viehmästung oder, wie man hier sagt, „die Fettgräsung“ sind also hauptsächlich ein Gegenstand speculirender Capitalisten. Daher sind auch, wie man mir sagte, namentlich in neuerer Zeit viele Capitalien in's Land gestossen, um Weide zu kaufen

und Ochsen zu mästen. Selbst reiche Bürger in den entfernten Städten Schleswigs, Flensburg u. s. w. betreiben zuweilen diese Speculation. Die Sache erfordert nicht viel Aufsicht, und sie kommen daher oft nicht einmal selbst in's Land, sondern schicken nur ihre Aufseher, die Alles für sie hier abmachen.

Ja nicht selten haben selbst ganz kleine Capitalisten aus den Städten, von dem großen Rufe der Marschen, wo viel Gewinn zu machen sei, hervorgelockt, sich hier ein paar Ochsen und ein paar Weiden gekauft und dann darauf losgemäset, in der Hoffnung, ihre kleinen Ersparnisse bald zu verdoppeln. Alle Dinge in der Welt kommen aber zuweilen in die Mode und werden eine Sucht oder ein Weltspiel, zu dem Alle herbeiströmen.

Man hat die Tulpen-Speculationswuth, den Eisenbahnactienschwindel in anderen Ländern gehabt, und so haben wir denn hier den Viehmast- und Fettgräsungschwindel.

Ich gedachte hierbei der Capitalisten und Kaufleute von Odeffa, die ihre Capitalien ebenfalls oft auf 100 Meilen weit entlegenen Steppenweiden in Viehheerden stecken.

Die freien Marschbauern haben von jeher Ochsen fett machen dürfen. Sonst durfte im übrigen Dänemark bloß der Adel sich mit dem Fettmachen und Mästen der Ochsen befassen. Erst 1788 wurde ihm dieses Privilegium, das, wenn ich nicht irre, aus dem 16ten Jahrhundert stammt, genommen. Es erinnert

dies an die Privilegien der schafzuchtenden Grafen Spaniens.

So viel ich bemerkt habe, ist man hier der Ansicht, daß die Ochsenmästung und der Viehhandel in neuerer Zeit immer mehr gewonnen haben und noch immer im Wachsen begriffen sind, und daß die Weide des Landes noch immer sich ausdehnt.

Man könnte viele Umstände anführen, welche dies sehr glaublich machen. Daher hat sich auch, wie sich schon von der Mitte des vorigen Jahrhunderts her nachweisen läßt, die Bevölkerung dieses Ländchens immer mehr vermindert und ist noch jetzt in der Verminderung begriffen, während doch sonst die Bevölkerung in den Herzogthümern wie in allen Ländern steigt.

Ich habe eine Liste der Einwohner des Landes von 1765—1794 vor mir, aus der eine ganz regelmäßig fortschreitende Abnahme hervorgeht. Es ist dies ganz natürlich, denn überall in der Welt, wo die Viehzucht sich auf Kosten des Ackerbaues ausbreitet, nehmen die Menschen an Zahl ab.

Man hat nur halb so viele Menschen zur Bestellung der Weiden und dessen, was damit zusammenhängt, nöthig, als zur Bestellung des Ackerbaues. Auch der Umstand mag in derselben Richtung wirken, daß, wie man mir sagte, die Capitalien und der Grundbesitz in eine immer geringere Anzahl von Händen geriethen, und daß die kleineren Besitzer neben den großen mehr und mehr verschwinden. Das Vieh, welches in

den Marschen selbst erzeugt wird, hält man zum Fettgräsen nicht für so gut, als das Vieh aus Jütland, das ohnehin auch billiger und in größerer Quantität zu haben ist.

Es ist daher der so wichtige Handelszweig, der Viehhandel Jütlands mit den Marschländern, in Gang gekommen. Die meisten Döfen werden in dem schönsten weidenreichen östlichen Theile Jütlands erzeugt; im westlichen, sandigen und heidigen Jütland sind die Weiden zu mager. Von Jütland gehen die Döfen auf der großen östlichen Handelsstraße des Landes nach dem Süden hinunter, meistens von jütischen Döfen-treibern geführt, zuweilen aber auch von Zwischenhändlern oder Marschbewohnern selbst herabgeholt.

Jütland verhält sich zu den Herzogthümern Schleswig und Holstein ganz wie Irland zu England. Es liefert die rohen Producte und erwartet von daher die baaren Capitalien, die seinem Mangel abhelfen sollen.

Das tüchtige große, aber magere Vieh aus Jütland sammelt sich im Frühjahr besonders in Husum an, wo ein großer Markt, auf dem wohl 10,000 Stück Vieh verkauft werden, abgehalten wird. Man nennt diesen Markt einen „Magermarkt“, weil er nur das noch zu mästende Vieh liefert, und unterscheidet dagegen die „Fettmärkte“ im Herbst, von denen der bedeutendste am Ende October in Iphoe stattfindet, wo ungefähr eben so viele Rinder gekauft werden.

Außerdem aber sind in Hamburg noch beständig, Jahr aus, Jahr ein, allwöchentlich Fettmärkte, und

viele Fettgräser in den Marschen schicken ihr Vieh direct nach Hamburg oder vielmehr an einen Unterhändler in Altona, der es dann für ihre Rechnung in Hamburg verkauft. Es ist schwierig, zu sagen, wie viel fettes Vieh die Marschen im Ganzen ins Ausland führen mögen. Man giebt in den Statistiken die Rinderheerden, welche in einem ununterbrochenen Marsche aus den Herzogthümern Schleswig und Holstein jährlich zu den Schlachtbänken des Auslandes wandern, auf 40,000 Stück (Ochsen, Schafe, Kälber) an. Das Meiste davon kommt aus den Marschen und geht nach Hamburg.

Es ist schon eine Eisenbahn in Arbeit genommen, welche direct auf die nördlichen Marschländer hinzieht, nämlich die Zweigbahn über Glückstadt die Elbe hinab durch Dithmarschen bis an die Mündung der Eider. Man hofft von dieser Eisenbahn ein noch größeres Aufblühen des Viehhandels. Die mageren Ochsen aus Jütland können freilich zu Fuß den langen Weg machen, weil sie nichts als Knochen und Haut zu tragen haben, aber den fetten aus den Marschen möchte man die Mulse gern etwas erleichtern.

Wenn das Eisenbahnen, welches sich jetzt von Berlin nach Hamburg heranzieht, fertig sein wird, dann drohen die Branntweinfabrikanten von Preußen mit ihren Ochsen, die sie auf eine billige Weise in ihren Brennereien fett machen, den Markt von Hamburg zu überschwemmen. Es sind daselbst schon viele von diesen billigen preussischen Thieren angelangt. Den Marschleuten war anfangs ein Wenig bange vor ihnen; seitdem sie sie

aber genauer angesehen haben, ist diese Furcht verschwunden. Das Fleisch der preussischen Ochsen kommt nicht im Entferntesten dem der feinen Marschwaare gleich, und die Eiderstedter Fettgräser glauben, auf jener Eisenbahn mit den Berliner Brauwetweinsbrennern einen vorthellhaften Krieg führen zu können.

Man ist in Hamburg und der Umgegend zu sehr an das gute Marschvieh gewöhnt, und wenn die Berliner es erst einmal schmecken werden, so werden sie sich auch bequemen, Etwas mehr dafür zu bezahlen, und ihre eigenen Ochsen ohne Bedauern vom Marke verschwinden sehen.

Einen Theil seines Viehes sendet das ochsenreiche Jütland auch den dänischen Inseln zu, doch begegnen diesen Sendungen hier andere Ochsentrupps, die beständig aus Schweden über Helsingör nach Seeland und den dänischen Inseln einwandern.

Ganz ähnliche Viehwanderungen wie auf der cimbriischen Halbinsel finden in Schottland statt. Auch dort bewegen sich aus dem wilden viehreichen Norden, aus den Heidegegenden der Hochländer, die mageren Viehherden zu den besseren Triften des Südens heran, um dort für den Markt von London gemästet zu werden.

Ueberhaupt sind alle Winterzüge in ganz Europa aus den völkerrarmen nach den völkerrreichen Gegenden gerichtet. Aus Südrußland wandern die Herden nach Nordwestrußland, aus Rußland, Polen und Ungarn nach Deutschland, aus Deutschland nach

Frankreich und Italien. Aus Schweden gehen sie nach Dänemark, aus Dänemark, und namentlich aus Jütland, nach Holstein; aus Holstein nach dem Süden, aus Schottland und Irland nach England.

Im Grunde sind London und Paris die wahren Centralpunkte des ganzen Viehhandels in Europa, und man kann in Wahrheit sagen, daß alle wandernden Ochsen Europas mit den Köpfen gegen diese beiden Städte gerichtet sind.

Nicht wunder, daß noch kein Kundiger sich die Mühe gegeben hat, alle die in Europa stattfindenden Viehwanderungen auf einer Karte zu verzeichnen, auf der man die ganze Verzweigung dieses interessanten Handels durch unseren ganzen Welttheil hin erkennen könnte. Ueberhaupt, was bleibt den Kartenzzeichnern, Geographen und Historikern nicht noch Alles zu thun übrig! Warum haben wir noch keinen Handelsatlas von Europa, wie wir schon lange physikalische, politische, ethnographische, historische Atlanten haben? Wie interessant und lehrreich könnte nicht ein solcher Atlas werden, auf dem man die großen und kleinen Handelswege und ihre Verzweigungen und die ganze Bewegung des Handels eben so deutlich erkennen könnte, wie man den Ablauf und die Bewegung des Wassers auf unseren Strom-, Fluß- und Quellenkarten erkennt.

Man könnte zur Darstellung dieses Bildes ganz die Art der Zeichnung und Schattirung wählen, wie bei der Darstellung der Wasservertheilung. Man müßte eine

allgemeine Uebersichtskarte der großen Handelsbewegung machen und dann noch für jede Waare eine eigene Karte, z. B. eine für den Holzhandel, eine für den Kaffeehandel, eine für den Tabackshandel u. s. w. Da müßten denn diejenigen Plätze, wo diese Waren vom Auslande her am meisten zusammenströmen und von wo aus sie in's Land vertheilt werden, an die dicksten und breitesten Strichmms der Handelswege verlegt werden, und durch eine von einem solchen Platze ausgehende Verzweigung und Abschmälerung der Linie wäre sodann zu zeigen, wie und wohin diese oder jene Waare sich in's Land vertheilt.

Bei einer Waare, die wir ausführen, müßten eben so die Punkte, wo sie producirt wird, bezeichnet und dann durch kleine zusammenlaufende Strichelchen oder Quellen angedeutet werden, wie und auf welche Weise sie sich auf einem großen Markte zur Ausfuhr concentrirt. Heinrich IV. soll gesagt haben, er wolle nicht eher ruhen, als bis jeder Bauer sein Huhn im Topfe habe. Wäre ich ein Handelsminister, so wollte ich nicht eher ruhen, als bis jeder Kaufmann einen solchen übersichtlichen Handelsatlas von Europa in der Tasche hätte.

Wäre die Sache zu schwierig für unseren ganzen Welttheil, warum unternimmt man dann nicht wenigstens schon Versuche zu solchen Handelskarten für einzelne Länder oder Provinzen? Sind wir mit Ansammlung unserer statistischen Materialien nicht weit genug vorgeschritten, so sehen wenig-

stanz die, welche sich so oft darüber beschweren, daß schon fast Alles durchforscht sei, wie viel und noch überall zu thun übrig bleibt.

Als meine Phantasie beim Anblick der schwermüthigen holländischen Dörfer sich über ihre Klüften hinaus in so weit aussehende Speculationen verlor, sah ich längst wieder auf meinem Köhewagen und hatte bereits von Hoyersthorth und seinem freundlichen Besitzer Abschied genommen.

L ö n n i n g .

Es wurde Abend, und ich näherte mich der Hauptstadt dieser Marschen und der Münzungs-Capitale der Eder, der Stadt Löning, deren Thurm ich schon deutlich erkannte. Hätte mein Kaiser mir nicht mehrere Male bestimmt versichert, daß wir uns ihr näherten, so hätte ich es nicht geglaubt. Denn unser Weg lief so im Sitzack hin und her, daß wir den besagten Thurm halb rechts, halb links vor uns hatten; bald tanzte er den Pferden gerade über dem Kopfe, bald mußten wir uns den Nackenwirbel wund drehen, um ihn im Angesichte zu behalten. Kurz es sah gerade so aus, als ob wir und der Thurm zusammen eine Menuset aufführten, bei welchem Tänze der Tänzer und die Tänzerin auch erst eine Menge Kreuz- und Quersprünge and Stuß- und Wechstkünze zu machen pflegen, ehe sie einander die Hand geben.

Ich wußte eigentlich nicht, woher es kommt; daß in diesem ebenen Lande, welches so flach wie der Tisch ist; und wo die Wege gerade auslaufen sollten wir eine

Schnur, sich ein solches Zickzack ausgebildet hat. Ich bittete mir ein, es möge von der Kostbarkeit des Landes kommen. Die Leute wollen zu einer großen Landstraße — eine solche giebt es in Eiberstedt nicht — nicht hergeben, und Der, welcher die Welt bereist, muß daher eben so wie der Bauer, der von Hof zu Hof fährt, die kleinen localen Nebenwege, die einen Hof mit dem anderen verbinden, zu seiner Weltfahrt benutzen. Nun läuft man auf den einen Heuberg zu, dann wieder nach dem nächst gelegenen, und so lauirnd im Zickzack fort. Die Eiberstedten kleben an ihrem fetten Marschboden wie Wachs, und kein Mensch hat diese Republikner zum allgemeinen Besten zu expropriren vermocht.

Dies Alles, sage ich, bittete ich mir nur so ein, um mir die vielen Umstände, die ich mit dem Könige Thurme machen mußte, zu erklären. Ich weiß aber nicht, ob ich Recht hatte.

König ist, so viel ich weiß, die einzige Stadt weit und breit, welche so recht mitten im der Marsch liegt. Ihre Häuser sind daher auch fast durchgängig auf Pfählen erbaut, selbst der große schöne Thurm der Stadt steht auf einem Roste von großen Baumstämmen.

Ich fand im König selbst weiter nichts Besondere, als einen trefflichen Freund, der sich meine gültig annahm und mit dem ich einen sehr angenehmen Abend verbrachte. Und freilich ist dieß immer das Beste, was ein Mensch, und namentlich ein Reisender finden kann. Museen und Kunstschätze, Gemäldegalerien, Naturalienfammlungen giebt es in solchen

Marſchcapitalen nicht viel, denn die Natur ſieht in dem Marſchen höher als Induſtrie und Kunſt.

Nach der Meinung können ſich in ihnen nicht viel anhäufen, weil dieſe Marſchen, als verhältnißmäßig junges Land, meiſtens nur wenig davon haben, und weil auch der ſumpfige loſe Marſchboden den Menſchen wenig Gelegenheit giebt, etwas Dauerhaftes und Feſtes zu Stande zu bringen.

Die Verträge ſchöner Weiber, wohlthätiger und tüchtiger Männer, die ein Malen verfertigt haben könnten, muß man hien in den Originalen ſelbſt auf den einzelnen Bauerhöfen auffuchen, und die Figuren der Pferde und Ochſen, die anderswo einſeitig weißelnder, ſchabender und ſellender Bildhauer angefertigt haben könnten, ſind hier von der pflegenden Hand des Landmannes im Laufe der Jahrhunderte durch Erziehung ſo zierlich angefertigt, daß man ſie, namentlich die Figuren des Eidechſenartigen Rindviehs, ihrer Zierlichkeit, ihres Ansehens, ihres Hörnerwuchſes, ihrer Kopfbildung, ihrer Hautglätte u. wegen im höchſten Grade lobt. Doch ſind die Weiden und Ställe, die Cabinets, in denen man ſie findet, wie ich oben zeigte, in zahlreicheren Exemplaren vorhanden als in irgend einem Kunſtmuſeum.

Kurz, alſo, wie ſetzten uns am folgenden Tage wieder auf einen Adrswagen und fuhren ins Reich hinaus, um noch mehr von jenen Originalen zu ſehen. Ich hatte noch mehre Wünſche auf dem Herzen. Von Allen wollte ich gern noch einige Reichthümer ſehen, welche natürlich die vornehmſten Kunſt-

producte des Landes sind. Dann wollte ich gern noch ein paar Oberstebtsche Gräberge besichtigen, denn man muß von jeder Sache, um einen einigermaßen richtigen Begriff von ihr zu bekommen, mehrere Exemplare sehen und diese mit einander vergleichen; ferner wollte ich noch einige Familien-Interieurs und Oberstebtsche Landbewohner-Physiognomien betrachten, um die kleine Gallerie, welche ich mir davon in meinem Gedächtniß bereits aufzustellen angefangen hatte, zu vervollständigen, und endlich wünschte ich noch Etwas von einigen ganz besonderen Ackerwirtschaftsproceduren zu erfahren — und wir machten danach unseren Reiseplan.

Zuerst ging es den Elberdeich entlang zu einem der Schleusenwerke, welche das süße Wasser in die See entlassen. Wir hatten sie bald erreicht, und ich fuhr mit einem Schiffe, das eben aus dem Binnenlande in die See hinaus entlassen wurde, durch die Schleuse hindurch.

Solche Schleusenwerke, mit denen alle eingedeckten Länder bis nach Holland und Skanland hin versehen sind, müssen für einen Binnenland-, Berg- und Meerbewohner, der sie nie zu sehen Gelegenheit hat, und der sich in seinem sächsischen Erzgebirgsstädtchen den Kopf darüber zerbricht, wie es wohl in den Ländern an der Nordsee ausseh'n mag, das Curioseste von der Welt sein.

Ich will daher versuchen, sie Ihnen zu schildern. Ich erinnere mich, daß einer dieser Bergbewohner mir einmal sagte; er begreife gar nicht, warum man den

soviel Wesens von den holländischen und friesischen Deichen machte, als wenn es eine so große Kunst wäre, einen Damm von Erde aufzuführen. Wäre das Wasser irgendwo höher als das Land, nun so könne man ja die Erde hoch aufschaufeln, festschlagen und damit Punctum. Dann würde das Wasser wohl jenseits bleiben. Er begreife nicht, wie man sich bei einer so einfachen Arbeit den Kopf zerbrechen und wie man behaupten könnte, daß gar große und tiefe mathematische und physikalische Kenntniß, Umsicht, Klugheit, Genie, und der Himmel weiß, was Alles für Gottesgaben dazu nöthig sein sollten.

Nun natürlich, so redet jeder Unvorsichtige, der eine Sache nicht versteht. Auf diese Weise könnte man auch z. B. von der Kunst des Artilleristen sagen: Was ist denn diese vielgelobte Artilleriekunst am Ende weiter, als daß man richtig trockenes Pulver in die Kanonen zu stecken weiß, die Kugel nicht vergift, ihren Lauf nicht auf den Freund, sondern auf den Feind richtet und diesen todt schlägt.

Daß es ein sehr künstliches Ding ist, eine Spinnrad zu dreheln, das sieht Jeder leicht ein; denn man erkennt auf den ersten Blick die Mannigfaltigkeit der Theile und die Kunst ihrer Zusammensetzung. Daß aber ein Deichbau fast noch schwieriger ist, sieht nur das einigermaßen eingeweihte Auge, welches zu beurtheilen versteht, wie viele Hundert Umstände berücksichtigt, wie viele hante Berechnungen gemacht werden müssen, ehe man nur weiß, daß der Deich hier 3 Fuß höher als dort, daß er hier

unter einem $1\frac{1}{2}$ Grad spitzeren Winkel gebildet sein muß als dort.

Auch zeigt der Deich auf der Oberfläche nichts als einen Grassaum, und die mancherlei Vor-, Unter- und Hinterwerke, mit denen er im Boden wurzelt, sind dem Blicke größtentheils unter dem Wasser oder unter der Erde verborgen. Aber den, der das Nachdenken liebt, reizt die Betrachtung des Deichbaues eben dieser äußern Unschönbarkeit und der inneren Künstlichkeit wegen nur um so mehr.

Um die Ideen der Bergbewohner, unter denen ich jetzt mich befinde, in Etwas zu berichtigen, will ich hier nur einmal beispieelsweise eine Schleuse, ihren Zweck und ihre Construction deutlich zu schildern versuchen, und sie werden es dann begreiflich finden, wie der Mensch nur erst im Laufe der Jahrhunderte zu richtigen Ansichten über den Deichbau gelangen konnte.

Ich bemerke dabei, daß ich zwar nur eine kleine Silberstedt'sche Schleuse beschreibe, daß ich aber auch die großen Riesenwerke dieser Art in Holland, die ganz dieselbe Construction haben, gesehen habe.

Steige also mit mir, lieber deutscher Binnenbewohner, zunächst in jene Schleuse hinab. Kommen wir wieder daraus hervor, so wollen wir dann einen Blick auf das Ganze werfen. Die Operation in dem ganzen Organismus eines Landes kann nur der begreifen, der sich die Einzelheiten genauer angesehen hat.

Der Zweck aller Schleusen, mit denen man die Deiche an unzähligen Stellen unterminirt hat, ist ein doppelter,

nämlich erstlich dem süßen Quell- und Regenwasser aus dem Lande einen Abfluß, und zweitens den Schiffen einen Ausweg zu verschaffen.

Der Deich selbst schützt zwar wie ein Festungswort gegen außen, ohne die Schleusen aber würde er wie eine Stadtmauer ohne Thore sein. Die Bäche und die Binnenflüsse würden hinter ihm aufstauen, um das vor dem Salzwasser geschützte Land in einen Süßwassersee zu verwandeln, und außerdem würde man die Wohlthaten des Meeres, vor dessen Feindseligkeiten man sich schützen wollte, entbehren, indem man den Handelsschiffen jeden Ausweg vermauerte. Man mußte daher für diese beiden Zwecke die Deiche wieder durchbohren und Thore und Pforten in ihnen anlegen.

Wie indeß bei den belagerten Städten immer die Hauptkämpfe bei den Thoren stattzufinden pflegen, und wie daher die Schüzung und Vertheidigung dieser Thore den Ingenieuren und Soldaten immer die meiste Mühe macht, so ist dieß aus sehr natürlichen Gründen auch bei den Deichschleusen der Fall. Die hohen Seegewässer drängen hier, da sie sonst überall von den Deichen zurückgewiesen werden, um so heftiger an, und es war daher die bloße Durchbohrung des Deiches nicht hinreichend. Es mußte vielmehr auf ein Mittel gedacht werden, das Loch wieder, wenn es nöthig wäre, willkürlich zu verschließen, und es entstanden daraus die verschiedenen starken Schleusenthore, welche man beliebig öffnen und schließen kann.

Um nun zu seinem Zwecke zu gelangen, hat man

vor allen Dingen alle Binnengewässer canalisirt; das heißt, man hat sie in eine Menge von Gräben gesammelt, um sie ganz in seine Gewalt zu bekommen und sie dahin zu leiten, wohin man sie haben will. Ließe man die Gewässer in ihrem natürlichen Bette, welche sie sich selbst graben, so wild hinströmen, so würden sie die Deiche von hinten in Gefahr setzen und sie bald hier, bald da zu durchbrechen streben.

Man sieht daher, daß die Canalisirung aller Gewässer in Holland, in Eiderstedt und überhaupt in allen Marschgegenden eine ganz natürliche Folge der Bedrückung der Länder war. Wie viele Jahrhunderte mußten nicht darüber vergehen, ehe die Canalisirung so großer Landstriche zu Stande kam, ehe jeder Fluß ein Canal geworden, ehe für jede kleine Regenrinne ein Graben geschaffen war.

Mit jeder Schleuse steht also ein kleines System von Gräben in Verbindung, welches die Gewässer von einem gewissen Landbistricte ihr zuführt. Der Regen und die Quellen rinnen in den zahllosen kleinen Gräben fort, welche hier überall die Felder durchschneiden. Die kleinen Gräben münden in größere, und diese fließen endlich in einen breiten Canal zusammen, der nun vor der Schleuse ankommt.

Diese Schleuse ist ganz nach Art der Wasserrollen in unseren Bergwerken gebaut, etwa 200 bis 400 Fuß lang, je nach der Breite des unten durchbohrten Seedeiches. Es ist natürlich, daß die Größe und Weite eines solchen Stollens sich nach der Größe des auf ihn ange-

wiesenen Wassergebietes und der Quantität der abfließenden Wassermasse richten muß. Ist diese sehr bedeutend, so muß derselbe sehr weit und groß sein; ist sie gering, so reicht ein enger Stollen hin.

Der Stollen darf aber weder zu eng, noch zu weit sein, — zu eng nicht, weil die süßen Wasser dann nicht bequem abfließen könnten und sich oft vor der Mündung aufstauen würden, — zu weit nicht, erstlich, weil sonst die Kosten des Schleusenbaues, die ohnedieß schon groß sind, sich noch vermehren würden, und zweitens, weil dann den Seewellen ein zu weites Thor geöffnet werden würde.

Man begreift, daß es einer großen Menge von Erfahrungen und Berechnungen bedarf, bis man die rechte Quantität und Größe gefunden hat, um weder das Maximum, noch das Minimum zu überschreiten. Wie viel Wasser nun heute oder morgen herzufließt, könnte man wohl leicht wissen; aber man muß auch wissen, wie viel morgen und übermorgen bei nasser Witterung herzufließt, und wie viel unter ganz besonderen Umständen, bei lange dauerndem Regen, ausnahmsweise herzufließen könnte. Man muß zwischen allen Möglichkeiten die rechte Durchschnittszahl ausfindig machen.

Findet das süße Wasser nun die Schleuse offen und das Meer jenseits derselben in seinem niedrigen Bette, so ist weiter nichts zu erinnern. Es fließt ruhig durch die Schleuse ab und ins Meer hinaus.

Allein so ist es nur zweimal am Tage, zur Zeit der niedrigsten Ebbe. Zweimal aber wiederum steigt in Folge der täglichen Fluth das Wasser aus dem

Meere empor, bringt dicht vor den Damm heran und würde in die Schleuse, wenn man sie offen ließe, hineinströmen und, gegen das Süßwasser fließend, dasselbe aufstauen und eine Ueberschwemmung verursachen.

Man hat daher an dem äußeren Eingange des Stollens nach dem Meere zu Thorflügel angebracht, welche sich in dem Moment schließen, in welchem die Fluth mit dem Wasser des Canals zu gleicher Höhe gestiegen ist, und in welchem also kein süßes Wasser mehr hinausströmen kann, vielmehr das salzige Wasser landeinwärts zu fließen beginnt.

Diese Schleusenflügel, die aus mächtigen Eichenbalken mit starkem Eisenbeschlag zusammengesetzt sind und „Fluththüren“ heißen, sind so eingerichtet, daß sie sich bloß nach außen öffnen. Werden sie nach innen zugebrückt, so klemmen sie sich gegen einander und verschließen den Eingang so fest, daß kein Tropfen hindurch kann. Dieß wird dadurch bewirkt, daß die beiden Thüren, wenn sie geschlossen sind, nicht in einer und derselben Ebene, sondern unter einem stumpfen Winkel zusammenfallen. Ist nun Ebbezeit, so stößt das süße Wasser, welches ausströmen will, die Thüren von selbst auf und fließt ungehindert hinaus. Kommt aber die Fluth und tritt jener bezeichnete Moment ein, wo dieselbe über das Süßwasser hinwegwill, so hört der Druck des letzteren gegen das Thor auf, die Fluth strömt hinter sie, faßt sie und schlägt sie zu. Das Meer schwillt drohend vor der Thüre auf, aber je höher es steigt desto fester drückt es sie zusammen und versperrt sich selbst den Eingang.

Wir waren so glücklich, den Moment des Wasserwechsels zu treffen, und bemerkten genau, wie die Fluth dieß zu Stande bringt. Die Thüren werden, wenn diese sich mit dem Wasser im Canal in gleiches Niveau zu setzen beginnt, erst ganz langsam bewegt. Dann aber geht es schneller, und ist das Wasser nur einen Zoll höher, so ist der Druck der ganzen Masse gegen die Thür so außerordentlich, daß sie mit einer solchen Vehemenz einschnappt, wie ein englisches Federmesser. Als ich dieß mit ansah, war noch eben ein Seeschiff die Schleuse einwärts passirt.

Ein kleines Boot mit einem einzelnen Manne fuhr dahinter her und kam mitten in der Schleuse ins Gedränge, da es vorn, ich weiß nicht welchen, Aufenthalt gab. Die Schleusen fingen schon an zuzuschnappen, als der Mann noch eben zur rechten Zeit sich und sein Boot aus der Enge rettete, wie die Argonauten ihre Argo. Die Leute sagten mir, hätte er noch ein wenig gezaubert, so würden die Schleusen ihn mit sammt seinem Boote zertrümmert haben.

Die Fluththüren sind, wie gesagt, so stark gemacht, daß sie den Druck des Meeres gegen sie ebenso gut auszuhalten im Stande sind, wie die Deiche. Allein es tobt bei mächtigen Stürmen manchmal außerordentlich vor ihnen, und besonders im Winter, wenn die Brandungen Eisschollen gegen sie aufschleudern, ist Gefahr vorhanden. Sie können sogar einbrechen oder weggerissen werden. Man hat daher etwa 20 Schritt hinter ihnen noch zwei Thüren, die sogenannten „Noththüren,“ angelegt, welche aber nicht alle von 6

zu 6 Stunden die beschriebenen Operationen des Oeffnens und Schließens mitmachen, sondern für gewöhnlich offen stehen und an den Seitenwänden festgehalten sind.

Nur bei außerordentlichen Stürmen, oder wenn an den äußeren Thüren etwas zu repariren ist, fährt der Schleusenwächter mit einem Boote in den Stollen hinein und verschließt auch noch diese Noththüren.

Ein Durchbruch der Fluththüren könnte die schlimmsten Folgen haben. Denn bei dem plötzlichen Einstürzen des Meeres, das wie ein Wasserfall durch den Stollen fahren würde, könnte nicht nur das Land überschwemmt, sondern auch das ganze Schlesenwert selbst und ein Theil des Deiches weggerissen werden.

Man wird sich hieraus erklären können, was es auf sich hat, wenn es zuweilen in einer Zeitungsnachricht heißt, hier oder dort in Holland sei eine Schleuse gebrochen und viel Unglück daraus entstanden. Auch wird man sich ebenso erklären können, auf welche Weise die Bataver, die Holländer (noch in neuester Zeit beim Einrücken der Franzosen), die Dithmarscher und andere heldenmüthige Marschvölker es angefangen haben, ihr ganzes Land unter Wasser zu setzen, um sich gegen einen Feind des Vaterlandes zu vertheidigen.

Wenn an den Küsten dieses Landes lange dauernde Nordwestwinde wehen, so daß das Seewasser in Folge derselben lange sehr hoch vor den äußeren Schleusenthoren steht, und diese sich nie öffnen, um das Binnenwasser abzulassen, so entsteht von innen her eine andere Art von Wassernoth. Die canallirten Flüsse

und die Gräben laufen alle voll, besonders wenn eine lange Regenzeit dazu tritt, und überschwebmen austretend am Ende das ganze Land, das, wie man sich auszudrücken pflegt, sein Süßwasser nicht „lösen“ kann.

Dies war namentlich, als ich hier war, mit einigen nördlichen Marschdistricten der Fall. Die armen Leute konnten ihr Wasser nicht lösen, und es erschallten daher, wie aus belagerten Städten, jämmerliche Klagen aus ihren Röhren, wo Alles verfaulte oder im Wasser ersoff.

Soweit also, hoffe ich, hat man mich verstanden und wohl eingesehen, was der Stollen, was die Fluththüren, was die Noththüren zu verrichten haben. In den meisten Fällen hat es hierbei nun auch der Hauptsache nach sein Bemenden. Da man aber das überflüssige Süßwasser nicht nur abfließen zu lassen, sondern auch das dem Binnenlande durchaus nöthige zu conserviren wünscht, so hat man zuweilen auch noch an dem inneren Ende des Stollens ähnliche Thüren, wie sie nach außen führen; man nennt sie „Ebbethüren,“ weil sie sich zur Zeit der Ebbe schließen und dann das Binnenwasser zurückhalten.

Zuweilen nämlich liegt das Binnenland so hoch, daß das Süßwasser sehr schnell völlig ausfließen würde, besonders wenn ein anhaltender Ostwind das Meerwasser mehre Tage lang von der Schleuse fern gehalten hat, und die Fluthschleuse also nie zum Schließen gekommen ist.

Wollte man dann das Süßwasser immer ungehindert abfließen lassen, so würden bald alle Gräben, alle Canäle austrocknen, keine Binnenschiffahrt mehr möglich

sein, und auch dem Vieh, das aus dem Gräben sauft, das Trinkwasser entzogen werden. Dieß zu verhüten, ist der Zweck der Ebbehüren, die sich unter einem stumpfen Winkel auf ähnliche Weise nach innen schließen, wie die Fluththüren nach außen.

Diese Ebbehüren nun werden zur Ebbezeit, wenn die Fluththüren bei der rückfließenden Ebbe sich öffnen, von dem nachströmenden Canalwasser geschlossen, sowie sie umgekehrt bei ansteigender Fluth und beim Schluß der Fluththüren sich von selbst öffnen. Wären diese Ebbehüren ganz so eingerichtet, wie die Fluththüren, d. h. wären sie ganz bis oben hin dicht, so würde zu keiner Zeit Süßwasser ausfließen können, außer dem wenigen, welches sich kurz vor dem Thorschluß bei eintretender Ebbe, in den Stollen der Schleuse begäbe, eben so wie zu keiner Zeit Meerwasser einfließen kann, als höchstens das wenige, welches kurz vor dem Thorschluß bei eintretender Fluth in den Stollen bringt.

Dieß würde aber dem Zwecke nicht entsprechen, und die Ebbehüren sind daher nur so weit hinauf ganz dicht, als man das Binnenwasser aufzustauen und zu conserviren wünscht. Ueber dieser Linie des normalen Niveaus der Binnengewässer hat man daher große viereckige Löcher, durch welche das überflüssige Süßwasser zur Zeit der Ebbe beständig abfließt. Sie stellen also oberhalb des Wassers eigentlich nicht sowohl fest vermaachte Thüren, als vielmehr nur große Thürrahmen vor.

Da, wo das Land, wie dieß sehr häufig der Fall

ist, niedriger liegt, sind, wie Jeder leicht einseht, keine Ebberthüren nöthig. Denn da das Süßwasser in diesem Fall nur, wenn es sehr hoch steht, abfließen kann, so kann hier der Fall, daß zuviel davon wegläuft, nie eintreten.

Das Seewasser sowohl, als das Süßwasser führen immer eine Menge Schlamm und Sand mit sich, der sich gern in dem Stollen ansetzt; weil nämlich die Fluth sowohl als das Canalwasser bei der beschriebenen Operation sehr leise und allmählig einströmen, so sind sie nicht im Stande, diesen Schmutz, den sie absetzen, selbst wieder auszuspülen und die Schleuse zu reinigen. Man läßt zu diesem Zweck, um die Schleusen auszuspülen, zuweilen einen plötzlichen Strom durch den Stollen fahren und hat dazu noch ein viertes Thor in demselben und zwar ein Aufziehthor, welches „Schott“ genannt wird und zwischen zwei Pfeilern in Falzen läuft. Hinter diesem Thore läßt man das Süßwasser sich einige Zeit lang während der Ebbe aufstauen, zieht dann das Schott plötzlich auf und läßt einen tüchtigen und kurzen Strom reinigend durch den Stollen hindurchströmen.

So wie man das Wasser ordentlich und geregelt in Canälen zur Schleuse heranfließen lassen muß, so muß man es auch eben so geregelt jenseits hinausfließen lassen. Das Meer geht nämlich zu gewöhnlicher Zeit selten ganz bis an den Fuß des Deiches. Gewöhnlich befindet sich vor dem Deiche noch Vorland, aus Wiesen, Matten, Sandbänken bestehend. Dieses Vorland ist dem Deiche zu seiner Conservirung sehr nöthig.

Wollte man die Süßwasser nach ihrem Willen dahin

fließen lassen, so würden sie sich ein Bett in diesem Vorlande bahnen, das dem Deiche schädlich werden könnte. Man muß sie daher in einem regelmäßigen Canale über die Vorländer hinausführen und diesen Canal mit Ballen oder Mauern oft weit auf die Watten hinaus befestigen und ausarbeiten. Die Umstände sind überall so verschieden, daß eine richtige Anlage auch nur eines solchen Ausgangscanals oft viel Kopfbrechens macht.

So hätten wir denn eine Menge weitverbreiteter Anstalten und Vorrichtungen zu dem scheinbar sehr einfachen Zwecke — süßes Wasser aus einem Lande ins Meer hinauszuführen. Süßes Wasser und Schiffe! Fast hätte ich die letzteren ganz vergessen.

Vielleicht wird schon Mancher während des Vorigen im Stillen nach ihnen gefragt haben, um zu erfahren, wie sie durch die Schleusen und durch alle jene Thore hindurchkommen. Es scheint dieß fast nicht möglich. Denn zur Zeit der Ebbe sind die Ebbeothore, und zur Zeit der Fluth die Fluthothore geschlossen.

Aber die Sache ist die, daß es hier einen kleinen Stillstand giebt, zwischen der Zeit, wo das Binnenwasser hinauszufließen aufhört und das Fluthwasser einzufließen anfängt. Da gleichen sich die Gewässer beinahe völlig aus und stehen einige Minuten lang in gleichem Niveau. Dann kann man sowohl die Ebbeothüren leicht öffnen, weil das Binnenwasser nun nicht mehr so stark darauf drückt und die Fluth schon selbst beim Oeffnen etwas hilft, als auch die Fluththüren, weil die Fluth noch nicht so hoch ist, daß sie dieselben anspannte.

Diese Minuten müssen die Schiffe benutzen, um durchzuschlüpfen. Sie sind daher vorher schon von beiden Seiten versammelt, um zur rechten Zeit zur Hand zu sein, die, welche von der See hereinwollen, in dem äußeren Canal, und die, welche in die See hinaus wollen, auf dem inneren Canal. Diese letzteren kommen natürlich zuerst an die Reihe.

Wenn die Binnenwässer noch einige Foll höher sind als die Fluth, so öffnet man die Ebbehüren, und die Binnenschiffe schließen schnell mit dem fortströmenden Canalwasser hinaus. So wie sie hindurch sind, und sowie das Binnenwasser bei fortwährender, anschwellender Fluth entgegenzufließen aufhört, setzen sich die außen harrenden Schiffe in Bewegung und schlüpfen mit der Fluth in den Stollen hinein.

Unmittelbar hinter ihnen klappt die Fluththür zusammen, oft etwas zu voreilig, wie ich oben zeigte. Dieß Alles, die sich öffnenden und schließenden Thüren, die Thätigkeit der Schleusenleute, die Anstrengungen und die Geschwindigkeit der Schiffer, die Spannung, welche man dabei empfindet, und dann auch die Freude, wenn doch am Ende die Sache gut abgeht, ich sage, dieß Alles giebt eine recht belebte Scene.

Diese Deiche und Wasserlösungen, Schleusen und Canäle sind die großen öffentlichen Bauwerke Eiderstedts und der Marschländer, und wenn ich dem Leser sage, daß bloß die Anlage oder der oft nöthige radicale Umbau eines einzigen solchen kleinen 150 — 200 Fuß langen Stollens mit den dazu gehörigen Thüren und Schotten an

15,000 Thaler kostet, so wird man leicht begreifen, daß in dem Ganzen ein ziemliches Capital von Mühe, Geduld und Arbeit steckt.

Die kleine Halbinsel Eiderstedt hat allein 15 große Meerschleusen (oder Gasschleusen, wie man hier sagt) und außerdem noch eine Menge Binnenschleusen. Denn natürlich müssen auch alle die zahlreichen Binnendeiche zum Zweck der Wasserlösung auf ähnliche Weise durchbohrt werden, wie die Seedeiche, wenn gleich hier, wo es sich oft nur um den Durchlaß eines schmalen Grabens handelt, die Werke nicht so groß zu sein brauchen, und auch, wie sich von selbst versteht, die Ebbe- und Fluththüren wegfallen. Die Schleusen und Stollen sind alle vom besten Bauholz, und es stecken in ihnen und in den unzähligen Brücken und Sielen so viele Wälder unter der Erde, wie bei uns in den Bergwerken.

Der Seedeich von Eiderstedt ist ungefähr 10 Meilen lang, der ganze große Seedeich, der fast ohne Unterbrechung alle transalbingischen Marschen bis nach Hamburg hin umschleßt, mit allen Krümmungen mindestens 70 Meilen. Hat jener nun 15 Meerschleusen, so mögen auf der ganzen Ausdehnung dieser Marschen leicht an 100 Meerschleusen täglich im Gange sein.

Mit wie viel Hunderten von Schleusen sind nun noch die Marschgegenden, alle die Inseln und Halbinseln von der Elbe bis an die Mündung der Schelde hin besetzt. Dort giebt es die großartigsten Werke dieser Art, unter anderen das größte von allen, das Schleusenthorsystem, das den Rhein abschleßt und wechselweise täglich

zwei Mal seine Gewässer durch die Dünen ausströmen und wieder aufstauen läßt. (Wissen es wohl alle Graubündtner, Elssasser, Pfälzer und Rheingauer, daß ihr schöner Rhein bei seiner Mündung mit einem großen Thore verschlossen ist, und daß die Holländer nur gerade so viel von ihm hinweglassen, als ihnen thunlich scheint?)

Man überschau' nun im Geiste dieses ganze große Gebiet und denke sich mit Hilfe der Einbildungskraft den ganzen Organismus in Thätigkeit, wie überall die Gewässer so fließen, wie der Mensch es haben will, wie die Hunderte von Ebbehüen sich alle 6 Stunden von selbst schließen und die Fluththüren alle 6 Stunden sich öffnen, wie Alles so schön geordnet ist, wie das Ueberflüssige von selbst wegfällt und das Nöthige von selbst zurückbleibt, wie die Werke des Menschen zum Ocean sprechen: bis hier her und nicht weiter! wie die tausend und tausend Schiffe, die ihre Zeit wissen, hin und her schlüpfen, wie auch innerhalb der Lande Alles umzingelt, unterminirt, canalisirt und befestigt ist, wie die Wasser auch dort im Tacte fließen und die zahllosen Gieße im Gange sind, und mich dünkt, man bekommt dann wenigstens für die Augen der Phantasie ein Bild heraus, welches Alles, was unsere Bergwerke das leibliche Auge schauen lassen, übertrifft. Man könnte fast einen Psalm auf diese menschliche Ordnung in den Marschen singen, wie David ihn auf die Ordnung in der Natur sang.

Jedenfalls wird man begreifen, warum die Holländer und alle hiesigen Marschleute die Namen

ihrer großen Wasserbaumelster, wie Brüning's, Conrad's und Anderer, so hoch und heilig halten und mit solcher Ehrfurcht von diesen Männern reben, von deren Ruhm äbtigens die Bewohner aller der Länder, welche auf der Oeseß liegen, wenig Notiz genommen haben mögen.

Die Schiffe, welche in die Schleuse, die ich besah, eingelassen wurden, waren sogenannte „Lorsboyer.“ Es sind die Fahrzeuge der Dithmarscher Schiffer, die Lorf und Brennholz die Eider herunterbringen und die Eiderstedter damit versorgen. Auch die Helgoländer und Blankeneser, welche allenthalben sind, schlüpfen nicht selten mit ihren Schiffchen durch die Schleusen in das Land hinein und bringen Fische und andere Producte herbei. Ich sah sie auf dem Binnencanale weit nach der Stadt Garbing ziehen, die der zweite Ort in Eiderstedt ist und mitten im Lande liegt.

Wir unserer Seite rollten nun auch wieder landeinwärts, um den zweiten Punct ins Auge zu fassen, die Ackerbauoperation, von der ich sagte, daß sie meine Neugierde von dem ersten Augenblicke, wo ich von ihr hörte, gereizt hätte. Ich meine nämlich das sogenannte „Kleien“ oder „Winterkleien.“

Man kann kaum mit einigen Marschbewohnern in Berührung kommen, ohne sie alsbald von „Kleien“ und „Winterkleien“ sprechen zu hören. „Das Kleien ist die Hauptsache bei unserer ganzen Landwirthschaft,“ sprechen sie. „Auf dieser Insel sind die Leute noch so dumm, daß sie noch nicht einmal das „Winterkleien“ verstehen. Auf jener Insel fängt man jetzt auch schon

an zu winterkleien. Uebrigens wird in den Londer'schen Marschen schon seit langer Zeit gewinterkleiet. Man versteht dort auch das Wallpipen. Doch ist das Wallpipen nicht so wichtig als das Winterkleien."

So „kleiet“ und „winterkleiet“ und „wallpipet“ es um Einen herum, und der Reisende weiß nicht recht, was er dabei denken soll, bis er denn glücklich genug ist, die Sache selbst mit Augen zu sehen.

Es verhält sich damit in Kurzem so. Die Marschen haben gewöhnlich in einer Tiefe von 8, 10 bis 15 Fuß noch sehr fette Erdschichten, und das Winterkleien ist das Verfahren, diese Erdschichten auf die Oberfläche zu bringen und daselbst ihr Fett zu benutzen. Man nennt hier im Allgemeinen alle fruchtbare Marscherde, die aus dem Wasser niedergeschlagen wird, „Klei“, ein Wort, das mit dem englischen „clay“ (Thon) zusammenhängt, und daher heißt denn jenes Verfahren, den Klei heraufzubringen, „Kleien“, und weil es gewöhnlich den Winter geschieht, auch „Winterkleien.“

Um von dieser Sache, die nicht nur jeden Landwirth, sondern auch überhaupt jeden denkenden Mann, wie mir es scheint, in hohem Grade interessiren muß, eine deutliche Vorstellung zu bekommen, muß man wissen, daß in den Marschen die Erdschichten, die wie Tücher über der unteren Rinde der Erde ausgebreitet sind, sich etwa in folgender Ordnung zeigen.

Erst kommt die obere fruchtbare Ackerkrume, die „Mutter-“ oder „Pflugerde,“ wie die Leute hier sagen, etwa 1 bis 1½ Fuß tief. Dann erscheint eine sehr

unfruchtbare Erbschicht, die man hier „Stört“ nennt. Sie ist bräunlich oder rötlich und kann, wenn sie ausgegraben wird, zu nichts als zum Häuser- und Deichbau benutzt werden. Dieser Stört liegt etwa 2—3 Fuß oder 3—4 „Spit“ tief. „Spit“ heißt ein Schaufelstich, und die Leute, die stets zu graben und zu schanzen haben, bezeichnen gern die Dicke aller Erbschichten nach „Spitten.“ Hierauf zeigt sich wieder eine dicke fette Schicht von Klei, die um so besser wird, je tiefer sie unter dem Stört liegt. Diese Kleischicht ist wohl 6—8 Spit tief, oder auch noch tiefer, und wie gesagt, zuweilen stüdet man sie bis zu einer Tiefe von 15, ja sogar in seltenen Fällen von 20 Fuß unter der Oberfläche.

Wir mögen nebenher bemerken, daß diese unterirdischen Schlammsschichten auf ein außerordentliches hohes Alter der Marschen deuten. Die Flüsse und die Meeresswogen müssen hier schon vor vielen Jahrtausenden geschlemmt und geschlickt haben. Daß der Schlamm stellenweise so sehr häuft, ist leicht daraus zu erklären, daß Vertiefungen des Bodens existirten, die vom Schlamm ausgefüllt wurden. Was sonst Flußarm war, mußte natürlich bei der Ausfüllung dicker bedeckt werden als das, was als Sandbankrücken hervorragte, wo sich weit weniger anhäufen konnte.

Unter dieser letztgenannten Kleischicht trifft man meistens auf Sand und Muschelschalen, entweder auf festen Sand oder auf Saunand, in welchen die Menschen bis an die Kniee hinzusinken.

Diese Darstellung zeigt nun, daß die Marschbewohner hier unter ihrem Boden ein unererschöpfliches Magazin von fruchtbarer Erde besitzen, das eigentlich, wenn man an die Dauer des Bestandes denkt, die Hauptkraft ihrer Wohlhabenheit ist. Daher sagen sie auch immer, die starken Wurzeln ihres Nationalreichtums lägen unter der Erde.

Die Marschleute graben nun nach jenen unterirdischen Schätzen fast wie unsere Bergleute nach dem Silber. Wenn die Oberfläche eines Acker's sich im Laufe der Jahre erschöpft hat, so bringen sie jene noch unangetastete jugendliche frische Erde hervor, breiten sie auf dem Acker aus und schaffen sich auf diese Weise so zu sagen ein ganz neues Land.

Ihr Verfahren dabei ist folgendes. Sie schlagen zuerst mit einer Grube in den Boden ein, die etwa 6 Fuß Breite hat und so tief ist, als an dieser Stelle der gesuchte Klee liegt, also etwa 8, 10, auch 15 Fuß.

Sie werfen dabei das Gute, den Klee, auf die eine, das Schlechte (den Stört) auf die andere Seite der Grube. In derselben Tiefe und Breite fahren sie dann fort, einen Graben quer über den Acker zu ziehen, werfen aber, wenn sie nun eine Vertiefung hinter sich haben, das Schlechte gleich wieder hinter sich in die Grube hinein und fördern nur das Gute heraus.

Natürlich wird auch der Stört aus der anfänglich eingeschlagenen Grube wieder in diese zurückgeworfen. Der Mann, welcher diese Arbeit verrichtet und der sich wie ein Maulwurf durchgräbt, steht dabei, wie man

sieht, immer in einem tiefen Loch, denn was er vorn weggräbt, häuft er größtentheils wieder hinter sich an.

Dies ist natürlich eine der schwierigsten Landarbeiten, die es giebt, und erfordert die kräftigsten und geschicktesten Leute. Auch ist sie nicht ohne Gefahr; denn endlich trifft man unten zuweilen auf völlig flüssigen Saugsand, in dem man zu versinken riskirt, und dann lösen sich oft ganze Massen der festen Erdschicht ab und stürzen über den Winterkleiern zusammen.

Diese haben ein sonderbares Mittel, um anzukundschaften, ob ihnen ein solches Unglück drohe. Sie husten nämlich, indem sie graben, gegen die Erdwände und belauschen die Töne des Echos, das diese zurückgeben. Stehen diese noch prall und fest, so ist das Echo laut und hohl; tönt es aber leise oder gar nicht wieder, so ist es für die Arbeiter Zeit, sich zum Tageslicht hinaufzufördern, denn es ist dieß ein Zeichen, daß die Wände im Ablösen und Zerbröckeln begriffen sind.

Da, wo die Gräben sehr tief gezogen werden müssen, pflegt man, um den Einsturz zu vermeiden, sie daher auch mit Bretern und Balken auszufegen, wie man dieß bei unseren Stollen oder bei den haufälligen kleinen Häusern Londons sieht, in welcher großen Weltstadt zuweilen ganze lange Straßen mit großen Querbalken ausgefügt sind. Wäre nicht soviel Geräusch in London, so könnte man diesen Weltstadtbürgern, die so hinfällige Häuser bauen, vielleicht anrathen, jedes Haus, in das sie eintreten wollen, erst anzuhusten, um das Echo zu beobachten.

Die Winterkleier graben und huffen auf diese Art fort, bis sie sich endlich vielleicht nach vielen Wochen bis an's andere Ende des Ackers durchgearbeitet haben. Die gute Erde, die sie herausbrachten, wird nun auf dem ganzen Acker gleichmäßig vertheilt, und die tiefen Winterkleigräben, welche durch den zurückgeworfenen Stört natürlich nicht ganz gefüllt wurden, werden allmählig wieder eben gepflügt und abgerundet.

Da die besagte Erdschicht, die man herausbringen will, nicht immer so deutlich und für sich gesondert da liegt, wie der Speck auf dem Rücken eines wohlgenährten Schweines, so gehören natürlich manche Kenntnisse und viele Experimente dazu, um das Gute vom Schlechten zu sondern und aus dem Guten das Beste zu nehmen. Der gute Klei vermischt sich oft auf der einen Seite mit Stört, auf der anderen mit Sand; stellenweise hat er wieder andere Fehler. Die Leute müssen daher immer beobachten, erstlich die Farbe (sie muß bläulich sein), — dann die Festigkeit (der beste Klei ist nicht zu fest, er muß beim Herauswerfen in Klumpen zerfallen und darf sich nicht in zu kleine Bröckel auflösen) — die Schwere (der gute Klei darf nicht schwer sein, er ist eher etwas leicht, wie Pfelfenthon). — Auch experimentiren sie immer mit Schwefelwasser beim Klei. Sie gießen etwas davon auf die kleinen Bröckel. Je mehr es dabei aufbraust, desto besser ist die Erde, da dieß ein Zeichen ist, daß sie viele Kalktheile enthält. Die beste Kleischicht nennen sie das „Regelspit.“

Da das Winterkleien hier in den Marschen bei al-

len Bauern eingeführt ist, nicht etwa wie unser Majolen oder Rejolen nur bei den aufgeklärten Grundbesitzern, so kann man sich denken, daß landwirthschaftliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten hier ziemlich allgemein verbreitet sein müssen.

Das Winterkleien muß natürlich auch einen großen Einfluß auf die Werthbestimmung der Güter haben, denn es läßt sich denken, daß man ein Stück Land, das schon vielfach tief ausgearbeitet ist, nicht so hoch im Werthe hält als das, wo die unteren Magazine noch gut gefüllt sind. Man sollte eigentlich auf den einzelnen Höfen genau Bücher über das Kleien führen, damit die Erben wüßten, ob und wo ihre Vorfahren schon einmal gekleiet haben.

Ich glaube aber nicht, daß dies geschieht; doch, sagte man mir, tradirten der Vater und Großvater ihren Söhnen und Enkeln wohl mündlich Etwas darüber, und man wüßte meistens von dem inneren Zustande des Landes einigen Bescheid. Kenne man aber nichts davon, so ziehe man einen ganz schmalen Probegraben über das erschöpfte Feld hin, um aus der Lage der Erdschichten zu erkennen, ob gekleiet sei oder nicht.

Das Kleien ist natürlich keine regelmäßig wiederkehrende Landarbeit. Sie tritt nur in langen Zwischenräumen ein, etwa alle 50 Jahre, oder wie es die Umstände erfordern.

Der Arme, der die Kosten des Kleiens nicht bestreiten kann, klet oft gar nicht, pflügt und quillt sich, so gut er kann, in seiner mageren Ackerdrumme fort

und muß die unteren reichen Schätze unbenutzt lassen. Will er aber durchaus kleien, so muß er dem, der ihm das Geld dazu vorschießt, im Voraus die beiden ersten Ernten, welche zuweilen ägyptisch sind und alle Mühe und Schuld reichlich decken, verpfänden. Uebrigens ist natürlich für den Armen der Umstand, daß er noch etwas unter seiner mageren Krume zu kleien hat, immer vorthellhaft, und sein in der Erde liegender Schatz verschafft ihm Credit.

Unter gewissen Umständen kann diese Operation so kostbar werden, daß man für die Ausgabe fast die Hälfte eines neuen Ackers hätte kaufen können. Allein wird die Arbeit geschickt ausgeführt, so ist es oft beinahe eben so gut, als hätte man sich ein ganz frisches, noch nie bearbeitetes Stück Land gekauft, und der Hauswirth, der sich zum Winterkleien entschließt, sorgt dadurch auf eine bauernde Weise für seine Kinder.

Das Winterkleien scheint mir zu den Wundern dieser Marschländer zu gehören, die aus dem Meere sich hervorhoben, die mit dem Meere stets um ihre Existenz kämpfen, und die aus ihren Kleigräben immer wieder verjüngt und neugekräftigt emporsteigen.

Man hat in allen Ländern viele Erzählungen von Leuten, die, wie Dido mit ihrer Ochsenhaut, durch irgend eine listige Vertragsclausel zu sehr billigem Preise eine ungeheuere Menge Land kauften. Mich wundert, daß man von Eiderstedt nicht fabelt, daß dort eine ähnliche Dido sich von einem einheimischen Könige alle Acker, die 10 Fuß tief unter der Erde liegen, verschafft habe. Ein

solcher König hätte vor der Erfindung des Winterkleiens alle jene unterirdischen Aecker gewiß zu einem sehr billigen Preise weggegeben, und die friessische Dibo hätte sich dadurch ein ungeheueres Capital gesichert und ihren Nachkommen hinterlassen.

Es scheint, als ob das Winterkleien noch immer in größeren Schwung komme. Wenigstens hörte ich auf den friessischen Inseln von Marschleuten, die sich des unter ihren Füßen angehäuften Reichthums bisher noch gar nicht recht bewußt gewesen waren und die jetzt erst, nach dem Beispiele der Eiderstedter, Pelwormer und Nordstrander zu winterkleien anfangen.

Uebrigens giebt es in allen anderen Marschen bis nach Holland hin eine Menge ähnlicher Operationen, wenn sie auch nicht überall gleich großartig sind und oft nur auf ein bloßes Rajolen hinauslaufen. Man hat sehr verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache; in einigen Gegenden z. B. heißt das Winterkleien „Pütten“, in anderen „Böhlen.“

Die Bewohner des oldenburgischen Marschlandes Butjadingen z. B. bilden ebenfalls durch eine Art von Kleien die fruchtbarsten Aecker auf der Oberfläche ihrer Moore. Sie graben die gute Erde, welche unter ihren 6—8 Fuß tiefen Mooren liegt, hervor und breiten sie auf der Oberfläche derselben aus. Dies erinnert mich an Malta, dessen Bewohner von weit her Erde in Schiffen holten, ihre Felsen damit bedeckten und sich auf diese Art ein fruchtbares Land verschafften.

Wie es aber in der Welt von allen Dingen wieder

viele Arten giebt, so ist es auch mit dem Kleien. Da hat man das „Sommerkleyen“, das „Enfelstkleyen“, das „Doppkleyen“, endlich noch eine besondere Art des Kleiens, die man das „Walbypen“ nennt.

Man hat mir auch diese Dinge, ihr Wie und Warum gezeigt, aber ich muß gestehen, daß ich dieß weder recht verstanden, noch behalten habe. Am wenigsten konnte ich begreifen, was das Walbypen sei. Dem allgemein gebildeten Manne genügt es indes, die Hauptsache richtig aufgefaßt zu haben und zu wissen, daß es noch viel Einzelheiten giebt, deren Kenntniß aber dem Manne vom Fache anheimfällt.

Die verschiedenen Arten des Kleiens, die vielen Schanzarbeiten bei den Canälen und Deichen, die zahllosen Wassergräben, mit denen in den Marschen alle Aecker, alle Häuser, alle Gärten umzogen sind, und die immer wieder gereinigt werden müssen, damit das Wasser nirgends stocke, bewirken, daß die Classe derjenigen Leute, welche die Engländer „navigators“ oder „excavators“ nennen und die hier „Schanzer“, „Deicher“ oder „Kleier“ heißen, in den Marschen sehr zahlreich vertreten ist.

Die Marschen sind reiche und dankbare Länder, aber sie sind es nicht, wie Aegypten, von selbst, sondern nur dann, wenn tüchtig gearbeitet wird. Sie geben gar kein Geschenk, sondern nur reichlichen Lohn.

Alle solche Länder bedürfen immer der Arbeiter von außen und locken deren viele heran, weil der Arbeitspreis in ihnen hoch steht. Es findet daher, hier wie

in allen Marschlandschaften bis nach Holland hin, eine beständige Einwanderung aus den benachbarten Seeflächen in die Marschen statt.

Aus dem Münster'schen nach Holland, aus dem Goslarschen und Verden'schen in die Bremischen Marschen, aus der Grafschaft Delmenhorst in's Butjadinger Land, aus Holstein nach Eiderstedt und Dithmarschen, aus den Seebeländern des Herzogthums Schleswig und Jütland nach den friesischen Marschen ist das Hin- und Herwandern von Arbeitern so vielfach und so stark, daß es ohne Zweifel für einen Staatsökonom und Statistiker von dem größten Interesse sein würde, wenn wir alle diese kleinen Völkerbewegungen, welche die Marschen veranlassen, nach Richtung und Quantität der bewegten Masse ebenso genau angeben und zöhlen könnten, wie die Bewegung der Wassermasse in den Canälen, Eströmen und Tiefen der Marschen und ihrer Watten.

Die Ethnographie und die mit ihr verwandten Wissenschaften sind aber Studien, die noch in den Kinderschuhen stecken und noch weit hinter der Kunst, äußere Dinge und geographische Verhältnisse darzustellen, zurückstehen. Ich habe viele Bücher über die Marschgegenden durchgelesen, aber in ihnen allen nichts als Winke, einzelne Daten und Bröckelchen gefunden, welche als Material zu einer Bearbeitung jenes Themas dienen könnten.

Auch die Marschen, in denen wir jetzt wohnen, wimmeln von fremden Arbeitern, die dem Lande eine Wohlthat und eine Plage zu gleicher Zeit sind. Denn der Ruf, in dem die Marschen überall in den Seeflächern

ſehen, daß nämlich in ihnen um wenig Arbeit viel Geld zu verdienen ſei, lockt von allen Seiten her nicht immer die beſten Leute herbei. Es ſollen viele Bettler und viel Geſindel darunter ſein. Doch hörte ich häufig die „Probſteier“ als die Tüchtigſten loben.

Dieſe ſind die Bewohner eines kleinen intereſſanten Districts bei Kiel, den man „die Probſteier“ nennt. Dieſe Leute ſind in allen Gauen im Norden der Elbe als ſehr thätig, tüchtig und ſtark bekannt, und man trifft ſie faſt überall. Sogar auf den dänischen Inſeln noch wurden mir die Probſteier Dreſcher als die beſten genannt.

Gewöhnlich liefert jeder entfernter Gießdistrict beſondere Arbeiter, die für dieſe oder jene Arbeit beſonders gut ſind; die einen werden mehr als Dreſcher, die anderen mehr als Decker, die dritten gewöhnlicher als Mäher verwandt. Wie intereſſant wäre es, wenn wir über dieſe Alles genau berichtet wären.

Uebrigens exiſtirt ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen der Stellung der Leute in dem häuſlichen Kreiſe eines Marſchbeſizers und der in dem Hauſe eines Gießbauern. Die Marſchbeſitzer ſind in der Regel gebildet als die Gießbauern, zugleich aber auch als reiche Republikaner ſtolzer und egoiſtiſcher. „Meine Landsleute ſind ſehr hochtrabend,“ ſagte ſchon Dankwerth von ihnen, und die Kriegen, Dithmarſchen, Eiderſtedter, die ich kennen lernte, gaben mir zu, daß auch jetzt noch etwas von dieſem Geiſte unter ihnen übrig ſei.

Sie dingten daher die fremden Arbeiter für ihr Geld, zahlten ihnen den Gehalt richtig aus, aber laſſen es dabei auch be-

76 Das Verhältniß der Grundbesitzer zu ihren Knechten.

wenden und kümmern sich nachher nicht weiter um ihre Knechte und Hausgenossen. Sie halten sich von ihnen fern, mischen sich nicht in ihre Vergnügungen und thun ihnen auch sonst wenig zu Gute.

Auf der Geseft, wo nach der Meinung der Marschleute noch eine arge Leibeigenschaft die Leute knechtet, herrschen in der That patriarchalische Sitten. Selbst die adeligen Guts herrschaften nehmen dort an den Tänzen, Erntefesten und anderen Vergnügungen ihrer Leute mehr Antheil als der Marschbauer an den Freuden seiner Knechte. „Dort,“ sagt ein inländischer Schriftsteller, der eine treffliche Schilderung seines Marschlandes im vorigen Jahrhunderte entwarf, „vergißt der Geringere noch zur Zeit sein dürftiges Loos. Hier aber zeigt der Reiche weiter keine Theilnahme an den Schicksalen seiner Arbeiter, als insofern sie seine sinnlichen Bedürfnisse erfüllen. Er ist in sich verschlossen, hat überhaupt wenig Gefühl für Freuden und will sich nur auf seine eigene Art und für sich allein freuen. Die auswärtigen Knechte sind ihm auch meistens zu roh, als daß er sich mit ihnen abgeben möchte.“

Die Marschtheeren von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen gehen also, wie es scheint, nur so weit, als der Reichthum geht. Allen über ihm Stehenden hält sich der Marschbauer gewachsen, aber zwischen ihm und denen, die ihm dienen, wird die Kluft, je mehr er nach oben strebt, nur um so größer.

Der Geist des Lehnswesens herrscht noch auf der Geseft, und in diesem Geiste, so sehr er auch in neuester Zeit an-

geschwärtzt ist, steckt ein Element großer Milde und Güte. Der neuere Geldgeist herrscht in der Marsch, und obgleich auch er seine Sonnenseite hat, so entfremdet er doch die Menschen von einander und hat ein Element unerschütterlicher Härte und Gleichgültigkeit in sich.

Marsch und Geest contrastiren in dieser Beziehung mit einander wie „die Börse“ und das „Faubourg St. Germain“ in Paris, wie Amerika und England, wie die neue und die gute alte Zeit.

Man könnte aus verschiedenen Marschdistricten gewiß noch unzählige Aeußerungen inländischer Schriftsteller anführen, die über die bezeichneten Verhältnisse ebenso sprechen, wie die von mir citirten, und die alle in ihren Klagen so provinziell sind, daß sie, wie es scheint, nur ganz locale Umstände zu schildern glauben, während sie doch eigentlich nur ganz allgemeine Marschphänomene darstellen, oder vielmehr sich mit einem Contraste beschäftigen, der die ganze civilisirte Welt zerspaltet.

Was mich betrifft, so habe ich nur Gutes von den reichen Marschbauern genossen und nur Gefälliges von ihnen gesehen, und ich habe sowohl jetzt hier in Eibersfeldt, als in früheren Zeiten in den Ländern Butjadingen und Stebingen an der Weser, ihre schönen, reinlichen, wohllichen Häuser stets mit dem größten Entzücken betreten.

Es wäre wohl sehr lächerlich, wenn man jeden reichen Marschbauer deshalb finster ansehen wollte, weil er kein feudalistischer Patronat ist und weil er dem Geldgeiste huldigt. Unser System und unsere Secte können sehr

schlecht, die Götter, denen wir hulbigen, sehr verwerflich sein und wir selbst doch in vieler anderer Beziehung sehr gut.

Der Knecht und der Bettler, die wider den Stachel Idlen, mögen vielleicht manchmal Ach und Weh schreien über dieselben Leute, denen der Fremde, der Alles unparteiisch, billig und mit Rücksicht auf die allgemeine Unvollkommenheit unserer Zustände beurtheilt, geneigt ist, ein Loblied zu singen. Ich könnte hier eine Reihe von Marschhäusern himmeln, die ich selbst gesehen habe, könnte die Familien und ihre blühenden Mitglieder hineinführen und auf diese Weise dem Leser Zustände vorführen, die es in ihrer Physiognomie zeigen, daß sie zu den glücklichsten gehören, die der Mensch sich nur denken kann.

Doch würde es wahrscheinlich zu viel Raum erfordern, wenn ich anfangen wollte, alle meine Bilder von flamländischen, brabantischen, holländischen, oldenburgischen, bremischen, altenländischen u. s. w. Bauerbestimmungen anzuschütten, und ich begnüge mich daher damit, noch einige Bemerkungen über diejenigen Wohnungen, die mir gerade vorliegen, nachzuholen. Ich vergaß oben bei der Schilderung derselben, des breiten Grabens, zu erwähnen, der im Quadrate die meisten dieser Wohnungen umschleßt und der ihnen in der Regel eine sehr gefällige Einfassung giebt.

Dieser Graben heißt die „Grast.“ Er ist gewöhnlich mit Bäumen besetzt, und es führen Brücken über ihn auf die erhöhte Insel in der Mitte, auf welcher der

Genberg mit den Nebengebäuden, das ganze Gefösste, der Gärten und auch wohl etwas Grasland liegen.

Die Graft hat den Zweck, das Wasser zu sammeln, das man in der Haushaltung nöthig hat. Man braut, kocht, wäscht und trinkt aus der Graft, die zahlreichen Gänse und Enten machen sich dieselbe gewöhnlich ebenfals zu Nuge und schwimmen und schnattern häuslich auf ihr herum.

Zuweilen findet man auch ein paar hübsche Schiffchen auf der Graft, die mitunter mit größeren Communicationsgräben und Canälen in Verbindung steht. Das Wohnhaus selbst auf der Höhe ist meistens ringsumher mit einem mit Stein gepflasterten Trottoir umgeben, und eine Reihe von Bäumen ist vor den Fenstern angepflanzt.

Wenn die Genberge nicht alles Heu, Stroh und Getreide zu fassen vermögen, so sieht man es hinter dem Hause meistens noch in einer Menge von sogenannten „Klothen“ aufgeschapelt. Diese Klothen haben eine ganz eigenthümliche Form, nämlich ungefähr die Gestalt von Schiffen, die auf ihren Kielen ruhen.

Unten sind sie ganz schmal und werden nach oben hin länger und breiter. Durch den schmalen Fuß, den man ihnen giebt, sucht man das zu unterst Liegende vor Feuersichtigkeit zu schützen. Da sie meistens 30 Fuß Länge und 20 Fuß Höhe haben, so kann es nicht leicht sein sie so zu bauen.

Mit der schmalksten Seite stehen sie meistens gegen Westen, damit der heftige Westwind sie nicht so leicht umreißen könne. So viel regulirt hier also dieser merke

würdige Wind, der nicht nur die Lage der Gehöfte, die Gestalt, in der die Gärten sich abgränzen sollen, bestimmt, nicht nur die Plätze, wo man Bäume und Bülber pflanzen soll, und die Art, wie sie zu pflanzen sind, bezeichnet, sondern auch noch den Klotzen ihre Stellung und Richtung giebt.

Ich bildete mir sonst ein, das Getreide müßte in allen Ländern wie in Liv- und Kurland unter Dach und Fach gebracht werden, und das Aufstapeln desselben im Freien in Sibirien geschähe nur aus Niederlichkeit oder Unordnung. Seitdem ich aber England, wo das meiste Getreide und Heu im Freien liegen bleibt, und diese Marschländer gesehen habe, scheint es mir fast, als ob nur das wenigste Getreide Europas in Scheunen und Speicher käme. Ueber den Rücken der Klotzen, der abgerundet ist, werden viele Seile gezogen, deren Ende man mit Steinen beschwert.

Die einzigen Alterthümer, welche die Marschen aufweisen, sehen sehr melancholisch aus. Dieß sind nämlich, insofern man sie zu den Alterthümern zählen will, die leeren Warfstellen, auf denen früher Wohnungen standen. Ich sah mehrere derselben auf meinem Wege durch das Land. Sie sind zuweilen kahl, und auch der Graben, von dem man hier und da noch Spuren sieht, ist mit Gras überzogen.

Man sagte mir, man nenne diese Warfstellen hier „Hohwarfen“ (hohe Warfen?). Sie erinnern mich an die oben Stavenplätze bei den Echter Dänen. Man findet in allen Marschen ähnliche verlassene Warfstellen.

Sollten diese Warfen wohl lebende Zeugen sein für die Behauptung, daß das Land an Bevölkerung verliere und daß die kleineren Besitzungen hier ein Streben haben, zu größeren zusammenzuschmelzen, oder sind diese hohen Warfen die Wohnplätze der ersten Bewohner der Inseln gewesen, als es noch keine Deiche gab, und zogen die Bewohner derselben, als das Land durch Deiche gesichert ward, vielleicht von der unbequemen Höhe gelegentlich in die Ebene hinunter, wie unsere Burgbesitzer ihre Felsenschlöffer verließen, als durch den Landfriedens Krieg und Raub im Reiche aufhörten?

Einige glauben, manche dieser Warfstellen seien noch Trauermomente aus der Zeit des schwarzen Todes oder sonst irgend einer Pestperiode. Andere weisen auf die Zerstörungen des dreißigjährigen Krieges hin. Manche mögen auch noch Zeugen des Zuges des schwedischen Generals Stenbock sein, der bekanntlich sengend und brennend im Anfange des 18ten Jahrhunderts durch diese Gegenden zog. Wir haben ja selbst noch in den blühendsten Gegenden Deutschlands, z. B. in Sachsen bei Dresden, alte Dorfstellen, von deren im dreißigjährigen Kriege zerstörten Häusern nichts übrig blieb als die noch heutiges Tages an diesem oder jenem Acker klebende Hausgerechtigkeit.

Ich liebe es, ein Phänomen, wenn ich es erkannt habe, so lange als möglich zu verfolgen und ihm bis in seine äußersten Wirkungen nachzubringen. Ich freute mich daher, daß man mich bei der Rückkehr nach Tönning noch auf eine andere Wirkung des Westwindes aufmerksam machte.

Man baut hier zu Lande, wie überhaupt in allen Marschländern, sehr viele Bohnen zum Pferdefutler, und man sieht daher hier ganze Felder mit Bohnen bedeckt. Der Westwind, der hier gewöhnlich herrscht, häuft diese Bohnen alle nach einer Seite hin übereinander. Und da sie hierdurch gedrückt und von Luft und Licht entfernt sind, so würden sie wohl nicht reifen können, wenn nicht gewöhnlich im Monat October eine Zeit einträte, in der oft 14 Tage hindurch ein trockener schöner Ostwind weht.

Dieser Ostwind nun fährt unter die Bohnen in entgegengesetzter Richtung, hebt sie empor und führt ihnen da Luft und Licht zu, wo es der Westwind nicht konnte. Man nennt diesen Wind daher auch den „Bohnenwind“ und die kurze schöne Octoberzeit, in der er weht, die „Ostbohnenernte.“

Bohnen und Kaps sind ein paar Hauptertragsproducte, Gerste und Weizen so wie auch Flachs und Roggen fehlen dagegen ganz.

Die Kapsfaat ist in den meisten Marschdistricten, sowohl diesseits als jenseits der Elbe, in gleichem Grade das Hauptproduct, wie in den Weinländern der Weiz. Es scheint mir, als wenn diese Culturpflanze hier immer noch mehr Terrain gewönne; .. wenigstens sagte man mir auf den nördlichen Inseln, daß man jetzt auch dort anfangs Kaps zu sehen.

Die Felder haben hier alle eine äußerst regelmäßige und solide Gestalt. Sie sind nämlich meistens quadrätrig und mit einem tiefen Graben eingefaßt, und jedes Viereck ist wieder in drei Aecker abgetheilt, von denen jeder 26. Fuß breit ist.

Man nennt ein solches mit einem Graben umgebenes Feld mit drei Aedern eine „Fenne.“ Die Aedern sind sehr hoch gewölbt und abgerundet, und an den Seiten des Grabens, bleibt ein flacher Streifen. Im Grundriß sieht eine



solche Fenne also ungefähr wie nebenstehende Figur aus. Man kann sich denken, wie sehr diese zahllosen breiten Gräben, welche die Marschgefilde durchschneiden, den Vortheil erschweren. Gütliche kleine Fußspazierwege giebt es da-

her hier fast gar nicht. Die Marschbewohner selbst gehen trotz den Gräben gewöhnlich ohne Umweg querfeldein, bewaffnet mit einem langen Springstock, den sie „Kloben“ nennen und mit dem sie über 12 bis 16 Fuß breite Gräben mit Leichtigkeit hinwegsetzen.

Wenn sie größere Touren machen, so sind sie fast nie ohne diesen Kloben, der sich in allen Marschen bis nach Holland hin findet. In Ostpreußen, in Oldenburg, überall haben die Danern ihre Kloben wie die Alpenbewohner in der Schweiz ihre Gebirgsstöden. In manchen Marschdistricten schnallen sie auch Stelzen unter, um damit über wichte Gräben hinwegschreiten zu können, sowie auch im Nothe trockener fortzukommen.

Alle Marschbewohner sind so perfecte und geübte Springer, daß, sollten einmal bei unseren Heeren solche Springercompagnieen, wie man sie in der Armée der Schwabtrifolddaten hat, nöthig werden, man sie durchaus aus den Marschen recrutiren müßte.

Gewöhnlich befindet sich noch auf jeder Fenne ein

breites Loch, in welchem sich das Regenwasser sammelt, das zum Tränken des Viehes dient. Und auf der Mitte derjenigen Fennen, die nicht als Ackerland sondern als Weide benutzt werden, ist dann in der Regel zur Wohlthat für das Vieh auch noch ein Scheuerpfahl errichtet. Dieser Scheuerpfahl ist meistens so hoch wie ein Ochse und zuweilen vielfach eingekerbt, damit das Vieh um so mehr Wohlgefallen an ihm habe. Das heißt denn doch Sorgfalt für seine Kinder haben.

Daß der Mensch hier mit diesen Scheuerpfählen ganz den Geschmack der Thiere getroffen hat, beweist der Umstand, daß die Erde rund um sie her meistens ganz abgetreten und aufgewühlt ist. Ich habe diese Scheuerpfähle in der Regel nur in den Marschen und dann in allen Ländern im Norden der Elbe, in anderen aber nicht gesehen, namentlich nicht in Ungarn und Südrußland; wo es doch auf den Steppen und Pustten ebenso wenig Bäume und andere Gegenstände, welche dieselben ersetzen könnten, giebt, als hier in den Marschen.

Bekanntlich beklagen sich die Wiener und andere deutsche Berber darüber, daß die Häute des aus Osten kommenden Rindviehs so oft durch Insecten, die ihre Eier hineinlegen, durchlöchert und untauglich gemacht seien. Sollte man den Bewohnern jener Länder und ihren Kindern nicht diese Scheuerpfähle empfehlen? Würde das Vieh dadurch nicht im Stande sein, manches lästige Insect loszuwerden und manche schädliche Brut in seiner Haut zu vertilgen?

Soviel Ueberfluß an Wasser die Marschländer in

der Regel von Natur haben, indem sie während des größten Theiles des Jahres so zu sagen im Moraste schwimmen und indem sie sich eigentlich beständig gegen den Ueberfluß von Wasser mit Deichen, Schlenfen, Stelen und Abzugsdämmen wehren müssen, so haben sie doch auch zuweilen Mangel an Wasser, nämlich in sehr heißen regenlosen Sommertagen, wo alle Gräben und Regenkassins austrocknen. Sie werden daher aus Mangel an gleichmäßig sprudelnden Quellen ebenso wie die Steppen aus einem Extrem in's andere geworfen.

Wie in Schiller's Bürgerchaft der treue Freund, so riskiren sie bald zu ertrinken, bald zu verbrästen. Sie haben eigentlich beständig mit dreierlei Wassernoth zu kämpfen, mit der Noth vom Meerwasser, das herein will, mit der Noth des Regenwassers, das nicht hinauskan, und mit der Noth an Trinkwasser, wenn das Land von der Sonne angetrocknet ist.

Man hat in manchen Marschen schon Zeiten gehabt, in denen man das Trinkwasser von der Oest wie Wein in Säffern einfuhrte und im Lande verhandelte.

Könnten die Leute es nur immer bezaffen, so wäre es vielleicht gut, wenn sie es immer von der Oest einfuhrten, denn das Marschwasser soll sehr schädlich sein. Man braucht es nur anzusehen, um dieß glaublich zu finden. Es stockt und fault buchstäblich in den Gräben, die zu wenig Abfluß haben; es wimmelt zu Zeiten von Wasserläusen und anderen kleinen Thieren. Und doch steht man wohl nicht selten einen der, in Bezug auf Wasser so wenig verwohnten Marschbauernknechte sich auf den Leib

legen und ohne alle Umstände aus einem solchen Graben trinken.

Die wohlhabenden Bauern trinken daher auch fast gar kein Wasser, sondern nur Kaffee, Thee, Wein u. s. w. Früher braute man auch das Bier aus jenem Grabenwasser; doch soll dieß jetzt aufgehört haben, und man fährt das Bier mehr von der Fremde ein.

Gäßen die Römer, diese großen Aqueductenfreunde, die Marschen gehabt, so würden sie vielleicht durch Wasserleitungen die Geesquellen in die Marschen geführt haben, sowie die Apenninenquellen von ihnen in die pontinischen Sümpfe geführt worden sind.

Der Genuß des schlechten Marschwassers ist wohl die vornehmste Quelle der so viel besprochenen Fieber, die fast in allen Marschen mehr oder weniger zu Hause sind und mit verschiedenen Namen, als „Stoppelfieber“, „Fleckfieber“ u. s. w. belegt werden. Die vielen Wasser- und Erdarbeiten, mit denen stets beim Einkoegen oder Einpoldern neuer Landstriche, beim Canalbau, beim Winterkleien, beim Wählen, beim Wäthen, beim Grabenreinigen, die halbe Bevölkerung beschäftigt ist, mögen auch ohnedieß schon viel dazu beitragen.

Natürlich schweben auch trotz der heftigen West-, Nord- und Ostwinde, welche beständig über die kalten Fluren hinstreifen, eine feuchte Atmosphäre und schlechte Ausdünstungen, die aus den Taufenden von faulenden Gräben und stagnirenden Canälen aufsteigen, über den sumpfigen Marschen. Besonders leiden die fremden Arbeiter davon, die zur Erntezeit zu Taufenden in die

Marſchen ziehen und beim Mähen die Mächte mitten in den feuchten Felbern zubringen.

Weil das Marſchfieber nicht ſelten zur Erntezeit unter dieſen Fremden ausbricht, die ohnedieß ſchon beſwegen zur Krankheit mehr disponirt ſind, weil ſie hier in den Marſchen eine ſchlechte Diät halten und mehr Nahrung zu ſich nehmen, als ſie auf der Seeft genießen, ſo nennt man es auch Stoppelfieber. Es ſoll ein gaſtriſches, bald hitziges, bald langwieriges, ſehr angreifendes Fieber ſein, in deſſen Folge eine ſtarke Entkräftung eintritt.

Man ſagte mir, daß man die Patienten oft auf die Seeft ſchicke, z. B. zu Verwandten in eine auf der Seeft liegende Stadt, und daß dieſe dann dort mitunter ſofort vom Fieber genäßen, ſowie die Engländer die vom Gangesfieber Ergriffenen zur Reconvaleſcenz auf die friſchen Vorgebirge des Himalaja ſchicken. Mir wurden noch jezt Beiſpiele davon citirt.

Und wäre dieß, woran ich zu zweifeln keine Urſache habe, der Fall, ſo wären dann dieſe Marſchfieber ganz endemiſch oder wenigſtens ganz local, was manche Marſchpartoten, die ihr Klima ganz vortreflich finden und an die böſen Ausdünſtungen nicht glauben wollen, zuweilen abgeläugnet haben.

Es iſt gar kein Wunder, daß die friſcheſten Marſchen ihre eigenen graſſirenden Fieber und Krankheiten beſitzen, denn alle Marſchen, alle Waſſerländer, Flußmündungen, Deltagebiete der Welt haben ſie. Und daß die Marſchen neben ihren Fettweiden, ihrer Rapsfaat, ihrem Weizen und ſonſtigen

Ueberfluß nicht auch, wie Aegypten, die Pest erzeugt haben, verbanken sie wohl bloß ihren rauhen West- und Nordwinden.

Uebrigens haben die frießischen Marschen doch eine Art von Pest erzeugt, nämlich die sogenannte und so sehr gefürchtete „dithmarschische Krankheit,“ die, wie die Aerzte sagen, ein sehr ansteckendes, venerisches und scorbutisches Uebel ist. Freilich wurde von einem dithmarschischen Schriftsteller behauptet, daß diese Krankheit aus Schottland, wo sie „Sibbern“ heiße, hieher geschleppt worden sei. Doch bleibt dann soviel gewiß, daß sie in den dithmarschischen Marschen zuerst und vorzugsweise Feuer fing und daher auch wohl nicht ganz ohne Ursache von diesem Lande ihren Namen erhalten hat.

Die Pest in Aegypten bricht gewöhnlich zu derselben Jahreszeit wie die Marschfieber aus, und man könnte sie daher ebenfalls eine Stoppelkrankheit nennen. Ebenso herrschen kurz nach der Höhe des Sommers auch in den Donauniederungen Ungarns und namentlich in dem Banate, welches in Bezug auf Bodenfeuchtigkeit, Ebenheit der Oberfläche und daraus hervorgehender Stagnation der Gewässer viele Aehnlichkeit mit den Marschen hat, die schlimmsten Fieber. Die Inseln des Donau-Deltas zeigen dieselbe Erscheinung. Und die Schilfniederungen des Gangesdelta werden mehr von ihrem Sumpfe hervorgehenden Fieber, als von ihrem Schilfe lauernden Tiger wegen gemieden. Und wo grassiren die gelben und andere Fieber Amerikas ärger als in dem Mündungsgebiete des Mississippi und in

New-Orleans und in den großen „Bottom-Grounds“, die längs dieses Flusses liegen. Es scheint, als wenn über alle Deltaländer der Himmel einen Segen zugleich und einen Fluch ausgesprochen hätte.

Uebrigens eitle ich alle diese Länder und ihre Krankheiten nicht, um die Marschfieber als besonders schreckhaft erscheinen zu lassen. Sie werden in neuerer Zeit wohl weniger gefürchtet als früher, und sie sollen, wie ich gern glauben will, in Folge veränderter Lebens- und Nahrungsweise jetzt sehr abgenommen haben. Unsere cultivirten Nordseemarschen stehen wahrscheinlich unter allen jenen fieberhaften und wässerigen Niederungen in Bezug auf Sanitätsverhältnisse obenan.

Wer da reist, um das Eigenthümliche der Länder kennen zu lernen, sollte, nachdem er Alles bis auf die Trinkkühler und Scheuerpfähle des Viehes herab beschäftigt hat, es nie versäumen, auch noch das Ganze von einem höheren Standpunkte aus zu überschauen. In der Marsch, wo nichts von selbst sich hebt, ist dies eine noch größere Pflicht, und der Thurm von Lönning war mir daher ganz besonders erwünscht.

Er ist elegant gebrechelt wie eine Cigarettenspitze und über 200 Fuß hoch, und man genießt von da aus einen umfassenden Ueberblick des ganzen Deltas der Eider.

Rückwärts blickt man bis zu dem von den Holländern gestifteten und von allen möglichen Religionssecten (ich glaube nur mit Ausnahme der Mohammedaner) bewohnten Friedrichstadt, vorn in den weiten Bufen, in den die Eider strömt; links hat man das Land Dith-

marschen und rechts das ganze Ufersteht; dessen grüne, mit buntem Vieh besetzte Wiesen wie ein Teppich ausgebreitet sind. Viele einzelne reiche Gehöfte sind in diesem Teppiche eingewirkt, und rings umzingelt ihn das Land „goldener Saum.“ So wird selbst von profaischen Schriftstellern des Mittelalters der das Land umzingelnde Deich genannt. Man kann diesen Ausdruck zwiefach nehmen, entweder weil dieser Rasensaum den Leuten fast so theuer zu stehen kommt, wie ein goldener Saum, oder weil er ihnen ihr Gold zusammenhält, wie eine aus Goldfäden gewundene Geldbeutelchnur.

So schön der Teppich ist, so hat er doch hier und da seine schadhafte Stellen. Hinter den Deichen steht man die kleinen Wohnungen der Häuerleute, Rätbner und Tagelöhner, die hier in einer mit dem Reichtume der Heubergbesitzer sehr contrastirenden Armuth leben, in langen Reihen stehen. Es scheint, als müßte der Reichtum immer Armuth neben sich hervorrufen, wie man bei hellem Licht dunkle Schatten sieht. Wie aus dem reichen England, wie überhaupt aus allen reichen Ländern, tönt daher auch aus den reichen Marschdistricten das jetzige Modegeschrei über Pauperismus lauter hervor als von den im Allgemeinen minder üppigen Seeßdistricten.

Daß die kleinen Leute überall in den Marschländern längs der Deiche wohnen, und daß ihre Häuser hier linnenweise, wie die Deiche selbst, aufgerichtet sind, erklärt sich wohl aus folgenden Umständen. Hinter den Deichen, bleibt so lange sie Seebeiche sind, gewöhnlich ein schmaler Saum Landes, der etwa einige hundert Fuß

breit ist, unbebaut liegen. Die Erde dieses Striches ist dazu bestimmt, zu den Deichreparaturen verwendet zu werden, und heißt daher in einigen Gegenden das „Spatland“, weil man es beim Schanzen mit dem Spaten abflcht.

Wird der bisherige Seebeich nun durch eine vorgenommene Eindeichung ein Binnenbeich, so wird das Spatland zu einem mäßigen Preise weggegeben. Die kleinen Leute beschränken sich dann hier mit ihrem Gärten und Feldchen auf ein kleines Stückchen billigen Spatlandes. Auch die alten, mit Gras bewachsenen Deiche selbst gewähren als Weideland manchen kleinen Vortheil.

Man wird die Armen und Tagelöhner der Marschen daher an allen Binnenbeichen finden, an dem Seebeiche selbst aber seltener, weil man sie hier nicht duldet. Können sie, so verschaffen sie sich doch auch hier ein kleines Besitztum, weil es an diesem Deiche selbst für Tagelöhner immer viel Arbeit und Nahrung giebt, und weil man auch von den vorliegenden Matten und Sandbänken manches Profitlichen erwarten kann.

Am äußersten Ende im Westen ist der besagte schöne Teppich der Eiderstedtischen Wiesen völlig zerlappt und zerrissen. Denn hier endigt das Land mit einem wästen Dänenstriche, der so ausieht, als wäre eine zweite Insel Amrum hier an den Strand getrieben. Man findet dort Dänen, arme Leute, Strandläufer, Fischer, Robbenschläger, Alles wie auf der Däneninsel. Die Dänen stauden hier landeinwärts und bedecken die benachbarten Marschen mit Sand, und im

Meere erkennt man ihre Spur an einer weit hinaudreichenden Sandbank, welche sie bei ihren landeinwärts gerichteten Wanderungen hinter sich ließen. Diese Sandbank heißt die „Hitzbank“ oder auch schlechtweg „die Hitze“ (vielleicht weil die See so häufig auf ihr „brennt“ und in schäumenden flammenden Wogen aufsteigt).

Die benachbarten Leute, welche diese Sandbank fleißig bewandern, um Strandgut, Bernstein, Fische, Perlen, Robben, oder sonst etwas einzuernten, werden daher auch „Hitzläufer“ genannt.

Diese Eiderstedtischen Dünen sind um so bemerkenswerther, weil sie die südlichsten Trümmer des großen Dünengürtels sind, der sich an der Westküste der eimbrischen Halbinsel hin zieht. Von hier aus weiter nach Süden giebt es an der holsteinischen Küste keine Dünen mehr. Sie sind dort schon alle völlig zu Sandtänken ausgeebnet. Uebersehen wir nun hier auf der Lönninger Thurmspitze, von ihm Abschied nehmend, jenen Dünengürtel noch einmal, so können wir ihn in der Kürze so zeichnen. Im Norden ist eine große, über 40 Meilen lange, fast ununterbrochene Strecke mit einzelnen Dünen von einer Höhe von 200 Fuß; in der Mitte steht man bedeutende Trümmer der Kette von 2, 3 und 5 Meilen Länge auf den Inseln Fanoe, Romoe, Sylt und Naxum, und dabei einzelne Dünen von 100 Fuß Höhe. Ferner im Süden, hier in Eiderstedt, sind einige kleine isolirte Trümmer der Kette von 3 Stunden Länge mit der höchsten Düne von 60 Fuß Höhe, und endlich bei Holstein verschwinden die Dünen völlig und zeigen sich bloß

noch weite, breite Sandbänke von wenigen Fuß Höhe über dem Meere.

Die nördlichen Küften des Königreichs Hannover an der Elbe und Weser find ebenfalls ganz kahl, haben ftatt der Dünen, bloß Matten und find nur auf den Schutz ihrer Deiche angewiefen. Erst auf der Inſel Wangeroog fangen die Dünen wieder an und gehen dann in einer weiten, freilich vielfach unterbrochenen Kette über eine lange Inſelreihe an den Küften von Oldenburg, Oft- und Weſt- frieſland, nach den Niederlanden hin, welche ſie in einer breiten und zu Zeiten ſehr mächtigen Kette umgeben. Endlich hören ſie im nördlichen Frankreich völlig auf.

Auf den Thurm von Lönning hatte mich ein „Pfennigmeiſter“ der Landſchaft Eiberſtedt geführt. Dieß iſt der beſcheidene Titel eines ſehr wichtigen Beamten des Landes. In Lönning ſelbſt hatte mich ein „Landſchreiber“ des Landes, ein noch angeſehenerer Beamter, bei ſich aufgenommen, und in Gufum hatte ich den „Oberſtaller“ von Eiberſtedt kennen gelernt, der als Chef an der Spitze der Regierung des ganzen Landes ſteht.

Auch hatte ich im Lande ſelbſt verſchiedene „Lehnsmänner“ beſucht, welche am unteren Ende der Beamtenſcala ſtehen. Ich nenne alle dieſe Titel und Leute nur deßhalb, um zu zeigen, daß ſich hier noch eine Spur republikaniſcher Einſicht in den Titeln ausdrückt, die viel mehr bedeuten, als ſie verkünden, und wo ſich hier noch viele alterthümliche Titel finden, die bei uns längſt untergegangen ſind. Auch in Dithmarſchen iſt dieß ſo, wo ſich von

dem alten republikanischen Staatsgebäude in den Tisch der Beamten und nicht bloß in ihren Titeln, sondern auch in ihrer Bedeutung, noch so Manches erhalten hat.

Es giebt dort „Landvogt“, „Kirchspielvogt“, „Pfandvogt“, „Vollmachten“ u. s. w., lauter Namen, bei deren Klange unsere verwöhnten Ohren sich eben nichts Bedeutames denken können. Das Wort „Vogt“ kommt bei uns nur noch in solchen Verbindungen vor wie „Bauernvogt“, „Armenvogt“ u. s. w., und wir wölben uns daher die Augen, wenn uns in einem Landvogt der Mann, welcher an der Spitze der Regierung des ganzen Ländchens steht, und in dem Kirchspielvogt, den wir etwa „Landrath“ oder „Hauptmann“ nennen würden, angesehene, höchstgebildete studirte Männer erscheinen. Ein „Schreiber“ ist bei uns derjenige, der sich mit Abschreiben seines Lebensunterhalt verdient, und wir würden einen „Land-schreiber“ längst in einen „Landessecretär“, einen Pfennigmeister in einen „Finanzdirector“ und einen Lehnsmann in einen „Districtspolizeimeister“ umgetauscht haben. Einem hiesigen Pfennigmeister gehen leicht jährlich 15 Millionen Pfennige (50,000 Thlr.) durch die Hände. Diese Pfennigmeister sind einfache, aber aufgeklärte Banergutbesitzer, die, wie die meisten Beamten des Landes, von den bäuerlichen Grundbesitzern selbst gewählt werden. Ich glaube, nur den Oberamtmanu oder Oberstaller und die beiden Landschreiber ernennt der König selbst, bei der Einsetzung des Ställers (Amtmanns) concurrirt schon die Landschaft. Ich kann mich auf das Detail der so interessanten Verfassung des Landes überseht nicht näher einlaf-

von und betreffe den Leser auf ein von einem einheimischen Advokaten (Coffis) darüber geschriebenes treffliches Buch.

Ich mache nur im Allgemeinen — mir kommt es hier immer nur auf das Allgemeine, das Charakteristische an — darauf aufmerksam, daß hier sonst überall fast eine republikanische Bauer- und Landschaftsverfassung in den Marschen existirte, daß im Laufe der Jahrhunderte zwar manche Tonne Goldes aus der Marsch die Seez hinaufrollen mußte, um die Privilegien zu conserviren, und daß trotzdem allmählig viele von diesen Privilegien in Eiderstedt, in Dithmarschen, auf den friesischen Inseln verloren gingen, daß aber noch diesen Augenblick viele von diesen Privilegien und Verfassungen unter dem milden Scepter der dänischen Könige fortbauern, und daß hier noch jetzt eine Unabhängigkeit der kleinen Landschaften und Communen besteht, wie sich deren sonst nur noch die Communen in England rühmen.

Etwas Aehnliches läßt sich von allen den Marschcommunen von Hannover, Oldenburg, Ostfriesland u. s. w. bemerken, obgleich sie ohne Zweifel hier in weit höherem Grade als in Dänemark unter die allgemeine Verwaltungsweise des Landes gezogen wurden.

Uebrigens giebt es fast in allen Königreichen Europas, selbst in denen mit der unumschränktesten Staatsverfassung, kleine octroyirte und privilegirte Districte, die gesondert dastehen.

Im Kaiserthume Oesterreich, namentlich in Ungarn, findet man viele solche kleine freie Communen. Auch in der

Lärkei kann man republikanische Formen bei einigen Communen nachweisen; ja sogar in Rußland, namentlich an den Küsten von Esth- und Livland, kenne ich einige kleine Inseln, die verbriefte Privilegien haben und die mehr oder weniger ihre inneren Angelegenheiten selbst reguliren und verwalten.

Dithmarschen.

Wenn ich vor Mitternacht die dithmarschische Seeft erreichen wollte, so war es die höchste Zeit, mich aus dem fleberigen Marschboden Eiderstedts loszumachen. Doch für einen Beobachter der Natur und der Menschen ist überall soviel zu beachten, daß der Boden überall fleberig für ihn ist, er mag in der Marsch oder auf der Seeft reisen. Wenn ich reise, ist es daher immer meine größte Sorge, nur rasch durch die Länder durchzukommen, damit ich nicht etwa mich in Betrachtungen verliere und einmal ganz stecken bleibe.

Ich schiffte mich also gegen Abend in Tönning ein und erreichte bald das andere Ufer der Eider, wo schon Pferde für mich im Voraus bestellt waren.

Die Eider, dieser seit Karl's des Großen Zeit als deutsche Reichsgränze so berühmte Fluß, entspringt, wie alle Flüsse der cimbrischen Halbinsel, obgleich er in die Nordsee ausfließt, doch ganz in der Nähe der Ostsee. Ja auf einem Punkte seines Laufes, nämlich bei Kiel, kommt er der Ostsee bis auf eine halbe Meile nahe.

In unzähligen Krümmungen windet er sich zwischen den Herzogthümern Schleswig und Holstein hin und tritt

bei Lönning in's Meer hinaus. Er ist der einzige bedeutende und für die Schifffahrt wichtige Strom der cimbriſchen Halbinſel, obwohl er allerdings bei ſeiner Mündung den Mund etwas weiter aufthut, als dieſe Bedeuſamkeit ihn zu berechtigen ſcheint.

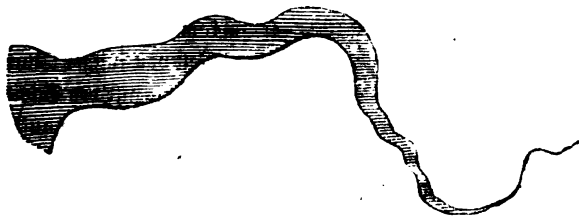
Denn er erweitert ſich hier zu einem trompetenſtümigen Trichter, der faſt ebenſo breit und groß iſt, als der, den ſeine beiden Nachbarſtröme, die Elbe und die Weſer, bilden. Dieſe weiten Mündungstrichter der hieſigen Ströme ſind ohne Zweifel eine Wirkung des Kampfes zwiſchen den beiden entgegengeſetzten Strömungen, der ins Land eindringenden Fluth und des daraus hervorkommenden Geſchwammers. Urſprünglich, als das Land, durch vulcaniſche Gewalten gehoben, aus dem Meere hervortauchte, mochte die Mündung ſehr ſchmal ſein und erſt im Verlaufe jenes Kampfes ſich mehr und mehr erweitern.

Je geringer landeinwärts die Höhe und die Gewalt der Fluth wurde, deſto weniger griff der Fluß zu beiden Seiten um ſich. Daher die Trichterform. Man bemerkt deßhalb dieſen Mündungstrichter nicht nur bei der Eider, Elbe, Weſer, ſondern auch bei der Schelde, Themſe, Garonne, Loire und überhaupt bei allen Strömen, die in ein ebbendes und fluthendes Meer fallen.

Wenn, wie bei der Seine, die Ufer des Fluſſes urſprünglich ſehr hoch waren, ſo iſt der Trichter nicht ſo weit geworden, weil dann den Wäſſern das Umſichgreifen ſchwieriger wurde. Alle kleinen Flüſſe der groÑbritanniſchen Inſel haben entſetzlich weite Mündungen. Wie ganz anders ſehen die Mündungen der Flüſſe des Mittelmeeres,

der Däfer und überhaupt aller Binnenmoore aus. Sie erweitern sich nur in Folge davon, daß nach der Mündung hin die Masse süßen Wassers größer wird.

Gaben sie aber ebenso breite, trichterförmige Mündungen, so ist nicht ein allmähliges Umschgreifen der Gewässer, sondern ein ursprünglicher Meerbusen oder ein Gaff die Ursache. Das Phänomen der Mündungsverbreiterung in Folge der Fluth zeigt sich hier am auffallendsten bei den kleinen Flüssen, die aus dem Lande hervorkommen, und insbesondere bei den Wattströmen, welche die Matten und Sandbänke durchkreuzen, den sogenannten „Flethen“ und „Brielen.“ Alle diese Flüsse fangen ganz klein an, gerade so wie die Schloten, die ich oben bei den Halligen beschrieb, verbreitern sich erst langsam, dann etwas schneller, hierauf aber bald in einer ganz außerordentlichen Proportion und zeigen nach wenigen Meilen Laufes ein Strombette von der Breite einer oder sogar mehrer Stunden. Sie bilden etwa Figuren wie diese:

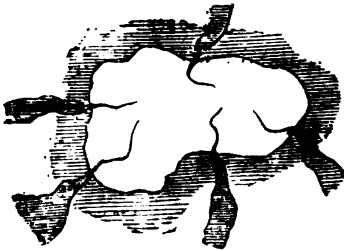


Da sie nicht durch Deiche oder sonstige, von Natur feste Ufer zusammengehalten werden, und da sie im Sande fließen, so muß natürlich die Proportion ihrer Erweiter-

ung viel größer sein als die bei den Festlandflüssen, die zwischen Deichen und festen Ufern fließen.

Jeder, auch der geringste Kampf zwischen dem abfließenden Flußwasser und dem einströmenden Meerwasser mußte eine Menge Sandkörner auf die Seite werfen und einen Weg auf dem Meeresboden ausbahnen. Die Ebbe warf sich nun wenn sie abfloß, in dieses einmal angebahnte Bett hinein, strömte von allen Seiten in vielen kleinen Nebenflüssen hierbei und half so, da die Masse des Wassers in einer viel rascheren Proportion, als dieß je bei einem gewöhnlichen Flußsysteme der Fall sein kann, anschwoh, die besagten abnormen Formen des Stromes herzustellen.

Nach einer Specialkarte der Insel Föhr, die ich vor mir habe, zeigen sich die kleinen Flüßchen dieser Insel auf dem Festlande so, und setzen sich auf dem Sande



des Meeres in solchen unproportionirlichen Betten fort, wie das beigelegte Bildchen zeigt. Dieß kommt Einem vor wie ein Nest voll junger Schwäbchen, die alle den Schnabel nicht weit genug aufsperrten können.

Unter diesen Gedanken über die Verhältnisse der Flußmündungen flog ich an das Ufer eines anderen Landes, setzte mich in einen Wagen, d. h. wieder in einen der beschriebenen Radrwagen, und fuhr landeinwärts, um noch zeitig genug das Städtchen Lunden zu erreichen, in welchem ich

die alten Kirchhofsmonumente und andere Alterthümer, die für die Geschichte dieses Landes von höchstem Interesse sind, beschauen wollte.

Dithmarschen heißt das neue Land, welches der Fuß des Reisenden, der von Norden über die Eider kommt; zunächst betritt.

„Wissen Sie, wer die Dithmarscher sind?“ fragte ich einige deutsche Freunde, denen ich Etwas von diesen interessanten Leuten erzählen wollte. „Dithmarscher?“ erwiderten sie fragend, „Ja, sind das nicht die berühmten Bauern in Dänemark, die sich dem Könige nicht ergeben wollten?“

Es waren gerade keine Gelehrten, die ich fragte, und ich, der ich immer gern sondire, wie weit wohl die Kenntniß des großen, gebildeten, deutschen Publicums von den Ländern geht, die ich ihm zu beschreiben wünsche, freute mich wenigstens, zu bemerken, daß der Ruhm der Dithmarscher, wenn auch nur als ein dunkles Gerücht, zu den Ohren dieser meiner Freunde gekommen war.

Einige derselben wußten freilich, als ich eine Karte von Dänemark hervorholte, nicht mit Sicherheit anzugeben, ob sie Dithmarschen bei Skagen oder auf Bornholm suchen sollten, obgleich Alle darüber einig waren, daß das Land innerhalb der Grenzen des dänischen Staates liegen mußte. Einige Andere lachten über die Unwissenheit dieser Geographen und zeigten mit den Fingern entschieden auf den Westen von Holstein; aber auch sie konnten den Sumpf und den Wald nicht recht herausfinden, in welchem die Dithmarscher stecken mußten. Sumpfig und waldig aber

mußte es da sein, darüber waren sie Alle einig, und ich lobte sie wieder, da ich daraus schloß, daß sie doch eine dunkle Idee von dem Charakter der Dithmarscher, die sie mit Sümpfen und Wäldern in Verbindung brachten, haben mußten.

Im Grunde genommen aber sollte die Kenntniß von Dithmarschen in der That unter den Deutschen etwas verbreiteter sein, als sie es ist, erstlich weil es überhaupt zu den interessantesten Ländchen der Welt gehöret, und dann, weil es eines der deutschesten Länder Deutschlands ist. Seine frühere Verfassung und Geschichte ist so merkwürdig, daß man sie ein wahres Phänomen nennen kann; seine ehemalige Bevölkerung war so rüchtig, eigenhümlich und achtbar, und seine jetzige Bevölkerung hat noch so Vieles von dieser alten Achtbarkeit sich erhalten, daß man aus dem Inneren von Deutschland in vieler Beziehung hierher als auf ein Muster schauen könnte.

Wer gern vernimmt, was Kleine durch Einfachheit und Kraft Großes verrichtet, wer sich gern der Begeisterung für Leute hingiebt, die, an ihrer väterlichen Sitte hängend, für ihren väterlichen Herd muthig Leben und Gut opfereten, der muß für die Geschichte Dithmarschens ein großes Interesse empfinden. Wer sich mit den altdeutschen Zuständen, wie Tacitus sie schildert, befreunden will, kann diese Geschichte gar nicht entbehren. Wer deutsche Rechtsverhältnisse und uralte Gebräuche sich erklären will, der muß sich mit den hiesigen Verhältnissen bekannt machen. Wer endlich deutlich zu erkennen wünschet, wie alte Zustände verschwinden und sich mit den neuen

ausgleichen und ins Gleichgewicht setzen, der darf ebensfalls in der Reihe seiner Studien vor allen Dingen das Studium Dithmarschens nicht auslassen.

Doch braucht es am Ende aller dieser Dinge und Umstände gar nicht. Wer gern eine interessante Erzählung anhört, der lasse sich die Geschichte dieses zwischen der Eibe und der Elber gelagerten Ländchens erzählen.

Bei der Geringsfügigkeit meiner Kenntnisse von diesem Lande ist es mir freilich nicht möglich, dem Leser in meiner Darstellung desselben Alles zu bieten, was eine vollständige und erschöpfende Schilderung seiner Verhältnisse ihm leisten könnte. Da ich indes meine Jugend in einer Stadt, von der aus Dithmarschen einst beoherhohletet wurde verbrachte, schon in meiner Jugend viel von diesem Lande hörte und eine gewisse Sehnsucht danach empfand, da ich nun dieses Land selber mit Augen gesehen habe und es mir auch seitdem viel durch den Kopf gegangen ist, so weiß ich, besonders wenn ich noch zu Hilfe nehme, was ich darüber zur Berichtigung meiner Anschauung gelesen habe, wenigstens etwas davon und kann mindestens solchen Mitgliedern des großen Publikums, wie meine obigen Freunde und viele Tausend Andere sind, die ihnen gleichen, manches Neue davon erzählen.

Es ist nicht möglich, in dem historischen Dithmarschen auch nur einen Schritt mit Genuß und Erfolg zu machen; und noch dazu versehen uns jener alte Lundenor Kirchhof an der Gränze des Landes und seine zahlreichen Monumente, so zu sagen, mit einem Schlage mitten in die alten Zeiten

und so will ich daher für die wissbegierigen Leser in aller Kürze eine kleine Uebersicht und Geschichte dieses Landchens, so weit ich sie begriffen habe, geben.

Wenden wir also vor allen Dingen, wie es billig ist, unsere Blicke auf die Landscholle selbst, welche die Basis und Grundlage des kleinen Volkes und Staates der Dithmarscher war, so findet sich, daß man seit unvorbenklichen Zeiten unter dem angegebenen Namen das ganze westliche Ende desjenigen Ländercomplexes begriff, der jetzt das Herzogthum Holstein heißt. Im Norden und Nordwesten wird das Land der Dithmarscher von der Eider umflossen und durch dieses Gewässer theils von den Eiderstedter Friesen, mit denen sie, wie es bei Nachbarn wohl der Fall zu sein pflegt, sich beständig stritten, theils von den übrigen Bewohnern des Herzogthums Schleswig getrennt.

Im Westen wird das Land von der Nordsee besäumt und im Süden durch das mehre Meilen breite Mündungsstück der Eibe von den Marschländern des Königreichs Hannover abgeschnitten. Es ist also auf drei Seiten von Wasser umflossen, mithin eine Halbinsel. Nur im Osten hängt es mit dem übrigen Festlande zusammen und zwar auf einer Strecke von $4\frac{1}{2}$ Meilen, während doch der Umfang des Ganzen etwa 28 Meilen beträgt. Das Land ist daher genau genommen nicht eine Halbinsel, sondern vielmehr eine Fünffachstelsinsel. Dazu kommt nun noch, daß auf der fünf Meilen langen Strecke, durch welche Dithmarschen mit dem übrigen Lande zusammenhängt, von der Eibe bis zur Eider eine nur we-

nig unterbrochene Reihe von Moräften und Seeren sich hinzieht, z. B. der Rubensee, das wüste Moor, das Hohbonner Moor u. s. f. Ja man kann wohl sagen, daß der ganze östliche Theil des Landes mit unwegsamen Torfmooren, zwischen denen nur wenige Passagen sich hindurchwinden; ausgefüllt ist und diese Beschaffenheit früher in noch höherem Grade hatte.

Da in Bezug auf feindlichen und kriegerischen Verkehr Moräfte ebenso gut hemmen und als Schutzwehren zu gebrauchen sind, wie Gewässer, wie Gebirge und andere nicht leicht passirbare Beschaffenheiten der Erdoberfläche, so kann man das Land nicht mit Unrecht beinahe eine Insel nennen.

Diese Verhältnisse sind natürlich sehr wichtig, da alle Inseln oder Halbinseln, wie alle abgeschlossenen Bergkessel, kurz wie alle von Natur geschützte und isolirte kleine Landstücken, sehr geeignet sind, den Bewohnern Freiheit, Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des Charakters zu conserviren.

Das besagte Landstück hat eine Ausdehnung von 24 Quadratmeilen und zerfällt von Haus aus in zwei von Natur sehr verschiedene Theile, in Geest- und in Marschland. Die Marschen erstrecken sich mit stark wechselnder Breite längs der Elbe, der Nordsee und der Eider und bilden vorzugsweise den westlichen Theil des Landes.

Die wald- und torfmoorreiche Geest bildet den östlichen Theil. Man kann von Norden nach Süden, von Lunden über die Orte Helbe und Melldorf eine Linie ziehen, welche ungefähr Geest und Marsch von einander

trennt. Diese Linie aber ist eine vielfach gekrümmte, denn die hohe Geest springt, wie anderes Festland in's Meer, hier und da in langen Halbinseln und Landzungen in die flache Marsch vor. Hier und da aber tritt sie wieder busen- oder thalartig zurück. Wie sonst das Wasser, so füllt jetzt hier überall der fette Marschboden diese Busen aus. Auf den Spitzen oder Vorgebirgen jener Halbinsel liegen die Hauptorte des Landes, so Lunden, Geide, Melborsf u. s. w.

Vor den Marschen, außerhalb ihres Deichwalles, liegen noch viele Seeländereien, die nicht bewohnt werden können, indem sie theils ganz unfruchtbar, theils gegen die Meeresfluthen in keiner Weise geschützt sind.

Es sind zum Theil Sandbänke, die täglich vom Meere bespült werden, zum Theil kahle Matten, die das Wasser nur bei hohen Fluthen überschwemmt, zum Theil endlich fruchtbare Wiesenstriche, die nur bei ganz außerordentlichen Wasserständen unter dem Meere stehen und für gewöhnlich zu Viehweiden benützt werden können.

Diese Seeländereien oder Außendeichsländer reichen meilenweit in's Meer hinaus und haben wenigstens eine eben solche Ausdehnung wie die Marsch- oder die Geesthälften, und man kann daher füglich von drei Dithmarschen sprechen, dem „Marsch-“, dem „Geest-“ und dem „Watt-“ oder „Außendeichs-Dithmarschen.“

Viele Schriftsteller betrauern in dem Wattenlande eine untergegangene Herrlichkeit ihres Vaterlandes, indem sie eine Menge von Distrikten, Inseln und Kirchspielen aufführen, welche hier vom Meere verschlungen sein sollen. Es sind hier in der That manche schöne Landstriche ver-

schwunden, aber man weiß nicht genau, wieviel von jener Trauer wohl begründet, wieviel nur eingebildet ist.

Gewisser ist, daß jenes Wattendithmarschen ein Land der Hoffnung für die Bewohner ist, denn seit 400 Jahren haben sie reichend und schänzend manchen schönen Acker Landes daraus hervorgeholt und mehre fruchtbare, von den Fluthen umspülte Inseln mit dem Festlande verbunden.

Die Marschen sind von diesen drei Stücken das vornehmste, denn in ihnen liegt der Hauptreichthum und die Hauptbevölkerung des Landes. Da die Oberfläche der Marsch von der der Seeft ebenso außerordentlich verschieden ist wie Gebirgs- und Ebenland, wie Wüste und Ackerbauand, so könnte es, weil solche verschiedene Erdoberflächenstücke meistens auch verschiedene Völker und Staaten zu begränzen pflegen, fast Wunder nehmen, daß die Leute sich nicht auf die Marsch allein beschränkten und daß die fremden Seeftvölker, über die Seeft hin sich ausbreitend, nicht bis dicht an den so scharf bezeichneten Rand derselben vordrangen.

Es ist indeß klar, daß, wenn die Marschbewohner dieß zugegeben hätten, es um ihre Unabhängigkeit von vorn herein geschehen gewesen wäre. Die Seeftleute hätten auf den Spizen und Vorgebirgen der Seeft Burgen und Befestigungen gebaut und von da aus die Marsch beherrscht. Die Marschleute mußten also die ganze, ihnen benachbarte Linie der Seeft in ihre Gewalt zu bekommen suchen, um da selbst ihre eigenen Befestigungen und Städte anzulegen.

Außerdem aber hat die Seeft vielfache Producte,

welche die Marsch nicht besitzt, Holz, Torf, und umgekehrt besitzt die Marsch so viele schöne fruchtbare Wiesen, daß Jeder, der an dem Rande der Seeft wohnte, Lust bekommen mußte, auch dort unten ein Besitztum zu gewinnen. Kurz, Marsch und Seeft ergänzen sich gegenseitig, und es ist also sehr natürlich, daß ein Theil der Seeft mit der Marsch zu einem und demselben Ganzen verschmolz.

Wir sehen daher in allen diesen Küstendistrikten, daß die Marschbewohner und die Marschcommunen sich nicht bloß auf ihre Marsch beschränkt, sondern auch einen Theil der Seeft gewonnen haben.

Wie die ganze Menschheit noch immer fragt, woher sie gekommen, ob sie aus dem Paradiese vertrieben, ob sie vom Himmel herabgeschwebt, ob sie aus dem Schlamme der Erde hervorgetroffen sei, so zerbrechen sich auch die Dithmarscher über sich selbst und über ihren Ursprung den Kopf, und die alten Chronisten des Landes haben mindestens zwölferlei Fragen hierüber aufgestellt und über jede derselben ein Capitel geschrieben, z. B., ob sie zu Lande oder Wasser angelangt seien, ob aus Britannien oder aus Dänemark, ob sie die Elbe herunter aus Böhmen oder über Holland aus Gallien gekommen, ob sie von den Kriegsvölkern Alexander's des Großen oder von den Juden abstammen, ob sie von den Cimbern oder umgekehrt die Cimbern von ihnen ihren Ursprung haben, ob sie Noah oder ein gewisser Demetrius (daher Dithmarschen) hierher geführt habe u. s. w.

Viele gehen nicht so weit hinauf, sondern fragen nur, ob sie Sachsen oder Friesen seien, und der Streit hierüber ist mit Lebhaftigkeit geführt worden und dauert

in diesem Augenblicke noch immer fort. Die Meisten sind der Meinung, daß die Dithmarscher reine Niedersachsen seien, und daß die große Kette friesscher Küstendistricte, welche von den Mündungen des Rheins bis hoch nach Jütland hinaufging, hier durch einen eingeschobenen sächsischen Keil unterbrochen worden sei.

Sie stützen ihre Meinung theils darauf, daß hier seit unvordenklichen Zeiten im Lande plattdeutsch gesprochen und geschrieben worden sei, theils auf den unverthilgbaren Volkshass der Dithmarscher gegen die Friesen im Norden, der sich in beständigem Kampfe mit ihnen kundgegeben habe. Diejenigen, welche für die friessche Abstammung sind, berufen sich wieder darauf, daß Dithmarschen in alten Zeiten von ostfriesschen Schriftstellern ein Theil der alten friesschen Seelände genannt wird, daß die Marsch unzweifelhaft viele friessche Colonisten empfangen habe und daß, sowie ihre Marschen den Hauptkern des Landes ausmachten, diese friesschen Colonisten eigentlich die Seele des Staates, gebildet hätten.

Es ist wohl höchst wahrscheinlich, daß die Meinung einiger unparteilicher Forscher, welche die Wahrheit in der Mitte suchen und welche meinen, daß das Volk und Gemeinwesen der Dithmarscher sowohl friessche, als sächsische Elemente in sich aufgenommen haben, das Rechte trifft.

Es wäre eine, wenn gleich nicht unmögliche, doch sonderbare Erscheinung, wenn hier in dem kleinen Dithmarschen auf einmal bloß reine Niedersachsen an der Küste gewohnt haben sollten, während rechts und links, weit und breit Friesen wohnten, welche den Marschen folgten, wie die

Deutschen in vielen slavischen Landstrichen den Gebirgszügen.

Die Friesen sind so passionirt für die Marsch, daß selbst in diesen allerneuesten Zeiten, sobald nur ein Koog in Dithmarschen eingedeicht wurde, dieser von Leuten bevölkert wurde, welche über die See aus dem alten friesischen Stammlande kamen, und nicht von innen herauf von Dithmarschen.

Man findet in jedem der letzten Jahrhunderte Beispiele von neuen Ländereindeichungen, die mit Hilfe von Holländern, West- oder Ostfriesen geschehen sind. Viele behaupten, daß erst seit dem 12ten Jahrhunderte solche Einwanderungen von Friesen in die Marschen stattgefunden haben. Allein es ist wohl höchst wahrscheinlich, wenn auch nicht nachweisbar, daß man sie als ein weit älteres Verhältniß betrachten muß, daß sie aber erst mit dem 12ten Jahrhunderte besonders häufig wurden.

Daß die Dithmarscher mit den Friesen in Eiderstedt beständige Fehden hatten, beweist nicht viel, denn wenn zwei Leute Nachbarn werden, so zanken sie sich mit einander, auch wenn sie Brüder sind. Die Eiderstedter Friesen stritten auch viel mit den nördlichen Strandfriesen, und dann kämpften die demokratischen herrenlosen Dithmarscher ja gegen die ihnen verhassten aristokratischen, vom Adel beherrschten sächsischen Holsteiner noch viel mehr, und der Gegensatz zwischen beiden war gleichfalls viel größer. Nur wenn sie mit den Holsteinern gerade nichts zu thun hatten, zanken sie sich mit ihren friesischen Nachbarn.

Was einen am meisten bewegen könnte, die eigentliche

Seele des dithmarschischen Volkes und das Gemeinwesen für friesisch zu halten, ist die große Ähnlichkeit der Verfassung und Geschichte ihres Staates mit der Verfassung und Geschichte aller übrigen kleinen friesischen Länder.

Alle diese diminutiven Staaten waren der Hauptsache nach kleine, von einfachen Marschbauern gestiftete Demokratien, die eine Volksversammlung an der Spitze, aber anfangs weder Adel, noch Fürsten hatten. Und das war auch Dithmarschen, das also herrlich in diese Reihe paßte.

Wollte man annehmen, daß des Landes Staatsgebäude rein sächsischen Ursprungs sei, so wäre demnach die dithmarschische Commune das einzige von Landbauern errichtete demokratische Staatsgebäude in dem ganzen sonst so aristokratischen und adelreichen Niedersachsen, während die Friesen doch überall und fast ausschließlich in solchen Staatsgebäuden wohnten.

Es wird in der Geschichte der Dithmarscher erzählt, daß sie am Ende des 13ten Jahrhunderts den Adel vertrieben hätten. Obwohl die Art und Weise, wie sie dies ausführten, von den Historikern nicht klar nachgewiesen werden kann, so ist doch so viel gewiß, daß sie vor jener Zeit Edelleute sich nennende und als solche anerkannte Geschlechter unter sich hatten, nachher aber keine mehr. Combiniren wir nun hiermit die Andeutung, daß vom 12ten Jahrhunderte an die Friesen, wo nicht zum ersten Male, doch besonders häufig eingewandert sind, so ist es wohl sehr glaublich, daß jene Vertreibung eine Folge dieser friesischen Einwanderungen war, und daß nun frie-

112 Hinneigung der Dithmarscher zu den Niedersachsen.

fischer Geist ganz und gar in dem Gemeinwesen die Oberhand gewann.

Und es kommt ja weit mehr darauf an, ob friesischer oder sächsischer Geist in dem Lande das Uebergewicht habe, als darauf, ob dort mehr Leute aus sächsischem Geblüte gewesen seien. Die griechischen Colonieen in Kleinasien, obwohl am Ende mehr mythisches und pamphylisches als griechisches Blut in den Adern ihrer Bürger floss, wurden doch immer mit Recht griechische Staaten genannt, weil griechische Gesetze, Sitten und Gewohnheiten in ihnen prädominirten.

Indeß bleibt immer Zweierlei merkwürdig, erstlich, daß die Friesen hier, früher als in Eibersstedt oder sonst irgendwo, sich der plattdeutschen Sprache bedienten, und dann, daß sich das Nationalgefühl der Dithmarscher immer mehr auf die niedersächsische Seite schlägt, während man doch eher vermuthen sollte, daß, wenn ihre Ueberzeugung nicht stark und entscheidend gewesen wäre, sie in einem so dubiosen Falle die Eitelkeit dazu hätte bringen müssen, sich auf die friesische Seite zu schlagen, da von jeher mehr Ruhm dabei gewesen zu sein scheint, sich den „edlen, freien“ Friesen beitrechnen zu dürfen, als den Niedersachsen, die freilich ein edles, ebenfalls Freiheit liebendes Volk waren, aber doch vor den Friesen, wie es scheint, um einen Grad zurückstanden.

Ueber den Ursprung des Namens Dithmarschen ist man ebensowenig einig, als über den des Volks, und die alten Chronisten wissen nicht, ob sie ihn von einem gewissen Demetrius oder einem Grafen Detmar, von dem

alten Volke der Marsen oder der Jungfrau Maria ableiten sollen.

Die Ableitung, welche mir am meisten gefällt, ist die von „Marsch“ (Meeresland) und „Dith“, „Thit“, „Thiot“ oder „Teut“ (deutsch), wonach also der Name die „deutschen Marschen“ im Gegensatz zu den jenseits der Elbe liegenden dänischen Marschen bedeuten würde.

Deutsch heißt auf niedersächsisch „Dütsch“, und in unserem Falle konnte man leicht des Euphemismus wegen das eine der beiden rauschenden „sch“ weggelassen und „Dithmarschen“ gesagt haben. Wie bei dem Worte „deutsch“ wird daher auch bei Dithmarschen oft statt des anfänglichen „D“ ein „T“ gesetzt, und man sieht daher den Namen halb mit „Dit“ oder „Tit“, halb mit „Thiet“ oder „Thiot“, halb mit „Theat“ oder „Teut“ geschrieben.

Geschichte einer Marschrepublik.

Soviel also in Kürze über das Land und seine Bewohner. Was nun die Geschichte beider betrifft, welche zu allen Zeiten von vielen Gelehrten, sowohl von einheimischen als von auswärtigen, von Dithmarschern (sogar von Bauern), von Schleswig-Holsteinern, von Dänen, von Bremern, Hamburgern und Lübeckern behandelt worden ist, so steigen wir hier natürlich, wie bei der Geschichte aller Länder, — zunächst in die Wolken. Eigentlich sind wir schon längst bei Erklärung der Abstammung des Namens und Volkes mitten unter diesen Wolken.

Die alten Phönicier, die ihren Bernstein hier wohl ebenso häufig kauften als an der Ostsee, haben gewiß Manches von diesen Leuten gewußt. Doch haben diese schweigsamen Kaufleute darüber ebenso wenig mitgetheilt wie über die Bewohner der Zinninseln.

Die Römer und Griechen, von denen wir sonst immer ein Almosen bekommen, wenn wir bei ihnen im Namen unserer deutschen Elbe betteln, erklären geradezu, sie wüßten Nichts davon, wie die Leute jenseits der Elbe hießen und lebten, und wievie Mann die Dithmarscher

zum Zuge der Cimbern und Teutonen stellten, ist daher nicht bestimmt auszumachen.

Die dithmarschische Geschichte der acht ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt läßt sich ebenso leicht beschreiben wie die aller vorhergehenden, denn es liegt hier vollkommen hell und klar vor uns, daß diese Zeiten — sehr dunkel sind.

Die alten britischen Schriftsteller, welche für die Periode des zweiten großen Weltereignisses, das diese Gegenden erschütterte, für den Zug der Angelsachsen nach England, dasselbe sind, was für die Periode des Cimbernzuges die Römer, haben den berühmten Namen der Dithmarscher nie in den Mund genommen.

Und wenn wir auch wohl vermuthen dürften, daß in den „Kieln“ oder in den mit Leder überzogenen sächsischen Schiffen, die beständig in allen Meeren um Britannien herum auf Beute lauerten und in denen so viele Ergäper und Räuber gefunden wurden, als man Rattosen darinnen sah, auch einige Vordäter der Dithmarscher gewesen sein mögen, so ist dieß doch nur Vermuthung, und wir kennen durchaus nicht die Namen der Häuptlinge und Herren, die Hengist und Horsa aus dem Rindchen zwischen der Eider und der Elbe nach England eingeladen haben mögen.

Das große Licht, welches, die Finsterniß zerstreunend, erst am Ende des 8ten Jahrhunderts für diesen, wie für so manchen andern nordischen Erdwinkel aufging, heißt Karl der Große. Diesem großen Manne, den alle Friesen noch heutiges Tages als die Quelle ihrer Privilegien und Freiheiten ansehen und verehren — ich hörte auf den friesischen Inseln selbst einfache

ungelehrte Leute sagen: „Unsere Vorfahren hat der Kaiser Karl der Große zum Lohn für ihre Treue und Tapferkeit ihre Privilegien gegeben, und von ihm stammen unsere Freiheiten her,“ — es ist zwar, wie so Vieles, was von Karl dem Großen berichtet wird, nur eine Sage, aber jedenfalls doch eine sehr weit verbreitete, unverfügbare und beachtenswerthe Sage — jenem großen Kaiser also, sage ich, welcher Krieg, Blut, Licht und Christenthum in alle diese Gegenden brachte und den die Leute hier wie am Rheine, in Italien wie bei den Slaven, im Norden und im Süden der Pyrenäen, als einen politischen Titanen verehren, huldigten am Ende des 8ten Jahrhunderts auch die Dithmarscher und ließen es geschehen, daß entweder durch ihn oder durch seinen Sohn Ludwig den Frommen eine Kirche in ihrem Lande zu „Melthorpe“ oder Melborsf, welcher Ort nun 600 Jahre lang ihre Hauptstadt blieb und jetzt wenigstens noch eine derselben ist, gestiftet wurde.

Denn Karl dem Großen ging es wie Peter dem Großen; wohin jener eine Kirche setzte, da blühte eine Stadt auf, die für alle kommenden Zeiten dauerte, und wohin dieser seinen, Hunderten von Völkern gebietenden Finger richtete, da keimte Etwas auf und wuchs und gestaltete sich.

Als später, zu unserer Zeit, der Nachfolger des Frankenkaisers, ein zweiter Frankenkaiser, in diese Gegenden kam, errichtete er an den Mündungen der Elbe und Weser ein neues Ländergebiet seines Reichs, „le département des bouches de l'Elbe et du Weser.“

Karl der Große oder doch die Karolinger hatten, als

ſie herrſchten, ein eben ſolches Elbmündungs-Depar-
tement geſtiftet, welches „die Graffſchaft Stade“ hieß und
beide Ufer der Elbe bis an die Mündung umfaßte. In
dieſer Graffſchaft gehörte auch unſer Ländchen, von dem
es übrigens ungewiß iſt, ob es ganz mit ihm verbunden
war oder ob es nicht bisweilen ſeine eigenen Grafen hatte.

Jene mächtigen Grafen von Stade ſcheinen Anfangs
unmittelbar unter dem Kaiſer geſtanden zu haben, doch
gab ſie Kaiſer Heinrich IV. im Jahre 1062 unter die
Lehnshoheit mächtiger Prälaten, die ebenfalls die Quelle
ihrer Größe auf Karl den Großen zurückführten, der
Erzbüſchöfe von Bremen.

Dieſe geiſtlichen Herren, die ſchon unter den Karo-
lingern ihr kirchliches Regiment über den ganzen weiten
Norden, über Dänemark und Schweden, ausdehnten, ſtreb-
ten wie der Papſt auch nach weltlichem Beſitz, und unter
allen Diſtricten und Ländchen, die ſie, bis an die Mündungen
der Elbe und Weſer vorſchreitend, allmählig erwarben, war
neßt der Graffſchaft Stade das Land der Dithmarſcher
der nördlichſte Theil jenes ihres weltlichen Gebiets.

Zwar blieb, wie alle Beſitzthümer und Rechte in
jenen ſtürmiſchen Zeiten, auch ihre Graffſchaft jenseits der
Elbe nicht unangefochten; die Grafen von Stade woll-
ten ſich der Lehnshoheit der Erzbüſchöfe nicht fügen, und
die Dithmarſchen machten ſich auch einige Male, ſowohl
von dem Grafen, als vom Erzbüſchofe frei, gaben ſich
auf kurze Zeit an den Biſchof von Schleiſwig und wurden
danach von Heinrich dem Löwen beherrſcht. Als dieſer
und der Erzbüſchof von Bremen, der ihn bei ſich aufge-

nommen hatte, in die Acht erklärt worden waren, wurde das Ländchen vom deutschen Kaiser dem Grafen Adolph von Holstein, der mit der Vollstreckung der Acht beauftragt war, überwiesen, jedoch nach einiger Zeit an den Erzbischof von Bremen, der vom folgenden Kaiser wieder zu Gnaden aufgenommen worden war, zurückgegeben.

Natürlich protestirten die Grafen von Holstein gegen die Zurücknahme des kaiserlichen Geschenks und präbendirten nun fortwährend ein Recht an Dithmarschen. Die Könige von Dänemark dagegen leiteten aus dem Umstande, daß die Dithmarscher sich einmal an den Bischof von Schleswig ergeben hatten, gleichfalls ein Recht her, und die Erzbischöfe von Bremen hielten fest an ihrer uralten Belehnung mit dem Lande.

Diese drei Mächte blieben für die Folgezeit die Hauptprätendenten um den Besitz von Dithmarschen, und wir sehen daher am Ende des 12ten und zu Anfange des 13ten Jahrhunderts erst den Erzbischof Hartwig von Bremen im Lande Gesetze geben, dann den König Knut von Dänemark dasselbe besetzen, darauf den Grafen Adolph von Holstein es durchziehen und endlich den großen König Waldemar den Steger, von Dänemark, erscheinen, welcher Dithmarschen mit einem großen Theile von Norddeutschland und vielen anderen Ländern eroberte.

Der Stern dieses Königs ging endlich im Jahre 1227 in der berühmten Schlacht von Bornhöved in der Mitte von Holstein, bei welchem Orte das Schicksal dieser Länder so oft entschieden wurde, unter. Denn hier

traf er mit den gegen ihn aufgestandenen norddeutschen Fürsten zusammen.

Die Dithmarscher, welche dem Könige von Dänemark hatten folgen müssen, entschieden diese Schlacht, indem sie in dem Augenblicke, als die Sachen für die Deutschen nicht eben besonders gut zu stehen schienen, den König in Folge einer mit den deutschen Herren getroffenen Verabredung verrathen und den Dänen in den Rücken fielen. Diese wurden nun auf's Haupt geschlagen wodurch ganz Norddeutschland von ihrer Herrschaft befreit wurde.

Dies war das erste Mal, daß die Dithmarscher durch ihr Betragen in einer Schlacht einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Nordens ausübten. Mehrere von ihren später erkämpften Siegen hatten ebenso weit greifende Folgen.

Sie selbst kehrten in Folge der vor der Schlacht getroffenen Verabredung unter den Krummstab des Erzbischofs von Bremen zurück, jedoch nur so, daß dieser gewisse Einnahmen aus ihrem Lande bezog und das Recht behielt, einige Wdgte in demselben zu ernennen, die wahrscheinlich dort nicht mehr Einfluß hatten als die kaiserlichen Wdgte in den deutschen freien Reichsstädten.

Von jetzt an blieben die Dithmarscher immer auf der Seite des Erzbischofs von Bremen und schützten bis zu ihrem völligen Untergange bei vielen Gelegenheiten gegen Ansprüche, die von anderen Seiten auf ihr Land erhoben wurden, vor, sie seien von Rechtswegen Unterthanen des Erzbischofs von Bremen. Sie benutzten dieß

120 Verhältniß zu den Erzbischöfen von Bremen.

jedoch mehr nur als einen Vorwand, um Fremden damit zu begegnen, als um dem Erzbischofe von Bremen besonders viele Vortheile aus dieser Unterthanenschaft zufließen zu lassen.

Auch haben sich diese Erzbischöfe, so wenig sie ihren Gerechtsamen in Dithmarschen entsagen wollten, in Fällen der Noth nicht eben sehr eifrig ihrer Unterthanen angenommen und dieselben sich meistens selbst ihrer Haut wehren lassen. Ja sogar später, als die Dithmarscher längst mit Holstein und Dänemark dauernd verbunden waren, wurde noch einmal im Lande zu Gunsten des Erzbischofs von Bremen conspirirt.

Nach der besagten Schlacht im Jahre 1227, in welcher sich die Dithmarscher zuerst bedeutend hervorthaten und ihre Unabhängigkeit von Holstein und Dänemark errangen, haben sie bis zum Jahre 1569, also über 300 Jahre lang, ihre Freiheit unter der Bremischen Oberhoheit, zu welcher sie sich ungefähr verhielten wie die Reichsstädte zu der Oberhoheit des deutschen Kaisers, behauptet.

Schon vor dem Jahre 1227 wird oft von der „Dithmarscher Freiheit“ und von der „Gemeinde des Landes“ geredet. Und wahrscheinlich haben die Dithmarscher schon damals sowohl unter den Grafen von Stade, als unter Heinrich dem Löwen, unter den Grafen von Holstein, wie unter den Königen von Dänemark, eine Art von republikanischer Verfassung gehabt. In jenen Zeiten konnte es eher Staaten im Staate geben als jetzt, wo vor eine Staat, dem Alle angehören, viel systematischer und durchgreifen-

der organisiert ist. Es hieß damals: Gehört dem Kaiser, was des Kaisers ist, oder dem Erzbischof, was des Erzbischofs, oder dem Grafen von Stade, was des Grafen von Stade ist, und im Uebrigen regiert euch selber.

Jene Herren hatten gewisse Burgen inne, forderten gewisse Schatzungen ein, machten Ansprüche auf eine gewisse Heerfolge und ließen die Leute im Uebrigen selbst walten. Auch sehen wir in den Zwischenzeiten der mehrfach wechselnden Regimente immer eine unabhängige, selbst entscheidende dithmarschische Gemeinschaft hervortreten; aber erst nach der Schlacht von Bornhöved bekam diese eine festere Form und Consistenz, die sich mehr und mehr einer völligen Unabhängigkeit näherte.

Von nun an sehen wir eine souveraine Volksversammlung in Dithmarschen auftreten, welche mit Fürsten und Königen Bündnisse schließt, Gesandtschaften an den Papst und den Kaiser schickt und von ihnen Botschaften empfängt, und welche, ohne einen Erzbischof oder Fürsten zu befragen, die Truppen des Landes zusammenruft und auf eigene Hand meistens kriegreiche Kriege mit den Nachbarn führt.

An der Spitze des ganzen Landes, als oberste Quelle aller Entscheidungen, stand nach der Weise der Demokratie die ganze Volksgemeinde, „Meende“ oder „Meinheit“ (populus) genannt, zu der alle männliche Eingeseffene, die über 18 Jahre alt waren, gehörten, und die sich in außerordentlichen Fällen in der Hauptstadt Meldorf versammelte. Für gewöhnlich aber war sie nur durch 70 bis 80 sogenannte „Rathghewere“ oder

„Rathmannen“ (consules) repräsentirt, von deren Wahl und Amtsdauer wir indes nichts Bestimmtes wissen.

Das ganze Land war in mehre Kirchspiele getheilt, die man alle wieder als eben so viele kleine Republiken betrachten kann. Denn diese einzelnen Kirchspiele faßten oft Beschlüsse, welche mit denen der Gemeinheit in Widerspruch traten, und diese wandte dann wohl, wenn sie es für gut fand, Zwangsmaßregeln gegen einzelne Kirchspiele an.

An der Spitze jedes Kirchspiels standen 2 bis 4 jährlich wechselnde Oberbeamte, welche „Schlichter“ (Schlichter oder Schlüsselträger, weil sie die Kirchspielssachen unter ihrem Verschluss hatten) genannt wurden. Den Schlichtern zur Seite standen in jedem Kirchspiele 10 bis 20 Geschworene, „Swarene“ oder „Sworen“ geheißen. Doch hatte jedes Kirchspiel seine Besonderheiten, das eine war demokratischer, das andere aristokratischer.

Jene Beamten waren natürlich die angesehensten, ältesten und erfahrensten Leute des Landes und standen daher auch bei der Versammlung des ganzen Volks an der Spitze der Gemeinheit. Ebenso erschienen auf dieser Versammlung die erzbischöflichen Bögte (Bogbeden), deren es anfangs nur einen, später fünf gab. Diese Bögte waren nicht etwa vom Erzbischof ins Land gesandte Gouverneure, sondern Richter, die er aus den Einwohnern des Landes ernennen und aus seinen Landeseinkünften bezahlen mußte.

Sie scheinen, wenn auch nicht die einflussreichsten, doch eine Zeit lang, bis zur Mitte des 15ten Jahrhunderts, die vornehmsten Leute im Lande gewesen zu sein, denn

bis dahin beginnen alle Staatsbeschlüsse (senatusconsulta) der Dithmarscher auf diese Weise: „Wi Woghede, Slüter, Sworen, Rathgewere und Meinheit des Landes tho Dithmarschen“ (wir Wögte, Schlichter, Geschworenen, Rathgeber und Gemeinheit des Landes zu Dithmarschen).

Es war dies im Grunde eine Verfassung, die mit allen damals an der Nordseeküste so zahlreichen friesischen Bauern-Republicken nach einem und demselben Model geformt gewesen zu sein scheint. Denn in allen jenen kleinen Landschaften, in Nüstingen, in Stebingen, im Brockmer Land u., kommt eine „Meende“ oder „Meente“ oder „Gemene“ oder „Gemeinheit“ als Quelle der Staatsgewalt vor, und es stehen „Rathgewere“ oder „Richter“ oder „Aelterleute“ oder „Geschworene“ an der Spitze. Die Ausdehnung der Macht dieser Beamten wird überall ähnlich, nur die Namen und Titel wechseln. Die Senatusconsulta beginnen: „Judices ac universus populus Nodingorum“ oder „Consules terrae Rustringiae“ oder sonst auf ähnliche Weise.

Je mehr sich der Staat der Dithmarscher durch Siege gegen außen befestigte, desto bestimmter prägte er sich auch im Inneren aus, und desto mehr scheinen sich die Verhältnisse so gestaltet zu haben, daß die ganze Macht in die Hände einiger Weniger kam.

In der Mitte des 15ten Jahrhunderts (1447 oder 1448) wurden in Folge innerer Zwistigkeiten aus den angesehensten Geschlechtern 48 Männer zu obersten Richtern (Judices majores) auf Lebenszeit erwählt. Und diese Richter, die bald zu förmlichen Regenten (gubar-

autores) geworden zu sein scheinen, blieben fortwährend an der Spitze des Staates bis zu seinem Untergange (1559). Sie hießen schlechtweg die „Achtundvierziger“ (de Achtundveertig) und später auch die „48 Regenten.“ Uebrigens waren diese 48 immer nur die administrative und richterliche Behörde für die kleineren Sachen und die laufenden Angelegenheiten; Quelle der Gesetze blieb die Landesversammlung, die auch in allen wichtigeren Staatsverhandlungen und Beschlüssen über Krieg und Frieden entschied.

Mit dieser inneren Revolution war auch eine Veränderung der Localität der Zusammenkünfte verbunden. Denn von 1447 an versammelte sich die Landesgemeinschaft nicht mehr in Melbors, sondern auf dem großen Markte von Selbe, wo sich ein Ort bildete, welcher bis an's Ende der Republik die Hauptstadt des Landes blieb.

Hier war beständig ein Ausschuss der Achtundvierziger, der aus zwölf von ihnen bestand und einem „Landkangler“ oder „Secretair“ an der Spitze hatte, versammelt, und an jedem Sonnabende waren alle achtundvierzig gegenwärtig. Und hierher riefen sie, in Fällen, in welchen von ihnen an das Land appellirt werden mußte, die ganze Landesversammlung, meistens an einem Montage, zusammen, bei welcher indeß die 5 B'dgte, die Achtundvierziger, die Schlichter (etwa 60), die Geschworenen (etwa 400), im Ganzen etwa 500 Personen, als autorisierte Bevollmächtigte des Landes, die Hauptstimme hatten.

„Was sich sonst von Bauern dabei einfand,“ sagt Dahlmann, „sah und hörte den Versammlungen und Reden zu

und gab als Masse Zeichen der Bestimmung oder des Mißfallens, falls nicht irgend eine besondere Aufregung auch unter ihnen eigene Redner hervorrief.“

So ungefähr sah es mit der Verfassung der über das ganze Land waltenden und Alles einigenden Macht aus. Doch war wohl das eigenthümliche Familienwesen der alten Dithmarschen für die Erhaltung des Ganzen noch wichtiger als jene Staatsverfassung. Wenigstens scheint man dieß daraus schließen zu dürfen, daß gerade mit dem Fall der Republik auch jenes eigenthümliche Familienwesen allmählig fast völlig aufgelöst ward.

Am natürlichsten entwickelten sich wohl überall auf Erden aus der Familie die ersten Anfänge aller politischen Gesellschaft. Familienbände sind die natürlichsten Bände, welche die Menschen zusammenhalten und zur Verfolgung gemeinsamer Interessen vereinigen.

Wir sehen daher in Arabien und an vielen Orten, wo der Staat auf der niedrigsten, rohesten und unentwickeltesten Stufe stehen bleibt, nur Familienverbindungen, welche dadurch zu einer Art von Staaten werden, daß nicht nur alle Mitglieder eines Geschlechts unter ihrem ältesten Oberhaupte (Patriarchen) zusammenhalten, sondern daß auch Fremde, nicht durch das Blut Verbundene, in diesen Bund aufgenommen werden und sich dann dem Ansehen jenes Patriarchen unterwerfen.

Gelingt es auch den Menschen, durch Vereinigung vieler Geschlechter, entweder unter einem einzigen freigewählten oder aufgedrungenen Oberhaupte, oder unter einem Bunde von Familienhäuptern, einen künstlichen

Staat zu bilden, so bleiben doch jene Naturstaaten oder Geschlechtsverbindungen im Kunststaate noch immer von mehr oder weniger großem Einfluß, dessen sich selbst zu unserer Zeit die durchgebildetsten und durchgreifendsten Staaten nicht ganz erwehren können.

Je künstlicher ein Staat wird, desto mehr wird der Einfluß der Geschlechter neutralisirt. Je mehr der Zustand der Völker dem Naturzustande nahe steht, desto stärker zeigt sich dieser Einfluß, besonders bei von Natur kräftigen und kernigen Nationen. Ist eine Nation von Natur energielos, lahm, keiner starken Passionen fähig, so sind natürlich auch die Familienbände, die auf heftiger Liebe und Anhänglichkeit beruhen, bei ihr schwach, und es können sich keine stark zusammenhängenden Geschlechter bei ihr ausbilden. Bei vielen Wilden hören wir nichts von lebhaftem und innigem Zusammenhalten der Geschlechter.

Bei den ebselben und vielversprechendsten Nationen dagegen vernehmen wir viel von einem sehr starken Familiengeiste. Man kann die tüchtigen Nationen ebenso an diesem erkennen, wie fruchtbaren Boden an den Disteln, die auf ihm wuchern.

Das merkwürdigste Beispiel von politischen Familien- und Geschlechtsverbindungen in ganz Europa geben wahrscheinlich die schottischen Clans, die sich bis in die neuere Zeit herab in ihrer ursprünglichen Originalität erhielten. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach der letzten und endlichen Besiegung der Stuart'schen Prätendenten, wurden sie von den Engländern aufgehoben,

indem von da ab nur noch ein Schatten ihres alten Ansehens bis auf unsere Tage sich hinzieht.

In Italien haben noch heutiges Tages die Bewohner des Inneren von Corsica und Sardinien etwas Aehnliches. Und in Deutschland haben sich, wie es scheint, diese uralten Familieninstitutionen am längsten bei den friesschen Stämmen und den Dithmarschern erhalten. Ich habe oben gelegentlich schon angegeben, daß man Spuren von alten Sitten, die aus den Geschlechtsverbrüderungen hervorgingen, auf den friesschen Inseln noch bis ins vorige Jahrhundert verfolgen zu können glaubt.

Die ganze Bevölkerung des Landes Dithmarschen war in verschiedene Geschlechter, von ihnen „Clachte“ genannt, getheilt. Diese Geschlechter waren entweder friesschen oder sächsischen Ursprungs, was selbst, als gemeinsame Sprache und Sitte sie längst vereinigt haben mochte, bei Erwähnung der Geschlechter nicht vergessen wurde. Alle die, welche einem Geschlecht angehörten, hatten, wie die Clans der Schotten, die Mac Gregors, die Stuarts, die Mac Aulays, ihren gemeinsamen Namen.

Die „Bogdemannen“, die „Diabellingmannen“, die „Amezinghemannen“, die „Edigmannen“, die „Berzinghemannen“, die „Ezingemannen“, die „Witte-Willers-Mannen“ waren solche Geschlechter, die auf ähnliche Weise zusammenhielten, wie die Kinder Israel, wie die Ben Nesi und Ben Salem der heutigen Araber.

Wie jeder Clan der Schotten meistens ein Thal, einen Gebirgsstrich oder überhaupt irgend eine bestimmte Localität für sich als seine Heimath besetzt hielt, so

scheinen auch diese Slachten besondere Theile des Landes für sich innegehabt zu haben; so z. B. wohnten die friesischen Bogdemannen bloß in der Marsch, der Slacht der Molrinen soll hauptsächlich im Orte Biskum seinen Sitz gehabt, der der Bielen im Orte Henstedt gelebt haben. Im Uebrigen waren die Mitglieder dieser Geschlechter auch in allen anderen Kirchspielen des Landes verbreitet*).

Anfangs mochten die Slachten wirkliche bloße Blutsverwandtschaften sein, und es wurde darauf gesehen, daß nur wirkliche und leibliche Vettern sich in jeder Slacht befanden. Später aber wurde es Sitte, auch Fremde in die Slacht aufzunehmen, sie gleichsam zu adoptiren und dadurch die Zahl der Slacht-Vettern zu vermehren, ganz so, wie dieß auch in Schottland geschah.

Es ist natürlich, daß dieß der erste Schritt zur Auflösung und zum Untergange der Slachten war, die ihre eigentliche Kraft und Energie nur in der Gleichheit des Blutes haben konnten.

Durch vielfach einwirkende Umstände wurde eine Slacht berühmter, zahlreicher und angesehenener als die andere, und es werden mehre erwähnt, die bis 500 wehrbare Männer ins Feld stellen konnten. Andere dagegen schmolzen in Folge verschiedener Umstände allmählig völlig zusammen und kamen so weit herab, daß sie sich endlich mit anderen Slachten verbanden und sich diesen durch Einkauf oder einen anderen Ver-

*) Der Chronist Dithmarschens, Neocorus, führt alle Geschlechter der Dithmarscher einzeln auf und nennt die Districte, in denen sie verbreitet waren.

trag incorporirten, wie auch in der Geschichte der schottischen Clans solche Vereinigungen und Incorporirungen vorkommen, und wie noch heutiges Tages die arabischen Dens sich wie wilde Bergwässer mit einander entzweien, vereinen und übereinander hinauswachsen oder gänzlich verschwinden.

An der Spitze eines schottischen Clans stand immer ein ziemlich unumschränkt gebietender Häuptling oder Chef, und dasselbe ist bei den Arabern der Fall. Auch die Clachten hatten ihre Vorsteher, doch standen sie nicht so gebieterisch da, wie die Clanchäuptlinge. Es scheint, daß in den Familienverbindungen der Dithmarscher das demokratische Element eben so vorherrschte, wie in der Verfassung ihres ganzen Staates.

Bei den Nordfriesen ist es ähnlich gewesen. Bei den östlichen Friesen an der Weser und Ems scheinen frühzeitig Häuptlinge zu Ansehen gekommen zu sein, aus denen später große vornehme aristokratische Familien und am Ende die Grafen und Herzöge von Ostfriesland hervorgingen.

Die größeren Clachten theilten sich wieder in kleinere Brüderschaften (Brobertembten), welche man „Kläfte“ nannte. Diese Kläfte waren ohne Zweifel im Verhältniß zu den Clachten das, was die römischen „familiae“ zu den „gentes“ waren, wie dieß auch schon der berühmte dithmarschische Gelehrte, Niebuhr, behauptet hat.

Clacht war der Inbegriff aller Familien, die aus einer Wurzel stammten, und Kläfte waren diese einzelnen Familien oder Häuser nebst ihren Angehörigen.

So werden z. B. als Klüfte des Dithbollingmanflacht die Herfamklust, die Gubdingmanflust, die Osterflust angeführt. Als Klüfte des Slachts der Bogemannen werden die Bojen und die Rementlowe genannt, zwei Klüfte, die wohl die berühmtesten im ganzen Lande waren und es noch jetzt sind. Die Bojen waren berühmt, weil sie stets tüchtige Männer erzeugten und bei allen Vorfällen im Lande sowohl mit dem Schwert, als mit der Zunge sich thätig erwiesen, wie denn bei der Einführung der Reformation nicht weniger als 3 Bojen auf ein Mal an verschiedenen Orten des Landes als Prediger und Reformatoren wirksam waren. Ich habe in dithmarschischen Angelegenheiten nirgends einen Bojen anders als ehrenwerth erwähnt gefunden, und es ist dieß ein merkwürdiges Beispiel, wie Tugend und Tüchtigkeit in den Familien erblich werden können.

Die Rementlows theilen diesen Ruhm, weil sie, nachdem sie ihr kleines Vaterland verlassen, in fast allen Theilen des Königreichs Dänemark groß und angesehen geworden sind. Es giebt Rementlows in Holstein, in Schleswig, auf den dänischen Inseln, und auch diese edle Familie friesischen Ursprungs hat zu allen Zeiten dem Vaterlande Männer geliefert, welche sich allgemeine Achtung und weitreichendes Ansehen erwarben. Und selbst noch jetzt könnte man eine ganze Reihe von Männern dieses Namens nennen, auf welche die Bewohner des Landes als auf ihre Besten hinblicken.

Jede Slacht hatte ihr eigenes Wappen, und jede Klust fügte diesem Geschlechtswappen wieder ihr

Besonderes Klüftzöichen hinzu. Eins der berühmtesten Dithmarschischen Wappen ist wohl das durchbrochene Mauerstück, welches eben jene Bojen, die Newentlows und alle Bogdemannen im Schilde führten.

Die Thobaner hatten einmal die Idee, einem Elitencorps ihrer Armee dadurch eine besondere Stärke zu geben, daß sie alle seine Mitglieder durch eine besondere intime Freundschaft mit einander verbanden, so daß jeder dieser zu Zwei und Zwei Verbundenen sich für seinen Freund bis zum letzten Athemzuge hingab. Es ist nicht wohl möglich, das ganze Vaterland so heftig zu lieben wie eine einzelne Person, und in der Schlacht verrichteten diese Paare daher wundervolle Thaten, wie die mit Ketten verbundenen Kanonenkugeln, die das Völkerecht verbot.

Eine ähnliche Stärke erlangten die Dithmarschen durch ihre Schlachten und Klüfte, die in alten Zeiten, wie es scheint, auch nebeneinander in der Schlacht fochten, und deren Pflicht es war, den Tod jedes Mitgliedes bis auf's Aeußerste zu rächen.

Jeder Einzelne gehörte seiner ganzen Schlacht und seiner Klust an. In ihren Bundbriefen verpflichteten sich alle Stammgenossen eiblich, wenn ein Vetter Schaden leide, ihm zur Ersehung des Schadens behilflich zu sein, und wenn er selber Schaden thue, auch für diesen Schaden in Gemeinschaft einzustehen. Nur wenn der Schlachtgenosse sich als ein ganz unwürdiger Mensch bezeugte, bezahlte man den Schaden nicht für ihn, sondern übergab seine Person Denen, welchen er Schaden zugesügt, damit sie sich selbst an ihm Satisfaction nehmen möchten.

Die einzelnen Individuen oder, so zu sagen, Elemente des Staats waren auf diese Weise zu so festen und innig verbundenen Massen gruppirt, wie sie nur das starke Band der Blutsverwandtschaft, aber keine Kirchspielsabtheilung, keine Nachbarschaft, kein allgemeiner Staatsverband -zusammenschmieden konnte. Das Gemeinwesen zog gewiß bedeutende Vortheile daraus, und als später die Clachten und Klüfte nicht mehr vereinigt neben einander in der Schlacht standen, als der Blutrache kräftig gesteuert wurde, und als der Staat sich gegen die Geschlechter durchgreifend zu stärken suchte, hat er sich vielleicht gerade durch das, wodurch er sich einigte, untergraben. Wenigstens ist es bemerkenswerth, daß die Reformen des Clacht- und Klüftwesens fast alle in die letzten Jahre der Republik fallen, und selbst noch 2 Jahre vor dem völligen Untergange derselben einige Hauptgesetze gegen die Klüfte geschleudert wurden.

Natürlich sind auch die Nachtheile eines solchen Geschichtswesens in die Augen springend. Die particularen Clachtinteressen gingen dem allgemeinen Staatsinteresse vor. Die Streitigkeiten und Hänkereien unter den einzelnen Clachten wurden durch die Blutrache verewigt. Wenn in einem fremden Lande ein Vetter erschlagen worden war, so mußte das Geschlecht auch dieses Verbrechen an den Fremden durch Blut rächen, und der ganze Staat wurde daher oft durch einzelne Geschlechter in Kriege und Streitigkeiten verwickelt.

Diese Hänkereien, diese Scenen der Blutrache traten besonders ein, wenn nach außen Friede war, und

selbst wenn ein äußerer Feind das ganze Land bedrohte, war die Einigung oft nicht völlig; ja selbst bei den Hauptschlachten, welche die Dithmarscher geliefert haben, sehen wir immer einige Geschlechter oder auch ganze Kirchspiele nicht am Kampfe Theil nehmen. Dieß Alles ist ganz so, wie es bei den Gairs in Schottland war, und wie es noch heute bei den ebenfalls in Schlachten und Räfte getheilten Völkern des Kaukasus der Fall ist, die ebenfalls sofort sich in Privatzänkereien unter einander aufreißen, wenn die Ruffen nicht mehr drohend im Felde stehen. Durch das Studium der ehemaligen Zustände in Friesland und Dithmarschen, die wir auf unserem eigenen deutschen Boden so nahe haben, können wir uns gewiß Manches von Dem, was wir täglich über die heldenmüthigen Völker des Kaukasus hören, deutlich machen.

Um sich einen Begriff davon zu machen, wie viel Mord und Todtschlag, Racheübung und Streit im Gefolge der Schlachteinrichtung war, sehe man nur einmal die Verzeichnisse mehrerer friesischen Geschlechter durch, welche Wiarda in seiner Geschichte Därfrieslands giebt, und beachte bei jedem einzelnen Geschlechtsgenossen das Schicksal, das ihn traf.

Man wird da ganze Familien sehen, bei denen die Mehrzahl der Mitglieder durch die Hand ihrer Geschlechtsfeinde umkam. Und man wird die Klagen des M:ocorus und anderer friesischen Geschichtschreiber begreiflich finden, die da sagen, daß wohl nirgends auf Erden mehr Menschen ermordet und erschlagen würden

als in ihrem Vaterlande. Beispielweise will ich hier einmal die Stammtafel der Brodtschen Familie anführen.

Ein Mitglied dieser Familie war Keno Hilmerdus, Häuptling zum Brod. Sein Sohn, der Ritter Dato, wurde 1391 ermordet.

Sein Schwiegersohn, Faro Aylts, ward 1388 erwürgt, der Gemahl einer seiner Entelinnen Folkmar Attena ermordet.

Einer anderen seiner Entelinnen Gemahl verschmachtete 1409 im Gefängnisse.

Seines ermordeten Sohnes Dato Sohn, Witzels, ward 1399 erschlagen.

Dieses Sohnes Dato Tochter, Decca, wurde von ihrem Gemahl Lütet Attena ermordet, und ihm, dem Lütet Attena, wurde von seiner Schwiegermutter und seinem Vater der Kopf abgeschlagen.

Sein Urenkel Azelt verschmachtete 1409 im Gefängniß.

Dies erinnert an die Ereignisse in dem Geschlechte der Atriden, und hätten wir ähnliche genaue Verzeichnisse von den Klüften der Dithmarschen, so würden wir wohl ähnliche Resultate finden. (Wie interessant wäre es, wenn wir einmal ein solches Geschlechtsregister aus dem Kaukasus zur Vergleichung bekommen könnten.) Es sollen noch jetzt Klüftbücher in Dithmarschen existiren, in welchen die Klüftvettern und ihre „Beliebungen“ verzeichnet sind, auch sollen noch jetzt die Klüftvettern aus diesen Klüftbüchern gewisse Ansprüche begründen.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß ein solcher kaukasischer Zustand sich hier im Norden von Deutschland, und namentlich in Dithmarschen, welches diejenige Bauernrepublik an den friesischen Küsten war, die von allen zuletzt unterging, so lange erhalten konnte.

Es zogen sich schon frühzeitig gegen jede einzelne dieser Republiken Fürstenbündnisse zusammen, die der großen Fürstenligue gegen Venedig ganz ähnlich waren. Im Jahre 1234 schon verloren die Stebinger durch ein solches Fürstenbündniß, an dessen Spitze der Erzbischof von Bremen stand, in einem furchtbaren Kriege ihre Freiheit, mußten Burgen in ihrem Lande bauen lassen, mußten Edelleute aufnehmen und aus freien Sassen die Meier dieser Edelleute werden. Im Jahre 1345 und dann wieder im Jahre 1397 wurden Theile vom ostfriesischen Seelande durch solche Fürstenbündnisse, an deren Spitze die Fürsten von Holland standen, besetzt und tributpflichtig gemacht.

Ja fast jede kleine friessche Republik hat solche Bündnisse von Fürsten, welche den Zustand der freien oder, wie sie inthier sagten, „herrenlosen“ und „rebellischen“ Bauern als unnatürlich und geschwidrig betrachteten, gegen sich heraufbeschworen, und es wäre interessant genug, in einer pragmatischen und vergleichenden Geschichte die Schicksale aller dieser kleinen Republiken neben einander zu stellen, und diese Schicksale dann mit denen der italienischen Küstenrepubliken und ihrer fürstlichen Feinde zu parallelisiren.

Gegen die „herrenlosen“ Dithmarscher erhoben sich

verschiedene Male eben solche Fürstenbündnisse. Daß jene aber trotzdem sich ihre Freiheit und alle damit zusammenhängenden Zustände bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts erhielten, mag sich zum Theil aus der großen Tüchtigkeit der Leute, zum Theil aber auch aus ihrer geographischen Lage erklären, in Folge deren sie in Bezug auf diejenigen Fürsten, welche Ansprüche auf sie machten, wie die von Petersburg entfernt wohnenden Russen, sagen konnten: Gott ist hoch, und der Kaiser ist weit. Denn sie stießen mit ihrem Ländchen gerade an die äußersten Gränzen der Gebiete dieser Fürsten.

Der Erzbischof von Bremen, der schon 1234 durch einen heftigen Eroberungs- und Vertilgungskrieg gegen die seiner Residenz sehr nahen Stedinger gezeigt hatte, daß das Sprüchwort: unterm Krummstab ist gut wohnen, auch seine Ausnahmen habe, konnte jenseits der breiten Elbe im hohen Norden einen solchen Eroberungskrieg nicht so leicht vollführen. Er hatte sogar das christliche Kirchenregiment in Dithmarschen schon an seinen mächtigen Untergebenen, den Domprobst von Hamburg, der sich ihm oft widersetzte, abtreten müssen.

Die Könige von Dänemark, die im Norden genug Beschäftigung fanden, hatten zwar die ihnen näher wohnenden Friesen im Norden der Eider auf ähnliche Weise mit ihrem Reiche verbunden, wie der Erzbischof die Stedinger mit dem seinigen; aber noch weiter nach Süden über die Eider hinüber zu reichen, war ihnen schon beschwerlicher. Und selbst in Bezug auf ihre

ausbauernbsten und schlimmsten Feinde, die Holsteiner, lagen die Dithmarscher am entlegensten Ende des Landes.

An den Gränzen zwischen zwei großen Reichern pflegen sich kleine Freistaaten immer leicht zu erhalten, und man mag hier wohl die mehr oder minder selbstständige eigenthümliche Verfassung der freien Vasallen zwischen Spanien und Frankreich, der Montenegriner an den Gränzen der Türkei, der freien Kurden zwischen Persien und der Türkei, der freien Tataren zwischen China und Rußland und viele ähnliche Erscheinungen mit den früheren Zuständen Dithmarschens vergleichen.

Von jenem Tage bei Bornhöved an, wo die Dithmarscher durch Verrath ihre Unabhängigkeit unter dem Abhängigkeitschein vom Bremer Krummstabe herstellten, gab es während der folgenden 330 Jahre etwa 5 solcher Hauptbündnisse der Fürsten gegen die Freiheit der herrenlosen Bauern. Und alle diese Fürstenbündnisse wurden bis auf eins, das letzte, in vier merkwürdigen Kriegen von den Dithmarschern gesprengt, die dadurch nicht nur ihre eigene Freiheit sicherten, sondern auch, weil den Fürsten in Folge ihrer Niederlagen noch manche andere Verlegenheiten erwuchsen, sehr weit gehende Erschütterungen im ganzen scandinavischen Norden veranlaßten.

Bemerkenswerth bei diesen fünf interessanten Kriegen ist es, daß fast jedes Mal die ganze Sache an einem Tage, meistens binnen weniger Stunden, völlig entschieden ward. Man kann daher eigentlich von fünf Haupttagen in der Geschichte jener drei Jahrhunderte

sprechen, welche in ihr vor allen hervorleuchten, und um die sich auch das Ganze dreht.

In jedes Jahrhundert fielen ein oder zwei solcher Tage. Diese sind folgende: ein unbekannter Tag des Jahres 1288, der 7. September des Jahres 1319, der 5. August des Jahres 1404, der 16. Februar des Jahres 1500 und endlich der 13. Juni des Jahres 1569 *).

Ich will in der Kürze die Geschichte dieser Tage erzählen, von denen der erste unbestimmte der unbedeutendste, der von 1500 der glorreichste und der von 1569 der traurigste war. Jenen ersten Tag soll ein Hase entschieden haben. Denn so wie sich die Feinde, nämlich die Grafen Heinrich und Johann von Holstein und Bagrien, welche sich damals zur Eroberung Dithmarschens verbündet hatten und mit einem Heere in's Land gerückt waren, auf der einen und die Dithmarscher auf der anderen Seite gelagert hatten, jene, die Holsteiner, wahrscheinlich in bänglicher Erwartung, diese, die Dithmarscher, fröhlichen Muthes, sprang ein Hase zwischen beiden Heeren auf. Einige der vordersten Dithmarscher ließen dem scheuen Thierchen, das sich auf die holsteinische Seite wendete, nach und schreien, dasselbe scheuchend, laut: „Löp! Löp! Löp!“ (lauf! lauf! lauf!) Die vorderen Feinde, welche die Bauern so munter herankommen sahen, flüchten über dieses sonderbare Schauspiel. Die aber in

*) Manche dieser Data stehen übrigens nicht ganz fest.

den hinteren Reihen, welche nicht sehen konnten, was vorfiel, und nur das Geschrei: „Lauf! lauf! lauf!“ vernahmen, wurden von Schrecken ergriffen, glaubten, daß schon Alles verloren sei, und begaben sich auf die Flucht.

Die Dithmarscher zogen die Schwerter, und indem sie ihr „Lauf! lauf! lauf!“ nun nicht mehr an den Hasen, sondern an die Holsteiner richteten, beschleunigten sie die Schnelligkeit der Retirenden und warfen diejenigen, welche, obschon in Unordnung gerathen, noch Widerstand leisten wollten, mit leichter Mühe zurück. „Viele,“ sagt Procorus, „sind dabei erschlagen und gefangen genommen, die meisten aber durch das Hasenpanzer errettet worden.“

Es ist merkwürdig, daß ganz ähnliche Vorfälle, oben solche durch einen Hasen oder einen Fuchs eingeleitete Schlachten, schon in der alten römischen Geschichte, im Mittelalter und auch noch sonst bei mehreren Gelegenheiten vorkommen. Die Folgen dieser Schlacht waren innere Unruhen in Holstein, denn die Grafen gaben Wehren vom Adel die Schuld der Niederlage und verbannten sie aus dem Lande. Diese Verbanneten erregten aber wieder in ihrem Vaterlande Krieg und Fehde.

Nach jenem Meerhasen von 1282 kam das so oft im Lande erwähnte geschmolzene Blei, das im Jahre 1319 in der brennenden Kirche von Oldenwürben den Dithmarschern auf die Köpfe tröpfelte und sie zu einem verzweifelten Widerstande aufstachelte. Dieses Blei war nämlich von Gerhard dem Großen, Grafen von Holstein, in Fluß gebracht worden, der in jenem Jahre im

Bündnisse mit dem Fürsten von Mecklenburg, mit dem Herzoge Johann von Sachsen, mit den Grafen von Ruppin und Gutzkow in's Land gerückt war, um sich an den Dithmarschern wegen eines Einfalls derselben in Holstein zu rächen und sie unter seine Botmäßigkeit zu bringen, wie ihm dieß mit Schleswig und am Ende mit ganz Dänemark wirklich gelang. Er hatte, wie Neocorus sagt, schon zwei Mal über die Dithmarscher Victoriam behalten, und sie hatten sich nun in die besagte Kirche zurückgezogen und darin verschanzi.

Die Kirchen wurden in Dithmarschen, das sonst keine Festung und keine steinernen Gebäude hatte, sehr oft als Festungen benutzt, und noch jetzt sieht man an einigen alten Kirchtürmen die früheren Schießscharten. Die Dithmarscher, wie alle Marschvölker, konnten keine Burgen und Festungen leiden, sogar nicht wenn sie ihnen selbst hätten zum Schutz dienen können. Denn wenn sie eine etwa von einem Fürsten in ihrem Lande erbaute Festung eroberten, so besetzten sie dieselbe nicht, sondern zerstörten sie, wie die Spartaner, die ebenfalls eine entschiedene Abneigung gegen Festungswerke hatten und meinten, daß die Arme der Bürger die besten Mauern seien. Nur zeitweilige lange Schanzen und Verhacle haben sie errichtet.

Uebrigens wiederholen sich in der Geschichte aller friesischen Marschen die Kämpfe um die auf der Meer angelegten Burgen, und zwar überall ganz auf ähnliche Weise. Und überall wurden die Kirchen als Festungen benutzt. Dieselben waren die einzige Gattung von festen

Häusern, in denen sich durchaus kein Tyrann festsetzen konnte.

Also wie gesagt, die geschlagenen Dithmarscher hatten sich in der erwähnten Marschkirche von Oldenwörden verschanzt, und Gerhard der Große lag draußen und ließ das Dach der Kirche in Brand stecken, wodurch das besagte Blei auf die Leute herabtrüffelte und sie zu einem verzweifelten Ausfalle nöthigte. Als dem Tode Geweihte, kämpften sie nun muthiger denn zuvor und drängten die nächsten Feinde zurück. Viele derselben hatten sich schon siegestrunken in der Umgegend zerstreut und wurden nun plötzlich von anderen Marschbewohnern, welche den glücklichen Erfolg bei der Kirche sahen, ebenfalls angefallen. Es entstand ein allgemeines Treffen, in welchem die Marschleute, die sich kundiger und gewandter in dem von tiefen Gräben durchschnittenen Terrain bewegten, vollständig siegten und 2000 Holsteiner und Mecklenburger, darunter 12 Landesherren, erschlugen.

Graf Gerhard der Große und der Herzog von Mecklenburg kamen glücklich mit dem Leben davon, und Ersterer schloß bald darauf einen dauernden Frieden mit seinen unnachgiebigen Nachbarn.

Jene zuerst erwähnte Schlacht mit dem Grafen Heinrich nennen die Dithmarscher den „Basenkrieg“, und weil Niemand bei der Oldenwörder Schlacht des geschmolzenen Bleies zu erwähnen vergißt, dessen Herabtrüpfeln eigentlich den Wendepunct der Affaire bildete, so könnte

man hierfür mit Recht den Namen des „Blutropfenkrieges“ aufbringen.

Die holsteinischen edlen Damen hatten bei diesen Schlachten mit den Dithmarschern immer vorzugsweise viele Brüder, Sotten, Väter zu beweinen. Denn da es herrenlosen Bauern galt, so scheint es, daß vorzugsweise die Adelligen die Kriegesflamme gegen die Dithmarscher schürten und auch in besonders großer Zahl gegen sie zu Felde zogen, eben so wie die ihrer reichlichen Herren vom Adel immer besonders zahlreich gegen die Hirten und Gebirgsbauern der Schweiz in den Krieg gingen.

Von welcher Trauer aber mußten jene edlen Damen ergriffen werden, als sie, als Nonnen verkleidet, auf dem nicht weit von Heide gelegenen Schlachtfelde von 1404 ankamen und hier nicht weniger als 300 Leichname von holsteinischen und schleswig'schen Edelleuten und Rittersn, ihren Brüdern und Vettern, auf dem Felde umherliegen sahen, blutig, verflümmelt, ihres Schmuckes beraubt und „von den Hunden, Wulven, Rauen und andern Vertern“, wie der Chronist Neocorus sagt, „hals aufgefressen.“

Die Dithmarscher, welche diese Herren von Ablefeld, die von Limbeck, den Herrn von Bogwisch mit seinen acht Söhnen, den Herzog Gerhard IV. von Schleswig und Holstein selbst und viele Andere, auch mehrere Bürgermeister und Rathsherren aus schleswig'schen und holstein'schen Städten, erschlagen hatten, wollten dieselben nämlich „wegen ihres gefassten Bornes“ nicht

begraben lassen und sie den wilden Thieren preisgeben. Sie hatten den Gemahlinnen jener Herren sogar die Bitte um Auslieferung der Leichname und um ehrliches Begräbniß schon abgeschlagen, da diese aber, klug und fest, wie Frauen sind, als Nonnen kamen und die Leichname ihrer Geliebten holten und begruben, so wagten die Dithmarscher aus Ehrfurcht vor der Mutter Maria, der jene Damen anzugehören schienen, nicht, zu widersprechen, und überließen den Holfsteinerinnen die Lebersteine ihrer Eheueren, die nun im ganzen Lande weit und breit auf jedem Schlosse und in jeder Stadt beklagt und betrauert wurden.

Die Ursachen, in Folge deren sowohl jene Herren so übel zugerichtet wurden, als auch diese große Trauer über's Land kam, waren folgende. Der Herzog Erich von Lauenburg hatte einen Unwillen wider die Dithmarscher, weil einige von ihnen mit seinen Leuten im Lande Hadeln jenseits der Elbe sich gezankt und vermuthlich dabei einige erschlagen hatten, und unternahm plötzlich einen Raubzug in ihre reiche Marsch. Die Dithmarscher zürten dem Grafen Albrecht von Holfstein, weil er diesen Raubzug des Herzogs Erich von Lauenburg, seines Schwiegervaters, zugelassen hatte, klagten ihn, der gute Nachbarschaft zu halten versprochen, an und schmähten deshalb laut auf ihn. Dies nahm wieder der Graf Albrecht übel und machte mehre Einfälle in die Lande der Dithmarscher, aus denen er große Beute fortschleppte.

Auf einem dieserzüge aber stürzte er mit seinem

Pferde und kam um's Leben. Dieser Unfall brachte nun wieder den Herzog Gerhard IV. von Schleswig, welcher der Bruder und Erbe des gestorbenen Grafen Albrecht war, in Harnisch, und dieser rüstete sich mit dem Adel von ganz Schleswig und Holstein zu einem großen Raubkriege.

Sie fielen „mit gewaltiger Hand“ in die Mark ein, plünderten, raubten und ließen eine Menge Dörfer in Brand stecken und die Beute zusammenschleppen. Die Dithmarscher hatten sie frei in's Land herein gelassen, vielleicht eingedenk ihres Sieges bei Oldenwürden, wo sie ja auch den plündernden übermächtigen Feind besiegelt hatten, aber nicht den mit Vorsicht einrückenden. Aber sie paßten ihnen auf der Rückkehr in einem Engpasse auf, der die „Süderhamme“ hieß.

Dies war eine von jenen trocknen Passagen zwischen zwei unwegsamem Moränen, in welcher eine Schanze ober „Hamme“ (von hemmen) errichtet war, welche die Süderhamme hieß, so wie eine weiter nördlich gelegene Schanze die „Norderhamme“ genannt wurde. Rings um diese Passage war Wald, Gebüsch und Morast, und zwischen der Schanze führte nur ein enger Steinweg durch.

Vor dieser Schanze hielt der Herzog Gerhard, alle zerstreuten Trupps der Seinigen daselbst concentrirend. Als er sie beisammen hatte, setzte er sich mit der ganzen Colonne in Bewegung durch den Engpaß, zu dessen beiden Seiten sich, ohne daß die Holsteiner davon Kunde hatten, die Dithmarscher hinter Büschen und

Stimmen, in den Gräben und an den Wällen in Versteck gelegt hatten.

Die Knappen des Herzogs gingen voran und wurden zuerst von den Bauern angefallen. Der Herzog selbst, der den Lärm und das Geschrei hörte, glaubte, die Knappen zankten sich untereinander. Er griff daher zu einem Stode und sprang rasch zu ihnen hin, um sie zur Raison zu bringen. Allein er stürzte in sein eigenes Verderben, denn die Dithmarscher umzingelten ihn wie seine Knappen und spalteten ihm den Kopf.

Sein unerwarteter Tod brachte das ganze Heer in Verwirrung. Ein Theil kehrte aus der Schlacht zurück in's freie Feld, ein anderer floh rasch hinüber, um zum Lande hinauszukommen. Von den Reitern, die auf dem engen Wege in's Gedränge gerathen, stiegen einige vom Pferde und suchten sich zu Fuß durchzuhelfen, andere blieben zu Pferde und trugen ihre eigenen Infanteristen nieder. Viele Hunderte wieder verließen in Angst und Noth den beengten Weg und suchten sich durch die Wälle hindurchzuarbeiten.

Die Dithmarscher kamen nun zu beiden Seiten dem Wege immer zahlreicher aus ihren Verstecken hervor, griffen die Verwirrten und Zersprengten von vorn, von hinten, von beiden Seiten an, und stellten hier bei der Überhamme endlich diejenige Trainszene her, welche ich zu Anfang beschrieb, und welche jene als Normen verkleideten Edelfrauen mit Entsetzen erfüllen magte.

244 Die Dithmarscher unter der westliche Semiramis.

Es ging hier ungefähr so her, wie bei der Abzugauf dem Rückzuge der Franzosen aus England. Ueberhaupt sind fast alle Kriegszüge, welche Kunde nach Dithmarschen gethan haben, russische Campagnen en miniature. Die Feinde kamen fast jedes Mal gleich ungehindert nach der Hauptstadt Weßdorf, wie die Franzosen nach Pockau. Dann aber wurden sie übermüthig und geriethen beim Plündern mitten im Siegesgeschrei ins Verderben, indem ihnen die Marschbanern, welche auf ihnen kloben sich über die tiefen Gräben schlangen, oben so zusetzten, wie die Kosaken auf ihrem leichtem Pferde den Franzosen.

Die Folgen jenes Sieges von 1404 waren, daß in den ihres Oberhauptes beraubten Herzogthümern wiederum Zwistigkeiten ausbrachen, daß Friede mit den Dithmarschern gemacht werden mußte, und daß sogar die große Semiramis des Nordens, die Königin Margarethe, und ihr Sohn König Erich den Dänen ihren Gruß entboten ließen und mit ihnen ein Freundschaftsbündniß schlossen.

Es klingt in dem über dieses Bündniß existirenden Documente ganz eigenthümlich, wenn eine so kleine Dänerogamünde mit so mächtigen Herrschern verhandelt, und es da heißt: „Wir Bgte, Schlichter, Geschworenen und ganze Gemeinheit des Landes zu Dithmarschen bekennen und bezeugen in diesem Briefe offenbar, daß wir uns zu ewigen Zeiten verbunden haben mit dem allerdurchlauchtigsten Fürsten, Herrn Erich, König von Dänemark, Schweden, Norwegen u. s. w., und mit der allerdurchlauchtigsten Fürstin Margarethe, Königin der gesann-

ten Rechte, mit ihren Leben, Nachkommungen und mit ihren genannten Weibern und Länden, — daß wir ihnen und allen ihren Mannen beihilflich und zu Frommen sein wollen, mit allen unseren Treuen sonder jeglich Falsch, — und daß, wenn sie Jemand sollte verunrechten wollen, wir ihnen beihilflich sein wollen mit aller unserer Macht zu Lande und zu Wasser, — daß aber auch sie, der vorbenannte Herr Abt und die vorbenannte Frau Abtigin, so uns Jemand verunrechten wollte, uns helfen sollen mit ihrer Macht, mit Rath und That in ganzer Treue, wenn wir sie dazu auffordern ic.“ Dieß ist wohl eines derjenigen Documente, auf welche die Nachkommen der Dithmarscher noch heute mit der größten Genugthuung zurückblicken.

Ganz ähnliche Scenen, aber noch in viel größerem Maßstabe als bisher, wiederholten sich an dem Tage, welchen ich oben als den glorreichsten in der ganzen Kriegsgeschichte der Dithmarscher bezeichnete, an dem 18ten Februar des Jahres 1500, an welchem diejenige Fehde die Dithmarscher siegreich zu Ende ging, welche sie gewöhnlich ihre „große Fehde“ nennen.

In den ersten Siegen waren von ihnen bloß Grafen von Holstein besiegt und vertrieben worden, in dem vorletzten hatten sie schon einen Herzog getödtet und sein ganzes, in zwei großen Herzogthümern gesammeltes Heer überwunden, aber in dieser „großen“ Fehde gingen sie noch einen Schritt weiter. Sie besiegten hier einen Abt und einen Herzog, ein Bisthümliches und ein Herzogliches

Jahr, nebst einem in ganz Deutschland bekannten Langknecht-Corps, der berühmten „schwarzen Garde.“

Diese schwarze Garde oder, wie Neocorus sie nennt, „de grote Guardia“, war eines jener merkwürdigen Soldatencorps, wie deren in jener Zeit, die noch keine stehenden Heere kannte, viele erschienen. Ihre Mannschaft war aus aller Herren Ländern zusammengelaufen, aus Deutschland, England, den Niederlanden. Sogar Männen soll es darunter gegeben haben und sich ihre Anzahl auf 6000 nur vom Kriegshandwerk, vom Norden, Plündern, Beutemachen und Solde lebender Menschen belaufen haben.

Sie empfingen ihren Sold bald von diesem, bald von jenem Herrn und standen unter selbst gewählten Anführern, deren es im Laufe der 100 Jahre, während deren die schwarze Garde existirte, mehre gab. Dieselbe war schon vom Könige von Dänemark in Schweden gegen die Dalecarlier, vom Kaiser Maximilian in den Niederlanden gegen die Selberer, dann wieder vom Herzoge von Geldern gegen den Kaiser am Rhein, und endlich in verschiedenen Marschdistricten an der Elbe verwendet worden.

Diese Krieger wütheten überall so unmenschlich, daß man sie für Teufel hielt. „Aber in Dithmarschen“, sagt Neocorus, „sollte ihnen bewiesen werden, daß sie doch Menschen wären, und daß Menschen von Menschen überwunden werden könnten, da denn niemals Jemand so stark ist, daß er nicht einen Stärkeren fände.“

Der Befehlshaber dieser schwarzen Garde hieß da-

mals Junker Stenz. Mit diesem traten der König Hans von Dänemark, der eben von seiner Krönung in Schweden zurückgekommen war und nun auch das kleine Dithmarschen mit seinem Reiche verbinden wollte, und sein Bruder, der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, der, wie alle holsteinischen Herzöge, einen Zahn auf Dithmarschen hatte, in Unterhandlung.

Sie nahmen ihn gegen einen monatlichen Sold in ihre Dienste. Außerdem aber kauften sie so viele Kanonen zusammen und brachten noch so viele Mannschaft, Mietstruppen, Landwehr, dänische und deutsche Ritter mit ihren Knappen herbei, daß der Junker Stenz, als er mit seiner schwarzen Garde im Lager ankam, den König fragte, „ob denn Dithmarschen etwa mit Ketten an den Himmel gebunden und nicht wie andere Länder auf ebener Erde zu finden wäre.“

Man rüstete sich darum so gewaltig, weil diesmal dieses reiche Land, wo nach der Sage die Schweine aus silbernen Trögen fraßen, ganz bestimmt erobert und für immer unterjocht werden sollte.

Als die Herren die Größe und den Glanz des versammelten Heeres sahen, waren sie des Erfolges, die herrenlosen Bauern jetzt unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, so gewiß, daß sie große Baarschaften mitnahmen, um damit die nach dem Kriege sicherlich billigen Ländereien und die reiche Beute der Krieger auf der Stelle einzukaufen. Auch pakteten sie ihre goldenen Petschaste bei, um etwaige Verträge sofort unterzeichnen zu können, pflühten sich mit schönen Rüstungen her-

und, als ginge es zu einem Feste, und suchten wohl. Da hier so viele vornehme Herren versammelt waren, schickten sie einander im Glanz zu übertreffen, und die, welche nicht gut genug gerüstet waren, kauften sich zu diesem Zwecke in der benachbarten reichen Stadt Lübeck neue schöne Panzer und geschmückte Helme.

„Sie versorgten sich“, sagt Neocorus, „so mit Golde, als bedürften sie des Eisens gar nicht, und brachten, so zu sagen, alle diejenigen Dinge selbst in's Feindesland mit sich, derentwegen die Menschen sonst in fremde Länder einzubringen pflegen, um sie da zu holen.“ Außer den Genannten waren auch Ritter und Herren aus Braunschweig, Lüneburg und der Mark dabei, und die Grafen Adolph und Otto von Oldenburg und Delmenhorst.

Als sie endlich Alle beisammen waren und noch ein Mal die Dithmarscher, die sowohl von ihren alten Bundesgenossen, den Lübeckern, und ihren Nachbarn, den Hamburgern, als auch vom Erzbischof von Bremen im Stiche gelassen worden waren, vergeblich zur Ergebung aufgefordert hatten, zogen sie über die See durch die Hauptstadt Melbör, welche sie wieder leicht einnahmen, in die fette Marsch hinab, ohne zu ahnen, daß die Meisten von ihnen sich hier für immer stellen sollten.

Die Dithmarscher waren, wie es scheint, ziemlich unvertagt, denn sie vertheidigten, wie Neocorus sagt, eine gute Sache, ihre Freiheit und ihre Unabhängigkeit von Dänemark und Holstein, die sie von Alters her be-

Hauptes hatten. Die Ursachen, die der Herzog Hans von Dänemark hatte, zu glauben, daß er mit Recht Ansprüche an Dithmarschen machen könnte, waren in Kürze diese:

Sein Vorgänger Christian I. hatte den deutschen Kaiser Friedrich III. um die Belehnung mit Dithmarschen gebeten und sie von diesem erhalten. Der Kaiser schrieb frohlich nachher dem Könige, er habe sich bei dieser Gelegenheit getrrt, nicht recht gewußt, wer die Dithmarscher wären, er habe aber nun von ihnen vernommen, daß sie dem Erzbischof von Bremen unterthan seien, und wolle die Sache erst noch besser untersuchen. Aber er hob doch die Belehnung nicht in aller Form auf, und des Königs Christian, der darüber verstorben war, Nachfolger Hans forderte, auf die alte Belehnung sich stützend, die Unterwerfung der Dithmarscher.

Wie alle Unterhandlungen und Kriege in jenen Zeiten, gleich von ungeschickten Händen geführten planlosen Schwachpartien, sich sehr in die Länge zogen, so gab es auch hier Verhandlungen und Zusammenkünfte, Compromisse, Botschaften, Absagebriefe von beiden Seiten bis es endlich nach 26 Jahren zu jenem Einmarsche des Königs und seiner Bundesgenossen in's Land kam.

Sie waren Alle, wie gesagt, ziemlich unangefochten eingezogen und befanden sich mitten im Lande, auf der äußersten Spitze der Heer, bei Melbör, von wo es zu beiden Seiten und nach vorn in die Marsch hinabgeht. Die Bauern hatten die Meerz ganglich verlassen und alle

Ihre Schätze in die Marsch hinabgebracht. Und hier hatten sie sich auch bewaffnet versammelt.

Natürlich mußten also die Feinde in die Marsch ziehen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie hatten, um dies leichter ausführen zu können, wie mehrere frühere Angreifer der Marsch, die Mitte des Winters zur Zeit ihres Angriffes gewählt, weil die Marsch zu dieser Zeit in der Regel gefroren und leichter passirbar ist.

Wie indes über Napoleon und seine große Armee ein grimmig kaltes Frostwetter vernichtend hereinbrach, so überfiel den König Hans und seine Ritter ein in der Marsch eben so gefährliches Thauwetter, das gerade in der Nacht vor des Königs Auszuge von Melbors die Wege völlig verbarb und an dem Tage des Auszugs selbst, am 17. Februar, sich noch mit Regen, Nebel und Nordweststurm vergesellschaftete.

Die Dithmarscher hatten sich unter Anführung eines klugen und tapferen Mannes, des Wolf Sjöbrand, mitten auf dem Wege von Melbors nach Hemmingstedt, den, wie sie durch Kundschafter wußten, der König ziehen wollte, hinter einer Schanze festgesetzt. Diese Schanze hatten sie mit Anstrengung aller Kräfte in einer Nacht aufgeworfen und mit Kanonen besetzt. Sie lagen in der Nähe eines Warfs, der den Namen „Dusend-Düwels-Warf“ (Tausend-Teufels-Warf) führte.

Der Weg, auf dem der König einher zog, war eng und hätte zu beiden Seiten tiefe Gräben, wie alle Marschwege, so wie auch das ganze flache Terrain zu beiden

Selten in allen Richtungen mit tiefen Gräben confirt war. Das große Heer, das „unter dem mächtigen Schalle der Trommeln und Bungen“ (Trommeln) daherzog, mußte sich also in einer langen Linie auseinanderziehen und konnte nur sehr langsam vorrücken. Junker Stenz rückte mit seiner schon in manchen Marschen geprüften und kampfsgeübten Garde voran, und ihr Feldgeschrei war: „Wahr die, Bauer, de Garde de kumt!“ (Wehre dich, Bauer, die Garde kommt!)

Auf einmal krachte aber sehr unvermuthet aus dem Sturm und Nebel das Geschütz der Bauern von der Schanze aus mitten unter sie, „was“, wie Neocorus bemerkt, „wegen der langen dichten Linie, die das Heer bildete, natürlich nicht ohne Schaden abgehen konnte.“ Vergebens suchten die Garden, die ihre Lanzen wie Brücken über die Gräben legten und darüber zur Seite auswichen, ihre Linie zu erweitern. Wegen des überall kleberigen Bodens konnten sie dieses Manöver nicht schnell genug ausführen und wurden außerdem in Nebel, Schnee und Regen dergestalt eingehüllt, daß sie nicht einig und systematisch operiren konnten. Sie geriethen daher in die größte Unordnung, und der ganze Zug kam in ein Stocken, welches um so ängstlicher war, da hinten im Nachtrabe eine Masse von Wagen und Equipagen nachdrängten, die sich am Ende in den fetten Marschloth so verfuhrten, daß sie weder rückwärts, noch vorwärts oder seitwärts kommen konnten.

Indeß kämpfte man vorn tapfer, bis plötzlich ein

neuer Bombesgruße der Dithmarscher, die Fluth, sich in den Kampf mischte und den Ausschlag gab. Die Garben und die Königl. welche vorn von der Schanze, hinten von ihrer Wagenburg, zu den Seiten von dem endlosen Grabenreife, unten vom Schmutz, oben vom Regen bebrängt waren, bemerkten auf einmal zu ihrem Entsetzen, daß das Wasser sich in den Gräben plötzlich höchst unmerklich mehrte, bald gar über die Felder und den Weg hinaustrat und zuletzt mit solcher Macht anwuchs, daß man weder Weg, noch Feld, noch Gräben mehr von einander unterscheiden konnte.

Die Wachen der Dithmarscher auf den Deichen am Meere hatten sich nämlich, sobald sie das Schießen vernommen, beeilt, die Gasschleusen aufzugethen, und der Nordwest trieb nun das Salzwasser mit solcher Gewalt herein, daß bald Alles überschwemmt war. Zugleich mit der Fluth brachen nun auch die Bauern hinter der Schanze hervor und kamen von allen Seiten herbei, indem sie, des Terrains kundig, mit ihren langen Kloben über die Gräben hinüber und herüber sprangen und das Kriegsgeschrei der Garde umkehrten, indem sie riefen: „Wahr die, Garde, de Buer kömmt“ (wehrt dich, Garde, der Bauer kömmt). „Und hier trug sich denn nun eben so ein Spiel zu, als vor Zeiten in Gracia, da auch der mächtige Darius aus Persien mit denen von Athen ein Treffen hatte, da der Fürst Miltiades in die Fronte setzte und so tapfer stritt, daß man es davor angesehen, als wären die Athener Männer, des Königs Darius Volk aber Weiber.“

Die Bauern stachen und hieben dazwischen, rissen die Leute in's Wasser und retrirten leicht, wenn sie etwa auf einem Punkte ausweichen wollten, mit Hilfe ihrer Hoben. Es war ein förmlicher Rosakampf. Die Königlichen ergriff ein panischer Schrecken, und Alles drängte sich nach der trockenen Geest zurück. Auf dem Wege dahin aber zertraten und zerbrachten sie sich unter einander und warfen sich gegenseitig in's Wasser, und die Bauern brauchten fast nur zu scheuchen, um das Werk der Zerstörung sich von selbst zu Ende spielen zu lassen.

Als die Verwirrung noch nicht so groß war und die Reiterei noch in ziemlich guter Ordnung da stand, riefen die Dithmarscher sich zu: „Schont den Mann und schlägt die Pferde.“ Dadurch machten sie die Pferde wild, die ihre Reiter abwarfen, um sich schlagen und die Ordnung sprengten. Als die Bauern aber ihren Zweck völlig erreicht hatten, lehrten sie auch jenes Geschrei um und riefen: „Schont die Pferde und schlägt den Mann“, und dadurch retteten sie sich hinterdrein manches schönes Pferd zur Beute.

Die ganze Affaire war binnen drei Stunden beendet. Nur wenige der in die Marsch Hinabgerückten kamen auf die Geest und von da wieder zum Lande hinaus, unter ihnen aber waren der König Hans und sein Bruder, der Herzog. Der stolze Junker Sleng aber und die Mehrzahl seiner Capitaine und Lanzenknechte bedeckten das Schlachtfeld. Und außer ihnen waren ertrunken, erstochen oder erstickt des Königs Reitern,

die Grafen von Oldenburg, 4 Banzaner, 11 Hildesheimer, 4 Buchwalder, 20 Herren von Bogwitz, im Ganzen 400 vom Adel, 140 Vögte, viele Amtleute, Rathsherrn und auch der Staller der Friesen, der Erzfeinde der Dithmarscher. Die Söhne der Erschlagenen schworen, an den Bauern Rache zu nehmen.

Ich will mich nicht aufhalten bei der Schilderung der Menge Goldes und Silbers, der Ringe, Petschafte, Kleinodien und Edelsteine, welche die Dithmarscher nun, wie ihre Chronisten schreiben, aus dem Blute und Schmutze des Schlachtfeldes, von dem bei halb erfolgender Ebbe das Wasser wieder abließ, hervorhaubten; ich will nur noch erwähnen, daß die Dänen diese Schlacht bei Hemmingstedt, so nennt man jene Affaire, nie vergessen werden, weil hier ihr berühmtes heiliges Kriegspanier, die Dannebrogfahne, die, als Waldemar I. in Esthland kriegte, der Sage nach vom Himmel gefallen war, in die Hände der Feinde fiel und nicht wieder ausgeliefert wurde. Die Dithmarscher hingen sie zum Andenken an ihren Sieg in der Kirche eines ihrer Marschdörfer (Wörden) auf, wo sie bis zur Eroberung des Landes verblieb.

Die Kunde von dieser Niederlage der dänischen und deutschen Herren verbreitete sich über ganz Europa und erschütterte den Norden. Denn gleich darauf brachen Unruhen in Norwegen und in Schweden aus, wo Sten Sture das Banner gegen den bedrängten König Hans erhob. Die Dithmarscher lehrten sich aber nicht an die Folgen des Unheils, das sie angerichtet, und ge-

noffen nun die Früchte ihrer Tapferkeit in Frieden, die ihnen zuerst durch einen Vergleich mit Johann und dann, 1523, durch einen förmlichen Frieden mit König Friedrich gesichert wurden.

Sie genossen dieses Friedens bis 1559, — fangen während desselben die zahlreichen Siegeslieder, die sie auf die Schlacht von Hemmingstedt gemacht hatten, und von denen uns noch jetzt viele aufbewahrt sind, — tanzten fleißig ihren Trümmeken- (Trommel-) und ihren Schwerttanz*), uralte deutsche Tänze, die sich noch bis

*) Diesen Tanz schildert ein dithmarscher Schriftsteller, der ihm noch selber im Jahre 1747 zusehen, indem er sagt: „Die Tänzer tanzen in weißen Hemden, mit verschiedenen bunten Bändern allenthalben geziert und bewunden, und an jedem Beine haben sie eine Schelle hängen, welche nach den Bewegungen der Beine einen Schall von sich giebt. Die Vortänzer und der, so in der Mitten, tragen einen Hut, die übrigen tanzen mit entblößtem Haupte, weil sie auf die Beiden ein beständig Augenmerk haben; und nach ihren Bewegungen sich in Allem richten müssen. Zu Anfang hält der Vortänzer oder König, wie sie ihn nennen, eine kleine Rede an die anwesenden Zuschauer, worin die Vortrefflichkeit und das Alterthum ihrer Tänze gerühmt, und die Zuschauer gewarnt werden, sich vor den bloßen Schwertern in Acht zu nehmen. Hierauf nimmt nun der Schwerttanz bei Mührung der Trommel seinen Anfang, mit solcher Geschwindigkeit, Accuratess und Manierkeit, daß es zu bewundern. Bald tanzen sie in der Runde, bald kreuzweise durch einander, bald springen sie mit vieler Behendigkeit über die Schwerter, bald legen sie solche in eine künstliche Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um eine solche Rose in einem Kreise und springen

in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei den Schwarmhorden erhalten haben, — unterließen es auch nicht, zu Feldern mit ihren alten Feinden, den Briten, zu zanken, mit den Hamburgern, denen sie mitunter ein Schiff kaperten, zu processiren, und sich gegenseitig in ihren Clachten und Klüften anzufinden, — und sahen so die neue Zeit mit ihrer Kirchenreformation, mit ihrer anwachsenden Fürstenmacht, mit ihrem fortgeschrittenen Kriegswesen, mit ihrer mannigfachen Einwirkung auf veraltete Institutionen und Zustände und endlich mit ihren anfänglich kolnischwegs heilbringenden Einflüssen auf den Bauernstand hereinrücken.

Als im Jahre 1559 wiederum ein Fürstenbann, nämlich der zwischen dem Könige Friedrich II. und den Herzögen Adolph und Johann von Schleswig

darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine Rose über dem Kopfe steht. Zuletzt wissen sie ihre Schwerter so künstlich in einander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten kann, sondern daß sie denselben auch mit Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, der sodann abermals eine kleine Rede hält, worin er dafür dankt, daß man ihrer Lustbarkeit beigewohnt und überdies den Tänzern mit einer billigen Vergütung an die Hand gegangen. Wenn sie nun ihren König wieder herunter auf die Erde gesetzt, so wird dieses Schauspiel durch einen abermaligen Schlußtanzen geendigt und beschloffen.“ — Diese Schilderung, die ich dem Anhange zum Meocorus von Professor Dahlmann entnehme, wird gewiß manchem meiner Leser, dem jenes Buch nicht zur Hand ist, willkommen sein.

wob. Habsburg gegen Dänemark sich bildete, war schon längst (im Jahr 1485) der letzte Schein souveräner Unabhängigkeit bei den Nordseefrisen gefallen, auch hatten die meisten andern friesischen Küstenrepubliken bereits ihre Herren. Auch war dies gerade die Zeit, wo in Deutschland der große Bauernkrieg eine Menge rebellischer Bauern wieder in's Joch gebracht hatte, und wo gerade in Dänemark der Bauer und die Bauerngemeinde unter der Herrschaft eines allgewaltigen Adels noch tiefer sank als zuvor.

Diese Combinationen sind wichtig. Denn jeder Kleine, der in der Welt isolirt, als einziger seiner Gattung dasteht und sich keiner Sympathien erfreut, fällt um so leichter. Wäre die Achtung vor dem Bauernstande damals nicht so tief gesunken gewesen, so hätte der Hilferuf der Dänemarscher, als das letzte Ungewitter über sie losbrach, ihnen vielleicht einige Bundesgenossen herzugeführt. So aber sanken sie als das letzte Beispiel einer uralten, freien, deutschen Landbewohnergemeinde unter, wie kurz vorher Göttingen von Verlichingen, das letzte Muster eines alten deutschen Reichsritters, vom Schauplatz abgetreten war. Selbst die freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen ließen die alten Freunde im Stiche.

Die Republiken der Schweiz bestanden zwar noch und retteten ihre Souveränität mitten unter den rings um sie her erwachsenden Fürstenstaaten. Allein diese Republiken waren erstlich schon längst nicht mehr auf das Ansehen eines freien Bauernstandes gegründet, —

es waren Aristokratien städtischer Bürger, wie Venedig und Venedig, und wie die deutschen freien Reichsstädte, — und dann lagen sie alle in einem hübsch abgerundeten Kreise dicht beisammen. Wäre das Lösungswort der friesischen kleinen Bauernstaaten nicht Zerstreuung gewesen, hätten die Marschländer Dithmarschen, Hadeln, Stebingen, Rützingen, Nordfriesland, die 7 ostfriesischen Seelände, so nahe in einem Cyclus beisammengelegen, wie die Berglandschaften Bern, Zürich, Schwyz, Uri u. oder wie die niederländischen Provinzen, so möchten wir vielleicht die friesische Eidgenossenschaft oder die friesischen Generalstaaten sich länger haben erhalten sehen.

Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Dithmarscher noch ein Mal den Kampf mit Holstein und Dänemark, ja mit ihrem Jahrhundert und seinem Zeitgeiste, hätten siegreich bestehen können, wenn sie nur selbst völlig einig und in der letzten Fehde sämmtlich so tapfer gewesen wären, wie sich Einige unter ihnen erwiesen. Ein Volk, das bis auf den letzten Mann Alles für die Rettung des Vaterlandes hingeben will, das an einander gekettet wie eine einzige Brüderschaft oder Kluft besteht, ist kaum auf irgend eine Weise zu unterjochen. Allein so wie bei allen ihren Fehden, so gab es namentlich bei der letzten nicht nur Landesfeinde und Verräther, welche den Angreifern den Weg zeigten, sondern auch ganze friedlich gesinnte oder vielleicht selbst feige und furchtsame Kirchspiele, die gar nicht mit in den Kampf gingen.

Ueberhaupt kommt, wie mir es scheint, in der gan-

gen Geschichte Dithmarschens kaum ein einziges Beispiel von einer völlig einmüthigen und enthusiastischen Erhebung des ganzen Volkes, so wie kein Beispiel einer allgemeinen offenen und siegreichen Selbstschlacht, wie die der Athener in der Ebene bei Marathon war, vor. Es ist bei allen ihren Schlachten etwas zu erinnern und zu bedauern. Und bei jedem Siege spielten das Glück und die Natur, das Wetter, die Fluth, die Marsch, eine bedeutende Rolle. Auch ist es merkwürdig genug, daß sie sich fast nie unter einem einzigen heldenmüthigen und heroischen Feldherrn vereinigten.

Es werden zwar hier und da tüchtige Leute genannt, ein Isebrand, der einen klugen Plan machte und ausführte, ein „langer Wetmer von Wimmerstedt“, der tüchtig um sich schlug und einen feindlichen Anführer erlegte, eine Jungfrau, die ihnen die Fahne vortrug*), und viele Andere, — aber es dreht sich bei ihnen die Entscheidung fast nie um einen solchen Anführer, wie in Griechenland um einen Miltiades, Leonidas, Themistokles oder Spaminondas.

Es war bei diesen demokratischen Leuten Alles weniger organisiert. Es waren einfache tüchtige Bauern, die früher Kluft-, nachher kirchspielsweise unter Anführung ihrer Kluftvorsteher oder Bögte oder Schlä-

*) Es ist bemerkenswerth, daß auch in der Kriegsgeschichte anderer freier Republikken solche, Banner führende Jungfrauen vorkommen.

ter herbeiliefen, wenn ihr Hand angegriffen wurde, und tüchtig mit drein schlugen, oder sich des Kampfes enthalten, je nach Günst und Gelegenheit der Umstände. Uebrigens darf man natürlich nicht überall spartanischen Selbstenmuth und griechische Vaterlandsliebe sehen wollen und hier auf Erden, wo selbst die schönsten Heldenthaten ihre schwachen Stellen und Schattenseiten haben, selbst so etwas, wie es die Dithmarscher durchführten, zu bewundern wissen.

Der letzte Kampf der Dithmarscher im Jahre 1559 wurde in den Straßen ihrer Hauptstadt Helde, wo sich eine Hauptpartei von ihnen concentrirt hatte, entschieden, so wie Polens Kämpfe vor den Thoren und in den Straßen Warschaus und Pragas entschieden wurden. Nachdem die Fürsten gesiegt und diese Stadt, so wie mehre andere Orte des Landes, eingenommen hatten, schickten die Bauern aus der Marsch eine Gesandtschaft mit der weißen Fahne, und die königlichen Truppen riefen voll Verwunderung über diese demüthige Gesandtschaft: „Gotts Duseud, de Buer will sich gemen!“ (Vog Laufend, der Bauer will sich ergeben!)

Die Folge war eine Capitulation und, wie bei Polen, eine Theilung des Landes unter die drei vereinigten Fürsten. Noch in diesem Augenblicke muß man viele Rechtsverhältnisse des Landes auf diese Capitulation von 1559 zurückführen.

Da im Jahre 1580 einer der genannten Landesfürsten ohne Erben starb, so fiel nun Dithmarschen unter zwei Herren, den König von Dänemark und im

Herzog von Schleswig-Holstein, und im Jahre 1773 kam es in Folge des bekannten Tractats zwischen ihm und demjenigen Herzog von Schleswig-Holstein, der zugleich Großfürst und später Kaiser von Rußland war, an einen einzigen Landesherren, den König von Dänemark. Durch diesen Tractat nämlich wurde das sogenannte großfürstliche Holstein und mit ihm die Hälfte von Ditmarschen gegen Oldenburg und Delmenhorst ausgetauscht.

Es ist bemerkenswerth, daß trotz ihrer Unterwerfung, Eroberung und Zerstückelung die Ditmarscher fast noch bis auf den heutigen Tag Vieles von ihrer alten Freiheit gerettet haben. Es herrscht noch jetzt ein sehr freisinniger republikanischer und thätiger Geist unter diesen Leuten, von dem der Mensch bald deutliche Spuren gewahrt. Noch jetzt gibt es keinen Klassen- und Kastenvnterschied, keinen Adel unter ihnen. Dem obwohl. Kurz nach der Eroberung des Landes, im Jahre 1569, viele vom Adel Güter acquirirten und sich im Lande ansiedelten, so hat es doch keinen sonderlichen Fortgang mit ihren Ansiedelungen gehabt. Wahrscheinlich fühlten sie sich unter den Ditmarschern nicht ganz wohl und zogen sich wieder nach Holstein und Schleswig zurück.

Die Ditmarscher nannten das Land, welches vor eingewanderte Adel erwarb, „Junkerland.“ Dieser neue Adel wollte natürlich seine adeligen Gerichte und Privilegien auch auf dieses Junkerland übertragen und drückte die Ewinnanen und die Bauern, und daher suchte man

ihm wieder auszumergen. Es haben also eigentlich zwei Wechselwirkungen in Dithmarschen stattgefunden.

Jedoch haben auch die Dithmarscher später einzelne adelige Güter wieder an sich gekauft. Wenn ich recht berichtet bin, so wurden sogar einige adelige Güter auf gemeinsame Kosten zurückgekauft, aber zu dem Zwecke, um den Adel auszumergen. Kurz also, es findet sich noch jetzt kein adeliges, privilegiertes Rittergut im Lande.

Eines der Hauptprivilegien der Dithmarscher ist wohl dieses, daß Niemand im Lande angestellt werden kann, der nicht ein Landeskind ist. Selbst die höchsten Beamtenstellen, die der Landes- und Kirchspielsvögte, können nur mit Einheimischen besetzt werden. Als solche werden alle die angesehen, welche von Einheimischen auf dem Boden des Landes geboren sind. Daher kommt es noch jetzt oft vor, daß Dithmarscher, die etwa eines vorübergehenden Zweckes willen im Auslande wohnen, ihre Frauen, wenn sie der Entbindung nahe sind, nach Dithmarschen schicken, damit ihre Kinder diese der „Terra Thiatmarsgica“ anlebenden Privilegien nicht verlieren. Mir wurden noch aus neuester Zeit mehrere solche Beispiele erzählt.

Wenn man nun bedenkt, daß schon vor 800 Jahren die Erzbischöfe von Bremen ihre Vögte aus den Landeskindern nahmen, so muß man es bewundern, wie lange sich solche alte eingewurzelte Privilegien trotz des Wandels der Zeit erhalten haben. Ueberhaupt dünkte gewiß Jeder, der den jetzigen Zustand des

Landes erforschte, sich eine sehr lebhaftere Vorstellung der alten Republik machen.

Die Bögte hat man jetzt wie ehemals. In den Kirchspielsböigten sieht man die alten Schlüter, und sogar von den 48 Regenten erkennt man einen Schatten in den 48 „Landesvollmachten“ Süd- und Nord-Dithmarschens, welche die sogenannten „Landschaften“, die obersten Collegien des Landes, bilden.

Der Kirchhof zu Lunden.

Gleich an den Gränzen von Dithmarschen also traf ich jenen Ort, der mich so zu sagen mitten in die alte Geschichte des Landes versetzte. Es war dies die Stadt Lunden und ihr berühmter Kirchhof, der auf einem hohen Vorsprunge der Oest liegt, und den ich nun in Augenschein nahm.

Der Kirchhof, der eine sehr hübsche und freundliche Lage hat, ist mit einer Menge von Monumenten bedeckt. Es sind große lange viereckige Steine, die entweder platt auf dem Boden liegen oder, durch lange eiserne Stangen gestützt, aufrecht stehen. Die meisten dieser Steine sind aus den letzten drei Jahrhunderten, einige noch aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, aus der Zeit der Freiheit. Manche mögen noch älter sein, aber sie sind so mit Moos bewachsen, und ihre Inschriften so verwischt, daß man sie nur mit Mühe lesen kann. Wollte aber ein Dithmarscher diese Mühe daran wenden, so würde sich dies gewiß lohnen, denn es gelang schon mir, indem ich

mit seinem Stocke das Moos wegkratzte, hie und da einige Worte zu entziffern.

Die interessantesten Denkmale sind natürlich die, welche noch aus der Zeit der Freiheit stammen, und der Reisende sieht an ihnen deutlich, daß das, was die Mäpfer ihm von der Freiheit dieses Landes, von seinen Geschlechtern, Klüften, Achtundvierzigern u. sagten, keine Chimäre ist, da er unverwerfliche Zeugen jener Dinge mit Händen greift. Dieß ist aber eben der Vortheil eines im Lande Reisenden, den dieser vor dem Zuhausebleibenden voraus hat, daß er, wenn es ihm auch nicht möglich ist, die alten Vorfahren selber wieder aus der Erde herauszubeschwören, doch wenigstens ihre Leichensteine und andere untrügliche Zeugnisse ihrer Existenz umfaßt.

Da sieht und liest er auf alten, grauen, mit kleinen Bucherpflanzen bedeckten Steinen die Namen und Titel der alten Herren des Landes, — hier: „Ulde Peter Hanns Ranne, Regent aus dem Geschlechte der Wurthmannen“, und dort: „Hanns Ranne, seliger, was 80 Jahr old, de letsde von den achtunveertig und Radesverwandter, Anno 91 den 15. Septembriß salichle in God entslafen.“ Das heißt: „Hanns Ranne, Seliger, über 80 Jahr alt, der Rehte der Achtundvierziger und Rathsverwandten. Anno 91 den 15. September selig in Gott entschlafen.“

Wider auf einem andern Steine liest man: „Peter Swyn, der vornehmste Achtundvierziger seiner Zeit, ein Mann sein im Rath und frech in der That, der in einer innern Behde zwischen dem Co-

schichte der Dürstmannen und den der Ruffen-
gen auf Anstiften der Lehren vom Pferde gesteuert
ermordet, in einen Graben geworfen und danach mit
großem Wohellagen des ganzen Landes prächtig zur Erde
bestattet worden.“ Sein Pferd, welches vom Graben
„nicht weichen wollen, sondern mit niederhängendem
Haupte ins Wasser gesehen“, ist auf seinem Leichen-
steine ebenfalls mit abgebildet.

Und dort ist wieder ein Stück von einem Leichensteine
für die Brüder einer alten Gilde aus dem Anfange des
16ten Jahrhunderts, auf welchem, wie der Dithmarsche
Klaus Harns (der berühmte Theolog in Kiel) erzählt,
die Brüder dieser Gilde ehemals ihre Armen jährlich mit
8 Haringen und einigen Schönbroden zu tractiren pflegten.

Jetzt sind diese Gilden längst aufgehoben und jense
Geschlechter erloschen. Der Letzte des genannten Ge-
schlechtes der Mannen soll vor ein paar Jahren in
Armut verstorben sein. Ähnliches wurde noch von
einigen anderen Geschlechtern erzählt, und es erin-
nerte mich dies an die alten verfallenen irischen Königs-
geschlechter, von denen man noch jetzt zuweilen den Letzten
des Namens als Knecht in irgend einem irischen Pferde-
stalle oder irgend einer kleinen irischen Torfhütte erblickt.

Einen der Leichensteine fand ich vor der Eingangs-
thüre eines Lundenes Hauses als Schwelle eingemauert.
Auch vor der Kirchthüre lagen einige große Leichensteine
mit langen Inschriften, über welche alle Eintretenden
hinwegschreiten mußten. Ich glaubte Anfangs, daß
wäre nur ein localer, aus:Wissachtung: der Vorzeit und

der Alterthümer hervorgegangener Unfug. Klein später habe ich gefunden, daß es nicht nur in Dithmarschen, sondern auch noch weiter nach Norden Sitte ist, Leichensteine vor die Thüren der Wohnhäuser und Kirchen zu legen.

Die Leute verschaffen sich gern solche Steine und legen sie als Schwellen oder Treppenstufen vor ihre Häuser. Vielleicht haben sie einen Aberglauben dabei, vielleicht sollen jene Steine eine heilsames Memento mori für die Ein- und Ausgehenden sein. Obgleich aber manche Inschrift dabei weggeschleift wird, und obgleich oft die Eintretenden, wie Klaus Harms sagt, ihre Stiefeln über dem Namen eines Ehrenmannes abtragen, dessen Hüfte sie über in Ehretbleitung küssen sollten, so kann ich doch diese Sitte, von der ich nicht weiß, ob sie noch in anderen Ländern vorkommt, nicht so ganz verdammen.

Die Leichensteine sind indeß nicht das Einzige, was von den alten Dithmarschern für den, der die Vorzeit gern mit Händen greift, übrig geblieben ist. Es giebt im Lande auch noch mehre Häuser, die aus jener Zeit stammen und die sich mehr oder weniger vollkommen so erhalten haben, wie sie von den alten republicanischen Geschlechtern bewahrt wurden.

Das interessanteste und berühmteste dieser Häuser findet sich gleich nahe bei Lunden, in einem kleinen Dorfe, Løhe genannt. Es ist das Wohnhaus der Swyns, und namentlich des obengenannten Achten- und vierzigers Peter Swyn und seines Nachfolgers Marcus Swyn.

Ich wanderte, noch bevor es dunkel wurde, in freundlicher Begleitung einiger des Landes Kundigen dahin und lernte in diesem Gauße und den mancherlei noch erhaltenen Besitzthümern des genannten Mannes, daß die sogenannten dithmarsischen Bauern keineswegs so ganz bäuerlich und außer Verbindung mit dem Lurus und den Künsten ihre Zeit gelebt haben können.

Denn der Geschmack, in welchem die dort aufgestellten alten Prachtbetten, Bureau und Schränke des edlen Achtundvierzigers ausstaffirt, geschmückt, vergolbet und angemalt waren, erinnerte mich ganz an den Geschmack der Zimmermöblirung, wie er damals in Frankreich herrschte, und wie man ihn noch jetzt in Paris in Zimmern, die aus der Zeit kurz nach der Renaissance stammen, zu bemerken Gelegenheit hat.

Ueberhaupt, wenn man soviel vom dithmarsischen Bauernstaate spricht, darf man sich nicht etwa einbilden, daß alle Dithmarscher mit Hü und Gott ungewaschen und unrasirt hinterm Pfluge hergingen. Man spricht ja auch jetzt in Dänemark viel von dem norwegischen Bauernstaate, der eben so wie einst die Dithmarscher den Adel völlig aufhob und vertrieb.

Es versteht sich von selbst, daß die Dithmarscher ihre Priester, ihre Gelehrten, ihre reichen und ihre angesehenen und gebildeten Familien eben so gut hatten wie ihre Bauern. Nur waren auch diese Reichen und Angesehenen insofern Bauern, als sie, wie die übrigen, auf ihren Marsch- oder Gesehöfen wohnen und den Ackerbau als Hauptsache betreiben oder betreiben ließen.

Es war ja eben der Reichthum dieser Leute, der die Herren so begierig nach ihrer Unterjochung machte.

Man pflegt sonst gewöhnlich anzudeuten, daß der Reichthum slavisch gestaut mache und daß die meisten Freiheit liebenden Völker ganz blutarm wären. Dieß trifft hier nicht zu. Die Freiheit der Marschen bis zu dem reichen Plattländern ging wohl meistens von der Wohlhabenheit der Leute aus, die sich dadurch häufl und trotzig fühlten, während die armen Oestbauern im Gelaverei versanken. In der Schweiz scheint es wieder anders, da ist die Freiheit besonders von den armen Berghirten zuerst vertheidigt und begründet worden.

Die, welche die alten Urkunden der Dithmarscher näher kennen, versichern auch, daß sie gewöhnlich von sehr viel Umsicht, Kenntniß und gewöhnlichem Verstande zeugen, und meistens entweder in einem sehr guten Latein oder in reinem Plattdeutsch abgefaßt sind, und was mich betrifft, so kann ich, ob schon ich nur diejenigen Urkunden, welche bei Noeovrus vorkommen, gelesen habe, dieß vollkommen bestätigen.

Das einzige Dänerische, was ich an den Battstellen und Bureaux in dem Besel (Saale) des Gwyn'schen Hauses fand, war, daß sie wo möglich noch bunter und überladener waren als die in den Zimmern der Königin Maria von Medicis im Palais Luxemburg. Ich gedachte hier auch des eigenthümlichen Stils, in welchem die alten Zimmer auf dem Kreml in Moskau früher vergiert waren und jetzt wieder restituirt werden.

Es ist ein sehr verwandter Styl, und ich konnte nicht umhin, indem ich diese drei entfernten Punkte Europas in's Auge faßte, zu bewundern, wie schon damals bei so schlechten Chauffeen und Communicationen in unserem Welttheil in Folge eines allgemein herrschenden europäischen Zeitgeistes in jenem Mittelpuncte der Welt, wie in jenem entfernten Saarenreiche und in dieser kleinen Bauernrepublik, sich so ganz und gar eine und dieselbe Geschmacksrichtung kund gab.

In dem Bureau des Marcus Swyn sind noch einige alte dicke Schweinslederne Quartanten aufbewahrt, die so mannhaft und fest aussehen, als hätten sie auch gelegentlich die Schwerthiebe der Ranzaus und Ahleselds abhalten sollen. Es waren lauter gute Bücher und darunter auch lateinische.

Die hohen Fenster des Mittersaales — ich mag ihn wohl so nennen, denn gewiß hatten damals selbst nur wenige Mitter so geräumige Säle, — waren mit verschiedenen Wappen — inbeß aus späterer Zeit — verziert. Es waren die Wappen von Freunden des Hauses darunter. Es soll hier lange Zeit Sitte gewesen sein, daß die Hausfreunde bei gewissen Familienfeierlichkeiten zum Andenken ihre Wappen in die Fenster einmalen ließen.

Nabe der Stubenthüre steht man eiserne Gitter, durch welche der Hausherr, während der Zeit seines Bankes mit den Kuffebellingen, dessen Opfer er trotz seiner Vorsicht und Zurückgezogenheit wurde,

seine Botschaften und Botschaften in Empfang genommen haben soll.

Auch die Portraits des alten Marcus Swyn und seiner Frau sahen recht statlich aus und entbehrten nicht vielfachen Schmuckes. An der Frau war mir das Auffallendste der „Kugel“ oder die Kopfbedeckung, weil die eine Hälfte derselben sehr dunkel und die andere in starkem Contraste damit sehr hell gefärbt war. So soll es national in Dithmarschen gewesen sein. Bei uns sieht man einen solchen Geschmack nur noch bei den Festungsarbeitern und Gefangenen. Uebrigens hat es diesen reichen Bauerfrauen so wenig an Schmuck und Zierath gefehlt, wie ehemals den Bürgerfrauen von Gent und Brügge, an deren Staat und Kostbarkeiten die Fürsten von Burgund und der Kaiser von Deutschland Aergerniß nahmen.

Das Capitel des Neocorus über die dithmarsischen Kleider ist sehr interessant, und er weist darin nach, wie die Männer des Landes immer prächtiger und luxuriöser in ihrer Kleidung geworden sind, wie sie z. B. erst bleierne Knöpfe trugen, dann messingene, danach kleine silberne, endlich große silberne und vergoldete, — wie sie von einfachen Haken und Dösen zu geschmückten silbergetriebenen Rosetten übergingen, und wie die Frauen ihrerseits sich erst schlecht und recht in alten selbstgewebten Wand, — darnach in englisches und holländisches Tuch, mit kleinen seidenen Schnüren, — fernerhin in Gamelotten, Baien, Damast, mit Sammet besetzt, und darauf endlich in „eitel Sammet, schlich-

ten über gebrannten, aber gar stattlich gebacken, auch mit ausgefüllten Rosen und Ecleren (Eicheln?) versehenen, gebacket haben.“

Ein Jude, sagte man mir, habe vor einiger Zeit 1000 Thaler für alle Antiquitäten des Peter und Marcus Swoyn geboten, um damit ein Geschäftchen in England zu machen. Glücklicherweise hat man bisher sein Anerbieten noch nicht angenommen. Es wäre gewiß ein interessanter Beitrag für die deutsche Alterthums-Liebe, wenn man Alles genau abzeichnen und lithographiren ließe, erst jedes einzelne Stück, dann den ganzen alten Hof, so wie er sich darstellt, und endlich auch das Haus und seine ganze Situation. Es würden solche Bilder ein hübsches Gegenstück geben zu den Ansichten des Inneren und Aeußeren von Mitterburgern damaliger Zeit. Ich habe nicht gehört, ob man auch noch in anderen friesischen Landschaften solche Ueberreste des Hausraths alter friesischer Häuptlinge besitzt.

Weinen Thee trank ich am Abend bei dem Kirchspielsvogte oder wie man hier kurz sagt, Kirchsvogt oder, wie es plattdeutsch heißt, „Rordsvogt“ des Ortes, einem liebenswürdigen Manne, der — wie es wahrscheinlich auch bei den Schültern Sitte war, — in einem einstöckigen Hause, hinter einem mit Bäumen besetzten Hofe wohnte. Alle Wohnungen haben hier selbst in den Städten etwas Bauernhofartiges. Alle diese Städte, wie Lunben, Melborf, Gelbe, um die soviel gekämpft wurde, sind nur locker an einander gereiht, mit Höfen und Gärten umgebene Landstüde.

Bevor ich sie sah, bildete ich mir ein, ich

würde darin alte feste Bauwerke finden, verfallene Stadtmauern, enge Gassen, hohe gigantische Häuser und dergleichen, etwa so, wie es in dem Hellsenste der Laboriten, Labor im Wäthsen, aussieht. Aber es ist keine Spur von solchen Alterthümern, Ruinen und Resten hier; unsere kleinen Rheinorte haben zehnmal mehr davon. Ich will aber damit nicht sagen, daß die Bauart dieser hithmarsschen Städte deshalb weniger alterthümlich sei. Vielmehr umgekehrt glaube ich, daß wir gerade in ihnen noch ein gut erhaltenes, nur etwas modernisirtes Model von dem Plane und der Bauart derjenigen offenen Ortschaften und Städte haben, welche Cäsar und Tacitus bei unseren Vorfahren statt der festen engen, wohnummaurten römischen Städte sahen. Alle jene Orte liegen ohne Mauerreste da, mit großen, offenen Plätzen, breiten Straßen, ländlich wie unsere Flecken. Nur sind die Häuser natürlich im Innern sehr elegant.

Auch die Menschen scheinen, soweit man aus dem äußeren Ansehen schließen kann, auch in demselben Sinne wie die Bauart ihrer Städte sehr alterthümlich, d. h. man sieht ihnen Wiederkeit, Geradheit und Offenheit an und merkt, daß sie nicht mehr sagen, als was sie meinen.

Uebrigens kann ich hinzusetzen, daß man überhaupt in ganz Holstein, Schleswig und Dänemark sich mit einer großen Freimüthe, einer Offenheit und Unbefangenheit in politischer Beziehung sowohl, als in anderen Rücksichten, ausdrückt, die gewiß Jedem, der die Elbe über-

schreitet, gleich sehr angenehm auffällt. Die Leute haben hier durchweg von Dithmarschen bis ans Nordkap noch eine gewisse, ich möchte sagen primitive, Unbefangenheit und Redlichkeit, die in ihrem ganzen Wesen und Verhalten sich abspiegelt.

Noch in der Nacht fuhr ich nach dem 4 Stunden entfernten Seide, immerfort auf allerlei Nichtwegen, die mein Kutscher kannte, meistens auf der Seeft hin, zuweilen durch ein Stückchen Marsch, das wie ein Dusen in die Seeft vordrang. Gegen Mitternacht kamen wir bei einem hohen Moor vorbei, das vor der Seeft auf der Marsch liegt.

Ein Wirth, bei dem ich einkehrte, erzählte mir, daß in seinem Hause in alten Zeiten die Wohnung eines Achtundvierzigers gewesen sei, und daß in seiner Umgegend noch jetzt die Bauern sehr viel Interesse an der alten Geschichte ihres Landes nähmen und viel alte Chroniken in ihren Häusern hätten, zuweilen sogar geschriebene. Ich hatte freilich schon vorher von gebildeten Männern gehört, daß dies bei sehr vielen dithmarsischen Bauern der Fall sei, aber ich lasse mir dergleichen gern von solchen Leuten, welche nicht weiter sehen, als die Glocken ihres Kirchturms gehört werden, und die ihre Nachbarschaft genau kennen, in allen Einzelheiten bestätigen.

Mein Kutscher war von der Seeft und sprach sich nicht immer ganz zum Vortheil der Marschbewohner aus. Er hielt sie für sehr grob und eigenkinnig. „Wat se nich willt, dat dot se nich“ sagte er, „un wenn Gier to anen kümmt, so weet se nich,

„Ob sie ein herein loten schölt, oder nicht. Sett Cener
enen Kock an, an den se nich gewöhnt sind, so kriecht
se Brügel.“

Dies Letztere erinnerte mich an einige Absonder-
lichkeiten des englischen John Bull, der ebenso in einigen
Theatern, z. B. in Manchester oder Liverpool, den, der
einen feinen Kock an hat, oder gar ein Perspectiv
Hervornimmt, mit Apfelskenschalen oder dergleichen
bedient.

H e i d e .

Der große, viereckige, mit Baumalleen besetzte Marktplatz in Heide ist einer der regelmäßigsten und schönsten Plätze, deren sich eine Stadt erfreuen kann. In London wäre er unbezahlbar. Hier in Heide ist er es aber auch; denn, da es eben jener alte, durch die Geschichte geweihte Versammlungsplatz der Achtundvierziger und des Volkes war, so ist er den Leuten um keinen Preis feil.

Ich gedachte hier des großen viereckigen Platzes in Mischnei Nowgorod, wo sich die Nowgoroder „Wetscha“ — ungefähr so viel wie die dithmarsische „Gemeinheit“ — versammelte. Auch gedachte ich der vielen anderen Versammlungsplätze der deutschen Gemeinden und Völker alter Zeit. Tacitus und Cäsar sagen, daß die Deutschen sich bei öffentlichen Verhandlungen im Freien gern auf erhabenen Punkten — der Marktplatz „auf der Heide“ war ein solcher erhabener Punkt, — versammelt hätten, — aber wo sind jetzt diese Plätze? Wie viele kann man heut noch mit Sicherheit

umgeben? Wie viele giebt es deren noch außer diesem „auf der Selbe?“

Ich besuchte hier den Landvogt von Norddithmarschen, der mir das alte Siegel des Landes zeigte. Es fand darauf eine Mutter Gottes mit dem Christkinde, und neben ihr Joseph; dabei die Unterschrift: *Sigillum Universitatis terrae Thotmaroiao* (das Siegel der Gemeinschaft des Landes Dithmarschen). Darunter befanden sich auf einem besonderen Kleinen Schilde, welches mich viel mehr interessirte, zwei kreuzweise gelegte silberne Schlüssel, dieselben Schlüssel, die auch meine Vaterstadt Bremen im Schilde führt. Man hängt so innig mit dem Orte zusammen, in dessen Mauern man geboren wurde, daß man sich immer kindisch freut, wenn man ihn in der Fremde geehrt, oder mächtig sieht, oder wenn man sich wenigstens denken kann, daß er es dort einst war.

Woh so weit, dachte ich, griff ehemals der Einfluß der Rathsherrn und Bürgeröhne meiner Vaterstadt, — denn mehre von ihnen wurden zu der Würde von Krzbischofen erhoben, — in die Welt hinaus. Ich hätte fast diese Schlüssel küssen mögen, die ich in meinen Jugend auf so manchen munteren Schiffslaggen Walf auf Noth gesehen hatte. Wer wird nicht wieder ein Kind, wenn ihn irgend etwas in der Fremde mächtig an seine Vaterstadt erinnert!

Von Bremen, dieser noch jetzt so religiösen Stadt, ging eine doppelte Religionsreform nach Dithmarschen aus. Ein Mal wurde von hier aus durch Willehad und Ansharius das Christenthum eingeführt, organisiert

und ausgebildet, und das zweite Mal kam in oben derselben Richtung über Bremen durch den Bremer Reformator Heinrich von Sütphen die protestantische Reformation ins Land. Und daß die wilden Dithmarscher diesen trostlichen Mann, von dem man jedem Bremser Knabe so viel Gutes erzählt, erschlagen*) haben, gleichwie die Friesen einst den seligen Bonifacius erschlugen, das habe ich ihnen als Bremser nicht verzeihen können.

Um meinem historischen Drange zu genügen, wandte ich mich in der Mittagsstunde auf die Seeft hinaus, auf einem der berühmten Wege, welche, Holstein mit Dithmarschen in Verbindung setzend, sich zwischen den Moränen des Landes hinziehen. Ich hatte ein Pferd gemiethet und einen kleinen ebenfalls berittenen Jungen dazu.

Kaum waren wir zur Stadt hinaus getraht, so wollte ich etwas am Wege besehen, stieg ab und gab dem kleinen Burschen mein Pferd zum Halten. Er fing von Jügel aber nicht recht, und das Pferd setzte sich ruhig in der Richtung seines Heiber Stalles in Bewegung. Der Bursche galoppirte ihm mit seinem Pferde nach, um es zu greifen, als aber das Thier ihn hinter sich verführte, benutzte es seine Freiheit ebenfalls zum Galoppiren. Nun stitt der Knabe langsam, und das Pferd, da es sich entfernt fühlte, ging auch langsam. Glaubte er sich ihm wieder

*) Er wurde von seinen katholischen Feinden auf einen schlecht brennenden Scheiterhaufen gebracht, wo er mehrstündige Qualen erlitt und endlich nach vielen, ihm versehten Reutenschlägen starb.

nahe zu können, so entschlüpfte es ihm eben so plötzlich, als er sich nahte. Ich sah dem Spiße, das mir ein Symbol für so manches Lebenspiel war, ohne Zeit lang zu und freute mich, daß meine Schaulustbegierde stark genug war, mir nun zu Fuß durch den tiefen Gießsand weiter zu helfen, und so spazierte ich dann ziemlich bald auf dem mit Blumen besetzten Rücken derjenigen Schanze, die mein Ziel war, zu.

In der Regel pflegen die cultivirten Völker gegen die Einfälle der weniger cultivirten ihr Land mit Schanzen zu versehen. Hier jenseits der Elbe aber kommt zwei Mal das Gegentheil vor. Einmal haben hier die Dänen einen Damm gegen die Deutschen aufgeführt, ihr berühmtes „Dannewirke“ in der Gegend der Eider; und dann haben sich die wilden Dithmarscher hier gegen die Holsteiner verschanzt.

In Bezug auf die Dithmarscher ist die Sache indess erklärlich, denn sie waren in der Regel die Angegriffenen und die Holsteiner die Angreifer. Sie wollten nicht erobern und beschränkten sich daher wesentlich auf ein Vertheidigungssystem. In Bezug auf das Verhältniß zwischen den Deutschen und Dänen scheint mir die Sache nicht so ausgemacht. Es scheint, daß man eben so viele Invasionen Dänemarks von Seiten der Deutschen; als Invasionen Deutschlands von Seiten der Dänen in der Geschichte nachweisen kann.

Ueber das ganze System der „Hammen“ (Besetzungswälle) der alten Dithmarscher bin ich weder aus Dahlmann's Darstellung, noch aus anderen Aufträgen über

diesem Planet klar geworden. Vielleicht bewußt man sich auch; in eine Sache mehr System hineinzubringen, als dieselbe von Natur gehabt hat.

Genug, die Dithmarscher legten an verschiedenen Stellen ihres Landes zwischen zwei Moränen oder an Flußübergängen Verschanzungen an, und man findet an mehren Orten noch Ueberreste solcher Verschanzungen, die wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Zeiten entspringen. Bei einigen solchen Ueberresten, namentlich bei dem Haupteingange in der Mitte des Landes zwischen der Quelle der Gieselau und der Holtzenau, findet man die Gegend mit einer Menge alter ehrwürdiger Leihenhügel bedeckt, welche auf uralte, vorhistorische Kämpfe der Bewohner des Landes mit ihren Nachbarn hindeuten. Die Schanze, welche ich hier vor mir hatte, war die sogenannte Söderhamme, bei welcher der Herzog Gerhard IV. mit dem Seinen um's Leben kam, und wo jene holsteinischen Edelfrauen als Nonnen erschienen, um sich die Leichname ihrer Ehemänner zu erbitten.

Ein dithmarscher Bauer, der in der Nähe wohnte, begleitete mich an der ganzen, nicht völlig eine halbe Stunde langen Schanze hin und zeigte sie mir im Detail. Jetzt sah Alles recht freundlich und anmuthig aus, und auf der mit soviel edlem Blute getränkten Stelle längs des Walles waren nun kleine Gartenanlagen gemacht, in denen sich die Seiber Würger Sonntags divertiren.

Die Aussicht von der Höhe einzelner Punkte des

Waldes, der übrigens meistens zwischen Gebirg steht, war ganz eigenthümlich; nach Holsteln hin lag Waldung, zu beiden Seiten, rechts und links, marastige Niederung breit ausgestreckt.

Mein Bauer erzählte mir, er heiße Peters, und seine Familie wäre eine uralte dithmarsische Familie. Seine Mutter wäre eine geborene Eggers gewesen und seine Großmutter, glaube ich, eine geborene Seberis. Doch bin ich über Letzteres nicht gewiß. Die Bauern verfolgen hier gewöhnlich ihre Geschlechter und Verwandtschaften sehr hoch hinauf, und man wird oft bedenklich, ob man diese dithmarsischen Bauern für antiaristokratisch oder für viel aristokratischer als die unsren zu nehmen hat.

Im Grunde genommen verhält sich die Sache wohl so, daß das, was man aristokratisches Element nennen kann, bei uns sich in wenigen Trägern desselben concentrirt, während es hier sich allgemein verbreitet hat und jedem Landesbewohner inne wohnt. Durch die Aufhebung des Adels in Dithmarschen wurde, wie in Norwegen, jeder Einwohner einem Edelmann gleich. Daher behaupten auch die Dithmarscher sehr richtig, daß sie weder von bäuerlicher, noch von bürgerlicher, noch von adeliger Herkunft seien. Alles habe sich bei ihnen ausgeglichen, und jene Unterschiede seien gar nicht mehr anwendbar.

Die Dithmarscher, welche sich nicht „Herren von“ schrieben, konnten sich daher auch nicht mit denen, welche bei uns dieß nicht thun, in eine Classe setzen

lassen, denn sie behaupteten aus alten Geschlechtern zu stammen. Unserem Adel wollen sie aber eben so wenig verglichen werden, weil sie denselben als eine Fessel und Tyrannei betrachten. Am besten kann man sie mit der alten angelsächsischen Gentry in England in Parallele setzen. Sie sind Gentlemen. Darum sagen auch die Dithmarscher in wohlbegründetem Selbstbewußtsein sprachwörtlich von sich:

„Buern schölt de Dithmarscher syn,
„Se mögen woll Herren wesen *).“

Es mag in dieser Hinsicht wohl als Charakteristisch angesehen werden, daß Niebuhr, ein Kind dieses Landes, die Erhebung in den Adelsstand, welche ihm der König von Preußen antrug, ausschlug.

*) Bauern sollen die Dithmarscher sein, sie mögen wohl Herren genannt werden.

Ein neues Land.

Ich wandte mich nun von Helbe aus durch die Marsch nach dem kleinen Orte Ketelsbüttel am Meere, wo ich die Erlaubung eines neugewonnenen Landes zu besichtigen wünschte.

Wenn man von der Seeft in die Marsch hinabsteigt, so kommt man natürlich erst tief hinunter; gegen das Meer zu aber erhebt man sich wieder etwas und gelangt dann auf das, was die Leute hier „die hohe Marsch“ nennen. Wer mit diesen Dingen nicht näher bekannt ist, sollte vermuthen, daß das Verhältniß umgekehrt sein, und daß man von der Seeft aus bis ans Meer immer tiefer hinabsteigen müßte.

Allein das Meer, wie auch alle großen und kleinen Flüsse, setzen die Hauptmenge des Schlammes und der Sandtheile in der Nähe ihrer Grenzen ganz hart an ihren Ufern ab. Je weiter sie bei Uberschwemmungen ins Innere des Landes bringen, desto weniger Material enthalten sie noch. In der Nähe ihres Ufers häuft es sich also am meisten auf, während nach innen zu weniger Anhäufung stattfindet.

Anfangs bestand die hohe Marsch nur aus meh-
ren über das Meer hervorragenden Inseln, und in
die tiefe Marsch strömte noch immer das Meer durch
die Flüsse, welche jene Inseln durchschnitten. Als
die Inseln allmählig durch Deiche verbunden und jene
Ströme abgeschnitten wurden, kam das Meer auch
nicht mehr in die tiefe Marsch am Fuße der Gest.
Doch blieb diese tiefe Marsch noch lange sumpfig und
wurde erst allmählig so weit ausgetrocknet, daß sie
zum Ackerbau benutzt werden konnte. Wenn man
einige Karten von Marschländern ansieht, so wird man
noch an verschiedenen Stellen des Gestfußes in der tiefen
Marsch einzelne Landseen liegen sehen, welche die aller-
tiefsten Stellen bezeichnen und Ueberreste des einst bis
hierher vordringenden Meeres sind.

Diese Seen sind jedoch in allen Marschländern
vom Harlemer Meere an, das man jetzt mit Dampf-
maschinen auspumpt, bis zu dem kleinen Marschsee
in Dithmarschen in Abnahme und fortschreitendem
Austrocknen begriffen, in Folge der mannigfaltigen
Entwässerungsanstalten, die man überall in Anwendung
gebracht hat.

Auch in Holland findet derselbe Unterschied wie
hier zwischen hoher und niedriger Marsch statt. Jene
nennt man dort „Hoehland“, und diese „lage Land“
oder „Regeland“, d. h. niedriges Land.

Ich fand in Ketelbützel einen sehr gefälligen In-
genieur, der die Güte hatte, mich zu dem ungewonne-
nen Lande zu begleiten und mir einige der so schön

kenntlichenden Werke zur Schätzung des neuen Landes zu zeigen. Wir erstiegen zuerst den bisherigen Seedeich und überfahen von da aus die neueneingedeckte Fläche, die etwa anderthalb Stunden lang und eine halbe Stunde breit sein mochte.

Selber war dieses Land, als außerhalb des Deiches gelegen, vor den hohen Sturmfluthen noch nicht gesichert und konnte daher nicht bewohnt und nicht bebauet werden. Es wurde nur als Weide für das Vieh benutzt, und wir sahen es daher von einer Menge kleiner und großer Strom-Becken oder Schloten vielfach durchschnitten, in welchen Fluth und Ebbe auf- und abzufließen pflegten.

Jetzt hatte der neue, schöne Deich, der das Ganze schützend umgab, die meisten dieser Ströme schon abgedämmt und die Verbindung mit dem Meere abgeschnitten, nur einer, und zwar der breiteste dieser Ströme, war noch nicht abgedeckt.

Diese Fluthströme oder „Beelen“, durch welche das Meer in unbedecktes Land eindringt, sind oft sehr tief und breit, und es giebt daher Schwierigkeiten genug, von Deich durch sie hinzuführen.

Man greift die Arbeit von beiden Seiten des Stromes an und führt von beiden Seiten den Damm auf die Mitte zu. Da das Wasser alle sechs Stunden einmal landeinwärts in den Strom hinein und einmal ferwärts hinausfließt, so nimmt es immer sehr Vieles von der hineingeworfenen Erde wieder mit hinweg. Es kommt daher hier besonders darauf an, die Arbeit so schnell als möglich auszuführen, damit das Meer

nicht Zeit gewinne, diese Verabungen oft zu wiederholen.

Je weiter man mit dem Deiche zu beiden Seiten heranrückt, desto schwieriger wird natürlich die Sache, denn das Meer strömt in dem verengten Loche um so heftiger aus und ein und reißt das Hineingeschüttete um so leichter mit fort.

Bei dem endlichen Verschluss nimmt man alle Kräfte zusammen. Man fährt im Voraus von beiden Seiten eine Menge mit Erde beladener Wagen auf und sorgt dafür, daß die Wagen bequem heranzufahren und sich auf ein Mal in das tiefe Wasserloch entladen können. Man stellt auf beiden Seiten die Tausend Arbeiter, über die man commandiren kann, mit Hacke und Schaufel bewaffnet, in Bereitschaft. Unter Umständen geht die Arbeit auch die Nacht hindurch. Man bildet Reservercorps, um die ermatteten Arbeiter ablösen zu können. Kurz man macht einen Plan, als gäbe es eine Schlacht auszufechten. Und so wie nun das Meer wieder herangeebbet ist, setzt man sofort alle Kräfte in Bewegung, um das Loch zu verschließen, ehe der Strom mit der nächsten Fluth zurückkehrt.

Gewöhnlich gelingt dies, man füllt dann das ganze Stück auf und stellt die Verbindung des Deiches völlig her, und die Arbeiter treten triumphirend auf die entstandene Erbbrücke. Zuweilen machen aber außergewöhnliche Umstände, z. B. starke Fluthen, heftige, dazu tretende Stürme, die Sache schwierig. Das Wasser kocht und braust dann unkhändig in der Lücke, reißt alles Hinein-

geworfene hinweg und fordert, sein altes Recht geltend machend, stürmisch den freien Eingang.

Die Wogen, je mehr sie zusammengequetscht werden, wühlen desto stärker nach unten, greifen die Deichstrecke von hinten an, untergraben sie, und nicht selten geht dann gerade im entscheidenden Momente die ganze mühsam aufgeführte Strecke wieder völlig verloren.

Da auf diese Weise für die schanzenden Arbeiter die Sache nicht ohne Gefahr ist, da die leitenden Ingenieure wünschen, daß man sie bei unglücklichem Erfolge nicht beschuldige, falsche Maßregeln genommen zu haben, da Alle sich auszuzeichnen streben, so ist eine solche Durchschanzung eines Fluthstromes immer ein Moment großer Aufregung für alle Theilnehmer.

Auch um des moralischen Einbruchs auf die Arbeiter willen, sagte der mich führende Ingenieur, sei er immer sehr besorgt, daß ein solches Werk prompt und gut gelinge. Im Fall eines Mißlingens entstände gemeiniglich große Entmuthigung unter den Leuten, und sie entwickelten dann beim zweiten Anlauf nicht mehr dieselbe Energie.

Solche Durchbrechungen von Strömen und solche Scenen, wie die beschriebenen, kommen in diesen Deichländern sehr häufig vor, z. B. auch jedes Mal, wenn bei einer Fluth das Meer über ein Fluß eine große Höhe in einen Deich riß und nun frei ins Land strömt. Nach solchen Beschädigungen, wie sie sich an irgend einer Stelle auf den über 400 Meilen langen Elb-, Weser-, Ems-, Rhein- und Nordseedeichen alle Jahre ereignen, steht

man immer die Bevölkerungen der benachbarten Districten zusammenlaufen, um auf die besagte Weise mit Anstrengung aller Kräfte die Straßen wieder zu verstopfen.

Man hatte natürlich den ganzen neuen Koog mit Canälen durchschnitten, um durch sie erstlich die Gewässer wegzuführen, welche vom hinterliegenden Lande aus den Schleusen des alten Deiches bisher ins Meer oder in die besagten Priels fließen, dann aber auch diejenigen Gewässer abzuleiten, welche von dem neuen Lande selber abfließen sollten.

Dieselben vereinigten sich durch verschiedene kleine Gräben endlich in einem großen Canal, der auf dem Punct führte, wo eine Schleuse sie ins Meer hinausleiten sollte. Da die Schleuse noch nicht ganz vollendet war, so ließ man die Wasser einstweilen durch einen breiten Priel neben der Schleuse abfließen, den man deswegen noch nicht durchbaut hatte.

Es war mir ein neuer, interessanter Anblick, hier ein großes Schleusenwerk im Bau zu sehen. Die Wasserbauten haben das Eigenthümliche, daß man mehr von ihnen sieht, wenn sie noch unbeeidigt sind, als wenn sie vollendet bestehen. Es sind Arbeiten, zu denen ich mich am wenigsten leicht anschließen würde. In der Theorie sind sie sehr interessant, aber in der Ausführung ist zu viel Roth, Schwamm, Wasser und Schmutz dabei, und Alles ist unendlich mühselig.

Damit nur ein paar Bretter fest und sicher liegen können, muß man Baum neben Baum in die

Erde rammen, und damit das ganze Werk nicht herausgerissen werde, in das weiche Erdreich sich so tief mit Seiten-, Ober- und Unterwerken hineinklammern, wie ein Baum mit seinen Wurzeln in den Boden. Vor allen Dingen muß der ganze Boden des Schleusenbollens, so lang und breit er ist, plattirt werden. Dann werden dicke Baumstämme zur Seite eingerammt und oben querüber gelegt, welche, so zu sagen, das Gerippe des langen Kastens bilden. Ueber diese Balken werden dann die dicht aneinander anschließenden Bohlen genagelt, welche den Kasten selbst bilden. Sie sind 12 Zoll dick und die eisernen Nägel oder Bolzen, welche sie befestigen, 24 Zoll lang. Es versteht sich, daß die Sache auf diese Weise solid wird.

Da, wo das Wasser auströmt, muß der Boden auf eine große Strecke tief ausgegraben und dann mit einer Masse von Buschwerk, das zu Faschinen zusammengebunden ist, wieder ausgefüllt werden, damit das Wasser beim Herausströmen aus der Schleuse den Boden nicht umreißt und so allmählig Schleuse und Weich untergräbt. Man nennt dieß die Befestigung des „Strombettes.“ Buschwerk und Faschinenbündel thun bei allen Wasserbauten die besten Dienste. Denn am Ende bestehen doch selbst die größten Fluthen nur aus Knospen, und die kleinsten dürren Zweige, so schwach jeder einzeln ist, zersplittern das Wasser, lassen es nicht in Masse, sondern nur tropfenweise durch und hemmen so seine Gewalt.

Dabei fällt mir ein, daß das sogenannte „Strom-

Pfeile auf dem holländischen Wappen vielleicht ursprünglich ein Faszinenbündel war. Die Pfeile kommen mir zur Bezeichnung der Macht vereinter kleiner Kräfte sehr unzuweckmäßig vor. Pfeile pflegt man doch nicht zu zerbrechen. Und mit der Festigkeit der in einer Faszine vereinigten Ästchen waren die wasserbauenden Holländer von jeher sehr vertraut.

Es giebt einen Theil des Wassers in dem neugewonnenen Lande, das man durch diese Schleusen nicht abführen kann, nämlich dasjenige, welches in den abgeschnittenen Prielenstücken stehen bleibt. Da diese Priele, wie ich sagte, zuweilen sehr tief und breit sind, so läuft selbst zur Ebbezeit das Wasser nicht völlig aus ihnen heraus und kann auch durch die Schleuse, welche natürlich nur so hoch wie die niedrigste Ebbe liegen darf, nicht abgeleitet werden. Es bleiben daher in



allen diesen neuen Ländern solche alte Prielenstücke als Binnenseen zurück. Dem Gesagten zufolge kann man sich denken, daß sie sich ungefähr so ausdehnen, wie es nebenstehende Figur darstellt, in der A: ein Stück Deich, und B ein abgedämmtes Prielenstück bedeutet.

Ich sah einige derselben bei meinem neuen Kooge. Doch trifft man sie auch noch oft hinter den alten Deichen im Inneren des Landes und zwar in verschle-

denen Zuständen, bald als kleine zusammenschrumpfende Seen, bald nur als feuchtes, sumpfiges Terrain, bald als schon völlig trockene Wiesen.

Die weitere Geschichte dieser kleinen Seen ist für den Naturforscher vom höchsten Interesse, weil nicht bloß ihr Wasser, sondern auch die in ihnen lebenden Fische, eine allmähliche Umwandlung erfahren. Anfangs ist das Wasser nämlich noch reines salziges Seewasser, in welchem Seefische leben, und man fängt daher hier solche, z. B. selbst große Störe und Butten, zuweilen noch in einer Entfernung mehrerer Stunden von der See.

Im Laufe der Jahre verdunstet das Salzwasser allmählig und wird durch das viele sich damit vermischende Regenwasser brackisch. In diesem brackischen Wasser leben nun andere Fische, als zuerst in dem reinen Seewasser; endlich nach dem Verlaufe vieler Jahre stellen sich reines Süßwasser und bloße Süßwasserfische her, indem die früheren Thiere aussterben.

Es soll auch noch sogar, wenn das Wasser süß geworden ist, Butten in diesen Wehlen geben; aber man unterscheidet die Süßwasserbutten von den Salzwasserbutten. Mir sagte Jemand, er äße die Süßwasserbutten lieber als die Salzwasserbutten, weil jene größer und fester von Fleisch wären.

Leider habe ich das Nähere dieser Proceße nicht erfahren können, weiß auch nicht, ob die Sache schon gehörig untersucht worden ist. Bei einer Untersuchung dürfte

man übrigens nicht bloß bei den Fischen stehen bleiben, sondern müßte auch den etwaigen Schnecken, Muscheln und Infusionsthierchen nachspüren und ihre etwaigen Umwandlungen in Folge der Wassermetamorphose verfolgen.

Könnte man doch einem Binnenlandsnaturforscher so ein kleines Prielstück in's Studirzimmer schaffen, damit er Alles nach Bequemlichkeit daran wahrnehmen könnte! Welche merkwürdigen Proesse würde er dabei entdecken! Es ist wohl wahrscheinlich, daß es nicht viele Erdpuncte giebt, wo sich so gute Gelegenheiten zur Beobachtung solcher Proesse darbietet, wie in diesen reichlichen Marschen.

Die Kosten des ganzen Deichbaues, den man im Laufe eines Sommers ausgeführt hatte, beliefen sich auf 90,000 Thaler (dänisch), und das ganze Ländchen, so wie es jetzt da lag, sollte etwa 150,000 Thaler werth sein. Man hatte also offenbar, wie es schien, 60,000 Thaler, so zu sagen, aus der See herausgefischt. Allerdings wäre dabei noch in Abzug zu bringen, was das Land schon vorher als Weide werth war. Als solche mochte es jährlich schon einige Tausend Mark einbringen. Natürlich war dieß aber insofern eine gar nicht gestörte Einnahme, als das Meer ja das unbedeelte Land wieder hätte wegreißen können. Der gewonnene Boden, sagte man mir, wäre Marschboden erster Qualität und der fette Klei hier meistens 4 Fuß tief.

Es hatten 1500 Arbeiter seit dem Beginn des Frühlings an diesem Werke gearbeitet, und man war gewiß, noch vor dem Ende Octobers, das Ganze vollständig schließen zu können. Solche Werke müssen natürlich, eben so wie jene Durchdämmung der Brücke, mit ganzer Energie angegriffen und wo möglich im Laufe eines Sommers beendet werden, weil, wenn die Schleusen nicht in Ordnung sind oder offene Stellen im Deiche bleiben, Gefahr vorhanden ist, daß während der Herbst- und Winterstürme das Meer eindringe und einen Theil der Arbeiten wieder vernichte.

Ich fragte, aus welchen Ländern jene Arbeiter gewesen wären, und man sagte mir, es wären Friesen, Dithmarscher, Probsteier, Holzsteiner, Mecklenburger, Jüten und auch etwa 100 Preußen darunter gewesen.

Ich fragte weiter, wie die Friesen sich während der Arbeit gezeigt hätten, und man sagte mir, es wären thätige Leute, aber doch „Duesenköpfe“, die alle Augenblicke Klagen und Beschwerden und unterschiedliche Bedenken vorgebracht hätten. Ein Duesenkopf ist in Norddeutschland das, was man sonst auch wohl einen „Dueselmacher“ nennt.

Von den Jüten, hieß es, sie wären stille, ausdauernde tüchtige Leute, die da ehrlich schanzten, wo man sie anstelle, und sehr sparsam lebten.

„Und wie zeigen sich die Preußen?“ — Als Sui-tiers, lautete die Antwort, die in der Regel verthun, was sie verbleuen, und nicht gern in Mäßigkeitvereine

treten; aber sie sind anständig, einsichtig, begreifen leicht und verstehen auch zum Theil etwas von Wasserbauten, was sie wohl in ihren Danziger, Memeler und Lissker Niederungen, vielleicht auch am Rhein, gelernt haben mögen.

∴ Man hatte vorläufig das ganze Land in 51 Parcellen getheilt für die Landbauern, welche davon Besitz ergreifen sollten. Die Ländereien und Baustellen waren schon durch Gräben geschieden. Auch lief mitten durch den ganzen District bereits ein breiter Communicationsweg hin, der ebenfalls schon seine Seitengräben hatte.

Alte Wege gab es keine anderen auf dem Rasen, als die, welche das Vieh auf seinen täglichen Wanderungen zu den Tränken hinter dem Deiche ausgetreten hatte. Man sieht diese Wege, besonders die, welche die Schafheerden austraten, an vielen Stellen auf den Vorlanden.

Auch waren schon einige Brücken über die im Wege stehenden Triele und Canäle geschlagen. Uebrigens war noch kein einziges Haus in dem ganzen Gebiete zu sehen, außer einigen Baracken und einer kleinen Schnapshube für die Arbeiter. Der Wirth, der eine Flagge über seinem Dreterhause flattern ließ, und seine Familie waren die ersten Menschen, die dieses neue Land bewohnten und gewissermaßen als Menschen sich einweihten.

Der Anblick war wirklich im höchsten Grade interessant, gerade das Umgekehrte von einem durch irgend eine Naturgewalt zerstörten und seiner friedlichen

Bewohner beraubten Districts, gerade so anregend und Hoffnung gewährend, wie dieser niederschlagend und voll Melancholie.

Ich verfolgte mit Entzücken, so weit ich konnte, alle Spuren und Klaren der ordnenden Menschenhand auf diesem wilden, rohen und ungerichteten Naturboden, den Hauptweg und seine Verzweigungen, die bezeichneten Häuserstellen, die Canäle, die Brücken und rund herum den schön geglätteten hohen Saum des schützenden Deiches, dazwischen zum Contraste das rohe Weideland, die Spuren von Ebbe und Fluth, die Reste der zerstückelten Prielfströme, was Alles unter und neben jener regelmäßigen Zeichnung so wild hervorblickte, als hätte der Mensch jene Zeichnung einem Titanen auf den Rücken geschrieben und ihn mit Banden und Ketten gefesselt.

Wenn man, über die überschwemmten Watten Nordfrieslands dahin fahrend, der Leute traurig gedenkt; die einst da lebten, der Kirchenmauern, über die man wegsegelt, der Spielplätze der Jugend, auf denen jetzt Seehunde schnarchen, und der einst blühenden Gärten, wo nun Austeru sich mästen, so gedenkt man dagegen hier beim Anblick so fruchtbaren, noch unberührten Landes der schönen Aehren, die daraus hervorsprossen werden, der Flamme, die man am trauten Herde hier bald auslobern lassen wird, der hübschen Häuser; die nun hier erstehen, der Kinder; die auf diesen Wiesen einst spielen, der Paare, die sich hier halb lieben werden. Es war mir, als müsse dieß Alles, gleich aus

dem Boden herauswachsen, und als müßten Adam und Eva eintreten und dem Himmel für die neugeschmückte Erde danken. Kleider müßten sie freilich in dieser nördliche Paradiese mitbringen, ebenso Handwerkszeug und Früchte, Blumen- und Baumsamen, sowie alle Thiere, die ihnen nöthig wären, denn allerdings ist es gewaltig kahl, völlig busch- und baumlos in diesem neuen Lande „Deudonné.“ Es wäre daher eigentlich mehr für Noah geeignet als für Adam.

Uebrigens habe ich schon oben gesagt, daß so ein neues Koogland bereits, ehe es noch existirt, seine sehr lange Geschichte hat, sowohl seine physische als seine politische. In physischer Beziehung hat es schon viele interessante Prozesse durchgemacht, und in politischer Hinsicht ist es ihm eben so ergangen. Von diesem jetzt nun fertig daliegenden Kooge wurde vielleicht schon vor 50 Jahren geredet. Man stritt sich darüber, in wie viel Zeit das Land hier gehörig reif sein, und ob man es nicht schon gleich eindeichen könne.

Das Interesse vieler war gegen eine baldige Eindeichung, das Interesse Anderer dafür. Die Eindeichung wurde mehrere Male proponirt und wieder aufgeschoben. Vor 10 Jahren schon wurden interessante Aufsätze darüber, wie man diese Eindeichung wohl am besten zu bewerkstelligen habe, und dann besonders über den Punkt, unter welchen Verhältnissen und Bedingungen die neu-entstehende Gemeinde in den Staatsverband aufzunehmen sei, geschrieben und gedruckt.

Dies Letzte war ein Hauptpunkt, denn man wünschte nicht, daß dieß wieder unter solchen Bedingungen geschehen möge, wie die Röde bisher aufgenommen wurden. Vor 3 Jahren, als es Allen klar war, daß der König jetzt ganz reif sei, — Einige nannten ihn schon überreif — trat eine gewinnlustige Gesellschaft zusammen, welche mit einem Capital von 400,000 Thlr. der Regierung anbot, das neue Land einzubeißen, zu canalisiren und auch mit allem für Menschen nöthigen Wohnungen zu versehen, wogegen sie sich Abgabefreiheit und andere solche Privilegien ausbedang.

Gegen diese Gesellschaft und gegen ihre beanspruchten Privilegien erhob sich die allgemeine Stimme, und die weise Regierung nahm ihre Anerbietungen nicht an. Vielmehr entschied sie sich dahin, daß sie das Land auf eigene Kosten einbeissen wolle und nicht Willens sei, den neuen Einwohnern nach alter Weise irgend welche Sonderrechte zuzugestehen.

Diese Entscheidung erfreute das ganze Land, und man pries dafür hoch die Weisheit, Großmuth und väterliche Fürsorge des jetzigen Monarchen.

Da dieß das erste Mal ist, daß man hier von einem alten schädlichen Systeme abweicht, und damit die Leser die Freude des Landes über jene Maßregel besser begreifen können, mögen wir uns hier wohl einen Rückblick auf die Vergangenheit erlauben.

Das neue an eine Küste sich ansehende Land aber die Alluvion wird bekanntlich nach römischem Rechte

als ein Theil des Eigenthums der Leute betrachtet, welche die Küste besitzen. Es ist dieß eine den Naturverhältnissen und dem natürlichen Gefühle sehr gemäße Entscheidung des römischen Rechts, besonders bei Marschländern an der See. Denn da die Küstenbewohner hier den Nachtheil der Meereswirkung haben, so ist nichts natürlicher, als daß sie auch den Vortheil davon in Anspruch nehmen.

Des angeschlammten Landes ist zuerst nur wenig. Dieß Wenige benutzen die nächsten Nachbarn zu verschiedenen kleinen häuslichen Zwecken, besonders zu der Conservirung ihrer Deiche. Sie treiben auch ihr Vieh dahin und führen mancherlei Unternehmungen und kostbare Anstalten aus, um den Absatz des Schlacks zu befördern und jenes Wenige zu vermehren.

Ja zuweilen ist sogar dieser neue Absatz nur dasselbe Land, welches sie früher verloren haben. Zuweilen wurde ihr Land von einer Fluth überschwemmt, sie mußten ihre Deiche in's Innere verlegen, und nun bleibt ihnen das Meer nur das einst Verlorene zurück.

Wie sollte ein Fremder von diesem ihrem verlorenen Lande, das sie nun wieder gewinnen, sich zum Herrn machen können?!

Höchstwahrscheinlich hat daher auch in alten Zeiten in allen Marschländern der römische Grundsatz, daß der neue Zuwachs den Küstenbewohnern gehöre ohne alle Widerrede gegolten.

In dem Lande, wovon wir hier reden, ist dieß

Historisch erwiesen. Erst im 16ten und 17ten Jahrhunderte, wo sich in allen Staaten Europas ein sehr privilegirtes Fürsten- und Königthum auszubilden anfing, und wo die Lehre von den sogenannten königlichen Vorrechten oder „Regalien“ besonders weit um sich griff und entwickelt wurde, fing man auch an, zuerst den Meeresstrand und Alles, was an demselben gefunden wurde (Bernstein in Preußen, Schiffswrack's u.), und in Folge dessen auch Alles, was jenseits dieses Meeresstrandes lag, die sogenannten „Außenbeicheländereien“, und die neu sich bildenden Inseln, Halbinseln und ackerbaren Landschaften für ein Regal zu erklären.

Die Krone wurde als völlige Eigenthümerin aller dieser Seeländereien angesehen, nach demselben Grundsatz, nach welchem man ihr die herrenlosen Güter, die gefundenen Schätze, das noch nicht aus der Erde geförderte Gold und Silber u., als ein natürliches Recht zusprach. Daher heißen sie auch immer die „königlichen Außenbeiche“, wie man bei uns sagt: die „königlichen Forsten“, oder die „königlichen Bergwerke.“ Dies geschah nicht bloß hier in Dänemark und Schleswig-Holstein, sondern auch in Ostfriesland und mit sehr wenigen Ausnahmen überhaupt in den meisten Marschländern.

Zum ersten Male wurde der neue Grundsatz in Dithmarschen, ich glaube, im Anfange des 17ten Jahrhunderts ausgesprochen. Es hatte sich damals nämlich eine neue fruchtbare Insel gebildet, um deren Besitz

und Benutzung sich zwei Communen des Landes stritten. Sie brachten ihren Proceß vor die höchste Landesbehörde, und diese entschied, daß das neue Land keiner von den beiden Communen gehöre, sondern Eigenthum des Staates sei. Seit dieser Zeit wurden alle neuen in der See gebildeten Weiden und Wiesen für Rechnung und zum Vortheil des Staates verpachtet, welcher bedeutende Einkünfte daraus bezog, und alles neue ackerbare Land wurde eben so für Rechnung des Staates oder auf seine Veranlassung eingebeicht und dann von ihm verkauft oder in Erbpacht gegeben.

Zuweilen wurden solche Abge förmlich an die Meistbietenden licitirt. Damit nun die Leute um so mehr zum Ankauf des neuen Landes angelockt werden möchten, versprach der Staat den Ankäufern im Voraus eine Menge sehr werthvoller Privilegien. Da diese Privilegien den übrigen Unterthanen gewöhnlich sehr nachtheilig waren, ohne doch dem Ganzen für die Dauer wesentlichen Vortheil zu bringen, so war dies ein offener Mißbrauch des Rechtes des Staates, Privilegien zu ertheilen, die nur dann gewährt werden sollten, wenn sie dem Ganzen nützen.

Ueber solche Privilegienertheilung wurden zwischen dem Staate und den bei der Sache Interessirten förmliche Tractate abgeschlossen, welche dann die Grundlage der Verfassung des neuen kleinen Staates im Staate bildeten.

Es wurde den Leuten darin z. B. völlige Abga-

ben- und Zollfreiheit auf eine Reihe von Jahren oder auf ewig, sowie Freiheit vom Brau- und Mühlzwange, versprochen, es wurde ihnen das Recht, eine eigene Kirche, Schule, ein eigenes Gefängniß zu bauen und das Patronat darüber auszuüben, zugestanden. Sie bekamen Jagd- und Fischereigerechtigkeit, die Polizei und sogar die Gerichtsbarkeit über ihren Koog, — „nur in Blut- und Lebenssachen“, heißt es in einem solchen Tractate, „soll man an's Obergericht appelliren.“ Sie konnten die Armenangelegenheiten ihrer Communen nach Belieben ordnen, und zuweilen wurden sie sogar davon frei gesprochen, ihre Dämme selbst auszubessern.

Allerdings wurde durch solche Versprechungen der Zweck erreicht, eine möglichst hohe Kaufsumme für das neue Land zu erhalten. Allein dieß war nur ein augenblicklicher Vortheil, und die lange dauernden und weitgreifenden Nachtheile, welche aus jenem System hervorgingen, und unter denen sowohl die benachbarten Bevölkerungen, als auch der Staat selbst litt und noch jetzt leidet, waren desto größer.

In Folge der Zollfreiheit war dem Schmuggelhandel Thor und Thür geöffnet, — die eigene Gerichtsbarkeit der Råde wurde oft schlecht verwaltet und brachte Collision mit den benachbarten Gerichten hervor, denen sie nicht untergeordnet sein wollten.

Brauchten die Interessenten die Dämme nicht herzustellen, so mußte die Landschaft dieselben für sie bauen.

Eigene Kirchen bauten sie gewöhnlich nicht, son-

bern schlossen sich benachbarten Kirchen an und benutzten sie, ohne an der Schuldtilgung und den Bau-reparaturen Theil zu nehmen; denn auch von diesen ließen sie sich eximiren.

Sie brauchten sehr viele Arbeiter und Tagelöhner, und doch verboten sie ihnen oft, kraft ihrer Privilegien, in dem neuen Kooge zu wohnen. Sie lockten also viele solche Leute herbei, welche dann, wenn sie arm geworden waren, den Armencommunen der Nachbarschaft zur Last fielen.

Von Militäreinquantirung waren sie ebenfalls frei, und die Nachbarschaft oder Landschaft mußte also auch diese Last für sie tragen, da sie doch eben so gut wie alle Uebrigen den Vorthell genossen, von den Vaterlandsvertheidigern geschützt zu werden.

Kurz, auf diese Weise und noch aus vielen andern Rücksichten fielen diese kleinen Staaten im Staate dem Lande sehr zur Last. Man betrachtete sie daher mit Recht als schädliche Geschwüre des Staatskörpers, die wie Schmaroher auf Kosten des Ganzen lebten. Die Staatskaffe selbst hat am Ende gewiß dabei mehr eingebüßt, als gewonnen. Denn natürlich kann dem Finanzen ein solcher kurzfristiger Speculationsgeist, der einen kleinen augenblicklichen Vorthell einem lange anhaltenden vorzieht, nicht wohlthwend sein. Was nur dem Einzelnen nützt und dem Ganzen schadet, muß auch auf die Finanzen nachtheilig rückwirken.

Dazu kam nun aber noch, daß sich in den Kögen

selbst in Folge jener Privilegien keinesweges überall eine etwa sehr reiche und wohlhabende Bevölkerung bildete.

Die ersten Käufer waren sehr häufig fürstliche Kammerräthe oder Kammersecretäre, oder Geheimräthe, welchen wohl nicht ohne Begünstigung bei solchen Auctionen der Koog zugeschlagen wurde, und die dann wieder ihrerseits, eben so wie die von ihnen in's Land gerufenen Anbauer, die ganze Sache nur als eine Geldspeculation ansahen und sich keine Mühe gaben, die Stifter einer dauernd wohlgeordneten und geachteten Commune zu werden.

Sie verkauften die einzelnen Parcellen, fielen nun über das schöne fette Land her und pflügten und arbeiteten darauf los, um so viel Fett und Geld, als nur irgend möglich, herauszuziehen.

Man sagt, und Nachrichten aus Holland und Ostfriesland über die neueingebeichten Bolder bestätigen dieß, daß das frische Land in den ersten Jahren seiner bebauung, so lange noch das Salz darin stecke, ganz außerordentliche Ernten trage. Man sät zuerst Rapsamen hinein, und dieser bringt 300- bis 320-fältige Frucht, dann Gerste, die sich 60fältig lohnt, und Weizen, der dieß 30fältig thut. Oft wurde schon in den ersten Jahren so viel gewonnen, als die ganze Deichanlage kostete.

Hatten die ersten Käufer ihr Capital zurück, so verkauften sie das schwächer gewordene Land zu einem

geringeren Preise wieder an Andere, und diese sogen demnach die letzte Kraft heraus. So kam es denn oft, daß an Ende auf einem solchen fetten, mit den herrlichsten Privilegien, Exemtionen, Freihelten und Beneficien ausgefatteten Lande, das noch dazu, als mit einer ägyptischen Fruchtbarkeit begabt, zu den schönsten Erwartungen berechtigte, eine arme und verschuldete Bevölkerung wohnte, die hinterher wohl gar der Staat ihrer Privilegien, so weit sie ihm direct schädlich waren (z. B. der Zollfreiheit, Steuerfreiheit u.) wieder beraubte. Den Meisten blieben nur diejenigen Privilegien, mit denen sie ihrer Nachbarschaft und der Provinz besonders schädlich wurden.

Es versteht sich von selbst, daß ein solches System auch zu vielfältigen Irrungen zwischen den Rügen und dieser Provinz Anlaß geben mußte. Die Koogbevölkerungen trotzten auf ihre Privilegien, und die Landschaften waren mit Recht erbittert über diese Vorrechte. Ihre waren schlechte Patrioten und wollten an keinem gemeinsamen Unternehmen der Landschaften Theil nehmen, wouüber diese noch mehr erbittert werden mußten. Aus dieser gegenseitigen Erbitterung und diesen betrübten Verhältnissen gingen Proceffe genug hervor, und die Ausführung vieler für das Ganze heilsamer Unternehmungen wurde dadurch hintertrieben.

Da es noch in diesem Augenblicke eine Menge privilegirter Rüge giebt, so sind diese Verhältnisse auch jetzt noch so. Es versteht sich, daß solche langjährige Uebelstände sich nicht gleich mit einem Federstriche be-

feitigen lassen, und es wird wohl noch einige Zeit darüber hingehen, ehe die alten bestehenden Ädige als lebendige und gesunde Glieder dem Staatskörper völlig einverleibt worden sind.

Eben so versteht es sich, daß, so unnatürlich und nachtheilig das Recht des Staats auf die neuentstehenden Ländereien ist, er doch auch nicht gleich darauf verzichten kann. Denn ein Staatskörper ist wie ein Gebäude. Auf alle seine bestehenden Einnahmen werden sofort nöthig gewordene Ausgaben gebaut, und wird nun ein Theil jener Einnahmen weggenommen, so sind damit noch nicht gleich die darauf sich stützenden Ausgaben beseitigt, und es ist die Frage, was an die Stelle jener zu setzen sei, noch nicht gleich gelöst.

Das, was der Staat thun kann, hat er nun durch jenen angeedeuteten, weisen Entschluß des jetzigen Monarchen, das neue Land nicht mehr unter den alten schädlichen Bedingungen mit Bevölkerung zu versehen, gethan. Dadurch, daß man dieses neue Land nicht der Landschaft als ein schweres Gewicht anhängen, sondern es ihm, dem organischen Ganzen, als einen organischen Theil einverleiben will, wird ein altes schlimmes System aufgegeben, und es beginnt für die Dänischen hiermit eine neue Ära.

Der „Königskoog“ oder „Christianskoog“, diesen Namen wünschte man dem neuen Lande zu geben, soll an den Armencommunen, den Kirchspielen, den Schulcommunen, den Gerichtsbezirken, den Schleusen- und

Deichverbänden der Landschaft eben so und unter denselben Bedingungen Theil nehmen, unter welchen die übrigen Landesländer dazu beitragen müssen.

Auch will man Maßregeln treffen, daß sich nicht eigennützig' Geldspeculanten der entstehenden Vortheile bemächtigen, und daß der schöne frische Boden nicht auf eine unnatürliche Weise „ausgezogen“ werde. Welchen Plan man in dieser Hinsicht hat, darüber war, glaube ich, zu der Zeit meiner Anwesenheit noch nichts publicirt.

Wehr oder weniger gilt alles Dasjenige, was ich hier von den Schleswig-holsteinischen Rügen, sowohl hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit, des Verfahrens beim Eindeichen und der präliminären Verhandlungen über diese Eindeichung, als auch in Bezug auf die dabei ins Spiel kommenden Gerechtsamen und Interessen gesagt habe, auch von den sogenannten „Boldern“ und „Groden“ in Dänemark und den Niederlanden.

Der ganze lange Marschstreifen von Dänkirchen an bis in die Mitte Jütlands hinauf ist aus solchen Deichkammern, so könnte man die Rüge oder Bolder nennen, wie ein Schachbret zusammengesetzt. Da schiebt sich Kammer vor Kammer hinaus, wie auf dem Bauche eines Fisches Schuppe vor Schuppe.

Um das ganze Interesse dieses merkwürdigen Menschenwerks noch besser zu erkennen, entschloß ich mich, außen um den Deich auf dem Vorlande an der Seeferde herumzufahren. Ich nahm daher von meinem

gütigen Führer Abschied und begab mich wieder auf die Reise, und zwar auf sehr unbequemen Wegen durch den Koog hindurch über seinen Deich hinweg auf das Vorland hinaus.

Wir fanden hier ringsherum einen Weg ausgefahren, der durch die bei der Arbeit beschäftigten Wagen entstanden war und als Communicationsweg gedient hatte. Das Vorland hatte man weit und breit durchwühlt und durchgraben, um daselbst das Material für den Deich zu gewinnen. Man sagte mir, die vielen dadurch entstandenen Löcher und Lücken würde das Meer bald wieder zugeschlemmt haben.

Der Boden bestand aus einem fetten feinen Klei. Dieser Klei ist, wenn er trocken wird, fast so fest wie Stein, und um so fester, je feiner und fetter er ist. Der aus ihm gebaute Deich wird daher, wenn er erst gehörig ausgetrocknet ist, sehr haltbar sein. Nicht alle Deiche bestehen indeß aus so gutem Material. Manche sind aus sehr losem und mit Sand vermischem Erdreich gebaut, und mit solchen hat man daher bei Fluthen und Durchbrüchen um so größere Noth.

Die Festigkeit des trockenen Kleis, so schön sie sonst bei Deichbauten ist, macht übrigens den Pflügeru bei Bearbeitung des Bodens viel zu schaffen. Bei großer Trockniß ist der Marschboden wie gefroren, und kein Pflug ist dann im Stande, die Schollen zu durchbrechen und aufzulockern. Fast eben so schlimm aber ist es bei anhaltendem Regen; denn in solchem Wetter klebt die

Erde wie Pech an dem Pflugſchar und den Pferdehufen, und es iſt dann ebenfalls nicht möglich, durchzubringen.

Man pflügt daher in den Marſchen auch wohl mit 6 oder 8 Pferden vor einem Pfluge, wie in den Steppen Südrußlands mit 6 oder 8 Ochſen. Und noch dazu ſind es feſte, dauerhafte, an ſchwere Arbeit gewöhnte Marſchpferde, welche man hierzu verwendet. Da der Kloboden auf der Oberfläche ſchnell erweicht, dann aber das Waſſer feſſelt und nicht ſo raſch zu den unteren Schichten durchbringen läßt, ſo iſt die Arbeit am allerſchwerſten, wenn nach längerer Trockniß plötzlich heftiger Regen einfällt.

Der neue Deich, den wir in ſeiner ganzen Ausdehnung umſehen, war 17 Fuß „über Ordinar“, d. h. über der ordinären Fluth. Es iſt dieſes ein Kunſtwort der Waſſerverſtändigen, womit ſie die mittlere Höhe der Meeresfluth bezeichnen, und wonach hier alle Deichhöhen beſtimmt werden.

Der Deich hatte eine „4- bis 6füßige Doffrung“, alſo eine ziemlich ſteile Böſchung; denn 4- bis 6füßige Doffrung heißt ſo viel, als daß der Deich auf einer Strecke von 4 bis 6 Fuß einen Fuß anſteigt. Man hat auch Deiche, die eine 14füßige Doffrung haben, d. h. auf 14 Fuß einen Fuß anſteigen.

Ich ging hier und da kleine Strecken auf der Kappe des Deichs zu Fuße, wo man mir den einen oder anderen Punkt als beſonders intereſſant durch ſeine Arbeiten bezeichnet hatte. Solche Punkte waren denn die

Durchbeichungen von Prielen, die Wendungen und Ecken des Deichs &c.

Links hatte ich die beschriebene Koogfläche, rechts aber eine weite Aussicht auf denjenigen Theil von Dithmarschen, den ich oben das Wattendithmarschen genannt habe. Und indem ich meinen Koog, ihm das beste Gedeihen wünschend, links liegen lasse, will ich mich nun rechts wenden und mit dem Leser einen Blick auf die Watten und Außendeichlande werfen, die in ihrer Art so merkwürdig sind, wie irgend eine andere Naturerscheinung.

Die Wattenwelt.

Die Watten- und Außendeichlande erstrecken sich von der Küste von Holstein, bei einer Länge von ungefähr 5 Meilen von Norden nach Süden, etwa 3—4 Meilen weit hinaus. Es ist also eine Fläche von ungefähr 18—20 Quadratmeilen, deren An- und Ueberblick ganz eigenthümlicher Art ist. Nach Nordwesten schweifte das Festland mit seinem hohen Deichsaume weit bis zur Insel Büsum hinaus. Dicht vor mir ging das begrünzte Vorland noch einige Hundert Schritt weiter, danach kam Wasser, hinter welchem unabsehbare, zum Theil überschwemmte Sandbänke sich in die Ferne verloren. Hier und da blickte ein grüner Landstrich aus dem Wasser und den Sande hervor. Es waren Theile der Inseln Diksbund und Helmsand.

Es war Ebbe und ein heller Nachmittag. Die Strahlen der sich schon dem Horizonte nähernden Sonne fielen schräg auf das Land herab, und hier und da blickte ein Stück von einem der großen, diese Watten durchschneidenden Ströme hervor. Dann und wann er-

haben sich Schaaren von Seemöven und anderen Wasservögeln, die über diese Sand-, Wasser- und Grasebden hinflatterten und sich auf irgend einer Sandbank niederließen. Ich bemerkte weit und breit kein Schiff und außer meinem Kutscher und seinen Pferden, die unter mir am Fuße des Deichs sich fortarbeiteten, keine lebende Seele.

Ich hoffe, die geneigten Leser dieser Skizzen sind nun schon so weit wasser-, wasser- und sandverständig geworden, daß sie im Stande sind, die Eigenthümlichkeit und Großartigkeit dieses Anblicks mit mir zu genießen. Ich will daher hier zu dem, was ich oben schon von diesen vielbesprochenen Watten, von denen ich hier nun schließlich Abschied nehme, sagte, nur noch einige Züge hinzufügen, die mir für dieses Naturphänomen noch weiterhin charakteristisch erscheinen.

Es ist immer angenehm, zu wissen, daß man sich nicht mit localen und provinziellen Angelegenheiten beschäftigt. Allerdings kann richtige Kenntniß und fruchtbringende Uebersicht des Zustandes eines größeren Länderganzen nur aus einer recht innigen Erkenntniß der Localitäten, der Einzelheiten und der provinziellen Zustände hervorgehen; allein man darf bei dem Studium der Einzelheiten nicht stehen bleiben, man muß sich der Einzelheiten nur bedienen, um mit ihrer Hilfe das Ganze zu erkennen.

Man muß in den Höhlen, Erdwinkeln und Schlupfnestern umher kriechen, sie sich genau ansehen und dann aus ihnen wieder hervorkommen, die Höhen erklim-

men und von da aus ganze Partien der Welt über-
schauen.

Was, könnte Einer sagen, geht uns ganz Dith-
marschen mit sammt seinen Watten an? Wozu so viel
Geschrei um dieses kleine Land? Und leicht könnte ihm
Einer antworten: Es ist ein Glied einer großen Kette,
und wir betrachten die einzelnen Glieder nicht ihrer
selbst willen so genau, sondern der Kette wegen.

Nicht bloß von der Küste Dithmarschens und
nicht bloß von den Marschen Nordfrieslands, sondern
auch von allen den Marschgegenden bis nach Ostfries-
land und Holland hin erstrecken sich die Watten vom
Ufer des Meeres aus.

Ungefähr in der Mitte Jütlands, bei dem oft ge-
nannten Cap Blaawands-Huk, beginnen sie (denn von
da an nach Norden ist die Küste Jütlands ganz frei
von Vorland und Watten) und gehen nun an der
nordfriesischen, holsteinschen, hannoverschen, ost- und
westfriesischen Küste bis nach Holland in einer eben so
fortlaufenden, nur durch Ströme unterbrochenen, 70 Mei-
len langen Reihe hin, wie ihnen zur Seite die Marschen
am Festlande.

Sie beginnen meistens unmittelbar am Ufer und
reichen von da aus in einer durchschnittlichen Breite
von 3 Meilen in's Meer hinaus, wo sie sich zu unter-
meerischen Sandbänken und zu tiefem Meeresboden hin-
absenken.

Zuweilen ist dieser Wattenfaum aber 4, 5, ja 7
Meilen breit, zuweilen schmälert er sich zu einer Breite

von nur 2 oder 14 Meile ab. Auch fallen diese Watten mehr oder weniger alle großen Meerbusen der Sahbe, der Eismündung, des Dollarts und der Zuydersee aus, die man eigentlich nicht Meerbusen nennen, sondern als mit Meerwasser zu Zeiten überlaufene Wattströme bezeichnen sollte.

Dieser Wattenstrich steht mit dem Marschstriche, dem er sich so nahe anschließt und der ihm wie der Schatten dem Lichte folgt, im schneidendsten Contrafte. Hier in den Marschen ist die üppigste Fruchtbarkeit, der herrlichste Anbau, dort auf den Watten die completeste Wüstenet; hier in den Marschen ein neugewonnener frischer Boden, dort in den Watten das Gerippe uralten, untergegangenen Landes; hier in den Marschen das Walten der raffinétesten Menschekunst, dort in den Watten das Schalten toher, zerstörender Naturkräfte; hier in den Marschen die Glockentöne der neugebauten Kirchen und der Jubel zu frohlichem Besitz gelangter Menschen, dort in den Watten die Todesstille über dem Grabe verschütteter Habe und ertränkter Geschlechter; hier in den Marschen die Furcht vor dem Verluste des Ergriffenen, dort über den Watten die Hoffnung der neuen Auferstehung der Landschaften schwebend. Die Watten sind der 70 Meilen lange Kirchhof der Marschen, und die Marschen sind Koog an Koog ein eben so langer Triumphzug des Menschen über die Natur.

Schwerlich giebt es irgend einen zweiten Küstenstrich in Europa, wo seit alten Zeiten so viele Menschen durch das Wasser umkamen. Ich begann ein-

mal alle die Tausende von Menschen zusammenzuzählen, die der alte Chronist Heinrich als bloß in den Watten des kleinen Nordfriesland und in den verschiedenen Mänertränken oder Sturmfluthen und Landzerstörungen, ungetroffen nachweist. Ich kam damit bald einer Million nahe. Zahllos sind die Tausende, welche kein Chronist erwähnen konnte. Seit uralter Zeit leben hier die Menschen mehr im Wasser als auf dem Festlande, beständig Jahr aus Jahr ein ertrinken hier Leute in Gräben, Canälen und bei ihren Wattenbeschäftigungen. Schiffe stranden auf dem ganzen Wattenstücke jährlich in Menge und gehen mit Mann und Maus unter. Sollte man nun nicht annehmen können, daß in Bausch und Bogen in einem Jahre in den Watten gewässern von Holland bis Jütland allermindestens 1000 Menschen umkamen*)? Für 1000 Jahre gäbe dies eine Million. Man denke an die wiederholten Zerstörungen, Land-, Stadt- und Dorf-Verschlingungen in der Zuydersee, im Dollart, in der Jade, an allen Küsten und Ufern der Weser, Elbe, Ems, des Rheins, und man wird finden, daß auf diesen Watten überall die Namen von vielen Millionen Ertränkter trauernd schweben. Man kann vielleicht keinen ähnlichen Strich in ganz Europa finden, den man in dieser Beziehung damit in Parallele stellen könnte.

Trotz ihrer Einförmigkeit im Ganzen sind doch die

*) In England kommen jährlich 1500—2000 Menschen im Wasser um.

Watten, wenn man sie näher betrachtet, von sehr verschiedener Beschaffenheit, und trotz ihrer Unfruchtbarkeit im Gängen, haben sie doch manche Producte; Thiere, Mineralien und Pflanzen, welche den Menschen interessieren. Alle die Gebirge, sind sie von Thälern und Strömen durchsetzt und haben nur in kleinem Masse, eine verschiedene Höhe, durch welche ihre Beschaffenheit in hohem Grade bedingt wird. Und es ist daher in der That merkwürdig genug, daß dieser große Wattengürtel Norddeutschlands von den deutschen Geographen und Länderbeschreibern noch so wenig beachtet worden ist.

Die nächsten Küstenanwohner, welche in ihren Interessen durch die Watten vielfach gefördert und gehemmt werden, verfahren allerdings nicht leichtfertig mit den Watten und widmen ihnen eine beständige Aufmerksamkeit; eben dieß gilt von den Küstenscheffern, welche durch die Watten vorsichtig ihre Wege suchen müssen, und von den Rentenkammerräthen der anliegenden Staaten, welche von daher die Staatseinkünfte vermehren. Aber alle diese Kenntnißnahme der Watten ist noch immer außerordentlich local und provinziell, und in die großen geographisch-wissenschaftlichen Werke sind sie fast noch gar nicht als eine bemerkenswerthe Naturerscheinung eingebracht.

Dem großen gebildeten Publicum ist das naturhistorische, staatsökonomische und allgemein menschliche Interesse dieser Watten wenig erschlossen. Das große Publicum, wie die Menschheit überhaupt, wird

Kohl, Marßen u. Inseln Schleswig-Holsteins. III. 10

in der Regel nur durch das Schlingen und in die Augen zu kriechen unangenehm.

Die große Alpenkette in der Mitte Deutschlands wird beständig bereist und ist längst hundertmal beschritten; die große Wattenkette dagegen an dem Rande unseres Vaterlandes hat wohl Niemand bereist, und Jeder glaubt, sie vernachlässigen zu dürfen.

Und doch geben ja für den forschenden Verstand die Watten an Schönheit und Interesse den Alpen nichts nach. Dem Naturforscher ist es ganz einerlei, ob in dem Einschnitt eines Ländergebirges, wie in den Thälern der Alpen, fröhliche Menschen und Hirten, oder, wie in den Passagen, Meerengen und Gärten der Watten, nur Gesandte ihren Sitz aufgeschlagen haben; ihm ist es gleichgültig, ob er, wie auf den Bergeshöhen, schöne wohlriechende Kräuter und Alpenrosen, oder fruchtige Begetation und Schilf zu pflücken hat, ob er, wie auf den Alpen, in malerischen Effekten, schönen Höhlen, Schlussschatten und romantischen Situationen schwelgen kann, oder ob er, wie in den Watten, nur ein wüdes, für den Maler gestalt- und reizloses Bild vor sich sieht; ja ihm ist es sogar lieber, wenn er in den Thälern und Gärten statt des Rauschs aus den traulichen Hütten und Schornsteinen den Dampf und Gisch aus den Nasenlöchern eines verirrten Walfisches emporsteigen sieht.

Dem Reisenden und Philosophen, zwei Seiten, die immer in einer Person verbunden sein sollten, ist es einerlei, ob er die anmuthigen Capricien der Gassen

vor sich steht oder die Luftsprünge eines Ebers oder Delphins; es sieht ihn nicht an, daß er hier in den Matten im Schilf und feuchten Salzbohlen waltet, statt daß er auf den Alpen seine Füße auf feste Felsen setzen könnte. Der eblen Metalle Reiz, die in den Bergadern glühen, verführt ihn nicht, den Sand, der in den Matten bald so, bald so zusammengeworfen wird, zu verschütten; daß dort die Vögel singen, und hier die Stürme brausen und die Wellen heulen, verleitet ihn nicht, den Alpen den Vorzug zu geben. Er überläßt sich auf dieselbe Weise dem Schwünge seiner Betrachtungen, mag sein Fuß anstoßend auf dem Berge eine Silberader entdecken, oder mag er hier in den Matten über die verfallenen Trümmer eines Schiffswracks oder über den Leichnam eines Ertrunkenen stolpern.

Die Alpen sind den vornehmenden Poeten unentbehrlich, die immer nur das entzückt, was durch des Leibes Auge eingeht; vor den Matten schrumpft ihre Phantasie zusammen. Der Philosoph ist ein stärkerer Poet; er schaut mit einem inneren Auge und hebt selbst Matten und Sandbänke in das Reich der Phantasie. Die schönen Dryaden und Nymphen, die in den Wipfeln der Bäume gleich Strömen süßeln oder in lieblichen Kaskaden das Wasser aus ihren Urnen schütten, machen ihn den nicht minder göttlichen Nereiden nicht abspänstig, die in den Matten umherschlüpfen, und davon heulender Sturz ihm nicht unschöner klingt als das verführerische Sabeln einer Gennerin.

Haben in den Alpen mächtige Naturkräfte unsere

Waterlands den Boden zu den höchsten Punkten emporgetrieben, so haben eben so mächtige Naturkräfte in den Batten denselben bis zur tiefsten Tiefe herabgestoßen. Die Alpen sind hoch aufgehäuete Ebenen, die Batten zertrümmerte und ausgeebnete Gebirge.

Dort wird dem Menschen das Erbreich entzogen, weil es in unzugängliche Eis- und Schneeregionen entführt, hier, weil es unter die Oberfläche des Meeres hinabgedrückt wurde.

Dort grünt und blüht es sofort am Rande der Gletscher, sobald Eis und Schnee sich zurückziehen. Hier grünt es allenthalben an den Rändern des Wasserufers, sobald die salzigen Wogen sich hinterschieben.

Dort schlägt der Mensch wie Moses mit seinem Zauberstabe an die Felsen und trogt ihnen seine Nahrung ab; hier fängt er den Sand ein und zwingt ihn, ihm Brod zu geben.

Dort donnern Schnee-, Erd- und Steinlawinen von oben her auf ihn und seine Habe herab; hier steigen schäumende Wasserfluthen und Sandlawinen von unten her über ihn hinauf und verschlingen ihn und sein Besitztum.

Haben wir Länderschreiber diese beiden größten Contraste unseres Waterlandes, die Alpen und die Batten, diese beiden entgegengesetzten Endpunkte aller unserer Zustände, noch nicht gehörig in's Auge gefaßt und in Parallele gestellt, wie mögen wir da hoffen, daß wir die zwischenliegenden Zustände richtig darstellen und auf eine fruchtbringende Weise schildern können?

Freilich bin auch ich keineswegs im Stande, die bezeichnete Lücke in unserer allgemeinen Geographie auszufüllen, weil ich nichts weniger als eine einigermaßen vollständige oder auch nur überschlägliche und allgemeine Kenntniß der Watten besitze.

Um eine solche zu erlangen, müßte man die Watten vielfach bereist und durchkreuzt haben; ich sah sie aber nur an einigen Punkten in Dänemark, Oldenburg und Holland.

Man müßte vielfach die Wattfischer, die Watterschiffer, die Küstenbewohner befragt und mit ihnen verkehrt haben; man müßte die Fauna, die Flora, die Geognose der Watten studirt haben; man müßte auch alle die kleinen Provinzialliteraturen der ostgenannten Meeresländer, welche in ihrer Nähe liegen, benutzt und die vielen einzelnen Beiträge und in ihnen aufbewahrten Sätze der Wattennatur zu einem ganzen Bilde sorgsam zusammengetragen haben. Von diesen Literaturen konnte ich mir aber nur wenig zugänglich machen.

Es wurden zwar zu verschiedenen Zeiten unzählige Vermessungen der Wattenfanbänke und der Meereswiesen vorgenommen, aber die Resultate dieser Vermessungen liegen wohl zum Theil noch in den Rentenkammerarchiven zu Kopenhagen, Hannover, Oldenburg, Emden und in Haag vergraben; denn die veröffentlichten Karten haben nicht alle diese Resultate an's Licht gebracht.

Vielfache Proceße sind in Bezug auf die Watten und das, was damit zusammenhängt, geführt worden, und die bei den Untersuchungen über diese Proceße hervorge-

kommenen Facts würden nicht wenig zur Beleuchtung der politischen Geschichte der Watten dienen. Man müßte sogar bis in die Archive der Obergerichte in Berlin und des ehemaligen deutschen Reichskammergerichts in Speier und Wezlar hinauffteigen; denn als Braußen Ostpreußen Land besaß, und als der deutsche Kaiserabte seine schatenden Fingel auch noch über die Watten der Nordsee ausbreitete, wurden sowohl in Berlin als in Speier manche Prozesse entschieden, die auf die Verhältnisse der Watten Bezug hatten.

Von allen diesen letztgenannten vergrabenen Schätzen hörte ich nur von Weitern reden, und es ist daher natürlich, daß ich hier mit meinen Bemerkungen nur mehr anregen und anbeuten, als erschöpfen wollen kann. Da ich nicht zu leisten vermag, was ein geographischer Wattenfärbere zu leisten hätte, so will ich wenigstens angeben, worauf ein solcher Schreiber aufmerksam sein müßte.

Was die Entstehung und Bildung der Watten betrifft, so ist diese wahrscheinlich eben so schwierig zu erklären, wie die Entstehung des Marschen. Ich glaube nicht, daß man schon viele Bohrversuche angestellt hat, um die Schichten, welche unter den Watten über einander gelagert sind, zu erkennen.

Viele sehen in den Watten weiter nichts als das ehemals durch vulcanische Gewalten über den Meeresspiegel erhobene und nachher von den Wellen zerföhrt und niedergerissene Urland. Manche meinen, sie seien vom Lande heraus eben so wie die Marschen in die See hinaus gewachsen,

lichem der Sand und der Schlamm, den die Flüsse aus dem Inneren der Länder heranzuführen, sich hier allmählig weiten und weiter hinaufgeschoben. Der leichte Schlamm wurde vom Meere, das den Strömungen der Flüsse entgegenwirkte und, sie zur Ruhe bringend, sie zwang, ihr Material niederschlagen, weiter zurückgeworfen — in den Marschen. Der schwerere Sand aber blieb weiter vorn liegen — in den Watten.

Es ist wohl wahrscheinlich, daß wir in den Watten, die sich jetzt alle so gleich aussehen, sehr verschiedene Dinge erblicken. Einige mögen allerdings zerstörte und abgewaschene Inseln und Landschaften sein, von denen das Meer das liebliche, mit Menschenswohnungen, Aedern und Dörfern durchwebte Teppich des Guckwuchses abhat, an dessen Statt es eine Sandlage niederlegte. Von sehr vielen läßt sich dies wenigstens bestimmen nachweisen. Andere dagegen mögen nichts als Sandaufläufungen sein, welche die Wellen zu Stande brachten. Und auch bei dieser könnte man noch wohl wieder Fluß- und Meerewatten eben so unterscheiden, wie man Fluß- und Meeremarschen unterscheidet. Die Flußwatten sind von den Sandbänken erbaut, welche die Ströme aus dem Inneren des Landes von den Bergen herabzuführen, und die Meerewatten aus dem Sande entstanden, den die Wellen und Fluthen des vielen Herrens Länder bespalenden und benagenden Meeres heranzuführen. Eine vierte Art der Entstehung der Watten läßt sich nicht denken.

Wie die Marschen sich anfangs nur an Inseln ansehten, zwischen denen große, breite Meerewege und Meerewe-

Veränderungen hindurchgegangen, welche den Marschgebietel erst der Länge nach von dem Continente trennten, und ihn dann wieder in der Quere in kleine Stücke zerschnitt, so ist es auch mit den Watt. Auch sie werden der Länge und der Quere nach in eine Menge Streifen oder Flicken zerschnitten. Es ist hier nur der Unterschied, daß bei den continental gewordenen Marschen jene Ströme und Meerengen längst ausgefüllt und vollgeschlemmt sind, während sie auf den hohen Watten natürlich sich noch offen darstellten.

Die Natur dieser Wattströme ist eine ganz eigentümliche, und ich machte schon hier und da auf einige ihrer Besonderheiten aufmerksam. Wie man in den Marschen einen wesentlichen Unterschied macht zwischen den Geest- und Marschgewässern, d. h. zwischen den Flüssen, die von der Geest kommen, bloß die Marsch passiren; und denjenigen Gewässern, die in der Marsch selbst entspringend, auf ihr abfließen; so muß man auch auf den Watten unterscheiden zwischen denjenigen Strömen, welche aus den Marschen kommen, sich über die Watten ergießen oder sie durchschneiden, und denen, die sich in dem Watt selbst bilden. Diese sind die Marsch- und Binnenlandsgewässer; diese die eigentlichen „Wattströme“, welche das Meer durch seine tägliche Bewegung in Fluth und Ebbe ausbildet.

Wie nämlich die Geest und die Gebirge von Quellen bewässert werden, welche dort fortfließen und sich allmählig zu Bächen und Flüssen vertheilen, und wie die Marsch vom Regen befruchtet wird, der von den Meeren

in die Gräben und aus den Gräben in die Kleinen und endlich in die großen Canäle zusammenströmt, so werden die Watten täglich zweimal von den Meeresfluthen übergoßen, deren ebende Gewässer sich erst in einer Menge kleiner Flüsse und dann in mächtigen Strömen sammeln und vereinigen.

So durchschneiden z. B. die Elbe und die Weser, zwei mächtige Seeeströme, den Wattengürtel. So fließen die Ems und die Eiber durch die Watten. So kommt aus jeder Schleuse des Deichs ein kleiner Süßwasserstrom, der anfänglich noch ganz die Natur eines Binnengewässers hat. Es ist indeß natürlich, daß diese in den Watten hervorkommenden Binnengewässer, indem sie auf den Watten eine Wille auszubilden anfangen, nicht nur Gelegenheit zur Ausbildung eines Wattstroms geben, sondern daß sie auch allmählig selbst die Natur eines Wattstromes annehmen, das heißt, daß sie eben so wie die Wattströme salziges Wasser führen, eben so wie sie in schnell zunehmender Proportion wachsen, und eben so wie sie zwischen sandigen Ufern strömen, die einem beständigen Wechsel unterworfen sind.

Man betrachte z. B. die Gestalt der Norder- Weser, der Oker- und Weser- Ems, der Elbe unterhalb Cuxhavens. Sie sind mächtige, messenbreite Wattströme. Trotz dieser Umwandlung, welche sie erleiden, behalten solche Ströme indeß gemeinlich ihre Binnenlandnamen so lange bei, bis sie sich spurlos im großen Oceané verlieren. Es scheint dann ein sonderbares Mißverhältniß zu sein, wenn die Süßwasserflüsse so klein sind;

wie z. B. der 2 Meilen lange Bach „die Inäbe“, der unter diesem Namen noch 7 Meilen weit und über 1 Meile weit im Watt fortfließt; und doch bemerkt es, wie man sieht, auf einer sehr richtigen Beobachtung der Natur.

Diejenigen Wattflüsse, welche bloß auf dem Watt sowohl ihren Ursprung nehmen, als auch ihren Lauf wahren, haben ihre besondern Namen. Auf einer Specialkarte der Watten wird der Leser eine Menge derselben finden können.

Man kann ohne Zweifel auch die eigentlichen Wattflüsse wieder classificiren; doch ist diese Classification ungemein schwer, weil noch keineswegs für die verschiedenen Arten so bestimmte und feste Namen angenommen sind, wie es für die verschiedenen Arten der Binnengewässer die Namen: Quelle, Bach, Fluß, Strom, sind. Doch gibt es hier auf dem Watten Haupt- und Nebenflüsse, Flußspaltungen und Flußarme, Flüsse, die in Bänkenflüßeln fließen, und andere, die quer durchsetzen, Alles wie auf dem Festlande.

Die ganz kleinen und schmalen Wattflüsse nennt man „Spranten“, „Schlöte“, „Löcher“, „Bänken“, „Kette“, „Kogge“, „Länge“. Ein Fluß z. B. heißt das „Krautloch“, ein anderer „Halber's Bänke“, ein dritter das „Barkter Keth“, ein vierter die „Salzfarher Länge“ u. s. w.

Die größten werden „Ariale“ oder „Walle“, und die allergrößten endlich „Städte“ genannt, z. B. der „Diefsaucher Ariel“, der „Flackstom“, die „Nymer-Walle“ u. s. w.

Die kleinen kurzen breiten Ströme, welche als quer durchgehende Arme zwei parallel gehende Ströme vereinigen und zwischen zwei Inseln oder zwei gesonderten Watten durchgehen, heißen meistens „Watts“ (Thore) oder „Dybs“ (Tiefen), z. B. das „Dixhauder Watt“, das „Gomme-Watt“, das „Elfter Dyb“ u. s. w.

Uebrigens will ich bemerken, daß von all den hundert und hundert Strömen, welche die Watten durchkreuzen, fast keiner so gering ist, daß er nicht seinen eigenen Namen hätte, und daß man hier daher eine reichliche Auswahl findet. Man mag also wohl mit Recht sagen, daß die armen Wattschiffer, welche für jede dieser verschiedenen Gestaltungen einen eigenen Namen erfunden haben, manchen binnenländischen Forscher beschämen, der es noch nicht einmal der Mühe werth fand, von diesen Watten überhaupt und ihrer ganzen Nomenclatur Notiz zu nehmen.

Da die Wattströme so außerordentlich wandelbar und unbeständig sind, nämlich auf Wattfaul, fließen, da sie noch dazu eben so viel Strömung haben, als die Binnenlandflüsse, nämlich einmal den Strom der Ebbe landwärts und einmal den Strom der Flut zur See hinaus, und da es noch dazu der Ocean ist, der sich stürmisch in ihnen hin und her wälzt, so kann man sich denken, wie große Veränderungen in ihnen beständig vor sich gehen.

Ein einziger mächtiger Sturm verblet oft hin, eine nicht sehr breite Sandbank zu durchschneiden und mittelst eines Quells oder Thores eine Verbindung zwischen zwei bisher getrennten Strömen herzustellen. Eine so plötzliche Ver-

gestellte Verbindung bewirkt abhann, wie denn Alles in dieser Welt wie ein Netz zusammenhängt, auch eine Veränderung an anderen Stellen.

Geht durch das neu entstandene Loch viel Wasser ab, so zieht sich der verminderte Fluß von seinem bisherigen Ufer zurück, indem er sich immer mehr in diese neue Verbindung hineinarbeitet.

Auf diese Weise verschleunen, versanden und verschlicken dann andere Meeresarme, und zuweilen verschwinden ganze Ströme völlig aus der Geographie. Dann aber wird vielleicht durch eine andere unvorhergesehene Zufuhr von Sand ein solcher neuer Ausgang wieder verstopft. Die Wasser werden dann in ihr altes Bett zurückgebrängt und nehmen plötzlich aber allmählig wieder weg, was sie früher ansetzten.

Die unruhigen und wilden Wattströme mögen auf diese Weise hier im Laufe der Jahrhunderte unzählige Verbindungen eingegangen sein, sich vereinigt, sich wieder getrennt, sich in ihren schläfrigen Betten rechts und links geworfen haben, ganz versandet, ganz hingestorben und wieder neu geboren worden sein, kurz eine mannfaltige und revolutionenreiche Geschichte gehabt haben, die kein Mensch beobachtet und noch weniger einer beschreiben hat.

Natürlich sind solche plötzliche Wandlungen der Wattströme im Großen nur selten, aber im Kleinen finden solche Umwandlungen alljährlich statt:

Wäre die Wandelbarkeit im Allgemeinen so überwiegend groß, so würde es sich ja gar nicht lohnen, Namen für die Wattströme zu erfinden und ihren Lauf

auf Karten zu fixiren. Es giebt aber viele Battenformen, die der Hauptsache nach Jahrhunderte lang dieselben geblieben sind, und es wäre daher genug, wenn das große Publicum der gelehrten und gebildeten Welt wenigstens alle fünfzig Jahre eine neue übersichtliche Karte von dem ganzen großen Battengebiete der Nordsee erhielte (bis jetzt hat aber dieses große Publicum, nebenbei sei es gesagt noch gar keine solche Karte). Die Küstenbewohner aber freilich müssen durch ihre Balenmeister und Batteninspectoren alle Frühjahre, nach den Stürmen des Winters, nachsehen lassen, welche Veränderungen durch Sturm- und Ebthochflüthe bewirkt worden und in der Karte der Batten nachzutragen sind, weil sie viel speciellere Zwecke haben als jenes große Publicum.

Die verschiedenen Stücke, in welche nun durch die Battenformen die ganze Masse der Batten zer schnitten wird, — oder die einzelnen Batten — haben eine sehr verschiedene Größe, Form und Beschaffenheit. Sie sind, als aus veränderlichen und leicht nachgebenden Stoffen bestehend, in Folge der Operation des Wassers mehr oder weniger abgerundet. Einige grängen sich fast ganz im Kreise ab, andere sind länglich-ovale Sandrücken, besonders dann, wenn sie mitten in einem großen Strome zwischen zwei Armen desselben liegen. Einige sind wie Inseln ganz isolirt; andere schließen sich wie Halbinseln an die Festlandküste an. Einige haben eine ganz abenteuerliche Form, wie z. B. die große, 12 Stunden lange Sandbank zwischen der Weser und Jade, die erst „der hohe Weg“ und dann „die Norder-Blatte“ heißt, und die

wie ein kammförmiges Horn auf der Spitze der beschriebenen Gabelstiel steht und wirkt in die See hinaustragt.

Das Material, woraus die Matten hauptsächlich bestehen, ist Sand und Seesandsteine, deren feste Kieselsteinelager giebt es an dieser Stelle, wenigstens auf der Oberfläche, nicht, Alles ist Trümmer und Schutt. Und gäbe es solche Kieselsteinelager, so würde man sie nicht mehr Matten nennen.

Dieser Sand oder Strandrinn ist indes von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit. Es giebt Matten, die aus äußerst feinem Sande gebaut sind, wenigstens auf der Oberfläche, und von dieser kann hier immer nur die Rede sein, da die innere Struktur der Matten wenig bekannt ist. Sie und da aber haben die Strömungen große lange Bänke mehr oder weniger grobkörnigen Sandes aufgeführt.

Man findet daher in den provinziellen Schichten der Matten oft angeführt, ob ein Matt fein- oder grobkörnig sei. Hier und da sind sogar ganze Schichten von mehr oder weniger großen Steinen abgelagert.

Es ist natürlich, daß die Flächen, welche hier vollständig mit dem Material spielen und es bald so, bald so angreifen, aufhoben und aufhoben, Verwahrlosung des Feines und Grobes, das Schwere und Leichtes scheiden und jedes für sich an bestimmte Stellen absondern müssen.

Je nach der Beschaffenheit des Sandes bestimmt sich zum Theil auch die Festigkeit der Matten. Einige sind von den Wellen so stark zusammengeschlagen, daß sie

Oberfläche fast felsenfest erscheint, und diese heißen „feste, grobkörnige Watten“. Andere sind so locker, daß sie sich leicht und stets verschieben, daß sie im Winde bei großer Trockenheit sogar zu Staub anfangen, und man nennt sie deshalb: „flaubende Watten“. Noch andere haben einen leichten und klaren Sand, der wie Flugand im Wasser schwimmt und eine un feste Oberfläche giebt. Wieder andere endlich fangen schon an, sich mit Schlick und Schlamm zu bedecken, und diese heißen „Schlickwatten“.

So wie die Watten aus verschiedenartigem Krümme gebaut sind, so sind sie auch von verschiedener Höhe, und dieser Punkt ist der wichtigste von allen, weil durch die mehr oder minder bedeutende Höhe der Watten die ganze Beziehung, welche sie zu den Menschen haben, bedingt wird.

Ihre Höhe ist sowohl dem Schiffer die wichtigste Rücksicht, weil er danach seine Fahrt regulirt, als auch dem Küstenbewohner, weil danach der Grad seiner Hoffnung, das Watt in Fruchland verwandelt zu sehen, bestimmt wird.

Es giebt Sandanhäufungen auf dem festen Boden des Meeres; die so tief, etwa 10—20 Faden, unter der Oberfläche liegen, daß sie für den Menschen, der immer nur auf der Oberfläche verkehrt, gar kein Interesse mehr haben. Es giebt andere Sandanhäufungen, die freilich so hoch aufgetrieben sind, etwa von 1—3 Klaftern unter dem Meeresspiegel, daß sie allerdings vom Schiffer beachtet werden müssen, aber doch stets; selbst bei der niedrigsten Ebbe, unter dem Wasser bleiben

Bestimmung der Wichtigkeit der Wattenhöhe.

und nie von der Sonne beschienen und von der Luft berührt werden.

Diese Sandanhäufungen nennt man wohl eigentlich nie Watten. Man gebraucht dafür den Ausdruck „Sandbänke“ oder „Sanbe“.

Von „Watten“ beginnt man erst bei den Sandanhäufungen zu reden, die schon so hoch sind, daß sie bei gewöhnlicher Ebbe oder doch wenigstens bei außerordentlicher Ebbe sich als trockenes entblößtes Land zeigen.

Da die Oberfläche solcher Sandbänke wenigstens zu Zeiten vom Lichte und von der Luft berührt wird, so läßt sich denken, daß auf ihr schon etnige Proceffe vor sich gehen mögen, welche uns berechtigen, diese Watten in eine ganz andere Classe zu stellen, als die, welche stets vom Wasser bedeckt sind.

Man darf die Wichtigkeit der Höhe der Watten nicht nach Klaftern oder Fußern messen, denn deren sind immer sehr wenige; man muß sie bestimmen nach der relativen Höhe in Bezug auf das Meer und seinen Stand bei Ebbe und Fluth.

Bei den in das Luftmeer hinaus ragenden Bergeshöhen gehören Hunderte von Klaftern dazu, um eine wesentliche Veränderung hervorzubringen. In der Höhe von tausend Fuß kommen seltliche Gewächse vor, welche tausend Fuß höher werden diese angetroffen, und erst bei 2000 oder 3000 Fuß Höhe herrscht ewiger Winter und Schnee.

Bei diesen im Wassermeere bestehenden Höhen reichen oft wenige Fuß und Elle hin, um sofort die Watten ganz umzugestalten. Durch eine solche geringe

Erhöhung wird sofort die Möglichkeit zur Verwandlung des Watts aus Wüste in Fruchmland gegeben.

... Den Watten, welche nur bei Ebbe bloßgelegt werden, folgen die, welche auch die gewöhnliche tägliche Fluth nicht mehr bedeckt und die den größten Theil des Jahres bloß liegen. Und nach diesen endlich kommen diejenigen, welche auch von den außergewöhnlichen hohen Fluthen nicht leicht erreicht und höchstens alle Jahre einige Male bei ganz seltenen Ereignissen überspült werden.

Für alle diese verschiedenen Grade der Erhebung und der Meerbespülung giebt es verschiedene Zustände der Oberfläche, und namentlich verschiedene Arten der sie bedeckenden Vegetation.

... Die wüsten und unergiebigsten aller Sandanhäufungen sind wahrscheinlich die, welche gerade auf der Grenze zwischen Meer und Festland liegen; denn sie sinken in der Regel öfter und tiefer als vielleicht die Sandbänke unter dem Meere, wo wenigstens Anstern ruhig stehen und Seepflanzen sich anheften können. Man nennt sie, weil sie durchaus gar nichts erzeugen, „rohe Watten“.

Auf diese ganz rohen Watten folgen diejenigen, welche mit solchen Pflanzen besetzt sind, die es vertragen, täglich zweimal vom Meere bespült und zweimal der Luft ausgesetzt zu werden. Es giebt mehrere solcher Zwittpflanzen, die halb submarine, halb Luftpflanzen sind.

In einigen Gegenden nennt man diese, in anderen jene als die zuerst erscheinenden Pflanzen. In Ostfriesland z. B. wird als diese erste Pflanze,

Es schon kein eigentliches submerses Kraut mehr, ist sondern zur Erhaltung ihrer Existenz, wie der Wasserschilf zum Aufschwimmen, zu Zeiten aus Tagelicht emporkommend auch, „der Krüchfuß“ (*Salicornia herbacea*) genannt. Es ist eine etwa einen Fuß hohe Pflanze, deren Zweige aus lauter kleinen an einander gesetzten Gelenken bestehen. Als zweite Pflanze, die dem Krüchfuß folgt, wird hier die „Salz“ (*Aster Tripolium*) genannt, die zuweilen 4 bis 6 Fuß hoch werden, das häufige Untertauschen aber schon nicht so sehr lieben soll. Sie erscheint auf denselben Matten, welche von den Fluthen nur seltener überspült werden. „Queller“ ist aber der verbreitetste Name für alle diese Pflanzen, und man findet daher sowohl in Ostpreußen, als auch in den holländischen Matten den Namen Queller für mehrere Landstriche als Eigennamen. Man könnte daher für diejenige Classe von Wässern, welche dem „nahen Meere“ zunächst stehen, den Namen „Quellerwässer“ setzen.

Da, wo Salzwasser noch seltener erscheint, lassen andere Gewächse festen Fuß, z. B. „der Nabel“ (*Suaeda maritima*). Dieser ist ein schiffartiges Gewächs, das gemäht und getrocknet wird und als Heu eine gute Nahrung für's Vieh abgibt. Er wächst indes noch noch zuweilen vom Seewasser überspült zu werden, und von diese Überspülungen ganz anstehen, da wellert sich auch diese Pflanze allmählig und macht endlich feineren Gewässern Platz, wie sie auf trockenem Boden zu wachsen pflegen.

Einige dieser Pflanzen sind dem Menschen uninteressant, und er beobachtet sie nur als Anzeichen nach Maß

flüße des Fortschritts der Ansiedlung. Anders aber weit
vorn von den Küstenbewohnern gemächt, getrocknet und
eingesendet, und man könnte daher die mit ihnen besetzten
Watten als „Gewatten“ bezeichnen.

Es endlich, von größeren Stücker der Watten so hoch
aufgeschwollen sind, daß sie vor den meisten Klüften ge-
schützt daliegen, entstehen schöne große Wiesen mitten
in den Watten, und diese Wiesen dienen dann der
Mensch zur Viehhütung, wie seine Wiesen auf dem Fest-
lande. Solche Wiesen geben oft die beste Grasung,
und es giebt deren, die sich 2 bis 3 Stunden weit über
die Watten hin strecken. Man hat aber auch andere, die
ganz klein sind und bei Ebbezeit wie grüne Teppiche
auf den Watten liegen, bei Fluthzeit aber wie grüne
Inseln im Wasser zu schwimmern scheinen.

Solche kleine flache Wieseninseln sind z. B. in dem
Niederbisen-Jahre, im Dollart, in der Bucht von die, z. B.
an der holländischen Küste des Nides „Fet-
fand“, das „Dissand“, der „Marqueller“ u. s. w. Sie
gleichem ganz den Fälligen in Nordfriesland, die ich oben
beschrieb, nur daß sie unbewohnt sind. Wären wie
jetzt noch unter denselben Umständen wie in den alten
Zeiten, so würden sich die Menschen gewiß auch auf
diesen neu entstehenden Inseln auf hohen Thurten ver-
lassen.

Jetzt geschieht dies nicht, — erstlich, weil die Leute
nicht mehr die Schwermuth haben, hohe Gewatten zu
bauen, da das Land überall durch künstliche Deiche
gut geschützt ist, und zweitens, weil wahrscheinlich die

Regierungen solche Wurtensbaue auf den genannten Marswiesen nicht mehr zulassen, sondern dieselben bloß an Festlandbewohner zur Hutung und Hausgenussung verpachten. Nir ist nur an der hannoverschen Küste eine unbebaute Stelle bekannt, auf welcher mitten im Watt, außerhalb des Deiches, noch einige Familien auf Wurtten wohnen, wie auf den Halligen. Auch bei Hamburg sind, glaube ich, mitten in der Eide noch mehrere bewohnte Wurtensstellen unbebaut.

Die Benutzung der besagten Marswiesen zu Viehwalden und Grasgewinnung ist ganz eigenthümlich. Wegen sie sehr weit herauf im Watt, wie z. B. Gelmsand, so wird dort das Gras bloß gemäht und dann in Schiffen über die See herbeigebracht. Sind sie aber der Küste nahe, so wird das Vieh von Festland aus über's Watt dahin getrieben, um das Gras abzumähen. Doch ist es dann nöthig, daß die Insel so nahe sei, daß die Kinder täglich ein- bis zweimal nach Hause kommen können, um getränkt zu werden. Denn natürlich giebt es dort auf den Marswiesen gar keine Salzlecken, weil sie keine salzen Quellen enthalten.

Es versteht sich von selbst, daß diese Art der Benutzung nicht ohne Gefahren und Schwierigkeiten möglich ist. Denn es kann sich ereignen, daß bei plötzlich eintretender hoher Fluth das Vieh auf seiner Wurtenswiese abgeschnitten wird und im Gerinnsel umdrinnet, oder durch vorgerücktes Dreck leidet. Auch wird es durch die Strohhalmen des beständigen Hies und Gerinnsels im tiefen Wattfunde sehr abgemattet und kann nicht zu den

Wasser und Salz wie auf den Festlandwiesen gebracht werden.

Zum Behuf der Tränkung des Viehes, das auf den Seerwiesen weidet, hat man in dem Lande dicht hinter den Deichen große Süßwasserbassins angelegt, die in einigen Gegenden „Dinnermonten“ heißen. Man findet solche Bassins hinter allen Seebeichen bis nach Holland hin. Sie werden auf gemeinschaftliche Kosten der Außendeichspächter unterhalten, die dazu eine Interessenschaft bilden, wie denn hier zu jedem Unternehmen „Interessenschaften“, wie in England „societies“ oder „clubs“, gebildet werden.

Werden die Wattwiesen so bedeutend, daß es sich lohnt, etwas mehr für sie zu thun, so geht man darauf aus, sie durch einen Damm mit dem Festlande in innigere Verbindung zu setzen. Das Vieh kommt darauf leichter fort und kann nun auch nicht mehr durch eine Fluth vom Festlande abgeschnitten werden.

Nehmen die Inseln noch an Wichtigkeit zu, so trifft man auch Aufställe, das Vieh dort auf den Wiesen selbst zu tränken und ihm bei hohen Fluthen Schutz zu verschaffen. Man gräbt dazu Tränken aus.

Die Anlage dieser Tränken verlangt indeß wieder eine Interessenschaft, da sie, wie Alles in diesem theueren Lande, sehr kostspielig sind.

Man gräbt zuerst ein Bassin und schlägt dann um dieses zum Schutz einen hohen ringförmigen Damm. Das Ganze muß mit Rasen überdeckt werden, damit das Regenwasser, welches sich im Bassin sammeln soll, möglichst rein hinstromme. Auch muß der Damm eine ziem-

ihre große Höhe anzuheben, damit immer Bognath genug im Bassin vorhanden sei; ferner muß er so hoch und steil wie ein Gebirg sein; damit er den höchsten Fluthen widerstehe, und das süße Wasser in den Kränken nie versagen werde.

Diese Kränken kosten oft 4000 — 6000 Thaler. Mir wurde von einer Kränke erzählt, die nur um einige Fuß erhöht werden sollte und dadurch eine Auslage von beinahe 1000 Thalern verursachte, eingeschlossen die Kosten eines Processes, der daraus zwischen dem Ingenieur und der Interessenschaft entstand, welche letztere behauptete, jener hätte ihre Arbeit schlecht ausgeführt.

Solche Details sind interessant, weil sie zeigen, in wie hohem Grade hier in den Marschen alle Arbeiten schwierig sind, und wie sie beschweren nicht gemeinliche Anstrengung vergesellschafteter Kräfte erfordern; sogar die Beschaffung eines geräumigen Trages für's Vieh!

Es ist daher natürlich, daß die Menge der Kommunen und Interessenschaften in den Marschen und Wattländern sehr klein nimmt. Da gibt es Schloßkommunen, Dörferkommunen, Wegekommunen, Dünenkommunen, Nichttränkekommunen u. Ueberall fällt einem hier das holländische Weideland ein und wird man daran erinnert, wie die Kleinen durch Vereinigung stark und groß werden. Wunderbar! und doch in allen diesen Marschen, bei so vielem Antriebe zu Vereinigungen im Kleinen, ist außerordentliche Verschwendung im Großen, eine solche Menge kleiner Abpflücken, Einzelschäpungen und Brünge.

Die folgenden Tabellen umfassen annähernd 6 bis 6

Wangen Landes, und das Vieh findet daher hier auch bei großen Stürmen Schutz und Nahrung. Auf dem großen, anderthalb Meilen langen Dithmarscher Außenbetchen, auf einer anderen großen Wattwiese in Süd-Dithmarschen und im Norden von Dithmarschen befinden sich solche Tränken.

Auf der ersten großen Wiese sollen jährlich an 8000 Stück Vieh weiden, und ihre Verweidung bringt dem Staate bloß für Gras so viel Revenuen ein wie manche kleine Grafschaft. Es ist wahrscheinlich die größte aller Wattwiesen, und dazu eine der eigenthümlichsten Wiesen der Welt; bei Antheit mitten im Meere, fast zu nirwan mit dem Wasser, und bloß von selten Döfsern und ihren Hirten belebt. Ich habe diese schöne Wiese nur vom Ufer aus gesehen und werde es nie verschmerzen, daß ich sie nicht besuchen konnte.

Da sie aber sehr lang, wie gesagt, zwei Stunden lang, und dabei sehr schmal, nur etwa eine halbe Stunde breit ist, so ist ihre Umdeutung wegen der ungeheuren Kosten nicht ausführbar. Sie wird indes vielleicht mit der Zeit eine vortheilhaftere Gestalt annehmen und dann, wenn sie mehr Breite gewinnt, zum Rogge gemacht werden.

Es wäre wohl interessant genug, wenn wir im Stande wären, eine vollständige Uebersicht der Benennungswelse dieser verschiedenartigen Zustände in Bezug auf ihre Höhe zu geben, wie sie bei den Küstenbewohnern, die darin aber so unterschiedlich sind wie die Gebirgsbewohner in Benennung ihrer verschiedenen Thäl, Berg-, Wiescher- und Höhenformen, sich

ausgebildet hat. Allein ich muß mich aus Mangel an Kenntniß auch hier damit begnügen, auf Einiges, was ich gelegentlich und auf Anfragen erfährt, hinzuweisen:

Die niedrigsten und rohesten Mattbänke werden „Sand“ oder „Gründe“ und „Platten“ genannt, z. B. die „Korberplatte“, die „Warnerplatte“, der „Gubertsfand“, der „Gehlfand“, die „schwarzen Gründe“, die „Witzgründe“ u. s. w. Sollte wohl das Wort „Gründe“ auf eine größere Tiefe deuten, und sollten wohl mit dem Worte „Platten“ hauptsächlich die festen Sandbänke bezeichnet werden? Manche haben einen Eigennamen ohne einen solchen collectiven Zusatz, z. B. die große Bank an der Gans, welche „de Ransel“ heißt, ferner „der Remmar“, „die Höhe“ (bei Eberstadt) u. s. w. Oft sind solche Benennungen die Namen der früheren Dörfer, Kirchspiele oder Landschaften; welche hier blühten und von den Fluthen zerstört wurden. Erheben sich die Sande zum Gras- und Kräuterauwachs, so behalten sie zuweilen ihren früheren Namen „Sand“ bei; z. B. „Dülfand“, welches eine große Weide ist. Oft aber bekommen sie neue Namen und heißen dann wohl „Feld“, z. B. „altes Feld“, „Westfeld“ u. s. w., oder „Lagan“ (vielleicht von anlegen, anschließen?), z. B. „Korber-Lagan“, „Eber-Lagan“. Ihr genereller Name ist aber: „Vorland“, „Außenfeld“, „Butenbyl“, „Wittenbyl“. Denn obwohl freilich das ganze Watt außerhalb des Dichts liegt, so wird doch in specie das bograße Watt so bezeichnet. Im Ost- und Westfriesland nennt man sie auch „Sellen“.

welches Wort offenbar an unsere nordfrisischen Gattigkeit erinnert.

Obgleich man allerdings diese „Holler,“ wenn für ganz vom Wasser umschlossen sind, auch wohl Inseln nennen könnte, so geschieht dies doch fast nie, da die Worte „Ey“, „Oge“, „De,“ welche in der Sprache der Watten- und Marschdörfer Inseln bedeuten, bloß für die durch Deiche oder Dänen vor dem Meere geschützten Inseln reservirt bleiben, z. B. in Wanger ooge, Nordberney, Fan o e.

Ich kehre jetzt zu den eigentlichen Watten zurück, die ich eine Zeit lang verließ, um erst die Stufenfolge von der submarinen Sandbank zu dem ganz rohen Watt, von diesem zum Duellerwatt, und von diesem zum Gewalt, zur schönen Wattwelde und zu dem für Eindeichung reiferen „Laube“ nachzuweisen. Die genannten, mehr oder weniger nugharen Pflanzen sind indes nicht das Einzige, was die Watten dem Menschen als brauchbare Producte einbringen.

Es sind freilich nur Kleinigkeiten, allein in einer Wattenenei nehmen selbst die Kleinigkeiten die Aufmerksamkeit in Anspruch. Zuerst wird hier und da der Sand als ein Gegenstand, der in manchen häuslichen Angelegenheiten nöthig ist, zuweilen auf den Watten gesammelt und den Marschen zugeführt. So sonderbar es klingt, so wahr ist es doch daß die Leute mitten in Gegenden, wo Sand im Ueberflusse ist, Mangel an Sand, nämlich an brauchbarem Sande haben.

Die zur Hälfte sehr sandige Geestinsel Föhr in Kuhl, Marschen u. Inseln Schleswig-Holstein. III. 11

Meeressand hat z. B. gar keinen Sand, der sich als Streusand gebrauchen ließe. Der Sand auf dieser Insel wird fast nie trocken, und fällt wenn man ihn in einem Backofen brennt, wieder als bald wieder Feuchtigkeit aus der Luft anziehen. Die Schiffer wissen einige Stellen, aber auch nur einige Stellen, auf den benachbarten Watten, wo sie den zum Streuen geeigneten Sand graben aus ihm, damit von Insel zu Insel einen kleinen Handel treibend, verschiffen, indem sie die Sandhaltungen, welche trockenen Sandes zu allerlei Zwecken bedürfen, damit versorgen.

Die Marschen bedürfen zur Verbesserung ihrer Wege des Sandes vielfach. Sie bekommen ihn theils aus der Oest, theils graben sie ihn aus tiefen Gräben in den Marschen selbst hervor. An sehr vielen Punkten aber empfangen sie ihn auch von den Watten, von denen er gewonnen und zu den Ufern verschifft wird. Es giebt eine Art von Sand auf manchen Watten, der aus zahllosen kleinen Trümmern von Muscheln besteht. Dieser Sand wird namentlich auf den holländischen Watten vielfach eingefangen und zur Anlage von Wegen in Gärten und Parks benutzt. Ja er wird sogar nach England verschifft, und ich selbst ging im St. Jamespark in London auf einem schon gebornen festen Fußwege, für den man Muschelsand aus den holländischen Watten hätte kommen lassen. Man sieht, daß die Gewinnung dieses Artikels wahrscheinlich hundert Hände und viele kleine Schiffe in den Watten in Bewegung setzt.

Es giebt eine Conchylie, die ehemals in diesem Meere

ungemein häufig: getroffen sein muß, deren Geschlecht aber jetzt hier; ich muß nicht zu sagen, in Folge welcher Naturverhältnisse: wohl: ausgefordert ist. Es ist eine kleine, fast runde, meistens weißliche oder gelbliche Kammuschel, von etwa $\frac{1}{4}$ bis 1 Zoll im Durchmesser. Die Schalen dieses Thieres liegen hier und da an den Klippen, in den Gassen und Wäldern der Watten in großen Quantitäten angehäuft; sowohl bei den nordfranzösischen Inseln, als auch in den Watten der holländischen, bremischen, ostfriesischen und holländischen Küsten.

Diese Muschelschalen werden ebenfalls auf den Watten gesucht, in Schiffe verladen und zu den Küsten Lauenburg, Bremen, Lunden u. s. w. verschifft, wo man den feinsten und weißesten Kalk zum Anweissen der Zimmere daraus brennt. Es giebt dort Kalkbrennereien, die weiter nichts als diese kleinen Muscheln zu Kalk verbrennen. Sie bauen davon Hügel auf; in denen sie die Muscheln wechselweise mit Torfstücken vermischt und die sie dann anzünden. Ich glaube, diese Muscheln sind ein eigenthümliches Product der Nordseewatten. Auch dieser kleine Watten-Industriezweig beschäftigt wohl manches Hundert Menschen; denn man findet besagte Kalkbrennereien an vielen Punkten der Elbe, der Weser, der Ems und der Nordseeküsten.

Ein anderes Product, zu dessen Auffindung die Watten Gelegenheit geben, ist der Bernstein, der, wie ich gewiß weiß, auf allen Watten und Sandbänken an den Niederwieg-holländischen und holländischen Küsten und, wie

man mir gesagt hat, auch selbst auf den Watten an den Uferabhangen gefunden wird, und zwar hier nach der so berühmten Sage, daß die Leute zum Theil aus dem Aufsuchen desselben ein eigenes Gewerbe machen, indem sie nach besägten Gährten, wie sie an der Ostsee vorkommen, eigens darauf ausgehen, die Föhren der Forsta zu fuchen, nach daß sich ein förmlicher und ziemlich organisirter Handel mit Bernstein an einigen Küstenpunkten gebildet hat.

... Auf allen schiffischen Inseln, die ich besuchte, in Eibersstedt, in Dithmarschen, hörte ich von großen Stücken Bernstein, zuweilen von einem oder zwei Pfunden Gewicht, erzählt, die man hier gefunden, — von Stücken, die man zu 70 oder 80 Mark oder gar zu 100 Thalern verkauft habe. Ja vor 30 Jahren soll man, wie mir ein alter Mann verführte, auf Dithland ein Stück Bernstein gefunden haben, für welches der Fürst 1200 Mark erhielt. Die Leute gehen deswegen weit auf die Watten hinaus, um den Bernstein zu suchen, ja oft machen sie diese Touren zu Pferde, um der rückkehrenden Fluth desto früher und rascher entkommen zu können.

In Eibersstedt nennt man solche Bernsteinjäger „Eib-Iduser,“ weil die große vor der Spitze von Eibersstedt liegende Sandbank, wie ich oben anführte, die „Eibe“ heißt. Gewöhnlich sind es arme oder träge Leute, die sonst nichts zu thun haben und die, wie die Diamantensucher in Amerika, wenig Segen bei ihrem Geschäfte haben; denn trotz der reichen Funde, die sie zuweilen machen, bleiben sie doch arm, elend und müßig wie zuvor, gleich allen den Leuten, welche in der Lötterie spielen. Bekom-

wenn sie einmal einen guten Preis für ein ausgezeichnetes Stück, so verthun sie den Verkauf bald wieder.

Es ist bemerkenswerth, daß der Bernstein an der ganzen bezeichneten Küste nicht überall, sondern nur stellen- und stellenweise vorkommt. Es läßt dieß auf einzelne zerstückelte Lager dieses kostbaren Stoffes im Meere schließen. Oft sind diese Striche nur ganz kurz. So z. B. wurde mir auf der kleinen Insel Jöhr ein wenige Hundert Schritt langes, mit einer schwarzen Erde bedecktes Uferstück gezeigt, auf dem der Bernstein gefunden werden soll.

An der Küste von Holftein liegt ein kleiner Koog, der Schwigen-Koog genannt, der nur $\frac{1}{4}$ Meile Küste hat. Ein Mann aus diesem Kooge sagte mir, daß hier jährlich im Durchschnitt 50 Pfund Bernstein gefunden würden, zuweilen auch wohl bis 100 Pfund. Das Meiste davon ist natürlich nur kleiner Grus. Die Juden von Friedrichstadt — überall, wo es etwas Schlimmeres giebt, findet man natürlich auch Juden in der Nähe — sollen die Aufkäufer des hiesigen Bernsteins weit und breit sein.

Der Bernsteinfund, bemerkte ich noch, ist hier nicht ein Regale, wie in Preußen, vielmehr kann Jeder sich ihn zu Nutzen machen. In den Übersetzer Marschen sagten mir die Leute, daß sie auch beim Aufgraben ihres Bodens nicht selten Bernstein fänden. Es giebt eine ganz vortreffliche Abhandlung über den Bernsteinhandel im Norden, von dem königlichen Oberbibliothekar Professor Werlauff in Kopenhagen, die natürlich auch

auf dem Bernsteinland an den baltischen Küsten der Ostsee gehörende Rücksicht nimmt. Ich glaube aber, daß auch jene deutschen Völken auf dieses Bernsteinland noch gar nicht aufmerksam genug gewesen sind, — vielleicht weil er ihnen zu nahe liegt und sie sich vermuthlich vorstellen, daß das berühmte, kostbare, romantische Bernsteinland, von dem die Wenden, Griechen und Römer ihre Gletzen, die Thränen der Sirenen des Rhodan, hielten, doch gewiß recht weit, wenigstens an dem ostpreussischen hornförmigen Küsten gesucht werden müßte.

Da indess der Kaufmann viel praktischer ist als der Gelehrte und die Wenden den Bernstein ohne Zweifel so nahe als möglich hielten und nicht, nur um sagen zu können, daß die Sache enorm weit her käme, bei dem Bernstein in der Nordsee ein Auge zu brühen und durch das stürmische Kattogatt hindurchsegeln, — da ferner die großen, sehr reichen Bernsteinfunde, die man noch jetzt beständig in Lütland findet, und von denen in dem Koponhagenar Museum eine außerordentliche Menge angeammelt ist, — und da endlich der Umstand, daß auf der Westküste der cimbrischen Halbinsel sich Striche nachweisen lassen, in denen noch im vorigen Jahrhundert bei der Bevölkerung Bernsteinfunde, Bernsteinknöpfe und Bernsteinperlen so gewöhnlich waren, wie bei uns Glasperlen und Hornknöpfe, vermuthen läßt, daß hier früher noch weit mehr Bernstein gefunden wurde als jetzt, — so ist es wohl sehr glaublich, daß, wenn auch nicht, wie Einige wollen, das eigentliche Bernsteinland hier an der Ostsee und nicht in Preussen zu suchen ist, doch wenigstens ein Theil von jenem Lande hier

linge, und daß die Phönizier gewiß auch schon hier einen großen Theil ihrer Bernsteinladungen entnahmen.

In Eiderstedt sagte mir ein Herr, daß in den nördlichen Distrieten von Friesland in einem friesischen Dialekte, — nicht also bei allen Friesen, — der Bernstein „glaes“ genannt würde. Ich habe nicht die geringste Ursache, diese Herrn Angabe zu bezweifeln. Da es sonst wohl keinen deutschen Stamm giebt, der diese uralte deutsche Benennung des Bernsteins, die schon Tacitus kannte, beibehalten hat, so scheint es fast, als ob die berühmte Tacitanische Phrase: „quod glaesum vocant“, hauptsächlich von den friesischen Deutschen und von den friesischen Küsten zu verstehen sei.

Die wahrscheinlichsten „Insulae glasserinae“ (Glas- oder Bernsteininseln), von welchen die Römer erzählen, könnten daher wohl eben diese friesischen Inseln gewesen sein, in deren Nähe man noch heutiges Tages den Bernstein findet und „glaesum“ nennt.

Mit dem Bernstein zugleich werden in der Regel gewisse abgerundete Holzstückchen ausgeworfen, welche die Deutsche Treibholz nennen. Sie begreifen aber unter diesem Namen auch überhaupt alles Holz, welches an dem Strand der Watten auf irgend eine Weise angetrieben wird. Dieses Treibholz mag sehr verschiedenen Ursprungs sein und, wie der Sand der Watten, aus allen Gattungen Bäumen kommen.

Die in verschiedenen, fernen und nahen Gegenden untergegangenen Schiffe bedecken die Oberfläche des Meeres dort und man mit Brettern, Balken und Ma-

fen; es kann nicht anders sein, als daß die vielen in die Nordsee mündenden Flüsse beständig etwas Holz auf das Meer hinaus treiben, das dort mancherlei Schiffale und Fahrten zu besetzen haben mag, bis es dann, wie Alles, was auf dem Meere schwimmt, an irgend einem Watt wieder angeschlagen wird.

Es ist leicht möglich, daß sich darunter Hölzer aus Schweden und Thüringen, den Dänekeländern der Elbe und Weser, so wie aus Schottland und Norwegen befinden. In manche Holzkundige gehen mit ihren Vermuthungen über den Ursprung der hiesigen Treibhölzer bis nach Island- und Novaja Semlja hinauf. Vielleicht wüßte man dabei auch noch Mexico und Nordamerika mit nennen; denn daß der von dort kommende Golfstrom Hölzer aus der neuen Welt an die Küsten von Schottland und Norwegen angetrieben hat, ist ein ausgemachtes Factum, und daß einzelne Stücke davon auch in unsere Watten sich verirrt haben mögen, ist keine zu gewagte Vermuthung.

Selbst das scheinbar Wilde und Regellose geht hier auf Erden nach einer gewissen Ordnung vor sich, und so giebt es in Folge der im Meere stattfindenden regelmäßigen Bewegungen gewisse Punkte der Watten, an welchen das Treibholz besonders häufig zusammengehohlet wird, und wo die Leute geradezu ein Gewerbe daraus machen, es aufzufangen und den holzlosen Marschen mitzutheilen. Ich erinnere mich, daß wir ein solcher Punkt in den Watten an der Mündung der Weser bezeichnet wurde. Uebrigens wird, wie man sich leicht

denken kann, auf der ganzen Ausdehnung der Watten bis nach Holland hin auf jedes Stückchen Holz, das sich zeigt, die eifrigste Jagd gemacht.

Aber interessanter noch als das Treibholz sind gewiß diejenigen Hölzer, Wurzeln und Baumstämme, welche man hier und da an einigen Punkten der Watten aus dem Sande hervorgräbt. Professor Forchhammer in Kopenhagen bezeichnet in einer seiner vielen interessanten geologischen Abhandlungen einige solche Wattenpunkte in Nordfriesland. Er sagt, daß man dort auf einer Sandbank bei der Insel Röm eine große Menge in Sand aufrecht stehender Eichenwurzeln finde. Auf einer anderen Stelle zeigen sich Wurzelstöcke von Föhren, die bei ordinärer Fluth 9 Fuß unter dem Wasser stehen und nur bei sehr tiefer Ebbe gesehen werden können.

Die Stürme reißen zuweilen einige von diesen Wurzelstöcken aus und führen sie ans Land. Auch graben die Leute danach. Solche Wurzelwatten sind offenbar die Ueberreste eines durch die Fluthen zerstörten Waldlandes. Es mag wohl noch an verschiedenen Watten solche Punkte geben.

Ein anderes Brennmaterial, welches die Leute auf den Watten gewinnen, ist der Torf. Es liegen nämlich an manchen Stellen große Torflager unter dem Sande der Watten, die dann bei Stürmen vom Sande entblößt werden.

Während der Ebbe nun gehen die Leute auf die Watten, die sich oft tief in die See hinaus erstrecken, und graben den Torf, den sie „Schlittorf“ nennen.

Da dieser Seetorf sehr reich mit Salz gesättigt ist, so hatte man sonst an verschiedenen Punkten der Küste Salzfabriken auf die Gewinnung desselben gegründet. Man verbrannte ihn, langte die Asche aus und gewann so ein gutes weißes Salz, welches man „Schlicktorf“ oder „friesisches Salz“ nannte. Andere Arten der Salzgewinnung haben jetzt diesen Industriezweig der Watten wohl gänzlich verdrängt*).

Da, wo es Austerbänke giebt, werden auch häufig Auster auf die Watten getrieben, welche von den Strandbewohnern gesammelt und verkauft werden. Man hat einen eigenen Namen für diese verschlagenen Auster. Wenn ich mich recht erinnere so nennt man sie „Streuauster.“ Die Pächter der Austerbänke lassen sich von den Strandbewohnern eine kleine Abgabe bezahlen, wofür sie ihnen die Erlaubniß ertheilen, diese Streuauster zu verkaufen.

Es giebt noch eine Menge solcher kleiner Strandartikel, welche sich die Strand-, Holz-, Saffig- und Wattenläufer zu Nuze machen. Ich frage wieder, wie kommt es, daß man diese Bettler, Lumpen- und Lappensammler der Watten bisher übersehen, welche doch viel interessantere Schicksale haben als jene Pariser und Londoner Kritiker des Straßenloths, und die ehemals sogar nicht

*) Der Leipziger Professor Hansen giebt hierüber in einem seiner vielen so äußerst interessanten Aufsätze über schleswigholsteinische Verhältnisse nähere Auskunft.

selten aus Döllern zu Räubern wurden, nämlich zu Seeräubern, einer Menschenclasse, welche unsere schriftstellerische Phantasie in hohem Grade anregt. Hier würde sich für Jules Janin und die Verfasser des livre des contes ein ganz neues Feld zu nicht uninteressanten Beobachtungen eröffnen.

Überall, wo die Ebbe ein Vorkand entblößt hat, sieht man die Kinder der Armen auf die Watten hinauslaufen, um irgend etwas zu fischen, das Selbsterwerblich hat, und wären es auch nur ein paar hübsche Schnecken, die man an einen Fremden verkaufen könnte, wie man ihm anderen Ländern Mumen anbietet. Die Mütter schleichen dazwischen herum und sammeln Holzstückchen in die Schürze. Die Männer gehen und reiten weiter hinaus und machen Jagd auf die Strenausfarn und den Bernstein, oder sie umschleichen, mit einem Sack versehen, die entblößten Balken der Schleusen- und Wallwerke in den Häfen der Räden und schlagen da die eßbaren Muscheln ab, die sich dort in Menge festzusetzen pflegen.

Man sieht viele magere und matte Gestalten unter ihnen. „Denn,“ sagt ein provincielles Schriftsteller, „so bequem ihr Verworbe auch zu sein scheint, so sehr mattet doch das beständige Waten im tiefen Sande ab. Stets werden sie von der Furcht vor der wiederkehrenden Fluth in Spannung gehalten und oft durch ein plötzliches Aufschwellen des Meeres in Schrecken gesetzt. Oft fühlen sich daher solche Strandläufer schon

in der Blüthe ihrer Jahre von den Schwerelichkeiten ihres Gewerbes erschöpft."

Dies möchte ungefähr das sein, was die Watten dem Menschen an todtten Gegenständen aus dem Mineral- und Pflanzenreiche liefern, Doch sind die Producte aus dem Thierreiche vielleicht noch mannigfaltiger. Namentlich giebt es der Vögel unzählig viele, weshalb die Jagd auf den Halligen und Sellern, auf den Watten und Sandbänken nicht unbedeutend ist.

In Ostfriesland hat es manche Streitigkeiten und Proceffe über die Frage, wem die Koppeljagd auf den Sellern und Watten gehöre, gegeben; und ich habe schon angeführt, daß unter den Vorrechten, welche den Bewohnern eines neuen Koogs zugestanden wurden, oft auch das Privilegium der Jagd auf den benachbarten Watten war. Ebenso habe ich schon oben etwas von den Vögeln, welche hier vorkommen, angeführt, sowie auch den Robbenschlag erwähnt, der auf allen Watten bis nach Holland hin geübt wird, und des eigenthümlichen Fischfanges gedacht, den die Wattenfischer betreiben.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß es noch viele andere eigenthümliche Producte und Industriezweige der Watten giebt, von denen ich nichts gehört habe, und daß meine Darstellung demnach sehr unvollständig ist. Indes steht man doch soviel aus dem Bemerkten, was ich eigentlich auch nur mehr beispielsweise angeführt haben wollte, daß gewiß mehr solche eigenthümliche Producte hier vorhanden sind, als man von den Watten erwartet hatte.

Das bei Weitem Wichtigste von Allem, was in den Watten sich gestaltet, ist aber das dort anwachsende Land, und es ist dieser Punkt so interessant, daß wir ihm noch einige Schlussbemerkungen widmen müssen.

Wir haben oben gezeigt, auf welche Weise der Mensch das schon fertig und reif gewordene Land einfaßt und mit Dämmen sichert. Der wäre aber ein schlechter Gärtner, der den Baum erst dann mit einem Zaun umgibt, wenn er völlig ausgewachsen ist, und welcher nicht schon die Kleinen, zarten, sich erst entwickelnden Pflänzchen berücksichtigt und sie, selbst wenn sie noch keine Frucht tragen, stützt und ihnen Nahrung zuführt.

Die Natur auf den Watten ist wild. Die Stürme und Strömungen, die dort walten, zerstören oft wieder die Kleinen Heller, Borlande und Halbinseln, welche als Keime und Keifer späterer Røge und Landschaften hier Wurzel schlagen. Die trüben und schlickigen Gewässer sind oft voll des schönsten Samens für spätere Marschen; aber die Fluthen und Winde geben ihnen nur zu oft keine Gelegenheit, diesen Samen irgendwo zu deponiren.

Es ist natürlich, daß der Mensch darauf gedacht hat, jenem wilden Treiben entgegenzuwirken und dem Schick. möglichst gute Gelegenheit zum Niederschlagen zu verschaffen, daß er nicht bloß bemüht gewesen ist, sich den Besten dessen, was die Natur ihm zufällig in den Schoß warf, zu sichern, sondern auch Anstalten

getroffen hat, die Natur zu noch reicheren Gaben zu zwingen.

In der That greift der Mensch mit einer Menge regulirender Vorrichtungen weit in das wilde Treiben auf den Watten hinaus, und es existirt daher außer der Kunst des Deichbaues noch eine zweite Kunst, die des Wattenbaues, welche indess jedenfalls noch weniger entwickelt ist als die erstere.

Ich vermute wohl mit Recht, daß ich keineswegs eine vollständige Uebersicht aller der Anstalten zur Beförderung der Anschließung und zur vorläufigen Sicherung des Angeschlickten habe. Allein da es mir nicht auf völlige Erschöpfung dieses Themas, sondern nur auf einen Beweis, daß die Sache wirklich da ist, ankommt, so will ich das, was ich davon erfuhr und sah, wenigstens beispielweise anführen.

Fassen wir zunächst sämmtliche künstliche Veranstellungen, welche der Mensch überhaupt außerhalb des Deiches auf den Watten getroffen hat, ins Auge, so zeigt sich, daß dieselben sehr verschiedene Zwecke haben. Wir müssen auf diese verschiedenen Zwecke hindeuten, um dann aus allen jenen Arbeiten diejenigen herausheben zu können, von denen wir hier zunächst etwas beibringen wollen, nämlich die „Anschließungs- und Beförderungsanstalten.“

Wie es überhaupt im Leben nicht leicht ist, mit irgend einer Sache rath und rein abzuschließen, wie Alles in der Welt seine lange Einleitung, Vor- und Nachrede hat, und wie selbst die Vorrede wieder eingeleitet werden muß, so ist es auch mit den Deichen.

Man sollte denken, mit der Abschloßung der Deiche wäre es nun abgethan. Ryineswegs. Die Deiche, welche Schutz gewähren sollen, müssen nun ihrerseits noch selbst wieder geschützt werden. Wie eine Armee, welche ein Land vertheidigen soll, ihre Wachtposten und Avantgarden hat, die ihrerseits wieder die Armees vertheidigen, so ist es auch mit den Deichen. Ich habe schon oben gelegentlich einige dieser Deichvorläufer genannt, die sogenannten Lahnungen, Gölter und Schlängenwerke, die man von den Deichen senkrecht ins Meer hinauswirft, um die Strömungen vom Deiche abzuhalten.

Der Deich darf wo möglich nie ganz kahl gegen das Meer exponirt werden. Er muß immer etwas Vorland behalten, welches ihn schützt, und auf die Conservirung dieses Vorlandes gehen die Lahnungen und Gölter, sowie überhaupt alle Deichvorbauten aus.

Oft wählt sich allmählig, aber constant, ein Strom im Meere gegen eine Stelle des Deiches heran und bricht, indem er immer mehr Vorland wegreißt, ihn zu untergraben und zu verschlingen. Durch Aufführung von Ständämmen, durch das Hinabstürzen großer Steinmassen in solche durch das Meer gebildete drohenden Löcher muß diesen Gefahren vorgebeugt werden. Sie sind da hat man hölzerne mächtige Ballisabontwerke, deren einzelnes Balken mit eisernen Klammern verbunden sind, anderwärts sehr lange, mit Steinen gefüllte und an einander gereichte Holzlasten errichtet, um die Deiche zu schützen und den Angriff des Meeres

256 Bekatung und Betonung der Wattströme.

davon abzuhalten. Kurz, der Veranstellungen zum Schutze dieser Landes Schuhwehr sind gar viele.

Das manchmal lange Canäle auf die Watten hinauszugezogen werden, damit das Binnenwasser aus den Schlenfen ruhig und schadlos in ihnen abfließen könne, erwähnte ich gleichfalls schon oben, so wie ich auch auf die großartigen Tränkanstalten und die Dammtwege, welche auf und zu den Wattenwiesen für das Vieh errichtet werden, hinwies.

In den Strömen, welche die Watten durchschneiden, findet eine lebhafte Schifffahrt statt, und zum Vorthell derselben hat man an die Ufer aller der zahlreichen Wattströme, welche für die Schifffahrt nur einiges Interesse haben, sowie auch auf diesen selbst, Zeichen hingesezt, die bei Ueberfluthungen das Auffinden des rechten Fahrwassers erleichtern. Tonnen von verschiedener Form und Farbe werden gewöhnlich an den Mündungen dieser Ströme ins Meer oder an den Punkten, wo zwei solche Ströme sich vereinigen, hingesezt, und die Ströme selbst sind überall mit solchen Waken garnirt, wie ich sie oben beschrieb.

Die Watten sind an der ganzen Küste hin zu dem Behuf der Bekatung und Betonung in gewisse Bezirke eingetheilt, über deren jeden ein eigener Tonnen- und Wakenmeister gesezt ist. Diese Männer haben die Inspection über Alles, was in den Watten vorgeht. Sie durchkreuzen dieselben in ihren kleinen Kuttern häufig, sorgen für die Erneuerung der ungeschürzten Waken, fordern

den Zoll, welchen die Schiffer für die Befahrung und Besonnung zu entrichten haben, (also eine Art Wattenwogegeld) ein und statten über etwaige neu sich bildende Ströme, deren Befahrung nöthig werden möchte, Bericht ab.

Alle diese genannten künstlichen Beraufstaltungen in den Watten haben also andere Zwecke als die der Beförderung des Länderranwachses. Nur einige von ihnen, wie die Lehnungen und Dämme für's Bloß, befördern denselben gelegentlich.

Da die großen, unruhigen Wattströme, die ihren Lauf so oft verändern und hier Land aufschlemmen, dort solches von ihrem Ufer abreißen, die Hauptactüre auf der Bühne der Watten sind, so sind Diejenigen, welche bei neuem Landanwachs am meisten interessiert sind, besonders darauf bedacht, diese Ströme und ihre Veränderungen im Auge zu behalten. Man nimmt daher von Zeit zu Zeit Vermessungen auf den Watten vor, um sich von dem Zustande der Dinge zu überzeugen, um genau zu sehen, wo neue Ströme eingerissen sind, an welchen Stellen etwa ein Strom einzureißen droht, wo neuer Anwachs stattfindet, und welche Fortschritte in dessen die alten Anwächse gemacht haben.

Es giebt auch Wattverständige an den Küsten, die, so zu sagen, die Gedanken der Wattströme zu errathen wissen. Sie gelangen durch langfortgesetzte praktische Beobachtungen zu Resultaten, welche sie in Stand setzen, die Dinge, die da auf den Watten kommen sollen, vorherzu-

sagen, und klopft einmal ein Strom durch, und nimmt eine Miese über einen Heller mit, so sagen sie: „Das haben wir lange vorher gewußt.“

Indem man auf die besagte Weise den Untwischenungen auf den Matten beständig folgt, wird man im den Stand gesetzt, die richtigen Maßregeln zu ergreifen und, wo menschliche Kräfte es nur irgend vermögen, den Lauf der Wattströme so zu leiten, daß er der Conservirung des gewonnenen Landes und dem Anwuchs des neuen günstig werden muß.

Vor allen Dingen geht man mit jener Strohpflückeri, von der ich oben bei Gelegenheit der Deiche sprach, auch auf die Matten hinaus und bestreut hier die Ufer, die man vor dem Wasseranbruch zu schützen wünscht, eben so mit Stroh, wie den Fuß der Deiche. Demwollen schrägt man auch die scharfen Ufer der Meerestwischen bloß ab, indem man ihnen durch Abgraben eine solche allmählig aufsteigende Böschung giebt, wie die Deiche sie haben. Auch bedeckt man sie dabei wohl mit Rasen und Boden, oder, wie es heißt, man „besodet sie.“ Dieses Abschrägen und Rasensoden bewirkt, dann ein gelinderes Aufsaufen der Wellen und eine Verminderung des Anfrages.

Wahrlich ist dieß nur ein Palliativmittel, wie es sich denn von selbst versteht, daß alle diese Wattpflückerarbeiten nur Palliativmittel sind. Das radicale Mittel ist der Deich selbst, wodurch das Land aus dem Verhau der Matten herausgehoben wird.

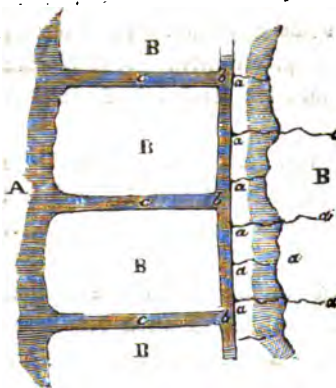
Die Wattströme nagen, wie alle Ströme, haupt-

schlech in den inneren Winkeln ihrer Serpentinien oder Krümmungen, und man bemüht sich daher zu Letzen, um diese Abspülen zu vermeiden, solche Krümmungen durchzuschneiden und den Lauf des Stromes zu rectificiren.

Hier und da zieht man auch eine Menge kleiner niedriger Dämme auf dem Watt, oft 1 oder 1½ Fuß hoch, damit das Wasser zwischen ihnen ruhig werde und der Schlick sich niederschlage.

Besonders schädlich sind dem Anwachs neuen Schlammes die Gewässer, welche sich aus dem Inneren des Landes über die Watten ergießen, vorzüglich da, wo sie aus den Schleusen nicht in Canäle gesammelt hervorkommen, sondern in einer Menge kleiner Quellen unmittelbar von der hohen Geest ins Meer hinablaufen. Man findet freilich nur wenige Punkte, wo dieses hohe Ufer der Geest unmittelbar, ohne alle vorliegende Marsch, ins Meer hintritt. Indessen giebt es doch solche Punkte, wie z. B. auf den Geestinseln Sylt, Föhr u. In solchen Stellen läuft nun zuweilen eine ganze Menge kleiner Quellen die Geest herunter über das Watt und führt beständig den Schlick, der sich da ansetzen möchte, wieder weg.

In einem solchen Falle pflegt man, wenn man auf dem Watt den Schlickansatz zu befördern wünscht, einen Canal längs des Geestufers zu ziehen, in diesem Querschnitt alle Quellen aufzufangen und sie dann in anderen ins Meer laufenden Canälen wegzuführen, wie dies z. B. die nachfolgende Figur darstellt, in der



U die Weist, B ein zur beschließendes Watt, A das Meer, aa schließliche kleine Quellen, bb einen auffangender Canal, cc abführende Canäle darstellen.

Ich sah einmal eine solche Arbeit auf der Insel Sylt.

In einigen Gegenden zieht man auch wohl sogenannte Sommer-

deiche auf dem Vorlande, das heißt niedrige Deiche, welche zwar gegen die gewöhnlichen Sommerfluthen schützen, aber die aber im Winter allerdings die Wellen hinaus gehen.

Das wichtigste, älteste, am meisten prakticirte Mittel, den Anfaß zu befördern, scheint mir aber die Unterbrechung und Theilung eines Fluth- und Ebberstromes durch einen Deich zu sein. Um dieses Mittel und das dabei beobachtete Verfahren und seine Effecte ins Klare zu setzen, will ich sofort einen der merkwürdigsten Fälle von auf solche Weise veranlaßtem Landanwachs schildern, der hier an der hollsteinischen Küste vorgekommen ist.

Die mehrgenannte, große, halbinselartige Meerwiese Dilland bestand lange Zeit hindurch aus einer Menge kleiner Inseln, die neben einander lagen, und zwischen denen heftige Wattströme ungehindert bei Fluth



und Ebbe rück- und vorwärts strömten. Man denke sich die- selbe ungefähr so wie neben- stehende Figur.

Jede dieser Inseln hatte ihren besonderen Namen; so hieß z. B. die eine „Klein-Diffand“, eine an- dere „erster Queller“, eine dritte „zweiter Queller“, eine vierte „Norden-Lagan“, eine fünfte „Süder-Lagan“ u. Herr Letens beschreibt in den Schilderungen seiner Reise durch die Marschen die Inseln noch in diesem Zustande. Theils um bequeme Wege für das Vieh von einer Insel zur anderen und ans Festland zu schaffen, theils um das Verwachsen der Inseln zu befördern, kam man auf die Idee, alle diese Inseln durch einen langen



mitten durchgehenden Damm unter sich und mit dem Fest- lande zu verbinden. Und diese Idee wurde, wie ich glaube, im Anfange dieses Jahrhun- derts, ausgeführt. Danach sahen jene Inseln also ungefähr so aus wie die beistehende Figur.

Diese Dämme, welche der Fluth und Ebbe wider- standen, hatten man zur Folge, daß die Strömungen nicht mehr frei zwischen den Inseln circuliren konnten. Auf beiden Seiten der Dämme kam das Wasser zur Ruhe, und es entstand zwischen den Inseln eine Menge kleiner

Stammesaffen, die benachbarte Gegend ihren fruchtbaren Schilamm nach richtig niederlassen, während sie ihn früher immer mit fortgerissen hatten.

Die Brille und Rücken zwischen den Inseln werden



alle zugeschlammmt, und so geschah es, daß man je nach nur wenigen Jahrzehnten jene etwa 3 Stunden lange und eine Stunde breite Halbinsel gewonnen hat, die ungefähr so aussieht wie folgende Figur und noch jetzt vollständig im Wasser begriffen ist.

Im Jahre 1797 fand man bei einer Vermessung, daß sie 1921 Morgen groß sei. Bei einer anderen Vermessung im Jahre 1837 wurde sie schon 3700 Morgen groß befunden; sie hatte sich also in 40 Jahren beinahe verdoppelt. Und es ist zugleich hieraus ersichtlich, daß dem Lande bloß hier auf diesem einen Punkte jährlich ein Acker von beinahe 45 Morgen des schönsten und fruchtbarsten Landes zuwächst.

Sehr verständige behaupten, daß sobald keine Veränderung im Laufe der Dinge hier zu erwarten sei, und daß man daher in einem Jahrhundert noch gegen 4500 Morgen Kügeland dazu erwarten könne.

Auch andere Inseln, z. B. die, welche der große und der kleine Mann-Ouelle genannt werden, hat man neuerdings auf ähnliche Weise durch Schlamm mit

von festen Lande verbunden und hoffe sie nun auch
mit ihm zu Galbapula verschmelzen zu sehen.

Auf ähnliche Weise verfuhr man von jeder. So
wurde die kleine Füllige Insel, welche sich bei der
Schilbung Hochfreibunds erstreckte, zur Galbapula; so
vereinigte man die drei großen Inseln, und benennet sonst
die Landchaft Oberstet bestand, unter einander und
verbund sie mit dem Festlande.

Mit der großen Galbapula, welche jetzt die nord-
westliche Spitze von Sumatra bildet, geschah dasselbe.
Dies war sonst eine große Insel Namens Siam, die
vor dem Festlande durch eine breite und unerschöpfliche
Wellen lange Meerenge geschieden war. Nach der Mitte
des 17ten Jahrhunderts vereinigten sich die Beobachtungen
dieser Insel mit des benachbarten Festlandes zur Durch-
dringung jener Meerenge.

Es scheint nach der interessanten Schilbung, die
aus der Chronik des Landes, Moscorus, davon geht,
ein großes und schwieriges Nationalunternehmen gewesen
zu sein. Dasselbe glückte aber, und es wurde dem Lande
Dithmarschen auf diese Weise die große Landnase angebrach-
telt, auf deren einem Ende der Hafen Siam liegt.

Auch in allen andern Gegenden des Reichs-
Mitteln sind solche Durchdringungen von Meerengen auch
geschehen worden. Eine der merkwürdigsten ist die an der
holländischen Küste, durch welche die beiden Inseln Sumat-
ra und Celebes vereinigt wurden. Bis zum Ende des
17ten Jahrhunderts waren diese beiden Inseln durch einen
Meeresarm über ein Gatt von einander getrennt. Da

machten sich die Wassermotoren auf, und bauten einen hohen Damme von einer Insel zur andern. Und der Erfolg war, daß sich hier nicht weniger als 6000 Morgen des besten Wieslandes aus dem Meer erhoben und zu beiden Seiten des Damms anlegten. ☐

Ich habe noch von verschiedenen andern Maschinen gehört, welche man ergriff, um die Wasserkraft zu conserviren und ihren Nutzen zu befördern, — so z. B. von dem sogenannten „Begnappen“ des Wattes, oder von dem „Begnappungssystem“, ferner von dem „Dübelnappen“. Aber ich habe nicht genau in Erfahrung gebracht, was man darunter versteht. Doch dem bloß denkenden Manne, der nur als Philosoph und nicht als Ingenieur oder Maschinenbauer bei dem Watten interessiert ist, mag das Gesagte genügen.

Und ein solcher denkender Mann mag sich dann auch leicht vorstellen, wie sehr die Leidenschaften der Menschen durch diese Watten, in denen die Reize zahllosen Meeres und Länder liegen, zu jeder Zeit angeregt wurden.

In der That findet der, welcher die Geschichte der kleinen Marschländerstaaten des Mittelalters studirt, häufig genug Beispiele davon, wie man sich um die Ausbeutung der Meeres und Gewässer in diesen Gebirgen gekümmert hat, nicht um der Gewässer selber, sondern um der Dinge willen, die davon zu erwarten standen.

Bekannt ist in der bismarckischen Geschichte der Streit der Bismarck mit den Südbismarckern um den Besitz der Inseln im Ostsee.

Der Dese weiß in seiner trefflichen Schilderung Ostfrieslands und seiner Völker auch, wie lange die Grenzstreitigkeiten zwischen den Holländern und Ostfriesen im Osten von Ebningen gedauert haben. Die Holländer, als die Eroberer, suchten hier immer am Ufer ihre Stützen etwas vorzuschieben und legten sogar am Ende des 17ten Jahrhunderts eine Festung auf freestehendem Küstengebiet an, nicht sowohl des Küstenstrichs, als vielmehr des im Dollart so reichlich zu hoffenden Anwachses wegen. Sie waren bemüht, wie der eigenthümliche Kunstausdruck des Raschhistsorikers lautet, „in den freießigen Anwachs anzubringen.“

Dies also wäre etwas von den neuen Kunstwerken, mit denen der Mensch ordnend in die Watten eingreift. Von denjenigen Menschenwerken, welche in den Watten untergegangen sind, habe ich schon oben bei Gelegenheit der Insel Sylt etwas beigebracht. Man braucht hier nur das dort Gesagte auf den ganzen Wattstrich bis nach Holland hin auszudehnen.

Überall an der holsteinischen und bremischen Küste, in der Jade, im Dollart, in der Humber See, finden sich ähnliche Spuren von untergegangenen Dörfern und Menschenwohnungen, ähnliche verlassene, von der Brandung überpflügte Wirtstellen und Stättenplätze, ähnliche spätere Trümmer von Kirchen und Gebäuden, und ebenso überall Sagen von noch unter Wasser bestehenden Kirchen, Dörfern und Städten.

Als eine merkwürdige kleine Spur von einem zerstörtem Menschenwerke in der Gegend, in welcher wir uns jetzt

besähen, will ich noch anführen, daß sich hier auf einem Watt ein Fleck besähen soll, der von ganz feinger-schlagenem Ziegelsteingruß roth gefärbt ist. Es ist ganz unzweifelhaft, daß dieser Gruß von den Mauern eines in der Nähe untergegangenen Dorfes herrühre. Die Wellen rissen diese Mauern um, verschlangen den ganzen Ort, zertrümmerten die Steine zu Staub, brachten dann diesen Staub aus der Tiefe wieder heraus und färbten damit das besagte Watt roth.

Und hiermit sei es denn von den Watten überhaupt genug. Wer das Angezeigte überdenkt, die angesponnenen Fäden weiter verfolgt, — wer von einem höheren Standpuncte aus, als man ihn auf einem die Watten durchsegelnden Schiffe, oder auf diesem Königs-Koogdelche, auf dem wir noch immer schauend stehen, erklunimt, in seiner Phantasie die ganze Kette der Watten überseht, — wer jenen rothen Ziegelsteingrußflecken, den einzigen Ueberrest eines untergegangenen Dorfes, ins Auge faßt, — wer auf die grünen Meerwiesen, die Felsen und Gradinseln, welche die Fache der Hoffnung tragen, seinen Blick wendet und bemerkt, wie hier in den Watten die Länder gleich Bäumen wachsen, — wer die zahllosen großartigen Werke, welche der Mensch, Millionen verwendend, in die Watten hinausgeworfen hat, und mit denen er, sich in den Sand festklammernd, seine Wiesen und Wälder an sichere Unterlegt, — wer dem berittenen Strand- und Siglänker folgt, wie er melkenweit ins Meer hinausdrabt, um die Schätze der Tiefe zu sammeln, und wie er, ein goldiges

großes Spiel Electrum in der Hand; vor der ihn verfolgenden Fluth, dem ausgereckten Arme des Oceans, fliehend, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend; dem Ufer zugegaloppirt, — wer in Gedanken die emsigen Fischer in den Wattströmen wirthschaften und an ihren geflochtenen Säunen flüßen sieht und in Gedanken alle die armen Leutchen, die hier Streusand ausklauben, oder mitten im Meere Lorf zum Brennen graben, oder ihr Schiffchen voll Conchylien laden, vor sich erblickt, — wer die Bakenmeister begleitet, wie sie die Tonnen untersuchen, neue Baken einrammen und die Strohwische an den dürren Däumchen anders binden, — wer mit den Hirten auf die grünen Platten ins Meer hinauszieht, wie er wohl sonst mit den Sennen auf die Alpenwiesen zog, und in Gedanken ihre Gefahren mit ihnen theilt, wie sich ihnen fern vom rettenden Geslade oft bei heiterem Wetter eine gewaltige Erhebung des Oceans ankündigt, wie das prophetische Vieh diese Fluthen schon im Voraus wittert, wie es blökend den umdeichten Tränken zuläuft und hinter den Dämmen Schutz sucht, und wie sie dann Alle, die Hirten und die Laufende von Kindern, in der engen kleinen Festung sitzen, zuweilen Tage lang von den belagernden Fluthen und Stürmen umtobt und voll Furcht und Besorgniß, ob wohl die dünne Erdwand halten, ob sie vielleicht brechen möchte, — wer ferner auf die Vergangenheit blickt und sich vorstellt, wie die Menschen hier schon in den Wüsten um Dinge kriegten und stritten, die noch gar nicht existirten, und wie dann vom Meere aus oft Neptun mit seinem Dreizack oder vom

Herkunfts her die mächtigen Könige mit ihrem Scepter herein schlagen und die Proceffe dadurch endigten, daß sie Alles für sich nahmen, — ich sage, wer dieß Alles bedenkt, der wird wohl gestehen müssen, daß diese unsere deutschen, dänischen und holländischen Meerwästeneten für den denkenden Mann mindestens ebenso viel Interesse haben, als die Sandwüsten Arabiens, der Tatarei oder anderer entfernter Länder der Welt.

Meldorf.

Gegen Abend hatte ich meine Reise um den neuen Koog vollendet, und wir trachteten nun, die Ausbiegung des Deiches umkreisend, wieder dem Festlande zu. Wir fuhrn über den alten Deich, da, wo der kleine Fluß Miele durch eine Schleuse ins Meer hinaustritt. Dies ist einer von jenen kleinen Flüssen, die, indem sie auf das Watt hinaustreten, sich auf einmal aus winzigen Bächen in mächtige Ströme verwandeln. Auf dem Watt ist die Miele einer der am meisten genannten Ströme, der viel Segen und Unheil anstiftet und auf dessen Verzweigungen im Süder- und Norder-Wech und im Flackstrom die Schiffer mitten durch die Watten und zwischen der Eider hin- und hersegeln.

In dem freundlichen Meldorf, dem dithmarsischen Roskau, das die holsteinischen Fürsten so oft verbrannten, und das sie so oft als Besetzte wieder verlassen mußten, verweilte ich einige Tage, um von da aus wenigstens etwas von der in natur-

historischer, wie politischer Beziehung so interessanten Umgegend zu sehen.

Die Stadt liegt auf einem Gesehvorgebirge, da gerade groß genug ist, um ihr hinreichenden Raum zu gewähren. Ihr hohes Terrain ist durch einen langen, äußerst schmalen Gesehstrüden mit der weiter innen liegenden Hauptmasse der Geseh verbunden. Dieser Rücken heißt die „Geseh“ und ist eine Meile lang. Auf beiden Seiten hat man ganz flache Marschen und rechts und links eine weite, interessante Aussicht.

Auf diesem Rücken kamen die Feinde ins Land, indem sie, darauf hinmarschierend, die Marschen rechts und links vermieden. Es sind daher hier auch manche Kämpfe vorgefallen, durch welche namentlich die Dellbrücke und die Marienburg, welche die Holsteiner an dem Anfange dieses Rückens auführten, berühmt geworden sind. Wir machten den folgenden Tag einen Ausflug zu den Resten der Schanzen dieser etwa 3 Stunden entfernten Festung.

Die Reste sahen ungefähr eben so aus wie die Schanzen, die ich bei Geibe beschrieb, und waren jetzt mit hübschem Buschwerk und Rasen bedeckt. Ich muß gestehen, ich interessirte mich nicht sehr für diese in der dithmarsischen Geschichte so oft genannte Festung. Festungen zu erobern, war eben nicht die Sache der Marschleute, weshalb sie auch die Anlage solcher Verteidigungswerke gewaltig scheuten.

Es erscheinen in der Geschichte aller dieser Marschvölker immer viele kleine Festungen, die ein großes Auf-

sehen und einen gewaltigen Lärm machten, und an denen sich die ganze Bevölkerung dieser kleinen Länder die Köpfe Monate lang vergebens blutig rannte, die aber so unbedeutend sind, daß, wenn man jetzt einen Artillerieleutnant mit einer Batterie hinbeordern würde, er dieselben binnen drei Stunden unfehlbar einnehmen könnte.

Es wird Einem übel dabei, wenn man die Geschichte der Bestürmung und Eroberung solcher Festungen liest. Die Dithmarscher konnten selbst im Jahre 1404 nach einer so brillant gewonnenen Schlacht gegen den Herzog Gerhard IV. diese kleine Festung nicht mit Gewalt nehmen, sondern mußten sich ihre Uebergabe gegen Auslieferung einiger vornehmer Feinde, die sie gefangen hatten, ausbedingen.

Als sie dieselbe besetzt hatten, schaufelten sie sie gleich so weit als möglich weg und traten dieses schreckhafte Ungethüm nieder, das sie für sich hätten in Besitz nehmen können, um es zur Vertheidigung ihres Landes zu benutzen. Wir sahen dabei die Ketten ein, die einige Male mit großen Stricken gegen die Burgen, welche die Schwertritter in ihrem Lande gebaut hatten, anliefen, um sie damit niederzureißen.

Mehr als die Marienburg, interessirte mich der Weg dahin, die besagte Geseßlandzunge, die Geseß, und die Gestalt der ganzen Umgegend. Der hohe Rücken derselben ist stellenweise oben so schmal, daß zu beiden Seiten des Weges nicht viel Raum übrig bleibt.

Die Abhänge nach der Tiefe zu sind mit Bäumen und

Wäſchen beſetzt, zwischen denen hindurch die Ausſicht auf die hohen Mönche einen intereſſanten Contraſt abgibt.

Weiter nach dem Inneren zu verbreitert ſich der Rücken, zuerſt iſt er eine Viertel-, dann eine halbe und zuletzt eine ganze Stunde breit, und am Ende verſchmilzt er mit der inneren großen Geſtmaſſe.

Auf ſeinem runden Kopfe erhebt ſich, wie geſagt, Melbſorf, und ſein breites Hinterſtück bedecken keine Wäldchen und ein halbes Duzend hübscher Geſtädter mit ſeiner ſächſiſcher Urbevölkerung ohne Beimischung von Frieſenthum.

Wir beſahen uns mehre Bauerngehöfte. Einige waren noch in ganz ächtem alten ſächſiſchen Stile gebaut; andere wurden von meinem mich begleitenden Freunde ſchon nicht mehr für ſo ganz alt erklärt, noch andere endlich waren ganz entſchieden nach neuer Mode umgewandelt. Ich könnte indeß ohne viele Umſtände und ohne Zeichnungen hier keinen Begriff von dieſen verſchiedenen Zuſtänden und jenen verſchiedenen Abſtufungen und Umwandlungen der ſächſiſchen Bauart geben, ſelbſt wenn ich mir einbilden wollte, die Sache gehörig erfaßt zu haben. Nur ſo viel ſehe ich als gewiß an, daß ſich hier noch in jedem Dorfe antiquariſche und geſchichtliche Studien machen laſſen, aus denen als Reſultat viel Licht über die Eigenthümlichkeit ſächſiſcher und frieſiſcher Sitte, über die jetzige, frühere und früheſte Bau- und Wohnweiſe der Landbewohner, und über die Art, in welcher die Menſchen hier, gleich Krebsen, ihr

Gebäude allmählig und fufentwelfe ummandelten; gewonnen werden konnte.

So wie man die Seeft betritt, kommt man auch gleich wieder in das Gebiet der früheften Lapdeerbewohner und ihrer uralten Grabbügel und Mammotha, die fie hier errichteten, noch ehe es unten Marschen geht. Diese Seeftalbinseln und überhaupt der äußere Rand der Seeft gegen die Marschen zu ist besonders häufig mit jenen alten Grabbügeln besetzt. Vielleicht brachten die Leute felbst dann noch, als sich schon einige Marschinseln gebildet, und fie bereits angefangen hatten, diese Marschinseln zu bewohnen, ihre Todten an das hohe Seeftufer und errichteten dort ihre tumuli, so wie die Türken ihre Todten aus dem unsicheren Europa nach dem ihnen gewiffenen Aßen hinüberschafften.

Auf ihren Warten in der Marsch hatten fie keinen fiheren Platz, und fie konnten dort nicht ohne viele Mühe noch besondere hohe Hügel für ihre Todten errichten. Ich glaube, daß dies keine laute Vermuthung ist, da ja auch noch jetzt zuweilen die Leute ihre Todten von den unbedeckten unflüchten Hügeln zu den Kirchenhöfen benachbarter Kirchhöfen bringen lassen.

Mich dünkt, es liegt dieser Sittē ein fihnes: obiges Bewußt zum Grunde. Sich selbst fest der Lebende-Mensch der täglichen Gefahr zu vertrinken aus, weil er es einmal nicht ändern kann, aber seine Lieben, ihm heiligen Todten sollen diese Gefahr nicht mit ihm theilen. Er rettet sie auf die hohe Seeft hinauf.

Wir besahen einen alten Grabbügel, den ein Bauer

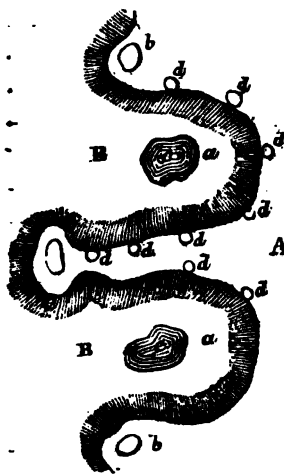
bis auf die darin enthaltenen Steine hatte weggraben lassen. Man sagte, er habe die Erde zu ackerbauartigen Zwecken benutzt und nicht weniger als 400 Fuder davon woggefahren, was einen Begriff von der Masse von Erde geben mag, welche die alten unbekanntem Leichträger hier über den Leibern ihrer Verbliebenen aufgeführt haben.

Der Kern des Hügel war, wie gewöhnlich, eine kleine Kammer, deren Wände aus immensen Steinen bestanden. Die Fugen zwischen diesen Steinen waren mit einer Menge kleiner Steine, die dazwischen gestellt waren, ausgefüllt. Wir krochen hinein, um das Werk innen wie außen zu besehen. Auf dem ganzen Rundrücken hin standen noch mehre solche Hügel, die sich auf dieser Höhe zuweilen recht malerisch ausnehmen.

Die Niederungen zu beiden Seiten des mit Dörfern und Häusern besetzten Thales waren ganz kahl und ohne alle Wohnung. Es waren eben solche innere niedrige, spät ausgetrocknete Marschbunten, wie ich sie oben beschrieb. Die beiden nächsten Gesäßlungen im Süden und Norden sind etwa eine Meile entfernt.

Auf der Spitze der nördlichen Landzunge liegt der Ort Gommingshödt, sowie auf der Spitze der südlichen der Ort Windbergen. In der Mitte des nördlichen Busens liegt ein See, der Stehler See genannt, sowie in der Mitte des südlichen der Windberger See.

Diese zwei Seen sind im Centrum der beiden Busen, in ihren tiefsten Punkten, gelegen und überreste des Meeres, das ehemals hier stand. Sieht man



von der bei solchen Dingen immer vorkommenden Unregelmäßigkeit ab, so könnte man das ganze Bild der benachbarten Landgestaltung unter nebenstehenden regelmäßigen Linien auffassen, wobei B die Marsch, A die hohe Seeft, aa Marschbussen, bb Seeftlandzungen, cc Seen, dd Seeftdörfer und Städte bedeuten.

Die besagten Marschbussen sind noch jetzt sehr feucht und morastig und immer noch ohne Dörfer und Wohnungen. Erst

in neuester Zeit hat man begonnen, eifriger auf ihre bessere Benutzung hinzuwirken.

Wie mit ihren Lobtenhügeln, so gehen die Leute auch mit ihren Windmühlen häufig aus der tiefen Marsch auf die hohe Seeft hinaus. Wir sahen daher auf unserer Fahrt mehre Windmühlen, und man erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß die hiesigen Windmüller bei dem Vordrängen eines Leichenzuges, oder wenn es galt, einen König zu ehren, oder bei sonstigen besondern Gelegenheiten die Sitte hätten, ihr Werk anzuhalten und die Flügel desselben im Andreaskreuz paradien zu lassen.

Dies ist die Parade der hiesigen Windmüller und bedeutet ungefähr eben so viel, als wenn die Soldaten das Gewehr präsentieren.

Soll die Parade recht vollständig sein, so gehört zu jedem der beiden oberen Flügel noch eine Flagge. Wie andere alte Sitten, — wir kommen am Ende um alle Sitten und Gebräuche — ist auch dieser Gebrauch im Abnehmen. Doch erinnerte sich einer der mich begleitenden Freunde, daß noch vor nicht langer Zeit, bei der Beerdigung eines Bojen, die Windmüller solche Parade gemacht hätten, und daß jeder Windmüller dafür als Anerkennung eine Lonne Bier zum Geschenk erhalten habe.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier noch ausführen wollte, wie sich der Mensch seit dem 17ten Jahrhundert auch hier in diesem kleinen Wassertröpfchen, den man Dithmarschen nennt, rührt und bewegt, wie man auch hier, wie in allen Winkeln der Erde, sich an den großen Geist der neuen Zeit immer inniger anschließt, wie man Journale und Zeitungen begründet, in denen von mehreren trefflichen Männern die Angelegenheiten des kleinen Landes besprochen werden, wie man Mühseligkeitsvereine stiftet, von denen man hier übrigens, wie es scheint, nicht so viel hält, wie in England, wie man Bücherläden begründet, deren es hier noch am Ende des vorigen Jahrhunderts keine gab, wie man alte Privilegien aufgibt, z. B. die für Dithmarschen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestandene Gollfreiheit, wie man in geographischen und gelehrten Gesellschaften, in Lesegesellschaften und in anderen Vereinen Bildung und Kenntniß immer mehr verbreitet.

Das Einzige, was ich von allem diesem Dinge

besonders hervorheben will, ist die seit etwa 18 Jahren gestiftete „dithmarsische Zeitung“, der ich so manche interessante Belehrung über diese Länder verdanke. Je mehr solcher Localblätter ich kennen lerne, desto mehr erkenne ich, daß sie fast die vornehmsten Fundgruben und Quellen für die Erkenntniß des jetzigen Zustandes der Länder sind, und desto mehr fühle ich, wie wahr Lamartine sagt, daß in Zukunft die Bücher aus den Zeitungen und Journalen würden hervorstechen müssen, während man früher die Journale mit Auszügen aus Büchern angefüllt habe.

Diese Journale und Localblätter enthalten einen großen Theil der Dinge, welche man zur Erkenntniß eines Landes nöthig hat, beisammen. In ihnen findet man eine unzählige Menge kleiner Jäger aufbewahrt, die der Schilderer eines Landes auffassen und sorgfältig in sein Gemälde einfügen muß. Da läßt er die Bekanntmachung und Verordnung wegen der Baten und Batenmeister und entnimmt daraus, was diesen Dingen und Personen noththut. Da schöpft er Belehrung über die Erkenntniße der Gerichte und die Verordnungen der Polizei, und er merkt, worüber die Leute sich hier streiten, und wo sie der Schatz verliert.

Da findet er die Propositionen der Nothinteressanten und die Einwürfe ihrer Gegner. Da ist von handert Tiedann Licht herbeigetragen über den Bruch ob es gut sei, die Hottenthoten aufzugeben oder nicht. Da sind viele kleine Naturereignisse und moralische und politische Begebenheiten erzählt und aufbewahrt, welche

ohne ein sammelndes Journal schnell aufgetaucht und eben so schnell vergessen sein würden.

Die Journale sind die Hauptorgane, durch welche wir Lesenden und Schreibenden Klüber des 19ten Jahrhunderts mit einander verkehren und in Verbindung treten. Sie sind unsere größten und wichtigsten Nebenbühnen, denn durch sie sind wir im Stande, nicht nur Tausenden unsere Rede und Meinung mitzutheilen, sondern sie auch von Tausenden sofort discutiren zu lassen.

Daher hat man mit Recht vom englischen Parlament gesagt, daß dort nur der Journale wegen gesprochen würde. Im Parlament selbst sind immer nur wenige Hörer zugegen. Die Redner dictiren ihre Meinung den Schnellschreibern in die Feder, und diese verschaffen ihnen durch die Journale die ganze Nation zu Zuhörern.

Darum strebt denn auch jeder kleiner Erdwinkel danach, sich ein solches Organ zu verschaffen, mittels dessen er sich selbst beschaunend besser erkennen und sich des Zusammenhangs mit dem Ganzen inniger bewußt werden könne.

Es hängt Unem nur für den Historiker, der nach hundert Jahren die Geschichte unserer Zeit schreiben will. Wenn er nicht ein hundertjähriger Argus ist, so begreift man kaum, wie er es anfangen will, nicht gleich dem Weislichen Zauberbesorger in dem Drange der von allen Seiten reichlich aufsprudelnden Quellen unterzugehen.

Für 100 Jahrgänge der dithmarsischen Zeitung wird er sich allein ein eigenes Bücherbret einrichten müssen, für das Isehoer Wochenblatt, das alle schleswig-holstein'schen Angelegenheiten behandelt, müßte er einen ganzen Schrank, für die anderen deutschen Reichsblätter ganze Säle, und für die französischen, englischen und amerikanischen Zeitschriften große Stallgebäude, Scheunen, Speicher und Magazine aufführen.

Fahrt durch Süder - Dithmarschen.

Von einigen werthen Männern begleitet, fuhr ich am dritten Morgen zum Süden des Landes ab, wo wir an der Mündung der Elbe ein aufgeschwemmtes Moor und die berühmten Stromwerke bei Brunshüttel besichtigen wollten.

Wir zogen über eine Menge älterer See- und Binnenbeiche hinweg, kamen hier über Sandhügel, die ehemals Dünen waren, passirten durch alte Burtdörfer, die ganz und gar auf künstlichen Burten lagen, und durch andere Dörfer, die sich an alte Deiche lehnten und auf ihnen Wurzel gefaßt hatten.

Man muß sich die ganze Marsch wie einen Chocolatenguß denken, der um die Dünen, die alten Dämme und andere solche Erhöhungen herum ausgegossen wurde, der sie, sich völlig ausflachend, umgab und dann erstarrte, und in dem nun jene Höhen stecken, wie Kalbsbratenstücke in geronnener Sauce.

Hier und da giebt es völlig abgerissene Theile der West, ursprüngliche und uralte Seeinseln, welche, statt vom Meere eingeschlossen zu sein, jetzt von Marschen umge-

ben sind. Eine ziemlich große Gespinnzel dieser Art findet man z. B. in Nordfriesland. Doch kommen solche Gespinnzeln auch in allen anderen Marschen hier und da vor.

Sollte einmal das nordfriesische Gaff wieder zuschmelzen, so würden in der entstehenden Marsch auch die Inseln Sylt und Föhr als solche Inseln, als solche Dünenflaßen in der erstarrten Marsch eingemauert erscheinen.

Die Dünen der Marsch liegen meistens ganz nahe an dem Fuße des hohen Ufers der Geest; doch bleibt zwischen ihnen und der letzteren noch immer ein kleiner Zwischenraum. Dieser Zwischenraum bildet nun natürlich ein Thal, in welchem sich die Geestgewässer sammeln, woher dann meistens in diesem Thale ein Fluß längs der Geest fließt, der dann irgendwo die Dünen durchbricht und über die Marsch hinweg ins Meer fließt.

Auch findet man zu Zeiten in dem besagten Thale zwischen den Dünen und der Geest kleine Seen. Da man in der gefährlichen und schmutzigen Marsch selbst sich nur ansiedelte, wenn man nicht anders konnte, so sind diese Dünen ihrer ganzen Länge nach fast durchgängig mit Dörfern besetzt, eben so wie auch, nach dem, was ich oben sagte, die aus der Marsch hervorblickenden Rücken der ursprünglichen Sandbänke in Eiderstedt mit Städten und Höfen besetzt sind.

Man erkennt diese Dünendörfer in der Marsch auf der Karte schon an ihren Namen. Sie endigen sich alle auf „don“ (Düne), z. B. Michaelisdon, Averlakerdon,

Silverdon, Oberhütterdon, Dingerdon, Warferdon u. s. w.*). Auch in den Niederlanden passirte ich ein paar solche Dörfer. Sie hatten, wie alle Dänemorte, ein nicht sehr erfreuliches Aussehen, versandete Felder und Gärten, auf beiden Seiten keine andere Aussicht als in die Marsch.

Wie auf den Inselbänen, kämpfen auch hier die Leute mit dem Sande und können seiner nicht immer Herr werden. Der Sand ist hier ein wahrer Spukgeist, man kann nicht ein wenig tief in den Boden treten, ohne ihn aufzuregen. Bei einem dieser Dörfer hatten einmal auf einem mit Gelbe überzogenen Sandfelde einige Cavalerierregimenter exercirt und die wohlthätige Heidenarbe ganz zertreten. Die Folge davon war, daß der bisher ruhige Sand wieder zu stauben und zu wandern anfing; mehr Felder verschüttete, und daß die Leute trotz aller Mühe, welche sie es sich kosten ließen, Jahre lang seiner nicht Herr werden konnten.

Weil in alten Zeiten sich bei den häufigen Ueberschwemmungen die Bewohner der Marschen auf die Seeß hinfretteteten, weil sie sich hier am liebsten anstellten und von hier aus dann mit ihrem Vieh die fetten Marschinseln und Halligen benutzten, so ist es natürlich, daß in allen Marschländern der Rand der Seeß der bevölkerteste, dorf- und städtereichste District des

*) Man erinnert sich dabei der Namen der französischen Dänemorte Overdun, Dankirchen.

ganzen Landes ist. Gleich an der See kommen die sogenannten Dänendörfer.

Schreitet man von da weiter nach dem Meere zu, so trifft man zunächst auf die Wurtdörfer, d. h. diejenigen Dörfer, welche auf hohen Wurtten so angelegt sind, wie jenes Dorf auf der Hallige Deland, das ich oben beschrieb.

Wie die Namen der Dänendörfer sich auf „don“ endigen, so haben diese Wurtdörfer fast alle hinten ein „wurt“, z. B. Schmedeswurt, Darenwurt, Trennenwurt, Busenwurt*), oder ein „worth“, z. B. Lübingworth im Lande Habeln, oder ein „würden“, z. B. Hammelwürden im Lande Rebingen, oder ein „warden“, z. B. Wadwarden in Oldenburg, oder ein „warfen“, z. B. Westerwarfen in Ostfriesland.

Bekanntlich hat auch ein ganzes friesisches Land und Volk seinen Namen von den Wurtten, nämlich an der Weser das Land Wursten und das Volk der Wursten oder Wurtsaten, d. i. Wurttsaffen oder Leute, welche auf Wurtten sitzen. Diese Wurtdörfer liegen wohl meistens auf der hohen Marsch, d. h. nach dem Obigen, auf dem Theile der Marsch, der zuerst als Insel aus dem Meere hervortauchte.

Ohne Zweifel gehören diese Wurtdörfer alle zu den ältesten Dörfern in der Marsch, die damals entstanden, als noch kein Deichbau eingeführt war.

*) Man erinnert sich dabei der Namen unzähliger englischer Orte auf „worth“.

Der charakteristischste Unterschied zwischen ihnen und anderen Dörfern ist der, daß alle ihre Gebäude auf einem zusammenhängenden Hügel eng zusammengebrängt sind, während die der andern später gebauten Wurtthdörfer auf kleinen niedrigen Werten liegen und jedes Haus sein besonderes Hügelchen hat, das oft nur wenige Fuß hoch ist.

Jene großen Hügel der Wurtthdörfer entstanden wahrscheinlich sehr allmählig, indem Jeder seinen Theil zum Hügel hinzufügte, so wie das Dorf sich vergrößerte. In dem Maße, wie sie sich allmählig erweiterten, erhöhten sie sich auch allmählig, was, wenn man sie durchgräbt, man deutlich genug an den verschiedenen Schichten, aus denen sie bestehen, sieht. Es ist natürlich, daß die Barbaren, jene unerfahrene „misera gens“ des Mittelalters, die von der Wäld in die Marsch hinabstiegen, zuerst ihre Hügel so hoch machten, daß sie allenfalls die gewöhnlichen Fluthen überragen konnten.

Diese Leute hatten ja keine Hebraischen und Megarischen Chroniken, aus denen sie hätten erfahren können, daß alle 10 Jahre eine außerordentliche und alle 50 Jahre durch das Zusammentreffen vieler bösen Umstände eine ganz enorme Fluth zu kommen pflege; sie bauten daher ihre Werten anfänglich nur so hoch auf, daß sie die Wäld für gewöhnlich über'm Wasser hatten. Alle 10 oder 12 Jahre nun hatten sie große Noth und Drangsal, indem ihnen dann von den außerordentlichen Fluthen die Köpfe gewaschen wurden. Auch spülte das Wasser alle 10 oder 12 Jahre

von Eien oder den Andoren mit samt seinen Käthen und Stallungen und allem seinen Vieh ins Meer hinaus und ließ ihn da seinen Untergang finden.

Darüber mochten ein paar Jahrhunderte hingehen. Dann der Mensch, im Allgemeinen und en masse genommen, ist ein trübes Thier und ein harter Kopf, der nur langsam lernt, und der sich erst hundert Mal die Finger verbrannt haben muß, ehe er als durch die Erfahrung gewisigt erscheint. Endlich nach ein paar Jahrhunderten sprachen die Leute: Ach! jetzt wollen wir, daß alle 10 oder 12 Jahre eine große Fluth kommt, und um uns davor zu schützen, müssen wir unsere Dürten um einige Fuß erhöhen. Sie thaten es, und nun konnten sie schon eine gute Zeit lang ruhig und unangefochten da sitzen.

Alle 50 Jahre aber, bei einer ganz außerordentlichen Fluth, flochten sie doch wieder im Wasser. Anfangs glaubten sie, es wäre etwas ganz Unnatürliches und Abnormes, was wohl nie wiederkehren würde, und ließen noch einige Geschlechter darüber hinstorben und in den Fluthen umkommen. Endlich, da sie besser darauf merkten, was ihr Großvater sagte und ihr Urgroßvater gesagt haben sollte, sahen sie ein, daß es auch 50jährige regelmäßige wiederkehrende Fluthen gäbe, und zum Heil ihrer Kinder und Kindeskinder schütteten sie darin gelegentlich, wenn ein neues Dürthaus zu bauen war, wieder einige Fuß Erde über den Durt und waren nun endlich ganz sicher vor den Wellen.

Es ist interessant genug, daß man beim Durchgro-

den solcher alten Burthügel noch jetzt diese Geschiebe in ihnen verzeichnet finden kann.

Untersucht ein Historiker die Schichten eines solchen Burthügels und findet er nun, wie erst ein Kern darinsteht, wie diesem eine zweite Erdschicht aufliegt, wie dann auch eine dünne Sandschicht dazwischen kommt, die eine Fluth wie einen Schleier ausbreitete, wie nun wieder eine künstliche Erhöhungsschicht sich zeigt, so liest er darin die sonst nirgends verzeichneten Historien der misera gens des Amins, so wie ein Geognost in den Bergschichten die Geschichte der Erdbildung, oder ein Botaniker in den Zwiebeln die Geschichte des Wachsthums der Zwiebeln liest.

Es wäre interessant genug, wenn man die alten Burthügel eben so eifrig durchgraben und durchforschen wollte, wie man jetzt die alten Grabhügel ausspürt. Hier und da ist es geschehen, z. B. in den Oldenburg'schen Marschen, wahrscheinlich jedoch nur mehr gelegentlich als zum Zweck der Forschung.

Man hat dann oft, wenn auch nicht ganz so interessante, doch vielleicht noch ältere Dinge in dem Inneren dieser Burten gefunden, als die sind, welche man unter der Lava und Asche von Herculaneum herausgrub, z. B. große Haufen ganz gut erhaltenen Mistes, auch Reste von Gebäuden, Mauern, Holzwerk, Scherben, Alles der sorgfältigen Untersuchungen wohl werth.

Der Mist, der sich, nebenher sei es gesagt, unter dichten verschließenden Erbbecken eben so gut Jahrtausende lang erhalten kann, wie Getreidekörner oder ein

Westen Weinextracts unter der vesuvischen Lavabede, war bloß von Schafen. Man fand nie Kuhmist. Also trieben jene Leutchen nur Schafzucht. Es fand sich selten Roggen- und Haferstroh darin, meistens war es Seegras, Schilf und dergleichen. Die Leute konnten also nur ganz wenig Sommergetreide gebaut haben.

Gebrannte Steine fand man selten, meistens waren es vermoderte Holzreste, die hervorkamen. Die Leute müssen daher wohl gewöhnlich nur hölzerne Gebäude aufgeführt haben. Daß solche Dinge, wie auch Hausgeräthe und Ackerinstrumente, in den Wurtten stecken blieben, läßt sich sehr leicht erklären.

Nach einer Alles zerstörenden Fluth mochten die Hügel mit Schlamm und Sand überzogen sein. Manche Kleinigkeiten, die darin vergraben waren, konnte man nicht wiederfinden. Die verschütteten Mauerreste und den Dänger wieder mühsam herauszuholen, hielt der, welcher sich neu anbaute, wohl nicht jedes Mal der Mühe werth. Vielleicht ließ man sie auch wohl mit Fleiß darin stecken, um der Wurt mehr Festigkeit zu geben. Dänger mochte man gleich von Anfang herein zum Baue der Wurtten verwenden.

Ich bin zu wenig bekannt mit dem, was man Alles in den Wurtten gefunden hat, sonst ließen sich wohl noch manche andere Folgerungen ziehen. Warum sammeln die Marschbewohner, die ohnedieß einen so großen Mangel an Antiquitäten haben, nicht alle ihre Wurtantiquitäten mit dem größten und eifrigsten Fleiße? Warum bleibt es in den Marschen nicht schon längst

Plätze für die Wurtbüchsen, in denen man die Instrumente, die Bernsteinschmuckstücken, die Münzen, die Stein-, Holz- und Dingerproben aus den Werten aufbewahrt? Warum sind noch von keinem Male die inneren Durchschnittpflanzen dieser Werten verzeichnet?

Sie würden etwa so aussehen, wie es die nachfolgende Figur darstellt.



a wäre der ursprüngliche Wurtkern mit Nesten von Falken, bbbb später zugefügte Schichten, c ein Häufchen Schafdünger, d etwas Mauerwerk.

Es ist wahrscheinlich, daß wir aus einer genauen Vergleichung von hundert solchen Wurtbüchsen sowohl in Beziehung auf die Bewohner der Marschen, als auch in Beziehung auf die Geschichte der Marsch auf Resultate kommen würden, die jetzt noch Niemand ahnt. Man sieht, es bleibt den Leuten noch immer genug zu thun übrig.

Jene Wurtbüchsen in den Marschen sind auch noch dadurch interessant, daß sie meistens — wenigstens in Dithmarschen — nicht friesschen, sondern sächsischen Ursprung verrathen. Sie wurden bereits gegründet, als friessche Colonisten sich noch nicht in diesen Marschen eingefunden hatten.

Das waren also die Gesäßdörfer, die Dünendörfer und die Wurttdörfer auf der hohen Marsch. Noch weiter hinaus nach dem Meere zu hören auch diese Wurttdörfer auf, denn da kommt man von der alten Marsch in die neue Marsch, in diejenigen Røge und Bolber, welche erst in neuerer Zeit bei einer verbesserten Deichwirthschaft aus dem Wasser herausgebildet wurden. Hier waren die Wurttdörfer überflüssig, weil die Marsch durch die Deiche selbst genug gesichert war. Hier liegen daher die Häuser entweder als große Höfe zerstreut in den Røgen herum, oder in meilenlangen Reihen längs der Deiche.

Wie die Namen der Dünendörfer auf „dun“ sich endigen, so haben diese langen Deichdörfer sehr häufig ein „deich“ oder „dyk“ hinter sich, z. B. Westerdeich, Marnerdeich, Helfersdeich, Krummendyk, Balberdyk *).

Die Schleusen und Siele bei diesen Deichen, wo das Wasser hinausgeht, die Schiffe ein- und auslaufen, wo daher ein Aufenthalt für die Schiffer entsteht und mithin ein kleiner Hafen sich bildet, mögen sehr oft Ursachen zur Anlegung eines Ortes gegeben haben. Daher so viele Ortsnamen, wie diese: Garmersstel, Nesmersstel, Carolinenstel u. s. w.

Jene langen Deichorte, die dem in den Marschen Reisenden vor allen Dingen auffallen, indem ihm Hunderte von Häusern in endloser Linie an einem Deiche wie an einer Perlschnur aufgereiht erscheinen, liegen indess in den Seemarschen mehr an den abgedankten Binnen-

*) Man erinnert sich hier der Namen zahlloser niederländischer Orte auf „dyk“.

welchen, welche man den Rätthern und kleinen Leuten zum Anbau preisgab:

Man muß daher schicklich noch diejenigen Bolter und Rbge, welche unmittelbar an der See liegen, von den vorigen trennen. Denn an den, so zu sagen, im activen Dienste stehenden Seebetthen duldet man, der oft vorzunehmenden Reparaturen wegen, und um jede Beschädigung derselben zu verhindern, keine Wohnungen. In diesen neuesten Marschen liegen daher die Wohnungen entweder ganz zerstreut, oder an einer mitten durch die Rbge gehenden Straße.

Ueberschaut man nun noch einmal Alles in Kürze, so giebt es hier genug Mannigfaltigkeit der menschlichen Wohnweise; — zuerst an der Coast auf Vorgebirgen die Städte und Dörfer wie Schwalmennester an den Seeuferücken und Landzungen liegend, — dann ärmliche lange Dünenbüdfer, — darnach Wurtbüdfer, wie alte Burgherren auf Bergen, — weiter hinaus lange bebauete und häuserbesetzte Deiche, — und endlich Zerstreung und Vereinzlung.

Natürlich darf man die Sache nicht so streng nehmen. Nur der Hauptsache nach ist es so, und zwischendurch giebt es Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen genug.

Wie man in dem Innerern der Wurtbügel noch die Geschichte der Erhöhung dieser Fluthfestungen und ihrer Bewohner liest, so zeigen sich auch auf der ganzen Oberfläche der Marschen noch unverwerfliche Urkunden für die Geschichte der ganzen Marschen und ihrer Entwicklung, ihrer allmäligen Eindeihung. und ihrer

Wachsthum. Geht man aus der Seeß hervor, so findet man zunächst noch schwache; halb in der That verschlammte Ueberreste von benjenigen Dämmen, welche die Seeßbewohner nach den von ihnen oder ihren jüngeren Söhnen besetzten Gellern oder Meerwiesen zogen.

Ich sprach oben von den Dämmen, welche man noch jetzt zur Verbindung der aufgeschlachten Landes mit dem Festlande anstellt.

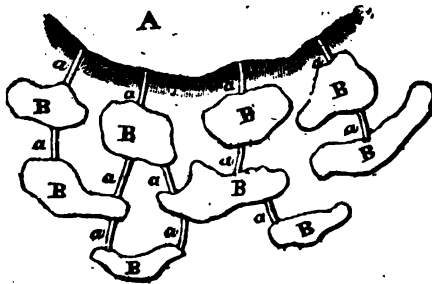
Es ist höchst natürlich, daß man von jeher so verfuhr. So wie ein alter Seeßbauer sah, daß vor dem hohen Meerufer seiner Seeß eine Inselweise entstand, so eignete er diese Insel sich zu, oder die ganze Dorfschaft nahm sie mit in ihren Besitz.

Zuerst, wenn die Insel etwas fern war, mähete man bloß das Gras ab und brachte das Heu in Schiffen herein, so wie dieß noch heutigen Tages mit den sehr entfernten Meerwiesen geschieht, die bloß, wie man hier sagt, zur „Heuwindung“ benugt werden.

Wurde die Insel größer und kam sie bei fortgesetzter Anschlemmung näher ans Festland, so schickte man das Vieh zur Ebbezeit über das trockene Watt auf die Insel hinauf und ließ es da sich fett grasen, trieb es aber jeden Tag ans Land zurück, um es saufen zu lassen. Da dieß, wie gesagt, oft unbequem und gefährlich war, so kam man später auf die Idee, die Insel mit dem Festlande durch einen Damm zu verbinden, wie man noch heutigen Tages immer wieder auf diese Idee kommt, wobei man aber häufig vergißt, daß es eine sehr alte und schon oft ausgeführte Idee ist.

Endlich schickte der alte Geestpatriarch seine jüngeren Söhne hinaus, auf Wurzeln in den Marschen zu wohnen, und diese jüngeren Söhne fuhren, ritten und verkehrten nun auf dem alten Verbindungsdämme mit ihrem Mutterlande, der Geest, wie noch in diesem Augenblicke viele Marschanwege nichts Anderes sind als solche alte Verbindungsdämme.

Zu beiden Seiten der Dämme schickte das Land zu, und die Insel wurde landfest. Vor ihr bildeten sich aber neue Inseln, und man zog dann auf ganz gleiche Weise wieder Verbindungsdämme zu diesen hin. Man kann sich daher alle diese Vorgänge unter folgendem Bilde vergegenwärtigen:



A ist die Geest, B B B sind allmählig sich bildende Marschinseln, a a a strahlenförmig von der Geest ausgehende Verbindungsdämme.

Allmählig wurden alle Zwischenräume der Inseln und Dämme zugeschlickt; aber, wie gesagt, man erkennt noch jetzt diese Dämme und benutzt sie noch heu-

tigen Tages als Wege. Lange Zeit mochte der arme jüngere Sohn des Gerstbauers keine anderen Communicationenwege und keine anderen Dämme in seiner Marsch haben, als die bezeichneten. Allein dieser jüngere Sohn sollte seinem alten Gerstpapa bald über den Kopf wachsen;

Das Signal und Anfangszeichen zu diesem Wachsthum war die Erfindung und Errichtung derjenigen Dämme, welche einen ganzen Landbistriet rund herum einschlossen, ober der Deiche. Wann und wo diese Erfindung gemacht worden sei, und wie sie sich allmählig in allen Marschbistrieten verbreitet habe, ist ein ziemlich dunkler Punkt in der Geschichte.

Manche meinen, daß zu der Römer Zeiten alle Marschen, selbst die holländischen, noch gänzlich uneingebeicht gewesen seien. Viele glauben sogar, daß man hier in den Elbe- und Eidergegenden erst im 11ten und 12ten Jahrhunderte einzubeichen begonnen habe. Andere aber gehen damit bis ins 6te Jahrhundert und noch weiter zurück. Dem sei indess, wie ihm wolle, so viel ist jedoch wahrscheinlich, daß die ersten schwachen Versuche zur Einbeichung schon sehr frühzeitig gemacht wurden, und daß man die Erfindung dieser Sache in verschiedenen Marschgegenden gleichzeitig gemacht und zur Ausführung gebracht hat.

Wie es aber bei allen Erfindungen nicht sowohl auf die erste Entdeckung, als vielmehr auf die Benutzung, Ausbildung und Vervollkommnung derselben ankommt, so namentlich auch bei den Deichen. Da ist es

denn kein Zweifel, daß schon in uralten Zeiten die wichtigsten Impulse zu diesem bewundernswürdigen Kampfe von den an den Mündungen des Rheins und der Ems wohnenden Friesen und Batavern ausgingen; und daß diese Leute sich, Colonien gründend und Deiche bauend, mit dem Spaten in der Hand allmählig durch alle Marschgegenden, wie ein üppig wucherndes Gewächs, verbreiteten und sich daselbst mit den jüngeren von der See herabgezogenen Sachsen-Söhnen, die ihre Schüler wurden, vermischten.

Noch bis in die neuere Zeit herab hat man Friesen und Holländer in die nördlichen Gegenden gerufen, und diese Vorgänge zeigen eben so gut wie jene noch jetzt auf den Watten geschlagenen Communicationsdämme, was hier ehemals in den Marschen vorging. Und wenn auch nicht immer holländische Colonisten in Person kommen, so wandern doch noch holländische und friesische Verbesserungen ins Land ein, und man blickt von hier aus in jeder Beziehung nach Westen, als zu seinem Muster, hinauf.

Die ersten Anfänge zu den un- und abschließenden Deichen waren wahrscheinlich so unbedeutend und schwach, wie die ersten Anfänge der Burten. Man warf einen kleinen niedrigen Deich auf, um wenigstens die Flächen im Sommer abzuhalten und hinter ihnen etwas Sommergetreide erbauen zu können. In den hauboverischen Marschdistricten findet man noch heutigen Tages solche niedrige Sommerdeiche. Später, als der Mensch durch

anderweitige Erfindungen, durch Impulse von außen, namentlich durch die vielleicht gar nicht in der Marsch gemachte Erfindung der Schleusen, sehr gewollt worden war, erhöhte man diese Deiche und brachte förmliche, mit Schleusen zum Ablassen des süßen Binnengewässers versehene Winterdeiche zu Stande, die indess wohl noch Manches zu wünschen übrig ließen.

Diese erste dauernde und vollständige Eindeichung eines großen Marschdistrictes, wo mit dem Deiche ein großer Bogen geschlagen wurde, ging von einer Oestspitze zu der anderen, und es kann derselbe in dem meisten Marschländern noch nachgewiesen werden.

Wenn man von der Oest kommt, so findet man gewöhnlich noch die Trümmer dieses ersten und ältesten Deiches des Landes. Doch sind die Gelehrten, wie ich schon andeutete, in den Werken, welche sie über diese interessante Eindeichungsgeschichte ihrer Marschen geschrieben haben, nicht einig über die Zeit der Errichtung dieses ersten Deiches in ihrem Lande. Denn die Alten versäumten es, hier ein großes Steinschild einzumauern, auf dem die Jahreszahl der Erbauung u. s. w. in deutscher Capitalschrift zu lesen gewesen wäre.

Da diese Deiche, wie ich schon oben sagte, am Anfang und am Ende sich an Oestvorgebirge anlehnten, so gingen sie der Hauptsache nach mit der Oest parallel, so wie umgekehrt jene erstgenannten Communicationsdämme von derselben strahlenförmig ausgingen.

Das neue Land, welches sich vor ihnen ansetzte schloß natürlich wieder mehr oder weniger parallel mit

den Deichen an. War es groß genug, so schlug man auch einen Deich herum, der der Hauptsache nach mit dem vorigen parallel war und sich an beiden Enden auf ihn stützte.

Die ersten hohen Deiche waren noch keinesweges vollkommen. Sie wurden bei hohen Fluthen oft zerstört, stellenweise bis auf den Grund zertrümmert, nicht selten stürzte das Meer wie siedendes Wasser in einem Kessel darüber hinweg und riß große Löcher in den Boden, die hinterdrein nicht wieder ausgefüllt werden konnten.

Da man die alten Deiche nicht immer wieder herstellte, sondern bei einer nothwendig gewordenen Erneuerung die Gelegenheit ergriff, sie weiter hinaus zu legen und zugleich wieder etwas Vorland mit einzudeichen, so trifft man im Inneren der Marschen auf solche verlassene Deichtrümmer und Deichreste, die meistens mit Häusern und Bäumen besetzt sind und oft ein recht hübsches, kleines Bildchen in das einförmige Gemälde der Marschen einsetzen.

Auch die großen Löcher und Kolke sieht man noch in den Marschen zerstreut als Zeugen und Konsequenzen großer Ueberfluthungen; jetzt findet man Süßwasser in diesen Schreckenslöchern.

Je mehr man belächte, desto mehr lernte man, und endlich nach vielfachen Belehrungen, die noch viel trauriger, härter und schreckhafter waren als die Belehrungen, welche die alte misera gens auf ihren Wurten empfing, stellte man diejenige perfecte und bewunderungswürdige

Verteidigungs- und Befestigungslinie her, welche jetzt alle Marschen umgiebt, und welche die Bewohner ihren goldenen Saum nennen.

Treulich kann man diesen Saum nur dann bewunderungswürdig finden, wenn man etwas von seiner Construction kennt, und je mehr man davon erfährt, desto mehr bewundert man dieses letzte Werk, mit dem die Marschbewohner und ihre, mit den aus der mathematischen und physikalischen Wissenschaft geschöpften Kenntnissen ausgestatteten Deichkundigen ihre tausendjährige Arbeit gekrönt und ihre in langen Jahrhunderten aufgeschauften Habseligkeiten gesichert haben.

„Ich begreife gar nicht“, sagte mir einmal Jemand, der noch weniger von Marsch- und Deichangelegenheiten verstand als ich, „warum man soviel Geschrei von der Bewunderungswürdigkeit der Deiche macht. Was ist denn ein Deich? Nichts als ein Erddamm. Die Erde ist ja billig. Wenn die alten Marschbewohner die Deiche nicht hoch und dick genug gemacht haben, so sind sie nichts gewesen, als dumme Tölpel. Wenn ein Damm von 12 Schuh Höhe und 10 Schuh Dicke nicht ausreichte, warum machten sie nicht gleich ein ordentliches tüchtiges Werk von 50 Schuh Höhe und 100 Schuh Breite? Und was ist es denn Großes, daß wir jetzt Lebenden etwas weniger tölpelhaft sind!“

Ein so Denkerder könnte, wenn er von der Bildhauerkunst eben so wenig verstände, wie vom Deichwesen, vom Phidias und Praxiteles sagen: Ich begreife nicht, warum man diese Leute so hoch preist

und göttlich nennt. Was ist es denn mit dieser Kunst so Besonderes? Man nimmt sich einen Marmorblock, meißelt die Ecken weg, setzt sich ein hübsches Weib zum Modell daneben, mißt ihre Nase, ihre Knie, ihren Rücken, ihre Arme, ihre Füße und alles Uebrige aus und macht es in Steine gerade so nach, wie man es im Fleische vor sich hat.

Die Deiche und ihre Form sind in jedem Punkte eben so genau bezeichnet und bestimmt, wie die Statuen in allen ihren Punkten. Erde ist nicht so billig, wie man meint, sondern kostet viel klingende Münze, und man muß überall darauf raffiniren, wie man eine Schaufel voll sparen, und wie man die rohe Kraft der Massen durch Kunst und Geschicklichkeit ersetzen könne.

An jedem Punkte des langen Deiches sind die Umrände ganz anders, die Fluth ist anders, höher oder niedriger, der Wellenschlag ist anders, andere Winde, andere Strömungen herrschen. Für jeden Punkt muß man eine andere Höhe, eine andere Abdichtung, andere Arten von Vorwerken bestimmen. Dieß kann man nur in Folge einer großen Reihe gerade für diesen Punkt gemachter Erfahrungen und angestellter Berechnungen.

Auch nützt die rohe Kraft und viele Masse gar nichts. Selbst wenn man ein Gebirge am Saume des Meeres hinlegen wollte, so würden die Strömungen und Stürme es am Ende doch untergraben und hinwegnehmen, wie sie es mit den Dünen nach einer langen Reihe von Jahren ja immer thun. Ein solcher künstlich vorbereiteter

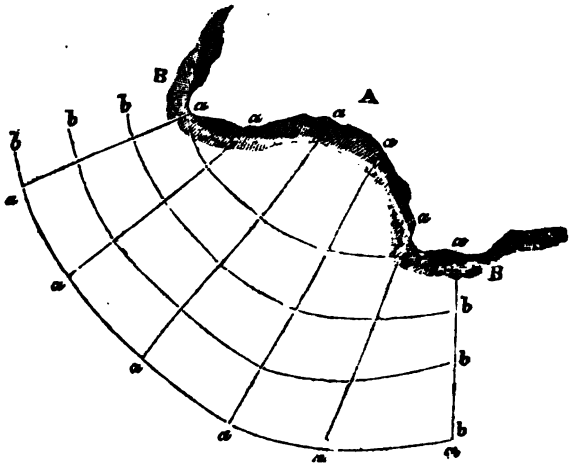
fluthenbrechender, stromableitender, so oder so gewinkelter und sich kiegender Damm nützt mehr als eine mächtige, rohe und ungerogete Bergreihe.

Ich nannte oben den jetzigen Deichbau „perfect“; damit ich aber in meinem Panegyricus der Deiche nicht zu weit zu gehen scheine, so darf ich nicht schweigen, daß sie nichts weiter als Menschenwerke und daher auch, wie die Sachkundigen wohl gar wissen und aussprechen, jetzt zwar vollkommener als je zuvor, aber doch noch weit von dem Ideale, dem sie nachstreben, entfernt sind.

In manchen Districten hat man noch einen auffallenden Mangel an gehörig mathematisch durchbildeten und erleuchteten Köpfen und arbeitet nur nach einer altergebrachten Praxis, die der Wissenschaft nur langsam nachschleicht. Wäre dem nicht so, wie wären sonst wohl die jährlich wiederkehrenden Unglücksfälle in den Marschgegenden möglich?

Jener ganz perfecte, bis auf den letzten Zoll richtig proportionirte Deich ist eine noch jenseits unserer jetzigen Küsten liegende Linie, der wir uns zwar alle Jahrhunderte bedeutend nähern, die wir aber doch nie ganz erreichen werden.

Will man sich das, was ich über die Entstehung, Ausbildung und allmälige Eindeichung der Marschen sagte, unter einem Bilde denken, so kann man sich die Sache etwa so vorstellen, wie es in der nachfolgenden Figur zu ersehen ist.



A ist die Meerz, B B sind zwei Meerzhalbinseln, a a a die strahlenförmigen auslaufenden Linien der ersten Communicationzwege, b b b die parallel mit der Meerz gehenden Schlußbeiche.

Diese Linien geben, so zu sagen, das Netz, welches der ganzen Marschbildung zum Grunde liegt. In einer dieser beiden Linien, entweder radial oder concentrisch, laufen alle Deiche und alle Wege in der Marsch. In diesen Richtungen haben sich die neuen angeschwemmten Landzschollen selbst angelegt.

Um nun hier mit der Marschbildung, soweit ich sie erkannt habe, abzuschließen, will ich noch ein Mal auf die sogenannte hohe Marsch zurüdzkommen und bemerken, daß man bei diesem Ausdrucke nicht etwa an einen bedeutend höheren Marschrücken denken darf.

Siren solchen Rücken, wie es etwa die hohen Rücken der Dünen oder der Sandbänke sind, konnte die See aus den feinen Anschütlungen nicht bilden; denn diese feinen Schlicktheile konnten nicht, wie die Sandkörner und Steine, in hochgehenden Wellen auf einem Fleck hoch zusammengeschleudert werden. Sie konnten nur aus dem ruhigen Wasser niederfallen, während die Sandkörner und Steinchen als schwere Körperchen schon aus der obersten Spitze hoch aufschlagender Wellen niederfielen, und während Sandbänke und Dünen sogar höher gebracht werden konnten, als diese Wellen gingen, fielen die feinen Schlicktheile immer mit jenen Wellen wieder zurück. Die Marsch konnte daher allerhöchstens nur so weit aufsteigen, als die äußerste, ruhig überschwemmende Fluth emporstieg.

Selbst die allerhöchsten Marschen konnten daher immer noch einmal überschwemmt werden, während mit dem Sande die Wellen sich einen so hohen Damm empor schleudern konnten, daß sie ihn nun nicht mehr zu übersteigen vermögen.

Wenn man daher von „hoher Marsch“ spricht, so meint man damit eine solche Marsch, die höher gelegen ist als diejenigen, welche sogar noch mehr oder weniger unter dem Niveau des höchsten Wasserstandes liegen. Daß diese tiefste Marsch sich dicht an der Seeft, die hohe dagegen in einiger Entfernung von derselben befindet; suchte ich dadurch deutlich zu machen, daß ich an die erhöhten trockenen Flußufer erinnerte, die man an jedem, selbst dem kleinsten Flüsschen bemerken kann.

Ich will hier auch noch zu fernerer Verdeut-

ichtung der Sache an die Mündungen der Flüsse erinnern, die bekanntlich da, wo sie mit der See zusammentreffen, Untiefen und Barren haben, während sie dann auf ein Mal weiter einwärts außerordentlich tief werden.

Auch in den Alpen sieht man vor jedem Thale eine kleine hohe Barre, über welche die Flüsse in Cascaden herabfallen, liegen, während weiter binnenwärts die Thäler sich vertiefen und erweitern. Alle diese Erscheinungen erklären sich aus derselben Ursache, nämlich daraus, daß die Gewässer das meiste Material in der Nähe ihrer Gränze fallen lassen, — das Meer ebenso wie die Ströme und die Bergflüsse.

Uebrigens scheint es mir klar, daß es nicht nur eine hohe Marsch geben muß, sondern mehrere hohe Marschen oder vielmehr, so zu sagen, hohe Marschringe. Denn wird das Wasser von dem neuerrichteten Deiche nun eben so zurückgewiesen, wie vorher von dem Getzkuser, so wird es wiederum sein Hauptmaterial in einiger Entfernung niederlegen und daselbst Inseln bilden, welche durch tiefere Arme von dem Deiche geschieden sind.

Wachsen diese Inseln der continentalen Marsch zu, so wird wieder eine zweite hohe Marsch weiter draußen und eine tiefe Marsch in der Nähe des alten Binnenbeichs liegen.

Sa, ich sollte meinen, es müßte jeder einzelne Koog oder Volder in der Nähe des Meeres höher sein und sich nach innen zu abflachen, so wie man ja auch an Sandbänken sieht, daß sie in drei- oder vierfachen Reihen oder Ringen am Ufer hinglehen.

Wenn man also vom Meere aus eine Linie gerade



durch die Marsch direct nach der Seeft hinzöge, so müßte diese Linie, dünkt mich, etwa ein Nivellement zeigen, wie es die bestehende Figur erschen läßt, in der A die Seeft, BB Durchschnitte einzelner Röße oder Polder, aa die hohen Marschen, bb die niedrigen Marschen darstellen.

Man sieht aus allem Vorigen, wie außerordentlich historisch die Marsch ist, wie daselbst jeder Schritt, jeder Fleck, so zu sagen, pure Geschichte ist, wie das ganze Land mit seinen Bewohnern und durch sie sich gestaltet hat.

Die Seeft- und die Gebirgsbewohner haben ein schon fertiges Land nur eingenommen; bei den Marschbewohnern aber haben sich der Staat, ihre Institutionen, ihre Sitten und Kenntnisse sich mit ihrem Vaterlande zugleich ausgebildet und ausgebehnt.

Sie sind wahrhaftige Söhne ihres Vaterlandes, das sie sich schufen und das sie wieder erzeugte. Dieß und kein anderes ist das Land ihrer Väter. Mit ihm bestehen sie, mit ihm gehen sie unter. Man begreift, warum sie es lieben.

Die Gebirgsbewohner könnten nur etwas Aehnliches von sich rühmen, wenn sie schon damals, als noch alle vulcanischen Kräfte so in Arbeit waren, wie in den Marschen die

neptunischen es noch jetzt sind, auf einzelne abgekühlte Puncte der glühenden und flüssigen Masse sich niedergelassen hätten, wenn sie mit der fortgesetzten Abkühlung dieser Puncte sich mehr und mehr ausgebreitet und zu Zeiten bei dem Hervorbrechen neuer Gluthmassen aus den Eingeweiden der Erde mit jenen abgekühlten Inseln ihren Untergang gefunden hätten, wenn sie, so wie sich ein Lavaström von Neuem erhoben hätte, künstliche Veranstellungen erdormen hätten, ihn unschädlich zu machen, ihn abzufühlen, ihn aufzustauen oder abzdämmen und zu bebauen, wenn sie bei dem Aufsteigen der Felsen und Gebirge mit diesen sich erhoben hätten, und wenn dann, nachdem die Masse wieder zur Ruhe gekommen, über den mit den Gebeinen ihrer Väter gefüllten Schluchten die wenigen Uebriggebliebenen sich wieder versammelt hätten, um von Neuem Anbau, Dörfer und Cultur auszubreiten.

Die Marschbewohner, ein Urvolk, sind wahre Autochthonen ihres Landes; die Schwelzer und die Tyroler sind nur Eindringlinge. Das Land wurde ohne ihr Zutun das, was es ist, und sie haben keinen Theil an seiner Gestaltung.

Es ist nicht möglich, auch nur Etwas in das Verständniß der politischen Geschichte der Marschleute einzubringen, wenn man nichts von der physikalischen Geschichte ihres Landes, die mit jener zusammenhängt wie der Leib mit dem Geiste, weiß.

Auch in der ganzen politischen Eintheilung des Landes in Kirchspiele und Rode erkennt man noch die physikalische Bildung desselben. Denn alle Theile des

Landes fallen gewöhnlich mit ehemaligen Naturgränzen zusammen und sind meistens früher getrennt gewesene, jetzt verwachsene Inseln.

Aus allem Gesagten wird man sich auch leicht den ganzen moralischen Charakter der Marschvölker, ich meine der Flamländer, Holländer, Friesen und Niedersachsen, erklären können, — ihre Tugenden, — den großen Ernst, der ihnen durch das Bewußtsein stets drohender Gefahr eingeimpft wurde, ihre Religiosität, da die Gerichte Gottes stets über ihrem Haupte schweben, ihre Energie und Ausdauer, die sie in dem beständigen Kampfe mit den Elementen üben, ihren Reichthum und ihre philosophische Haltung und Fassung, da sie Gelegenheit genug haben, Verluste zu verschmerzen, ihren Freiheitsinn, da sie den Boden, den sie mit Mühe errangen, mehr als die Seeleute den ihrigen ihr eigen nennen, ihre biedere Geradheit und Offenheit, die immer eine Folge des Freiheitsinnes ist, ihre Intelligenz, weil sich nirgends Kenntnisse besser bezahlt machen als bei ihnen, — aber auch ihre Mängel und Fehler — ihren Stolz, dem sie sich zuweilen in Bezug auf ihre rühmendwerthen Unternehmungen überlassen und der eine Folge ihres Reichthums ist, ihr Phlegma, in welches ihre philosophische Haltung und ihre Ausdauer zuweilen umschlägt, ihren Prosaismus, ihre geringe Empfänglichkeit für Poesie und die schönen Künste, da ihr schmuckloses, nebeliges, windiges und regnerisches Vaterland wenige, von Schönheitsinn bildende und reizende Formen bietet, und da die Kräfte der Intelligenz allein in Anspruch genommen und geweckt werden, ihre Lust zum Rechnen, Rechnen, Strei-

ten und Processiren, da die mathematischen Wissenschaften bei ihnen die Hauptsache sind und sie sich einem höchst complicirten Rechtszustande bewegen.

Ich habe bei alten Marschbewohnern bemerkt, daß sie Leute von sehr einfachem, schlichtem Wesen sind, die wenig versprechen und viel halten. Man wird aus dem Vorigen wohl so viel ersehen haben, daß sie dies von ihrem Marschlaute entlehrt haben. Denn die Marsch ist ebenfalls wie ein wenig versprechender, aber viel gewöhnlicher Mann. Sie scheint so leicht verständlich, sie scheint nichts zu sein, als eine flatte grüne Wiese, und doch giebt jeder Schritt in ihr so viel zu denken. Ihre Wurzeln sind ungeschlichte Stosshängel, und doch lohnen sie die Mühe, die sich ein Forscher bei ihnen mit Nachgraben giebt, mit reichlicher Auskunst und mancherlei Nachweis. Ihre Weiche sind eiförmige Erdbäume, und doch bietet ihre Kritik dem scharfsinnigsten Witze Trost. Statt maderischer Ruinen hat man nur Dichtprose und Wasser-tümpel, Löcher, Kolke und Wehlen im Lande, aber an jedes dieser Gegenstände knüpft sich eine Geschichte oder eine Sage an.

Durch diese ganze Kette historischer Marschmonumente trauten wir zweispännig hindurch und kamen endlich in dem Dertchen Ebdelsh auf dem anmuthigen Marschhofe eines uns befreundeten Kirchspielvogtes zum Mittagessen an. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich diese acht ködlichen und wohlhabenden Wohnstie der Marschloute anspornen.

Ich besah mir Alles genau, will mich aber auf's

Beschreiben nicht einlassen, weil man die Eigenthümlichkeit der Hausuhren, Stühle und Zimmersinrichtungen, der Bänke, Gräben, Gärten schneller mit dem Auge erkennen, als mit der Feder schildern kann.

Das Essen war so, wie die Wohnung ausah, gut, selbst, einfach, und noch Eliche fühlten wir uns geküßt, unsere Reise nach dem Moore, das unser heutiges Ziel war, fortzusetzen.

Es hieß dieß Moor „das hohe Moor“ und war sind von denjenigen, von welchen man in der Marsch sagt, daß sie aus fremden Ländern herbeigekommen aufgeschwemmte Moore sind. Solche Moore kommen in allen Marschgegenden vor. Man erkennt sie daran, daß der fette Marschboden sich meistens unter ihnen befindet.

Dieser Marschboden unter ihnen, der ganz dieselbe fette, schwere, dicke Kleeerde ist, wie der andere Marschboden, und der also offenbar aus dem Meere niederschlug, beweist deutlich genug, daß jene Moore später auf ihren Fleck hingekommen sein müssen, als die Marschbildung stattfand.

Auf dem überall flachen und ebenen Marschboden wachsen nirgends Moosstängel, welche im Moor hängen könnten. Die Moore können nur in versumpften Thälern und Löhern oder Reflexen der Geest entstehen. Folglich können diese Marschmoore nicht da auf der Marsch, wo sie liegen, sich gebildet haben, sondern sie müssen anderwärts gekommen sein.

Hier wäre nun allerlei denkbar, entweder, daß diese Moore von benachbarten Geestmooren auf die Marsch

herabfloßen, oder daß sie aus fremden Ländern herbeigeführt wurden. Beides ist möglich.

Auf die erste Idee kam ich zunächst, wenn ich von Mooren, die auf der Marsch liegen, hörte. Ich dachte dabei an die irischen Moore, bei denen es zuweilen geschehen ist, daß ein durch üppigen Pflanzenwuchs hochaufgetriebenes Moor seinen trockenen und zusammenhaltenden Rand endlich von innen aus durchbrach und sich, wie die sogenannten Rothlawinen in den Alpen, über wolte fruchtbare Hügel hinwürzte. Ich dachte mir nun, wie es möglich wäre, daß sie sich wohl auch auf dem Geestmoore so hoch aufstreben könnten, bis sie durch ein Geestthal in die Marsch hinüberfloßen, sich darauf verbreiteten und, einige Confluenz gewinnend, kaum 8 oder 10 Fuß über den Marschen emporständen, wie diese aufgesetzten Moore es thun. Ich kann mir denken, daß dies an mehreren Orten der Marsch vorgekommen ist, obgleich ich nicht davon gehört habe, daß man irgendwo einen solchen Fall erlitte.

Hat dieses Ergießen von Geestmoränen nicht stattgefunden, so bleibt dann von einem solchen, auf der Marsch hoch aufliegenden Moore nichts Anderes zu vermuthen übrig, als daß es in einem andern Lande abgerissen und bei einer großen Fluth auf die Marsch hingeschwemmt worden sei, was auch die Marschleute, welche bei allen diesen Mooren auf ein fernes Land hindeuten, gewöhnlich von solchen Mooren anzunehmen scheinen.

Diese Hypothese hat im Ganzen auch keine Schwier-

rigelten, denn allerdings sind diese Moore in der Regel ein Gewebe von so leichten Pflanzenfasern und Stoffen, daß sie wohl eine Zeit lang auf dem Wasser schwimmen können. Auch ist ihr Pflanzengewebe meistens so dicht, daß sich wohl ganze große Stücke solcher Moore auf dem Wasser zu erhalten vermögen.

Wir haben dafür sowohl historische Zeugnisse aus der Vergangenheit, als auch unverwerfliche Beweise aus der Gegenwart.

Minius erzählt uns von einem „miraculum“ Germaniens, welches darin bestand, daß ganze, mit Bäumen bewachsene Inseln „aussosae fluctibus aut propulsae flatibus“ der römischen Flotte aus den Weser- und Elbemündungen entgegenschwammen.

Dies sind wahrscheinlich mit Bäumen bewachsene Moorstücke gewesen. Ferner wissen wir auch nachzuweisen, wie in unserer Zeit, selbst noch im Jahre 1756, die Fluthen ganze Moorstücke aufgehoben und mit den darauf befindlichen Häusern und Viehheerden an eine andere Stelle transportirt haben.

Noch in diesem Augenblicke giebt es in mehreren Moor Gegenden, z. B. im Bremischen, sogenannte schwimmende Moore, d. h. große Moorstriche, die, wenn das Wasser niedrig ist, auf dem Sande, der unter ihnen ausgebreitet ist, ruhen, während sie bei hohem Stande des Wassers, wo dasselbe zwischen Sand und Moor eindringt, in die Höhe gehoben werden und auf dem Wasser schwimmen.

Auf diesen Mooren liegen Häuser, ja ganze Dörfer,

welche jährlich diese Bewegung und Entlung sammt der Grund- und Oberseite, auf der sie ruhen, mitmachen. Sie steigen zur Frühlinge bei hohem Wasser 6, 8, ja 10 Fuß hoch und lassen sich im Sommer, wenn es trocken ist, mit ihrem Moore wieder auf den Sand nieder. Ich war selbst in mehren solchen schwimmenden Dörfern.

Diese ausgemachten Dinge also, sagt ich, beweisen deutlich, daß es möglich ist, daß große Moorströcke von der See losgerissen, wie Eisschollen auf dem Wasser schwimmen, und von ihnen verführt werden können.

Auch die Frage, woher solche Moore gekommen seien, kann keine große Schwierigkeit machen. Die großen Ueberschwellungen in Islandlande könnten wohl solche schwimmende ausgedehnte Moorströcke anküßeln lassen und endlich bei einer sehr bedeutenden Wasserhöhe plötzlich losreißen und in die See hinausführen, welche sie dann an einem entfernten Punkte auf den Marschufeln stranden lassen möchte.

Die Marschen selbst und sogar die Batten in der See haben zum Theil eine Unterlage von Moorhöben. Das Meer könnte also auch aus den Marschen und sogar aus seinem eigenen Unterboden Moorströcke herauswählen und sie an's Ufer werfen. Doch möchten diese in der Regel nur sehr kleine Stücke sein.

Es giebt aber sehr große auf der Marsch liegende Moorströcke, die zuweilen mehre Stunden im Anfange haben, und von denen die Leute meistens behaupten, daß sie über's Meer aus Island über Schottland gekommen seien. Unter den Stücken, welche

ſie dafür anführen, ſcheint der hauptſächlichſte der zu ſein, daß faſt in allen dieſen Mooren die Bäume, welche ſie unter ſich niederbrückten, indem ſie auf das Land wie Eiſchollen hinaufgeſchoben wurden, von Nordweſten nach Südöſten gerichtet liegen.

Da es in Nordweſten nun keine anderen Länder giebt, als Schottland und Island, ſo machen ſie daraus ihren Schluß. Auch erzählte man mir hie und da, daß in dieſen Mooren beim Graben ganz fremdartig geſtaltete Werkzeuge und Ackergeräthe, Wagen und dergleichen gefunden worden ſeien, wie man ſie in dieſigen Landen gar nicht kenne und vielleicht nie gekannt habe.

Da indeß die Ackergeräthe auch in den benachbarten Landſtrichen ſehr variiren, und da ſelbſt dieſenigen Moore, welche die Elbe, die Weſer oder Ems herunter kamen und in die See gingen, wieder gewöhnlich mit einem Nordweſtwinde, dem hier herrſchenden und ſtärkſten Winde, an die Küſte zurückgeſchlagen werden mußten, ſo beweiſen jene Umſtände für Island und Schottland eben nicht viel.

Das „hohe Moor“, welches uns jetzt vorliegt, hat nach dem, was die kundigen Inländer darüber melden, indem ſie dabei auf die ganze Geſtaltung der Gegend hinweiſen, noch das Beſondere, daß es zwiſchen zwei Märſchen in einen Waſſerarm eingekleilt wurde und rechts und links auf den Märſchen aufliegt. Die ganze Umgegend des Moors, aus deren Geſtaltung man dieß ſchließt, nimmt ſich nämlich etwa ſo aus wie nachfolgende Abbildung.



C ist die Oeest, F das Meer, B ein kleiner See, der sogenannte Kudensee, und a a sind kleine Oeestflüsse, die in diesen See hinablaufen. A ist das Meer, das auf der Gränze zwischen den beiden Marschen D und

B liegt. D ist ein Theil von Dithmarschen und E ein Theil der großen Wisflermarsch.

Diese beiden Marschtheile waren ehemals, wie alle Marschen, Inseln und in der Richtung der Linie x und y durch einen großen, breiten Wasserarm von einander getrennt.

In diesen Wasserarm wurde nun bei einer großen Fluth das Moor A hineingetrieben und legte sich zu beiden Seiten auf die Marschen D und E nieder, wo es fest wuchs, und von wo es keine spätere Fluth wieder wegzubringen im Stande war. Der die beiden Marschen trennende Arm wurde auf diese Weise verkopft. Die Fluth schlug vorn, vergebens Einlaß fordernd, an die hohen Wände des Moores, das wie ein natürlicher Deich schützte, an. Hinter diesem Deiche stauten sich nun die kleinen Seeßgewässer in dem See B auf, der sich allmählig einen kleinen Ausweg neben dem Moore hin bahnte.

Ich sage, so denken sich die Leute hier die Ereignisse, ich glaube, sie haben ganz Recht.

Früher ist dieses Moor sehr viel größer gewesen, aber auch jetzt hat es noch zwei Stunden im Umfang. Sowohl von den Wellen als von den Menschen ist an seiner Verkleinerung gearbeitet worden, und die letzteren haben es oft grausam zersplittert.

Ganz besonders war dieß noch vor 100 Jahren, in den großen Fluthzeiten von 1717, der Fall, wo diese Küstengegenden 3 Jahre lang Meeresboden waren, und wo es schien, als würde man sie gar nicht wieder einbecken können.

Damals machte das Wasser so heftige Ueberschläge ins Moor, daß sehr viele Städte zertrümmert und weit und breit in der Marsch verschleudert wurden, wo sie wie gestrandete Leuchtbüchse liegen blieben.

Wir hatten sich auf dem Rande des Moores mehre Leute angebaut, und diese wurden mit sammt ihren Häusern auf den von unten und zu den Seiten gelassen Moorstrüden stundenweit forttransportirt.

Auch unter der Hand des Menschen schmolz das Moor zusammen. Denn natürlich gruben die nach Wynumatertal begierigen Marschleute von beiden Seiten ins Moor hinein, um Torf zu gewinnen. Ebenso waren jene kleinen losgerissenen Inseln längst wieder weggegraben und zu Asche vermandelt.

Es hat sich ein Dorf längs dem Moore gebildet, dessen Häuser und Aecker zum Theil schon auf dem durch das Abgraben entblößten Lande liegen. Die Häuser dieses Dorfs waren mit einer Baumart umgeben, die ich vorher nirgends in der Marsch gesehen hatte, die aber gleich überall, wo nur etwas Torfmoor sich zeigt, erscheint, mit der Birke nämlich, die in der Torferde besser gedeiht als irgend ein anderer Baum. Ueberall sahen wir Birkengruppen und Birkenalleen, die zum Rande des Moores führten.

Einer der Moorbauern war so gefällig, uns zum Moor zu begleiten und uns darauf herum zu führen. Er sagte, es ginge ein Gränzgraben mitten durch das Moor, der das Gebiet der Loefsteher aus Dithmarschen und dorer aus der Wittermarsch scheide.

Die einzelnen reichen Besitzer, die wiederum ihren Distrikt im Moore abgetheilt haben, gehen den Untergrund an andere Besitzer im Voraus weg, unter der Bedingung, daß sie ihnen den Torf heranschaffen helfen und die vielen Wege, welche des Torftransportes wegen in das Moor hineinführen, unterhalten.

Der Grund unter dem Moore ist hier nicht viel werth. An den Ranten, die jetzt weggegraben sind, mag er indess viel besser gewesen sein, was man Alles bei einigem Nachdenken aus dem Umstande sich leicht wird erklären können, daß das Moor in einen noch nicht verschütteten Wasserarm einbrang und auf den Seiten sich auf die Marsch lehnte. Auch selbst wenn gute Erde unter dem Moore wäre, so würde sie doch wohl durch das lange Aufliegen desselben etwas verdorben worden sein, und ohnehin läßt sich vor Torf nicht so leicht weggraben. Kurz, die armen Leute bekommen nach dem Weggraben des Torfs einen sehr dürftigen torflosen Boden, in den sie etwas Hafer und Buchweizen säen können.

Ich habe übrigens bei anderen solchen Mooren auch wohl von Häken gehört, wo durch alte, lange bestehende Verträge Capitalisten den Capitalbedürftigen den Unterboden schon im Voraus abgekauft haben und ihn in Besitz nehmen, sobald der Torf weggegraben ist.

Das Moor ragte im Ganzen vielleicht 6—7 Fuß über die Marsch hervor. Man konnte überall bequem auf ihn herangehen. Es war aber eine weiche nach-

gebende Masse, auf der man wie auf lauter Schwamm trat. Diese obere Schicht sah hellbraun aus, ging etwa 3—4 Fuß tief und bestand, wenn man sie näher besah, aus einer ungeheuren Menge kleiner verblähter und halb vermoderter Blättern, Knospen, Stängel und Stiele von Moos und Goldröhren.

Diese obere Schicht ist kaum zu etwas nütze und gibt im Ofen nicht einmal so viel Asche wie Strohfeuer. Danach kam, wie wir an den abgegrabenen Wänden deutlich sehen konnten, eine 5—6 Fuß tiefe, feuchte, dicke und schwarze Torfmoosschicht, welche den besten Torf gibt. Sie war fett und schmierig anzufühlen, und die Pflanzentheile, aus denen sie bestand, waren völlig zersetzt, aufgelöst und in eine einige Masse amalgamirt.

Nach dieser Schicht hätte nun eigentlich der seltene Aloi folgen sollen, und unter einigen aufgesetzten Mooren folgt er auch in der That, wie ich bereits sagte; hier kam aber gleich jene berühmte, in allen Marschen so oft und überall mit demselben Namen genannte Schilf- und Blätterschicht, der sogenannte „Darg“ (hier spricht man „Dort“, anderwärts auch „Derrig“).

Dieser Darg ist wohl die werthwürdigste und am weitesten verbreitete Masse in den Niederungen an der Elbe, der Weser, der Ems bis nach Holland hin.

Es ist ein leichter, schwammiger, faseriger und ganz unnützer Stoff, der aus lauter Blättern von Schilf besteht; auch findet man noch die Röhren des Schilfs ganz wohl erhalten darin, so daß man Pfeifen daraus schneiden könnte. Ich muß gestehen, daß ich mich allerdings

nicht wenig verwunderte und mich sogar etwas ungläubig zeigte, als man mir zum ersten Male sagte, daß die weißen Marschen auf enorm großen Ablagerungen von Blättern ruhten.

Mit Begierde und dem größten Interesse nahm ich daher etwas von der feuchten Masse, die einer der Bauern aus dem Graben holte, in die Hand und wickelte mit Sorgfalt die länglichen Schilfblätter daraus hervor, die, obwohl schon vor Jahrtausenden verschüttet, doch jetzt noch einen Schimmer von grüner Farbe hatten, noch ganz schlaff und schwach waren und ihre Fasern deutlich erkennen ließen. Auch brachten wir ein kleines Rohrstück aus dem Schwanze hervor.

So ein wohlerhaltenes diluvianisches Blattstück setzt allerdings noch mehr in Verwunderung als ein in den Steinhöhlenhöhlen halb versteinertes Blatt, denn es sieht frappant so aus, als wäre es erst im vorigen Herbst abgefallen.

Es sind ohne Zweifel die Ueberreste der Schilfwaldungen, welche die Uferniederungen und Flußarme bedeckten und erfüllten, ehe eine Marschbildung stattfand. Als die letztere anfing, wurden diese Schilfmassen von den Schichten des Kieles bedeckt und darunter begraben. Wo sie hier und da strichweise tiefer liegen oder höher aufgeschichtet sind, mögen sich Stromarme befunden haben, in denen das Schilf längere Zeit wuchs und die erst später von der fetten Marscherde zugebedeckt wurden.

Ich sage, man findet diese Schilfblätterschicht, diesen Darg, durchweg unter allen Marschen, jedoch häufiger und

ist größeren Ausdehnungen unter Wasserflächen. Unter dem an der See liegenden Marschen steht er zu Zeiten. Es ist wohl, scheint es mir, nicht nöthig, daß alle diese Blatterschichten an den Stellen, wo sie liegen, auch gewachsen sind. Man kann sich ja leicht vorstellen, daß große Blättermassen von den Wellen an verschiedenen Orten aufgesammelt, zusammen weggeführt und an verschiedenen Stellen, wie jene Moorflüß, niedergelegt wurden.

Man soll zuweilen auch andere Blättermassen von Bäumen verschiedener Gattung unter dem Boden des Marsch verstreut finden. Ich weiß zwar nicht genau, ob dies wahr ist, weil ich die Sache selbst nicht mit Händen gegriffen habe. Inbeß könnte ich wohl glauben, daß dies möglich wäre. Man müßte sich wohl wundern, daß das Meer aus die Blätter, wie sie es wohl öfters manchmal am Mississippi thut, den seit Jahrhunderten der von Wäldern aufgehäuften Blättermoor zu Zeiten aufgedeckt und weggeschwemmt hätte.

Wie sich auf der Oberfläche des Wassers diese Blätter zu Bleichen gefellt, so setzen sich dann vermuthlich diese Blättermassen zu großen Blätterflecken zusammen. Sie schwammen eine Zeit lang auf dem 'Wasser' herum, straubeten endlich auf einer Untiefe an den Ufern und wurden später mit Marschschlamm bedeckt und befestigt.

Auch Torfmoorschichten finden sich unter dem Marschboden und zwar noch häufiger, als sie ihm aufgesetzt erscheinen.

Diese unterirdischen Torfschichten müssen ebenfalls

bedeckt, mit großen zusammengetriebenen Baum-, Torf- und Blätterinseln. Jahre lang bot es vielleicht einen solchen wüßren Anblick dar, bis allmählig alle diese Dinge sich wieder verloren, indem entweder die Bäume und der Torf mit Wasser ganz geschwungenet wurden und auf den Boden des Meeres hinabsanken, oder indem sie hier und da auf die Untiefen und Matten an der Küste hinaufgetrieben wurden und da den Unterboden der Marschen konstruirten.

Hier und da schob das Meer eine Schicht über die andere, eine Moorschicht über die Blatterschicht oder eine Baumstammenschicht unter eine Moorschicht. Hier und da bedeckte es auch wohl solche Schichten mit einer Lage aufgeführten Sandes zu und überzog hinterdrein, als es mehr zur Ruhe gekommen war, Alles mit Marschschlamm.

Nur wenn man solche plötzlich und gewaltfam wirkende Thätigkeiten der See annimmt, erklärt es sich auch einigermaßen, daß man alle jene Stoffe, aus denen der Unterboden der Marsch besteht, in Particen und Schichten gesondert findet. Wäre hier Alles so richtig schließend und schlemmend zugangen wie jetzt, so wüßte man ja Alles, Schilf und Moor und Blätter und Baumstämme, ziemlich gleichmäßig durcheinander gemischt finden, — ein wenig Schilf aus dem Flusse, ein wenig Sand vom Meere dazwischen geschlagen, ein paar Schilfblätter darunter gemischt, hier und da einen verstreuten Baumstamm, u. s. w. Ich sage, einigermaßen erklärt es sich, denn manches Räthsel bleibt noch allerdings bebei.

Doch ich will mich mit Feigen nicht zu weit ver-
 überen, sondern mich an die Hauptsache halten, und nun
 zum Schluß die Geologie der Marschen kurz zusam-
 menzufassen.

Obenauf liegt in allen Marschen eine mehr oder
 weniger fruchtbare, productive, zumellen sehr unergiebige,
 feste, aus dem Wasser niedergeschlagene Erde, fast überall
 Klei genannt.

Unter diesem bläulichen, thonartigen, lehmigen, mit ve-
 getabilischen und animalischen Stoffen vermischten Klei, der
 etwa ein bis drei Fuß tief liegt, kommt gleich eine dünne
 Schicht sehr unfruchtbarer, meistens bräunlicher oder röth-
 licher harter Erde von etwa einem Fuß Dicke, welche
 man in den meisten Marschgegenden, sowohl an der
 Ober- als an der End, „Knik“ oder auch „Eder“ nennt,
 und welche zu nichts gut ist, weder zum Acker-, noch zum
 Feldbau. Die diese schlechte Knikerde entstanen und was
 die Ursache ihrer Entstehung sein mag, darüber kann ich
 nichts mittheilen. Doch, ich wiederhole es, sie findet sich
 wunderbarer Weise fast in allen Marschen.

Unter dem Knik oder Eder kommt alldann
 gewöhnlich wieder eine meistens sehr mächtige, drei
 bis sieben Fuß dicke Kiefschicht, d. i. diejenige gute Erde,
 welche die Marschbewohner durch das oben beschriebene
 Winterfloien oder Wühlen oder Wädden zu Jotten auf die
 Oberfläche bringen. Diese fruchtbare Kiefschicht endigt
 unten ebenfalls in einer wieder guten und wenig fruchtbaren
 Erdschicht, welche dem Knik ähnlich zu sein scheint. In
 dieser Kiefschicht, sowie überhaupt an allem diesen und

von Wasser niederschlagenen Ari, wußte ich nichts Bunterbares als seine Zusammenfügung aus einer zahllosen Menge ganz feiner, dünner Schichten oder Blätter, die eine Folge seiner Niederschlagung aus unzähligen Flüssen sind.

Es ist natürlich, daß man diese feine Schichtung nicht überall mehr erkennt; zunächst nicht an dem Gewölbe oben, das man schon seit Jahrhunderten mit dem Pfluge und der Egge zerwühlt hat, und wo alle Schichtschichten der Flüsse übereinander geworfen worden sind. Ferner kommen diese Schichten auch dann nicht zum Vorschein, wenn der Schmelz sich etwa in einem ruhigen Bassen unter dem Wasser bildet, wo eine mehr oder weniger perpendiculäre Schichtniederschlagung stattfinden mußte und wo der Schmelz unten beständig in einem weichen, aufgelöseten, halbflüssigen Zustande blieb. Da aber, wo eine etwas hervorstechende Bank täglich zwei Mal von der Fluth überlaufen wurde und täglich zweimal abtropfte, mußten sich die zarten Schichtschichten wie Papierbogen übereinander legen, und da erkennt man sie denn auch an jedem Spaten voll Erde. Wenn man ein solches Substrat vorsichtig mit einem scharfen Messer in Würfelchen zerschneidet, diesen Würfel trocknet und ihn mit hot's Hammer zerschmettert, so kann man ihn denn, an der Zusammenfügung dieses Substrats eben so wie an der Construction einer Pflanzenfaser mikroskopische Untersuchungen anstellen, fast wie ein Bluth abblättern und die Blätter zählen, die zur feiner Bildung erforderlich waren. Natürlich bemerken Stürmfluthen, Landgerüstungen, anhaltende Niederschlagszeiten u. s. w. mancher Unregelmäßigkeiten in dieser Schichtung

Unter dem letzten Klet kommt dann in den meisten Fällen jene wunderbare Schicht, der „Darg,“ und dieser Darg endlich liegt auf der fünften Schicht, dem Sande, welcher vermuthlich den Ufoboden der Marschbildung vorstellt. Dieser Sand ist ohne Ausnahme unter allen Marschen ausgebreitet. Natürlich findet man auch in diesen verschiedenen Marschschichten mancherlei Gegenstände vergraben, welche man noch jetzt aus dem Meere auf die Oberfläche der Watten ausgeworfen sieht, z. B. Bernstein, Wallfischknochen u. s. w.

Ich sagte, daß sich zuweilen noch Torfmoor- und Sandschichten zwischen die anderen einklemmen. Zuweilen fehlt auch der Darg sowohl, als die mittlere Kletschicht, und der Sand kommt dann gleich unter der Ackerkrume vor. In zuweilen bricht der Sand sogar durch alle Schichten hindurch und ragt oben hinaus, was man Alles begreifen wird, wenn man bedenkt, daß das sandige Terrain, auf dem die Marschen niederschlugen, anschwemmen, anschläten oder stückweise strandeten und wie Eischiffen über einander gemauert wurden, ein hoher wellenförmig gebildeter Sandboden war, mit Vertiefungen und Erhöhungen, mit Strömen und Thälern, wie die Watten es noch jetzt sind.

Der Sand ist unter den Marschen, wahrscheinlich wohl durch ihn viele Gewässer abfließen, sehr oft halbfestig, nichts desto weniger aber faßt der Marschgeognost festen Fuß in diesem Sande. Er ist froh, wenn er ihn erreicht hat, denn er hat alsdann die bestimmt gezogene Gränze und Basis seiner Untersuchung erreicht. Hier

zwischen der unteren Sandbedeckung und der oberen Sandbedeckung, liegt das leicht absehbare Gebiet seiner Unersenklichkeit.

Der Sand und Alles, was darunter ist, geht den Marschgeognosten nichts weiter an. Dies ist Sache des Geest-Geognosten, der, nicht so glücklich wie jener, mit seinen Forschungen in eine unergründliche Tiefe bohren muß. Die Bohrschicht des Marschgeognosten ist höchstens 20 bis 30 Fuß mächtig und doch schon so voll von Röhren. Wie viele Fuß ist des Geest-Geognosten Rinde dick? Und schwindelt ihm nicht der Kopf bei der Unergründbarkeit seiner Aufgabe?

Unser Moorbauer behauptete, man hätte in dem hohen Moore einen Wagen gefunden, der mit Eisen beschlagen gewesen sei. Auch seien alle Bäume, die man aus dem Moore hervorgegraben habe, parallel mit einander nach Südosten gerichtet gewesen. Der Mann sagte ferner, wenn man das Moor oben weggegraben hätte, so quelle der unten liegende Darg in die Höhe; dieser Stoff muß also eine nicht geringe Elasticität und Comprimirbarkeit besitzen. Ganz gräbt man das Moor nie weg, weil das Land sonst zu niedrig werden und wie ein Loch voll Wasser laufen würde. Es traten überall mehre kleine braune Gewässer unter dem Moore hervor.

Von hier führen wir nun wieder westwärts dem äußersten Mündungspuncte der Elbe, dem Hafen-Strandhüttel, zu. Unterwegs besahen wir einige Marschhöfe, unter anderen einen, der „Josenburg“ hieß. Der ernste, kräftige, achtungsgebietende Besitzer dieses Hofes, ein früher

dießmarfcher Landmann, ſah ungefähr ſo aus, wie ich mir die Schläter und die „Rathgewone“ der alten „Kernie“ dachte. Solche Marſchhöfe muß man ſehen, da gibt keine Verſchreibung. Die Obermlichkeit des Ganzen, die ſolide, respectable, einfach geſchmackvolle, ſaubere, ja prächtige Einrichtung, die doch bei dem Allen in nichts eine läppiſche Nachahmung des ſtädtiſchen Luxus verräth, deſto mehr vollkommen ländlich iſt, übertrifft Alles, was man der Art in der Schweiz oder in einigen andern wohlhabenden Gegenden Deutschlands ſieht.

Höfliches findet man nur noch in den andern Marſchländern. — Ich konnte nichts thun, als bedauern; daß ich nicht auf einem ſolchen Marſchhofe geboren und erzogen ward und zum Eigenthümer deſſelben hergewartet hätte ich ein Daguerreotyp bei mir gehabt, ſo hätte ich gleich Alles daguerreotypirt, um den Leſer die Sache einigermaßen mitzutheilen zu laſſen.

Die Josenburg iſt ganz außerordentlich in ihrer Art, doch bemerkte ich im Voraus, daß im Allgemeinen die Dießmarſchen nicht die Anmuth haben, wie die weiter aufwärts an der Elbe liegenden Marſchen, ſowie auch ihre Einwohner nicht ſo wohlhabend ſind, die Marſchhöfe und Dörfer nicht ſo anſprechend, reinlich und ſchön erſehen, und der Boden nicht den hohen Grad der Fruchtbarkeit beſitzt, wie es dort der Fall iſt.

Am Abend kamen wir in dem freundlichen Orte Brunsbüttel an, welches in dieſer Gegend der Elbe den Mündungshafen des Stromes vorſtellt und auf dem rechten Ufer ungefähr dieſelbe Stelle ſpielt, oder nur

zu spielen prädestinirt, wie das ihrer häufig gegenwärtigen große Curhaven auf dem linken Ufer.

Die Brunsbüttler behaupten, daß die Bucht ihrer Stadt für das Anlanden von Schiffen noch weit bequemer sei als die vor Mische von Curhaven, und daß ihre Det daher eigentlich zum Curhaven der Elbe gemacht zu werden verdiene. In gewisser Beziehung ist er auch wichtiger als Curhaven; denn er hat weit mehr selbstständigen Handel als jener.

Woll sehr nützlich von der Ostküste von Holstein drei bis vier Meilen weit große Matten hinüberstreifen, die von großen Schiffen umgeleitet und selbst von Kleinern mittels der Wattkröme nur mit Unbequemlichkeiten paßirt werden können, so giebt es gar keine bedeutenden Seehäfen auf der Westküste von Holstein, und selbst noch der Überwindung gelangt man nur schwer. Dabei ist denn Brunsbüttel, das ohne alles Vorland in der Nähe der größten Tiefen der Elbe liegt, der einzige Punkt, wodurch das westliche Holstein an offenes Wasser reicht. Es ist daher der Haupthafen dieser Gegend, und von hier aus werden auch selbst noch weiter nach Norden die Hamburgischen Waaren gehlet.

Auch darin gleicht Brunsbüttel seinem Neben Curhaven, daß es ebenso wie dieses eines derjenigen Punkte ist, wo die Flotte mit den Engländern im ärgsten Kampfe liegen. Die letzteren attackirten hier das Ufer mehr als anderswo, und der Mensch vertheidigt sich daher hier wie dort ebenso mit größeren Anstrengungen gegen dieselben.

Curhaven im Westen ist als eine wahre Wasserfestung befehligt, und Brunsbüttel im Osten ist es ebenso:

Der Wellungsschlag großer Stromschnellen sind immer Punkte, welche die größten Schwierigkeiten schaffen. Denn der Kampf der Wellenschnungen mit der Ordnung des Flusses ist hier am größten. Bei der Breite des Stromes sind die Wellen noch belanthe so hoch wie auf der See und wüthet zerstörender, weil sie gegen den Fluß anwollen, und hieurdurch ein Rängen entsteht, das schätzbare Wirkungen für das Land hat.

Die Woge ist heftiger und schneller, weil sie sich mit dem Strom in derselben Richtung vereinigt, und ihre Geschwindigkeit also verdoppelt wird. Weiter aufwärts an den Flüssen hat man wenigstens nicht so große Wellen zu bekämpfen, und weiter abwärts an der ganz offenen Meereshöhe kennt man wenigstens keinen Kampf der See mit dem Flusse und keine so heftigen Wogebewegungen.

Bei Brunnbützel kommt nun noch dazu, daß der Strom sich mit der Hauptmasse seiner Gewässer gerade auf diesen Punkt hinüber wälzt und ihn stärker bedrückt und angräbt, als irgend einen andern Punkt im Oben der Woge.

Die schwebenden Batten, die im Westen von Helsing vier Meilen weit hinausgehen, schmälern sich, indem sie sich nach Südosten um die Elbe herumwenden, immer mehr ab, und gerade bei Brunnbützel hören sie völlig auf, so daß das Ufer ganz schußlos gegen das Wasser ist. Wenige Hundert Fuß vom äußersten Ende des Dammes ist das Wasser gleich 60, 70, ja 80 Fuß tief, und der Strom wälzt und gräbt noch mächtig

III Zweimalige Auswanderung der Brunnböttler.

in dieser Tiefe und schritt grabend immer näher zum Ufer heran.

Er hat hier sehr große Strecken Landes mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen und ins Meer hinausgeschleudert. Schon zweimal hat er den ganzen Ort Brunnböttel mit verschlungen, und die Bewohner der Leute, welche jetzt diesem Flecken bewohnen, haben sich schon zweimal in's Innere des Landes zurückgezogen und sind vielleicht nicht sicher, daß sie nicht im 20ten oder 21ten Jahrhundert ihre jetzige Position noch einmal aufgeben und zum dritten Male zum Wanderstabe greifen müssen.

Man findet solche untergegangene Orte an den Ufern fast der ganzen Elbmarsch hin, ohne daß man indess daraus schließen könnte, daß der Fluß sich seit alten Zeiten zu verflachen und zu verbreitern bestrebt habe. Man muß sich die Sache vielmehr so denken: Ohnmal floß die Elbe in ihrem breiten Mündungsbusen in vielen Armen durch eine unzählige Menge von Inseln hindurch. Diese Inseln wurden allmählig alle von den Menschen in Besitz genommen und bebaut. Indem die Eingebung von der Geest aus vorrückte, verschlemmten und vertrockneten viele der alten Elbarms, die künstlich abgetheilt wurden.

Das Wasser sammelte sich also allmählig mehr und mehr in der Mitte in einer einzigen großen breiten Ader. Diese mußte sich nun natürlich um so mehr ausbreiten, je mehr Wasser aus den abgetheilten Armen sie in sich aufnehmen mußte. Sie schaffte sich also Raum durch Einwegspaltung einiger Inseln in der Mitte. Dies mußte so lange dauern, als kein neuer Arm mehr abgetheilt

werde. Jetzt scheint sich die Breite des Stromes mit der Quantität des darin fließenden Wassers in's Gleichgewicht gesetzt zu haben, und der Fluß ist seit hundert Jahren der Hauptfache nach zwischen seinen jetzigen Deichen geblieben.

Die Weidwälder der Brunsbüttler im Lande Sabeln und Rehdingen sind glücklicher, denn dort liegt an der ganzen Elbe hin ein Vorland, das eine Viertelmeile breit ist. Der Fluß verläuft sich allmählig und zieht sich vom Ufer zurück.

Es ist, glaube ich, nicht immer so gewesen. In uralten Zeiten soll das rechte Elbufer geschützter und das südliche angegriffener gewesen sein. Seit 300 Jahren haben die Brunsbüttler und alle die, welche mit ihnen einen Deichverband ausmachen, nun für viele Millionen Thaler Erde, Rasen, Stroh und Steine hier zusammengeschleppt und diese Materialien halb nach diesem, halb nach jenem Systeme geordnet und aufgeschuift. Sie sind halb nur vertheidigend zu Werke gegangen, halb haben sie den Fluß verfolgt, den Riesenstrom anzugreifen und ihn aus seiner bisherigen Richtung wegzubringen und herauszuwerfen. Sie haben also, so zu sagen, eine Art stillen Krieges mit den Sabelingern geführt, denen sie die Last zuschanzen wollten, die sich aber ihrerseits dagegen vertheidigt haben. Sie haben Hunderttausende verausgabt, um nutzlose Dämme, Lehmnungen oder Gärten zu errichten.

Sie hatten am Ende des vorigen Jahrhunderts bemerkt, daß solche Gärten nichts halfen, daß sie vielmehr das Uebel noch verschlimmerten; indem der Strom, gleich-

fast als mache ihn der Widerstand noch geringere, an den äußersten Spitzen oder Rippen dieser Gölter zurückgelassen, nun nur noch weiter in die Tiefe wühlte und große unansehnliche Löcher in seinen Boden riß. Sie haben daher abtrimald Tausende verausgabt, um diese Gölter wegzuschieben und herauszureißen, und dann ihre Stellen wieder in Werte anderer Art gesteckt. Man sagte mir, daß die Vertheidigung dieses Punktes dem Lande jährlich 30,000 — 40,000 Thaler koste — in 30 Jahren also eine Million!

Ich sollte am anderen Tage sehen, zu welchem Nutzen man jetzt gegriffen, welche Werte man nun in Aussicht genommen habe. Allein leider traf die Fluth zu so unangenehmer Zeit ein, daß den ganzen Morgen über die Stromwehr tief unter Wasser stand, und da ich nicht Zeit hatte, die Ufer abzuwarten, so mußte ich mich mit der Besichtigung des Dammes begnügen.

Doch bot auch dieser, weil er auf ungewöhnliche Weise errichtet war, mir einen interessanten Anblick dar. Er war nämlich auf der Wasserseite auf einer Länge von etwa einer Stunde mit einem schmalen, etwa 12 bis 16 Fuß hohen Gürtel großer Feldsteine belegt. Obgleich dies auf den ersten Anblick nicht viel zu sagen scheint, so wird man das Werk doch außerordentlich und originell finden, wenn man Folgendes etwangs.

Die Steine waren lauter große cyclopische Blöcke von 20 — 30 Centnern Gewicht. Kleinere Steine wurden nachher nicht helfen, weil die Fluthen sie sofort wie Spielbälle weggeschleudern würden. Selbst diese großen

Steine werden oft von den Wellen aufgehoben, auf dem Deiche hin- und hergethelt und sogar nicht selten fortgeschleift, so daß immer nach großen Muthen Lücken entstehen, welche wieder auszufüllen sind. Da man die Steine nicht in der Marsch findet, so müssen sie aus der Ferne von der Seeft herbeigeführt werden, und so viele von ihnen, als zur Behebung einer Quadratrutte gehören, kommen an Ort und Stelle 40 bis 60 Mark zu stehen.

Weil die Steine als rohe Stücke keinen festen Verfaß bilden, so bringen die Gewässer jeder Welle heftig in die Fugen und Zwischenräume ein, und sie würden daher bald Löcher im Deich gesteckt haben, wenn man nicht für eine feste Unterlage sorgte, welche den Seewasser durch eine dicke Schicht von Getreidesträuchern und Misthauf gegeben wird. In der Bestimmung des Deiches hier nicht sehr steil ist, so liegen die Steine selbst mittelst ihres eigenen Gewichtes darauf fest, ohne ins Wasser hinabzurollen. Da, wo die Deiche sehr steil sind, muß man noch Pfähle zwischen den Steinen einkrammen, damit sie nicht hinabrollen.

Weil jene Unterlagen von Seebretteln und Seebalg aber bald versinken oder von den durch die Sturm so oft gehobenen und wieder abgeworfenen, hin und her geschobenen und gerüttelten Steinen bald zerstampft werden, so ist es mindestens alle 4 bis 5 Jahre nöthig; diese Unterlagen zu erneuern. In diesem Zweck müssen die innersten Schichten alle einzeln von ihrer Stelle genommen und gerückt werden. Die alte Unterlage muß man wieder

nehmen, eine neue einlagen und jeden Stein wieder an seinen Platz bringen. Es sind Hunderte von Armen dabei beschäftigt, denn jeder Stein muß mit Hebebäumen und Maschinen gehoben werden. Ich konnte nicht ohne einiges Grauen an diese gräßlich mühselige Arbeit denken, wenn ich den breiten unabhessbaren Gürtel von Steinen über sah, die auf diese Weise alle paar Jahre wie die Kinder umgestaltet werden müssen.

Eben so viele Steine sollen aber noch in dem Flusse selbst künstlich zurechtgelegt sich vorfinden. Man häuft dort an gewissen Punkten noch fortwährend Steine auf und sucht an der Stelle, wo der Fluß 70—80 Fuß tiefe Löcher gerissen und unter dem Wasser ein steiles Ufer gebildet hat, diesem weichen Ufer durch solche Steinspyramiden gleichsam eine feste Stahlspitze aufzusetzen. Man schüttet fortwährend alle Steine, deren man habhaft werden kann, dort hinein und hat auch große Massen von Steinkisten dort versenkt. Leider habe ich, wie gesagt, keine richtige Anschauung davon erhalten, wie diese Sache eigentlich ausgeführt wird.

Doch laufen am Ende alle Vorwerke vor den Deichen darauf hinaus — sei es nun durch Stößer und Schlangensteine, sei es durch Holz-, Pack-, Strauchwerke, sei es durch Steindämme, Steinkisten oder Steinspyramiden — eine Reihe von festen Punkten, gleichsam feste Vorgebirge zu bilden, an denen der Strom sich bricht. Wäre es nur ein solcher Punkt, so würde der Strom bald nachher wieder in seine alte Richtung zurückkehren. Da es aber eine Reihe von Punkten ist, so

wird der Strom, wenn er zurückfließen will, gleich von dem folgenden Punkte wieder aufgenommen und tanzt dann mit seinen Hauptarmen gleichsam an diesen Spigen wie an ihm entgegengehaltenen Lanzen vorüber.

Ich sagte oben, daß die Nord-Abinger mit den Süd-Abingern, so zu sagen, Krieg führten und beide sich gegenseitig den Strom zuzuwerten strebten. Sollte es nicht für beide Theile heilsam sein, wenn sie sich zu gemeinsamer Bändigung des zwischen ihnen liegenden Feindes vereinigten? Sollten nicht die gegenüber liegenden Flußnachbarn eben so gut wie die an derselben Seite liegenden Flußnachbarn in einen gemeinsamen Deichverband treten können? Da freilich die Dinge so eingerichtet sind, daß der Eine vom Flusse angegriffen wird, während gerade sein Nachbar davon verschont ist, so wäre ein solcher Deichverband nur im Großen denkbar. Alle an einem solchen Strome gelegenen Staaten müßten sich darüber vereinigen. Die kleinen gegenüber liegenden Provinzen kämen nie zu einer solchen Vereinigung. Sieht es nicht manche Werke und Anlagen auf der einen Seite des Flusses, welche der andern Seite zum Schaden gereichen? Und könnte der gegenseitige Schaden nicht geringer gemacht werden, wenn man in einem solchen Verbands alle Werke richtig combinirte?

Mein freundlicher Begleiter machte mir manche Bemerkungen über Obes und Fluth, die mich, weil ich sie zu meiner Beschämung zum ersten Male hörte, in Verwunderung setzten, mich aber entzückten, weil sie mich schmeicheln ließen, wie vielseitig auch diese scheinbar so ein-

fachen Phänomene des Steigens und Fallens des Wassers sind.

Die Ebbe, sagte er, schabete in der Regel mehr als die Fluth. Dies begriff ich ziemlich schnell, denn natürlich ist die ganze große gewaltige Wassermasse da, wo Ebbe und Fluth in einer und derselben Richtung zusammenstoßen, doppelt so schnell. Die Gerodder sind in viel reißenderem Zuge und schneiden daher auf den Seiten heftiger ein, wie eine schneller angezogene Säge. Auch worden dann alle Wasserwirbel, die gleichsam wie Bohrer auf den Boden unten einwirken, rascher umgeschwungen und machen tiefere Löcher. Alle Sägen, Messer und Bohrer, so zu sagen, dieser ganzen großen zerstörenden Maschine sind in beschleunigter Thätigkeit.

Mein Freund sagte aber auch, daß bei schönem stillen Wetter die Beschädigung viel änger sei als bei schwachen Winde. Dies klang mir sehr paradox. Aber ich dachte mir, es müßte wohl der hier gewöhnlich wehende Westwind gemeint sein, der dann der Ebbe entgegenbläst, sie hemmt, ihre Sägen aufhält und den Umschwung ihrer Bohrer durchkreuzt und etwas stört, während bei gutem ruhigen Wetter Alles in der ungestörtesten Thätigkeit ist.

Ueberhaupt fürchtet man die auf der Oberfläche tobenden Wellen bei Wettern nicht so sehr, als die unten ungesehen waltende, nagende, freßende und untergrabende Wirkung des in viele einander kreuzende und heftigende Wasserfläden gestoppten Stromes.

Die hohen Wellen spritzen, donnern und werfen Schaum über den Damm, aber jene unten waltende

Kräfte graben den Deich mit der Wurzel heraus. Dieß ist ganz in der Ordnung und den Sprüchworten: „viel Geschrei und wenig Wolle“ — „stille Wasser sind tief“ u. s. w. ganz gemäß.

Die Elbe ist hier über eine Meile breit, und der Anblick dieses mächtigen, stets mit Schiffen geschmückten Stromes daher prächtig. Ich weiß nicht, was ich vorziehen soll, ob das imposante Mündungsstück eines großen Stromes, oder die Aussicht auf die freie See. Der Strom scheint viel mehr titanische Persönlichkeit zu haben als das Meer. Man überflieht doch einen Theil dieses Riesen. Sein Eilen in's Meer hinab giebt ihm das Ansehen, als verfolgte er einen Zweck. Das Meer selbst liegt dagegen so unübersehbar, so zwecklos da. Das Meer schaukelt auf und ab in ewigem Einerlei. Der Fluß hat vielfache Abwechslung, krümmt sich, sammelt sich, staut nach, fließt weiter, langsamer, schneller. Das Meer läßt sich nur von den Göttern begreifen. Die Flüsse liegen unserm menschlichen Geiste näher.

Wilstermarsch.

Als ich von Brunsbüttel in Begleitung eines Hamburger Kaufmanns, der sich an mich angeschlossen, meine Reise die Elbe hinauf nach Osten fortsetzte, hatte ich überflüssige Gelegenheit, das wunderbare, obwohl alltägliche meteorologische Phänomen zu beobachten, bei welchem eine unzählige Menge zerstückt geformter und von mannichfaltigen Lichtern umstrahlter Luftblasen, gleich einer eben so großen Menge Luftballons im leuchtenden Aether schwebend, von den Lüften emporgetragen wird, bis sie an verschiedenen Punkten, von elektrischen Attractionskräften, die eine Menge kleiner Wirbel in der Masse jener Ballons hervorbringen, getrieben, sich an einander häufeln und so einen kurzen Augenblick wie eine kleine Luftballonstraube im Raume hängen, und bis dann alle die Globen, deren Wände aus Wasser gebildet sind, zerplatzen und zu einer runden oder vielmehr birnförmig gestalteten, krystallartig leuchtenden Flüssigkeitsmasse zusammenschmelzen, die gleich einem Meteorsteine bald perpendicular, bald unter sehr verschiedenen spitzen oder stumpfen Winkeln, vom Himmel auf die Oberfläche des

Ergebnis herabschwirrt, und die man in der Umgangssprache des gemeinen Lebens — Mogen nennt.

Für ein solches Phänomen sind weder die offenen Karthagen, noch die fetten Schlammwege der Marschen gut vorbereitet, und der Marschreißluft worden dann weiche Hemmschuhe angelegt.

Die Wege waren bald ziemlich glitschrig. Selbst in Beziehung auf die Wege kommt das Geil hier in der Marsch, wie ich vermuthe, aus dem Westen, aus Holland. In Holland hat man zuerst und schon seit lange die Ziegelstein- oder Klinker-Schuffereen in den Marschen ausgeführt. In den östlichen Friesenländern hat man sie längst nachgeahmt. Seit einem halben Jahrzehent hat man die Anlage solcher Schuffereen schon in den oldenburgischen Marschen stellenweise versucht, und hier, noch weiter im Osten, in Nordalbingien redet man jetzt wenigstens in den Zeitungen davon, daß man sie auch hier nachahmen sollte. So sieht man überall, daß der wahre Schwerpunkt dieser Länder im Westen, in Holland, liegt, und wollte man genauer nachspüren, so würde sich wohl zeigen, daß alle Marscherfindungen mehr oder weniger diese Wanderung von Westen nach Osten gemacht haben, so wie man für alle bergmännischen Erfindungen das Erzgebirge als Centralpunct ansehen kann, von dem sie ausstrahlen und durch die Gebirgszüge sich weiter nach Norden, Osten, Westen und Süden verbreiten.

Ein Zweig des Wegebauwesens hat sich hier in diesen holsteinischen Marschen in neuerer Zeit schon ziemlich vollkommen ausgebildet, nämlich der der Fußwege, Schul-

und Kirchenfolge. Bei uns ist dieser Begabungsgrad wenig berücksichtigt, weil die Fußgänger bei uns im Ganzen sich ihre kleinen schmalen Wege und Wege über die Berge selbst ausdenken und diese unarten Wege sich ziemlich von selbst conserviren.

Nach dem, was ich hier und da über den Zustand der Marschoberfläche gesagt habe, kann man sich denken, daß hier gar nicht an eine Selbstbildung und Selbstconservirung der Fußwege zu denken ist. In der That sind die Marschen mitunter in einem solchen Zustande, daß geradezu Alles flodert und flüßig steht und die Leute sich wie Frösche in ihre Höhlen, ich meine in ihre häßlichen Häuser, vertrießen müssen.

Die Frauen können dann nicht zur Kirche, die Kinder nicht zur Schule gehen, und die Männer müssen, wenn sie ganz nothwendige Gänge haben, auf Stelzen forthumpeln. Wie weit es mit der Wegelosigkeit zuweilen geht, mag man baraus schließen, daß manche Dorfschaften sich zu Zeiten vereinigt haben, um eine Nothcapelle in ihrer Nähe zu bauen und einen sogenannten Predicanten mit besonderem Gehalt in dieser Capelle anzustellen, damit sie auch dann des Gottesdienstes nicht ganz ermangeln möchten, wenn es unmöglich wäre, auf dem sumpfigen Wege bis zur rechten Kirche vorzubringen.

Seit 20 bis 30 Jahren ist dieß anders geworden, und ich fand jetzt das ganze Land von einer Menge schmaler, hübscher, fester Fußwege durchkreuzt. Den Hauptimpuls zu dieser Wegereform soll die Verbesserung

des Schulmeisters gegeben haben. Denn die allgemeine erwachte Lust an Bildung und Kenntnissen, an Fortschritt und Aufklärung bewog die Leute, auch für die Schulkinder Aufstengungen zu machen. Meistens hat man die Wege nur mit Aufführung von Sand' versehen, den man von den Matten oder von der Gerst herholte, hoch auführte, jährlich nachschüttete und durch diese Weiden zu beiden Seiten trocken legte, so daß die Fußwege hier überall wie kleine Dämme aussehen. Sie und da könnte man auch sagen, die Fußgänger liefen hier auf dem Rücken von Mauern hin, denn die Fußwege sind an manchen Orten, z. B. in Holland, von Ziegelsteinen gemauert.

In der Richtung von Osten oder Südosten, in welcher ich nun fuhr, kommt man zu einer Reihe kleiner Marschländer, welche, von Dithmarschen her, folgende sind: die Wilster-Marsch, die Krempser-Marsch, die Haselborfer Marschen, dann ein sich dazwischen teilendes Stück Gerst bei Blankenese in Altona und endlich hinter Hamburg die Vierländer-Marsch.

Dies ist eine Reihe so warmen Ländchen, wie sie nur selten in der Welt vorkommt. Es sind dies nur sogenannte Flußmarschen, die nirgends mehr an die See gelangen, und die sich in vielen wesentlichen Punkten von den Seemarschen unterscheiden. Man begreift leicht, daß diese Flußmarschen, die gar keine Seeflutung mit Fluthen zu bekämpfen haben, ein ganz anderes Dithmarschen besitzen als die Seemarschen.

Da sie der kühle Anhauch der See nicht mehr erreichen, so haben sie auch ein ganz anderes Klima, ganz

andere Producte, und schon auf der Oberfläche verkünden sie sich dem Reisenden durch ihre fremdartige Physiognomie: als andersgeartete Länder. Auch der Charakter ihrer Bewohner und die moralische und politische Verfassung dieser Landstriche ist in Folge dessen ganz anders bedingt.

Die Flußmarschen sind im Ganzen dichter bevölkert als die Seemarschen und haben mehr Garten- und Ackerbau, während jene mehr Viehzucht besitzen. Das kahle Ansehen der Seemarschen hört hier im inneren Busen des Landes völlig auf. Alles ist schön belaubt mit Bäumen mannigfacher Art. Obstgärten wechseln mit Wiesen und Aekern anmuthig ab, und so geht es crescendo bis nach Hamburg.

In der Wisflermarsch ist noch viel Fettgräsung und Mästung des Viehes. Näher nach der großen Stadt Hamburg zu kommt mehr Milch- und Butterwirtschaft und nimmt der Obstbau zu, und endlich am Schluß im Osten bieten die hübschen Vierländerinnen ihre Rosen und anderen Blumen dar. Dieß deutet stufenweise fortschreitende Verfeinerung der Marschen.

In politischer und moralischer Beziehung findet ebenfalls eine Abstufung statt. Nahe an der Meeresküste im freien Anhauche des Weststurmes finden sich die freiesten Marschverfassungen, — zuerst am Rande die hoch- und überprivilegirten Rode, dann die sehr freien und republicanischen Verfassungen der Meereshalbinseln Eiderstedt und Dithmarschen. Die zunächst daran stehenden Marschen, die Wisfler- und die Krempen-Marsch haben freilich auch noch ihre besonderen liberalen Com-

munalverfassungen, die den erstgenannten ähneln, jedoch nicht mehr so bedeutende Privilegien geben. Danach kommen als dritte Gradation die Gafelbüfset Marschen, wo der Bauer adelig, d. h. nicht fiedler Grundbesitzer, sondern Meier eines Edelmannes ist, obwohl der freie Marschgeft sich auch hier noch nicht ganz verkennen läßt, da diese adeligen Marschbauern doch von seher viel ungenirtter waren als die adeligen Geseftbauern. Man nennt daher die besagten Marschen auch „adelige Marschen.“

Die besagten Flußmarschen bilden auf dem rechten Ufer einen schönen Landstrich von etwa 20 Stunden Länge und 2 bis 3 Stunden Breite. Man muß aber ihre Widards auf der Südseite der Elbe, die hantverrischen Marschen, gleich mit in das Gebiet der Bergleichung ziehen.

Auch hier ist ein etwa 20 Stunden langer und 2 — 3 Stunden breiter Marschstrich. Das Urgeestufer im Norden ist von dem hohen Geseftufer im Süden etwa 6 Stunden entfernt. Sonst war dieß ein 6 Stunden breiter Meerbusen.

Es ist wunderbar, wie der Strom sich hier im Gantzen genommen so ziemlich gerade in der Mitte im Gleichgewicht gehalten und zu beiden Seite seine Marschgaben gleichmäßig vertheilt hat, da man doch sonst fast ohne Ausnahme bemerkt, wie die Ströme immer auf ein hohes Ufer besonders hindrängen, und daher mit einer Niederung auf der einen Seite fast immer ein schroffes Ufer auf der anderen correspondirt.

Wahrscheinlich ist hier ein Verdienst der Menschen, die von beiden hohen Oestusen aus mit gleichen Kräften gleichmächtig ihre Marschen und Deiche in den Strom hinausschoben und ihn hier in der Mitte zwischen sich hielten.

Von der Mündung der Elbe an ist die sächsische Reihe der sächsischen Elbmarschländer diese: zuerst an der Spitze das Land Habeln, dann das Land Rehlingen und endlich das „alte Land“.

Auch bei diesen Marschen kann man ähnliche Abstufungen erkennen wie bei den Nordmarschen, sowohl in Beziehung auf moralische als auf klimatische Verhältnisse. Das Land Habeln correspondirt mit Dithmarschen. Es erhielt seine Unabhängigkeit fast so lange wie dieses und ist noch jetzt als Seemarsch beinahe in eben so hohem Grade wie früher privilegiert und frei zu nennen. Die Binnen-Flusmarschen stehen wie die Oestgegenden unter Heuatern, obwohl sie doch wieder eine durch viele Eigenheiten charakterisirte und von den Oest-Sannoveranern mancherseits verschiedene Beschaffenung haben. Das Land Rehlingen correspondirt mit der Wisler- und Kromper-Marsch, und das mit Obstgärten, Aisch- und Aepfelbörfern besetzte alte Land mit den gegenüberliegenden Gafelborfer Marschen. Ganz ähnlich abgestufte Marschreihen könnte man an der Weser in dem Lande Wursten, Buntjadingen, Stedingen und den Bremischen Marschen bezeichnen.

Als es sich von Nachbarn von selbst versteht, so haben die Wislerer und Dithmarscher von jeher keine gute Freundschaft mit einander gehalten; und sie sprechen

nach jetzt mit einiger Bitterkeit von einander, — die zwischen Wiltfener von den Dithmarschern mit etwas Aufgeblasenheit, die freien und körnigeren Dithmarscher von jenen mit einigem Hohne.

Auch diese Rivalität findet man jenseits der Elbe wieder, wo die Kehbinger mit den Gabelern ganz in demselben Verhältnis stehen. Zwischen den Ländern beider, der Dithmarscher und Wiltfener, welche hier mit dem allgemeinen Namen der Holsteiner oder „Holsten“ genannt werden, zieht sich ein See, ein Moor und dann ein Graben hin, der „Holstengraben“ genannt. Dieser Graben hat manche Streitigkeiten und Bänkereien zwischen den beiden kleinen Nationen mit angesehen.

Der erste Ort, den wir in der Wiltfenermarsch erreichten, war St. Margarethen, ein hübscher, langer, freundlicher Marktflecken, der sich längs des hohen Deichs hinreckt. Die Häuser, eine Reihe von schönen großen Marschhöfen, liegen zum Theil in der Marsch, und zwar dicht hinter dem Deiche, in welchem Falle dann gewöhnlich eine hölzerne Brücke von dem oberen Stockwerke des Hauses auf den Deich hinausführt. Zum Theil erheben sie sich auf dem Deiche selbst. Dies sollte wohl nicht sein, aber es ist ein alter Mißbrauch, der einmal eingerissen ist, und den man nur mit einem Aufwande von vielen Millionen beseitigen könnte, wenn man etwa alle auf dem Deiche liegenden Häuser anderwärts hin versetzen wollte.

Ich besah das Innere von einigen dieser charmannten Wohnungen, die mir wieder lebhaft ins Gedächtniß zurück-

stehen; was ich in Holland oder in den Wesermarschen schon früher gesehen und bewundert hatte. Man ist hier in einem zweiten kleinen Holland. Die Gräben um die Häuser sind nach der Schnur gezogen und reinlich gehalten. Wo zwischen dem Steinpflaster kein Gras wachsen soll, da wächst es nicht, und wo es auf dem Rasen wachsen soll, da steht es dicht und wohlgepflegt. Die Häuser sind innerhalb der Gräben von hübschen Blumengärten umgeben.

Ueber die Gräben führen in den Garten und zum Hofe des Hauses zierliche, mit hellen Delfarben angestrichene Brücken. Neben diesen Brücken auf einem eigenen Gestell hängen in geordneter Reihe die Milchnapfe, die man im Graben auswäscht und hier stets lüften läßt. Die Häuser selbst sind groß, geräumig, mit stets blinkenden, nie zer Schlagenen, nie mit Papier verklebten Fenstern geziert.

Daß hier holländische Colonisten den Ton angegeben haben, erkennt man sofort an hundert kleinen Jagen, — zuerst an den Frauen, die vor den Fenstern sitzen, und von denen sich die eine eben ihre thönerne Pfeife stopft, die andere sie eben ausklopft und die dritte sie gerade lustig schmaucht, indem sie die Rauchwölkchen zierlich über die Leinwand, an der sie fleißig ndht, hingiehn läßt, — dann in den Zimmern an jener himmelblauen Delfarbe, womit die Walle häufig angestrichen sind und die ich überall da gefunden habe, wo die Hauseinrichtung von Holländern herstammte, wobei es sich nicht übel macht, daß die Kanten oder Abschnitte der Walle, welche die Decke des Zimmers tragen, zum Theil ver-

goldet sind, — ferner an den blanken Fliesen, welche gewöhnlich die Wände des Zimmers zieren, — und endlich an den hohen Mithableitern, die man hier — nicht so in Dithmarschen — auf allen Dächern findet, und deren ich auf den verschiedenen Abtheilungen eines Bauernhofes oft ein halbes Duzend zählte.

In zwei Häusern, in die man mich führte, bemerkte ich in der Wohnstube einen kleinen, rund herum mit Glas versehenen Ausbau, vor auf die Hausflur wie ein Balcon hervortrat. Man sagte mir, man nenne dieß das „Fenstercaff“, und es sei dazu vorhanden, damit der Hausherr zuweilen hineintreten und sein ganzes Haus und das Treiben des Gesindes von da aus übersehen könne.

Alle Häuser sind mit den anmuthigsten Blumen- gärten umgeben, die sich noch weiter hinauf in den Vier- landen in wahre Blumen- und Rosengefilde erweitern.

In diesem interessanten, von mehreren Armen ver- über durchzogenen Ländchen war ich früher schon einmal und sammelte dort über die Pflege und den Handel mit den blühenden Rosen, die gleichsam alle Marktschäftig- ungen nach Osten zu abschließen und lieblich krönen, einige Notizen, die ich hier mittheilen will, weil sie, so zu sagen, die Krone und den Schluß des Marktswooges, der sich hier entfaltet, bilden.

Man hat dort mehre Arten von Rosen, deren Blätter, wie es scheint, zu verschiedenen Provenzen gehören. Zuerst giebt es Provinz- und Moosrosen. Von diesen binden die hübschen Vierländerinnen einige in ihre Blumen- bouquets, welche sie den reichen Hamburgern auf den Stra-

ben anbieten. Die andern Rosen aber blättern sie meistens ab und verschicken die Blätter frisch nach Hamburg. Dort werden sie eingesalzen und wahrscheinlich zum Verfertigen des Rosenwassers benutzt. Diese Blätter werden antwortweise verkauft, und der Centner kostet 6 bis 6 Thaler oder etwas mehr oder weniger.

Eine andere Art von Rosen nennt man „Knosp-Rosen“ (Knospentosen). Diese werden nicht wie jene erst geerntet, wenn die Blume schon völlig aufgeblüht ist; man schneidet vielmehr die Knospen in dem Augenblicke ab, wo sie im Begriffe sind, aufzuspringen. Stiel, Kelch und Basis der Knospe werden herausgeschoben und die kleinen Blätterstübe dann an der Sonne getrocknet. Diese getrockneten Rosenknospen werden pfundweise verkauft, das Pfund meistens zu 3 bis 4 Mark; ja, wenn die Rosen schlecht gerathen sind, giebt man zuweilen wehre Thaler für's Pfund, wegen in sehr späten Rosenzahren der Preis bis auf 12 oder 10 Schilling herabsinkt. Diese getrockneten Rosenblätter werden in blechernen Büchsen fest verpackt, in denen man sie lange aufbewahren kann, und sie sollen meistens nach England gehen. So wie es Rommischer giebt, so giebt es auch Rosenknospentwucherer, welche ihre Blätter in den Büchsen so lange aufbewahren, bis einmal eine Theuerung entsteht, wo sie sie dann zu hohen Preisen losspüngen.

Das man in England mit diesen Rosenblättern macht, habe ich bei den Wierländern nicht erfahren können. Vielleicht sind es die mit andern wohlkühnenden

Arbeiten vermischten Ofenschlitz, mit welchen man best die schönen Gefäße füllt, wie in den Corticonen, Waplingen und einigen andern Handelsorten des Reiches aufgestellt sind, um Wohlgeruch zu verbreiten.

Wenn der Sommer gut ist, so ist die Ofenperiode im Juli beendet, und im August beginnt der Handel damit. Meistens ist dies nur eine Beschäftigung der Armen in den Dörfern, die hinter den Dörfern wohnen und da ihre Güter mit Ofenbrennen füllen.

Der Haupterwerb des Landes besteht aber nicht in den Ofen, sondern in dem Weizen. Man kann daher die Ofenbauern und die Weizenbauern unterscheiden. Diese beiden auch selbst die weichen Weizenbauern immer etwas Ofenbau als Nebenerwerbweig. Es gibt Bauern, die jährlich wohl 200 bis 300 Pfund getrocknete Ofenschlitz erzielen.

Wie die vielen höchsten Gewinnen und Ansichten, welche die annehmlichen Markthändler gewöhnen, wiederholen sich hundertmal am Tage. Auch waren die Ansichten in's Land hinaus nicht minder annehmlich. Uebervoll zeigte sich Danksagen und Gruppierungen von Kindern und Gefährten und geschiedendurch Gemalgenwörter. In der Fernen sahen wir die Hauptstadt der Marsch, die Stadt Wiffen, Hagan, deren wichtige Thore aus zahlreichen Gärten und Gärten hervorblickten. Im Frühling, wenn hier Alles in blühender Fülle grünt und blüht, soll das Land einen ganz bezaubernden Anblick gewähren.

Dafür ist denn auch die Provinz weit und weit nach Osten hinaus berühmt. Die Konventionen Mar-

sehen, die Galtinsel übersteht und dann die Wälder-
marsch werden immer als die reichsten Marschen hier
im Norden bezehnet. Aber der letzteren gebührt doch
die Krone. Und man hört überall die Leute im Norden
von dem Luxus der hiesigen Bauern, von ihrem Gold-
und Perlenschmuck, von den gefüllten „Silberschöpfen“,
die man in jedem Hause finde, berichten und aufzählen.
Ein Prediger, der hier functionirte, erzählte mir, er
habe einmal bei einem reichen Wälder-Marschbauern
Kindtaufe gehabt, wobei über 40 Personen zugegen ge-
wesen wäre. Den Kaffee habe man aus einem neuen Silber-
service getrunken. Als man aber zur Chocolate gekommen
habe der Bauer wieder ein anderes Silberservice aus
dem Silberschaffe hervorgehoben, und beim Thee ein
beites, weil es sich nach dem Begriffe dieser Leute
nicht hübsch ausgenommen haben würde, wenn das schon
gebrauchte Silber aufgewaschen worden und noch ein
Mal vor den Gästen erschienen wären. Auch habe der
Wälder. express für diese Taufe ein eigenes Tafelbeden von
Silber anfertigen lassen.

Die Stadt Wälder liegt mitten in der Marsch und
ganz am linken Ufer des kleinen Wälderflusses, der mit
dem Meer in die See mündet.

Der Boden ist zum unfer sehr niedrig, und die Stadt
ist daher auf einer hohen künstlichen Wallt erhebt, aber
weilwahr auf zwei Burten, die an beiden Seiten des
Flusses liegen. Die Marschhändler nennen diese beiden
Burt „eine Doppelwallt.“

Auf der Mitte der einen Wallt soll die Kirche und

Die gegenüber auf der Mitte der anderen das Rathhaus der Stadt liegen. Beide Burden sind durch Brücken verbunden. Natürlich hat sich diese große merkwürdige Stadt, die weit und breit in den Marschen zu den interessantesten gehört, sich erst allmählig mit der Stadt selbst gebildet und weit ausgebreitet.

Rund herum sahen wir kleine Windmühlen zum Auspumpen des Wassers aus den Feldgräben eifrig sich bewegen, eben so wie man dies in den niedrigen Woldern von Holland sieht. Diese Mühlen, deren ich in Holland viele besah, holen das Wasser meistens mittels einer Archimedischen Schraube aus dem tiefen Rande hervor.

Diese Schraube liegt mit dem einen Ende schräg in dem Graben, dessen Wasserquantität man vermindern will. Das andere Ende ruhet über dem Ende eines hölzernen Canals, in den die Schraube das Wasser anschiebet, und durch den es dann hinauskommt.

Die Schraube dreht sich in einem weiten hölzernen schrägen Kasten und steht durch eine nicht sehr complicirte Maschinwerke mit den Windmühlenflügeln im Zusammenhang, welche sie in Bewegung setzen.

Je schneller diese Flügel sich herumschwingen, desto größer ist die Wassermenge, welche die Schraube herausschleudert.

Diese von den Holländern hier eingeführte Vorrichtung ist in der Wilhelmsch nöthig geworden, weil ein großer Theil derselben tiefer liegt als der Spiegel der Elbe und daher keine natürliche Abwässerung dahin statt haben kann. Es ist dies namentlich in dem Thalle des Marsch der Fall, welcher in der Nähe der Stadt liegt.

Die Marsch in der Nähe der Elbe liegt höher, und über diese muß man nur von einem Graben zum andern das Wasser hinaufschrauben.

Manches Land, das lange als Sumpf da lag, mag erst durch diese Auspumpung wahr gemacht worden sein. Mehrere Landstücke sollen aber erst in neuerer Zeit so tief gesunken und einige Theile der Marsch noch jetzt im Sinken begriffen sein.

Diese ganze Marsch steht nämlich über einer sehr schlaffen Schicht von Sand und Moor. Auch soll der darunter liegende Sand hier wässriger flüssiger und zäher fest sein als unter anderen Marschen.

Je mehr nun die Marsch oben mit Schilfen, Reusen und ähnlichen Dingen beschwert wird, desto mehr werden jene unteren Schichten comprimirt, und desto mehr sinkt das Ganze.

Auch das Auspumpen selbst soll zum Sinken beigetragen haben. Die Gräben nämlich schnitten durch die obere Erde tief in die zum Sinken leichten Schichten, auf welchen die Marsch gleichsam schwimmend ruhte, ein, und die Mühlen hielten nun immer mehr Wasser von unten herauf, verminderten also die stehende Masse unten, welche ausgetrocknet wurde, und trachten das Wasser nach oben, wo es nun viele Noth verursachte.

Es ist hing dah oben von mir angeführte Land, wo auch die Erdoberfläche unter der Last des Bodens eingesenken ist, und wo die letzteren gewöhnlich gleichmäßig unter dem Boden versinken. Man mußte sie sehr erheben, und natürlich sanken sie immer tiefer, je mehr

man Erde auführte, bis sie zuletzt irgendwo auf einer festen Erdschicht festen Fuß faßten.

Professor Lotens führt an, daß an einzelnen Stellen hier Deiche allmählig bis 60, ja bis 100 Fuß Tiefe eingefunden seien. Man bedenke bloß mühselige Deicharbeit, wo man einen Damm nach und nach bis 100 Fuß Höhe auffüllen mußte, um einen festen Grund zu gewinnen für das nun erst aus dem Boden hervorguckende Stück des Deiches.

Die Odr ist nach der Eider der bedeutendste Fluß in Pommern und gab dem Lande Stomarn (Störman-
sehen?) seinen Namen.

Wir folgten über seine breite Mündung auf einem Damm und kamen: nun in der Krieger-Marsch an, welche der Wälder-Marsch wie eine Zwillingsschwester gleicht.

In dieser Marsch, nicht weit von der Mündung der Odr, liegt Stettin, das mit Stel, Stendburg und Wittna in die erste Classe der holländischen Orte gehört. Stettin sieht sonderbar aus wie ein kleines Amsterdam. Mittlen durch die Hauptstraße geht ein Canal wie auf der Herengracht in Amsterdam. Wie dort, ist er mit Stabenhäusern besetzt, und Schiffe drängen sich in ihm bis mitten in die Stadt auf den Marktplatz. Selbst die Häuser der Bürger zu den beiden Seiten desselben haben eben so viel Holländisches, wie die Häuser der Bauern auf dem Lande in den Marschen.

Es sei mir hier bei dem Anblick der wohlgeleiteten holländischen Schiffs- und Soldaten auf's Herz, was ich schon längst

hätte bedenken sollen, nämlich, daß ich auf meiner ganzen Marsch- und Inselreise auch nicht einem einzigen Soldaten begegnet war. Die Marsch- und Seeländer sind eben — Gott sei dafür gelobt! — wohl nicht sehr Soldaten liebend. Obwohl auf Föhr länger als einen Monat lang ein König und sein Hof residierte, so war doch weder in der Nähe, noch in der Ferne eine Schiffswache zu bemerken. Ja selbst bei der neuen Koogsarbeit, wo, wie gesagt, 1500 Arbeiter einen ganzen Sommer hindurch versammelt waren, hatte man nicht einmal dafür gesorgt, ein kleines Detachement von Bagonettträgern in der Nähe zu haben. Es schien mir ordentlich, als erwachte ich aus einem Traume; und ich stierte diese Glückstädter Schiffswache mit eben so verwunderten Augen an, wie man in gewissen Kreisen von Berlin und Petersburg den Eisbrock anzustauen Gelegenheit findet.

Es ist bekannt, daß man jetzt auch hier wie in Ghusum in Begriff steht, einen neuen Hafen anzulegen. Es ist wunderbar, wie sich so etwas gleich in verschiedenen Punkten regt. Auch in Harburg auf hannoverscher Seite arbeitet man an einem neuen Hafen. Die Hamburger werden hier einige Aktien bekommen. Doch wenn sie klug sind, so werden sie einsehen, daß es ganz gut, billig und gerecht ist, daß jeder Ort die von der Natur ihm gegebenen Vortheile seiner geographischen Lage bestmöglich ausbente.

Jeder Ort, und wenn er auch wie Ghusum zwischen lauter Botten steht, muß seine Umgebung so gut als möglich zu freiem und bequemen Verkehr organisiren. Nur

warf nicht mehr gestöhnen, als natürlich ist, und nicht unnatürlich gekünstelt werden.

Ist Hamburg der natürlichste und bequemste Hauptstapelplatz des Elbhandels, so wird es nur dadurch gewonnen, wenn sich überall auf der Elbe Häfen und andere gute, die Schifffahrt und den Handel begünstigende Gelegenheiten vermehren, denn es wird dadurch ja in dem ganzen Gebiete, welches von Hamburg beherrscht wird, Handel und Verkehr vermehrt, was dem Beherrscher nur wünschenswerth sein muß. Ist aber irgendwo an der Elbe ein Punct, der besser von der Natur zum Hauptstapelplatz der Elbe ausgestattet ist, so ist es gut, wenn dieser Ort steigt, und dann liegt der Welt auch nichts daran, ob Hamburg fällt. Die Natur muß überall durchgreifen.

Hier von Glückstadt aus geht es nun an der Elbe weiter durch die adeligen Hafendorfer Marschen. Die Häufigkeit der Gärten und Dörfer steigt beständig, bis endlich der Elbweg bei Blankenese sich zwischen den Gärten, Palästen und Villen der reichen Hamburger verliert, wo dann vor der Möbel-, Säl- und Blumenpracht der Häuser selbst der Luxus der holländischen Wilscher Marschbauern verbunkelt wird.

Ich sandte in Gedanken diesen Villen und den jenseits der Hamburger Stadthürme wohnenden und rosenpflegenden Vierländerinnen meinen Gruß und übergab mich einer Glückstädter Locomotive. Denn bis hierher reichen jetzt schon die Eisenbahnen, diese herrlichen Ver-

über einer neuen Kultur, in die Schlüsselwege der Marschen hinauf.

Und wie ein Seilkünstler sich an einem Seile im Sturz von einem Baume zum andern schwingt, so schwing ich mich an dem Faden der Eisenketten in wenigen Augenblicken von dem Gefährde der trüben Herbstsee hinüber zu dem Ufer des blauen baltischen Meeres und werde da in andere Gegenden veretzt, welche mit den bisher betrachteten stark contrastiren und einen bedeutenden physikalischen Zusammenhang mit ihnen haben.

Reisewerke,

welche in der Arnoldischen Buchhandlung in
Dresden und Leipzig erschienen und in allen Buch-
handlungen zu erhalten sind.

Reisen der westlichen Schwaiz. Mit höchstigen Reisebemerkungen
über den Oberrhein, von G. L. W. S. 1808. 264 Ngr.

Wittner, Prof. Dr. J. G. Briefe aus und über Nordamerika,
oder Beiträge zu einem richtigen Kenntniß der Vereinigten
Staaten und ihrer Bewohner; besonders der deutschen Be-
völkerung in kirchlicher, sittlicher, factischer und politischer Hin-
sicht, und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung,
nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staa-
ten. 2 Bde. gr. 8. 1816. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Comarow, G. Rankett, Reiseabenteuer in Georgien, Circassien
und Rußland. Frei nach dem Englischen von Fr. Gerstäcker.
2 Bde. 8. 1816. broch. 2 Thlr.

Carne, J., Leben und Sitte im Morgenlande, auf einer Reise
von Constantinopel durch das griechische Inselmeer, Aegypten,
Syrien und Palästina geschildert. Nebst einem Anhange über
Griechenland. Aus dem Englischen übersezt von W. H.
Lindan. Wieder Theil auch unter dem besondern Titel: Reise
über Cypern und Rhodus nach Morea. Aus dem Englischen
übersezt von W. H. Lindan. 8. 1827. 26 Ngr.

— — Reise durch die Schwetz. Aus dem Englischen übersezt
von W. H. Lindan. 8. 1828. 1 Thlr.

v. Ehrenstein, G. W., Freddlinien. Erinnerungen an Süd-
deutschland und Oberitalien. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr.
10 Ngr.

Fouque, Fr. Bar. de la Motte, und Caroline de la
Motte Fouqué, Reiseerinnerungen. 2 Thle. 8. 1823.
2 Thlr. 15 Ngr.

Gemälde aus dem Planenschen Grunde bei Dresden, in Unter-
haltungen mit einem Nordländer. (Herausgegeben von R. G.
Erdmann.) 8. 1807. broch. 5 Ngr.

Gersäcker, Streif- und Jagdzüge durch die vereinigten Staaten
von Nordamerika. Mit einem Vorwort von T. v. Strome.
2 Bde. 12. broch. 1844. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Göde, Ch. A. G., England, Wales, Irland und Schottland.
Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise aus den
Jahren 1802 und 1803. 4 Thle. Zweite vermehrte und ver-
besserte Auflage. 8. 1807. Ehrb. 5 Thlr.

Gregg, Josias, Karawanenzüge durch die wesslichen Berdrieten
und Wanderungen in Nord-Russko. Nach dem Tagebuche des
Verfassers bearbeitet von M. B. Lindau. 2 Thle. Mit 2
Titelkupfern und 2 Karten. 8. 1845. broch. 2 Thlr.
15 Ngr.

Griechenland und die Griechen. Nach dem Englischen bearbeitet
von M. B. Lindau. Zweite wohlfeilere Ausgabe. 8. 1823.
broch. 11½ Ngr.

v. Guseck, B., Sogenannte. Nach ausländischen Originale.
2 Bde. 1826. 1 Thlr. 10 Ngr. (Commission.)

v. Gölferu, A., der Letzte der Semnolen. Szenen aus den
Kämpfen der Indianer Floridas gegen die Weissen, nebst Rück-
sicht auf die Zustände der Vereinigten Staaten. 12. 1826.
broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, Charles Fenew, wilde Scenen in Wald und Prarie
mit Elyzen amerikanischen Lebens. Aus dem Englischen von
Fr. Gersäcker. 2 Bde. 12. 1826. broch. 2 Thlr.

Hope, Th., Anastasios Leben und Reiseabenteuer eines Neu-
griechen. Aus dem Englischen übersetzt von M. B. Lindau.
Zweite, mit einer Einleitung vermehrte, wohlfeilere Ausgabe.
5 Theile. 8. 1828. broch. 5 Thlr.

Hubmann, J., ein Blick auf Rußland, das wirkliche, und Ruß-
land des Marquis Custine im Jahre 1809. gr. 8. 1844.
broch. 10 Ngr. (Commission.)

Kingston, W., portugiesische Saak- und Sittenbilder. Nach
dem Englischen von M. B. Lindau. 2 Theile. 8. 1846.
broch. 3 Thlr.

- Blum, Dr. C., Italia.** Erster Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. gr. 8. 1839. broch. 2 Thlr. 22½ Ngr.
- Kohl, J. C., Reisen in Südrußland.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte der Anlande des Pontus und zwei lithographirten Titelblättern. 1841. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.
- — Petersburg in Bildern und Skizzen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 3 Thele. Mit einem Grundriß von Petersburg. 12. 1846. broch. 5 Thlr.
- — die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Ratus und Bisterloben in Kur-, Liv- und Estland. Mit einer Karte der deutsch-russischen Ostseeprovinzen. 2 Titelfupfern und 6 anderen Kupfertafeln. 2 Thele. 8. 1841. broch. 5 Thlr. 15 Ngr.
- — Erwiderung auf Dr. Kruse's, kaiserlich-russischen Staatsraths und Professors an der Universität zu Dorpat, Bemerkungen über die Ostsee-Gouvernements. 8. 1842. broch. 7½ Ngr.
- — Reisen im Inneren von Rußland und Polen. Erster Theil: Moskau. Mit einem Titelfupfer und einem Plane von Moskau. 8. 1841. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.
- — deren zweiter und dritter Theil. Zweiter Theil: Die Ukraine. Kleinrußland. Nebst einem Titelfupfer, einem Plane der Wintermesse in Charkow und einer Karte von Kleinrußland. Dritter Theil: Die Bukowina, Galizien, Krakan und Mähren. Nebst einem Titelfupfer und einer Karte von der Bukowina, Galizien, Krakan und Mähren. 8. 1841. broch. 5 Thlr.
- — der Verkehr und die Anseidelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestalt der Erdoberfläche. Mit 24 Steinbrucktafeln. gr. 8. 1841. broch. 4 Thlr.
- — Reise in Böhmen und Reise von Linz nach Wien. 2 Thele. Mit Titelfupfern. 8. 1842. broch. 3 Thlr. 22½ Ngr.
- — Reise in Ungarn. Erste Abtheilung: Pesth und die mittlere Donau. Mit einem Titelfupfer und einer Karte von Ungarn. Zweite Abtheilung: Das Banat, die Bukken und der Plattensee. Mit einem Titelfupfer. 8. 1842. broch. 5 Thlr. 22½ Ngr.
- — Reise in Steiermark und im bayerischen Hochlande. Mit einem Titelfupfer. 8. 1842. broch. 2 Thlr.
- — Reisen in Irland. Mit eingedruckten Holzschnitten. 2 Thele. 8. 1843. broch. 5 Thlr. 20 Ngr.

- Kohl, J. G.**, Reisen in Schottland. Mit eingedructen Holz-
schnitten. 2 Thle. 8. 1844. broch. 3 Thlr.
- — Reisen in England und Wales. Erster Band. Mit einge-
dructen Holzschnitten. 8. 1844. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.
- — deren zweiter und dritter Band. Mit eingedructen Holz-
schnitten. 8. broch. 1844. 4 Thlr. 20 Ngr.
- — Land und Leute der britischen Inseln. Beiträge zur
Charakteristik Englands und der Engländer. Erster Band.
8. 1844. broch. 3 Thlr.
- — deren zweiter und dritter Band. 8. 1844. broch. 5 Thlr.
20 Ngr.
- Kohl, Ida, und J. G. Kohl**, englische Skizzen aus dem
Lagebüchern der Verfasser. 3 Bände. 8. broch. 1844. 4 Thlr.
20 Ngr.
- Kohl, Ida**, Paris und die Franzosen. Skizzen. 3 Thle. 8.
1846. broch. 5 Thlr.
- Leing, S.**, Reisen in Schweden und Norwegen. Nach dem
Englischen bearbeitet mit Zusätzen und Anmerkungen von
W. A. Lindau. Erster Theil: Reise in Schweden. Nebst
einem lithographirten Titelblatt. gr. 8. broch. 2 Thlr.
- — deren zweiter Theil: Reise in Norwegen. Nach dem Eng-
lischen bearbeitet mit Zusätzen, Anmerkungen und einem An-
hange: Geschichte des norwegischen Grundgesetzes von W. A.
Lindau. Mit einem lithographirten Titelblatte. gr. 8.
broch. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Leben und Sitte in Persien**. Aus dem Englischen übersezt von
W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1828. Vollst. 2 Thlr.
5 Ngr.
- Edwenstein, W. Prinz**, Ausflug von Lissabon nach Andalusien
und in den Norden von Marokko im Frühjahr 1845. Mit
einer Titelaufsicht. 12. 1846. broch. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Habel, G. (v. Martens)**, Ausfland in der neuesten Zeit. Eine
Skizze. 8. 1830. broch. 1 Thlr.
- Reisebilder aus der Levante**. Aus dem Englischen von W. A. Lindau,
mit einer Vorrede von W. A. Lindau. 8. 1828. 1 Thlr.
10 Ngr.
- Richter, L. F. W.**, Reisen zu Wasser und zu Lande, in den
Jahren 1806 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung
und zur Unterhaltung für Jedermann. Erstes Bändchen, un-
ter dem besondern Titel: Tagebuch meiner Excursie von Em-
den nach Archangel und von da zurück nach Hamburg, mit
besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der
Seelente. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1823. 1 Thlr.

- Wichter, L. G. M.,** Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1806 bis 1817. Für die reisenden Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Zwölftes Bändchen, unter dem besondern Titel: Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York nach Copenhagen. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1824. 1 Thlr.
- — deren drittes Bändchen, unter dem besondern Titel: Reise von Hamburg nach Bordeaux und über St. Louis nach Isle de France. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1824. 1 Thlr.
- — deren viertes Bändchen, unter dem besondern Titel: Reise von Randes nach den Antillen, und dann nach Schottland, England und der Insel Walcheren. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1831. 1 Thlr.
- — deren fünftes Bändchen, unter dem besondern Titel: Reise von England nach China. 8. 1824. 1 Thlr.
- — deren sechstes bis achttes Bändchen, unter dem besondern Titel: Reisen in dem Mittelmeere und in einigen der angrenzenden Länder. Erster bis dritter Theil. 8. 1826—1828. Jedes Bändchen 1 Thlr.
- — deren neuntes und zehntes Bändchen, unter dem besondern Titel: Reisen in dem Mittelmeere und in einigen der angrenzenden Länder. Viertes und fünfter Theil. 8. 1829. 2 Thlr. 5 Ngr.
- Alle 10 Bändchen im herabgesetzten Preise 7 Thlr. 15 Ngr.
- — dieselben. Dritte verbesserte und wohlfeilere Taschenausgabe. 10 Bändchen. 16. 1831. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.
- — die Wasserwelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange, zur Belehrung der reisenden Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann, auch zum Gebrauche für Seereisende und angehende Seeleute. Mit Seefarten und Abbildungen. Erster Band: Das Meer nach seinen physischen Eigenschaften, seiner Eintheilung und seinen Erzeugnissen, nebst einleitenden Bemerkungen über das Wasser im Allgemeinen. Mit einer Seefarte und 6 Tafeln Abbildungen. 8. 1836. geb. 2 Thlr.
- — deren zweiter Band: Der Bau und die Einrichtung der Schiffe, nebst geschichtlichen Bemerkungen. Mit einem Atlas von zwölf Tafeln. 8. 1837. geb. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Robert, Cyr.,** die Slaven der Türkei oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt. Aus dem Französischen übersezt, erörtert und berichtigt von Marso Fedorowitsch. 2 Thln. gr. 8. broch. 1844. 2 Thlr. 15 Ngr.

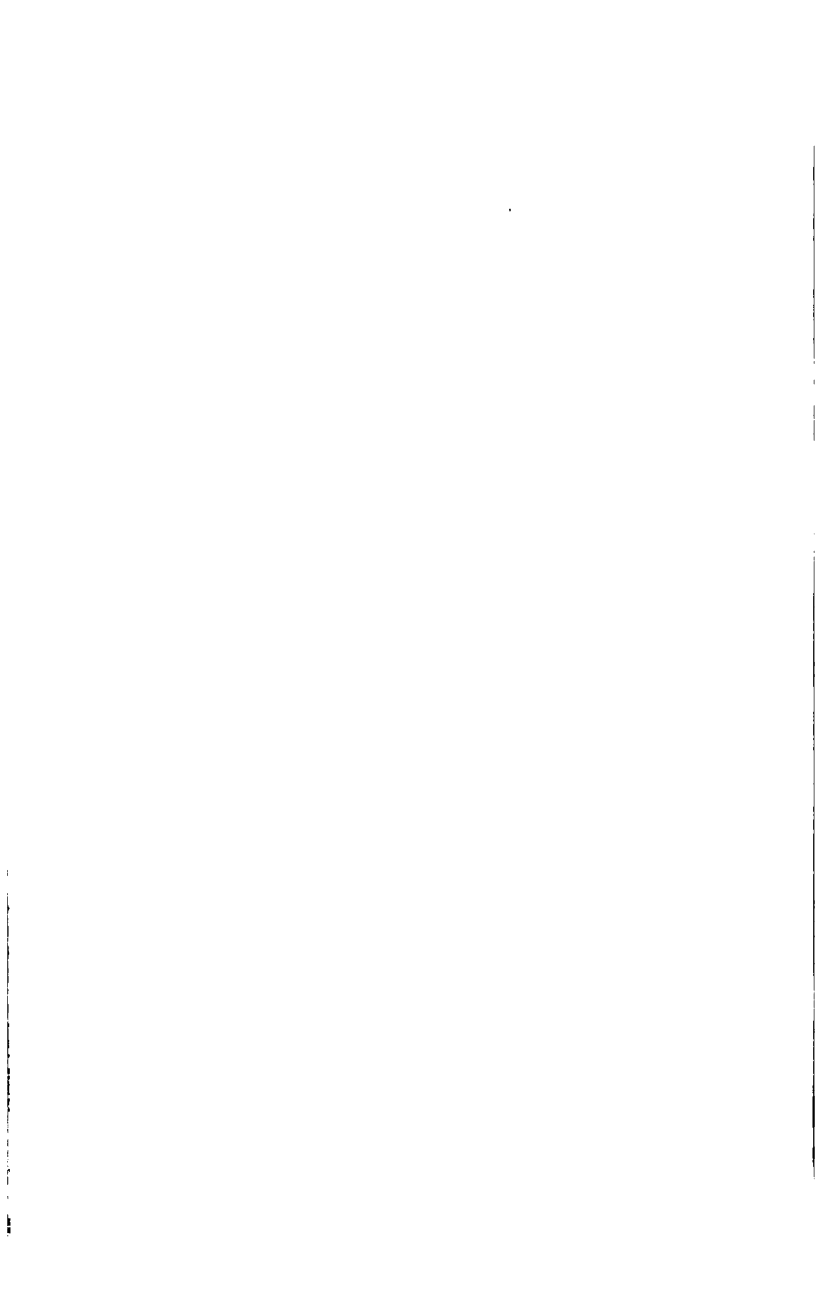
Bernes, neue empfindsame Reisen in Frankreich. (Vom Verfasser der Findlinge, K. G. Seyfried.) Neue Auflage. 2 Theile. 8. 1808. 1 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Niensteug, H., Anselmo. Ein Gemälde aus dem Leben in Rom und Neapel. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1826. 2 Thlr. 15 Ngr.

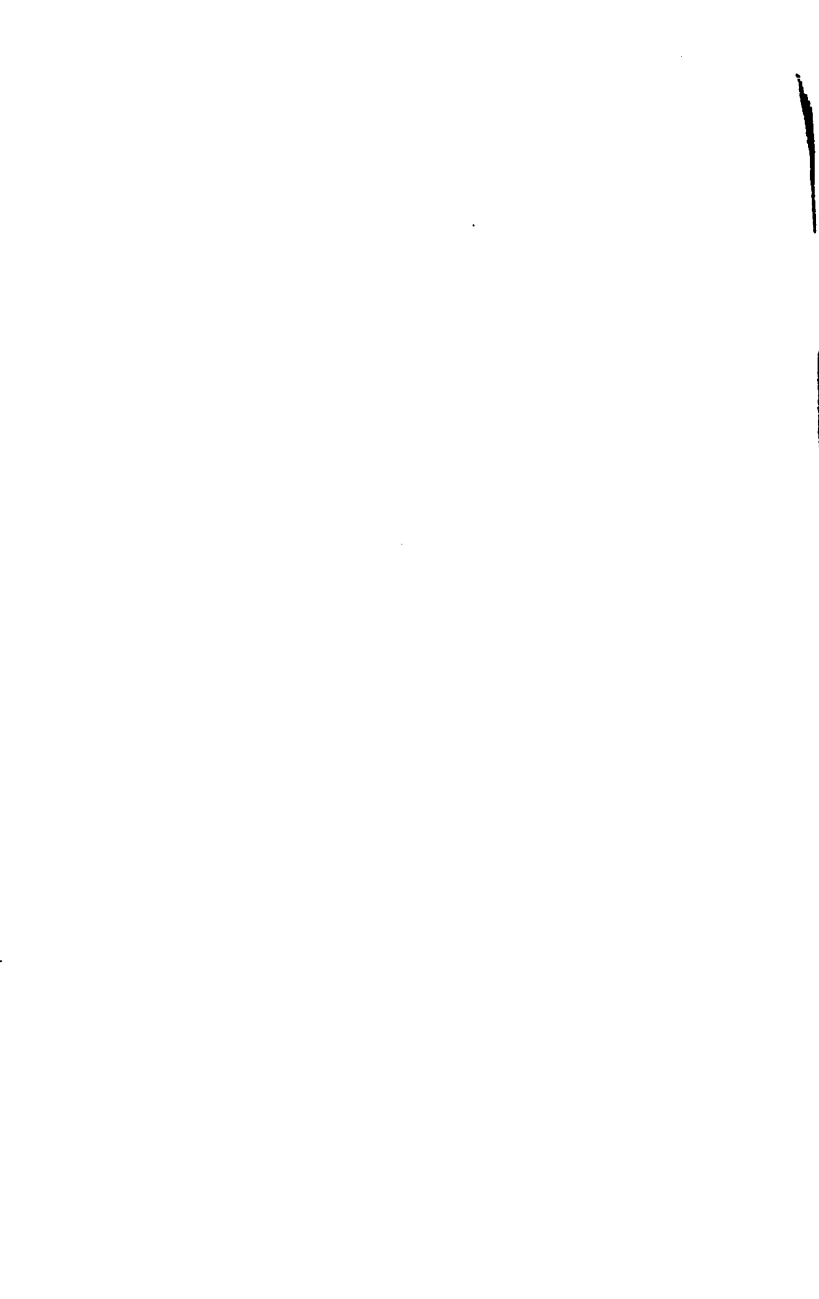
Walachei, die, und Moldau, in Hinsicht auf Geschichte und Landesbeschaffenheit, Verfassung, gesellschaftlichen Zustand und Sitten der Bewohner. Nach Wilkinson und anderen Quellen gearbeitet von R. Lindau. 8. 1829. 1 Thlr. 10 Ngr.

Walsh, Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn. Ein Beitrag zur neuesten Kunde des türkischen Reiches. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. Mit einem Plane der Gegend um Konstantinopel. 8. 1828. 2 Thlr. 11 $\frac{1}{2}$ Ngr.









NOV 22 1940

